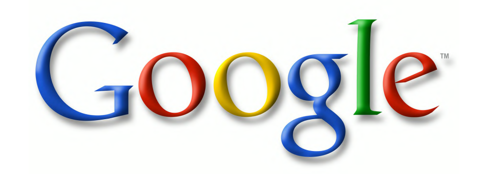


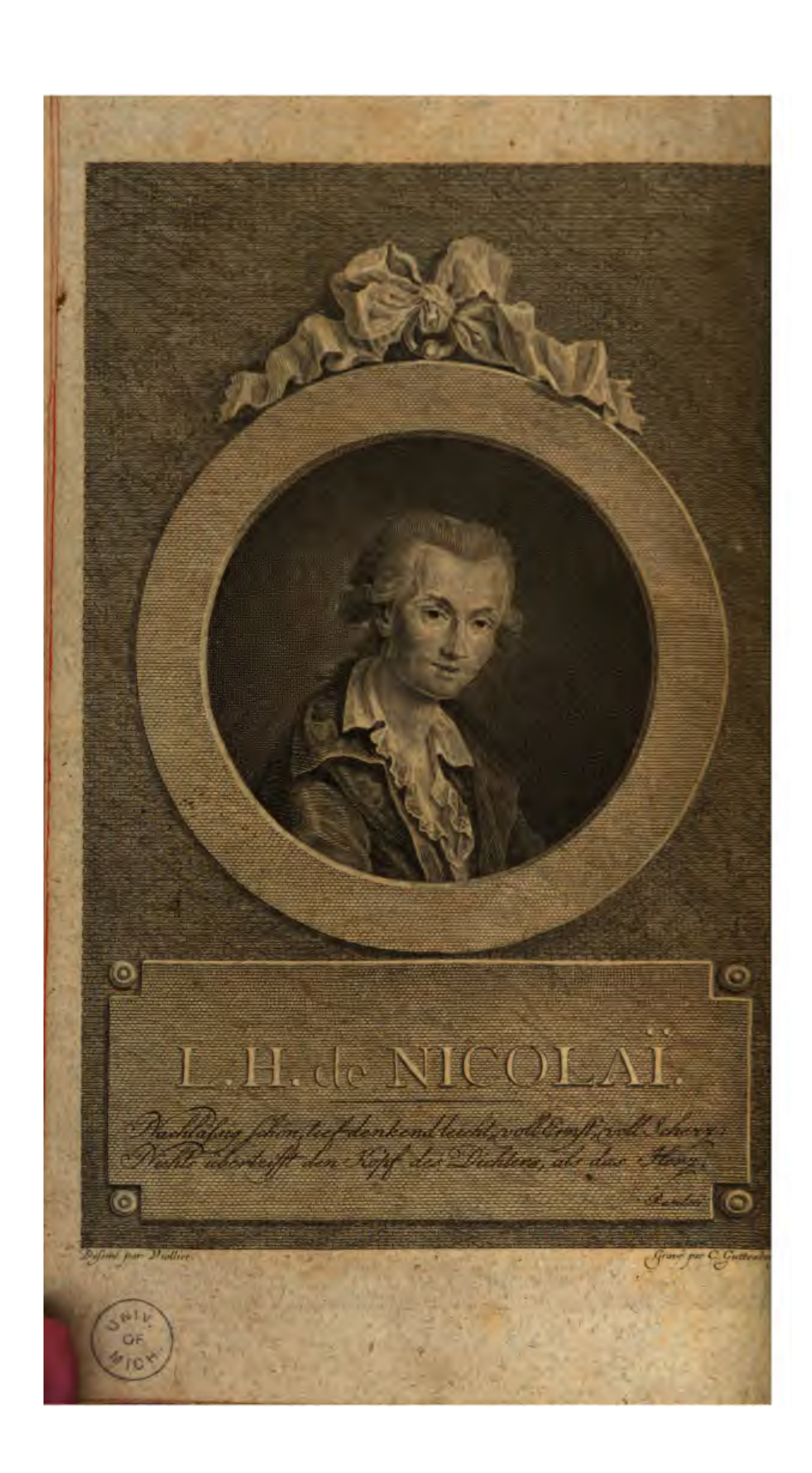



A 946,843



Litt. I.
2.
1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE




L. H. de NICOLAÏ.
Nachlässig schön, tief denkend leicht, voll Ernst, voll Scherz:
Nichts übertrifft den Kopf des Dichters, als das Herz.
Ramler.
Dessiné par Viollier.
Gravé par C. Guttenb

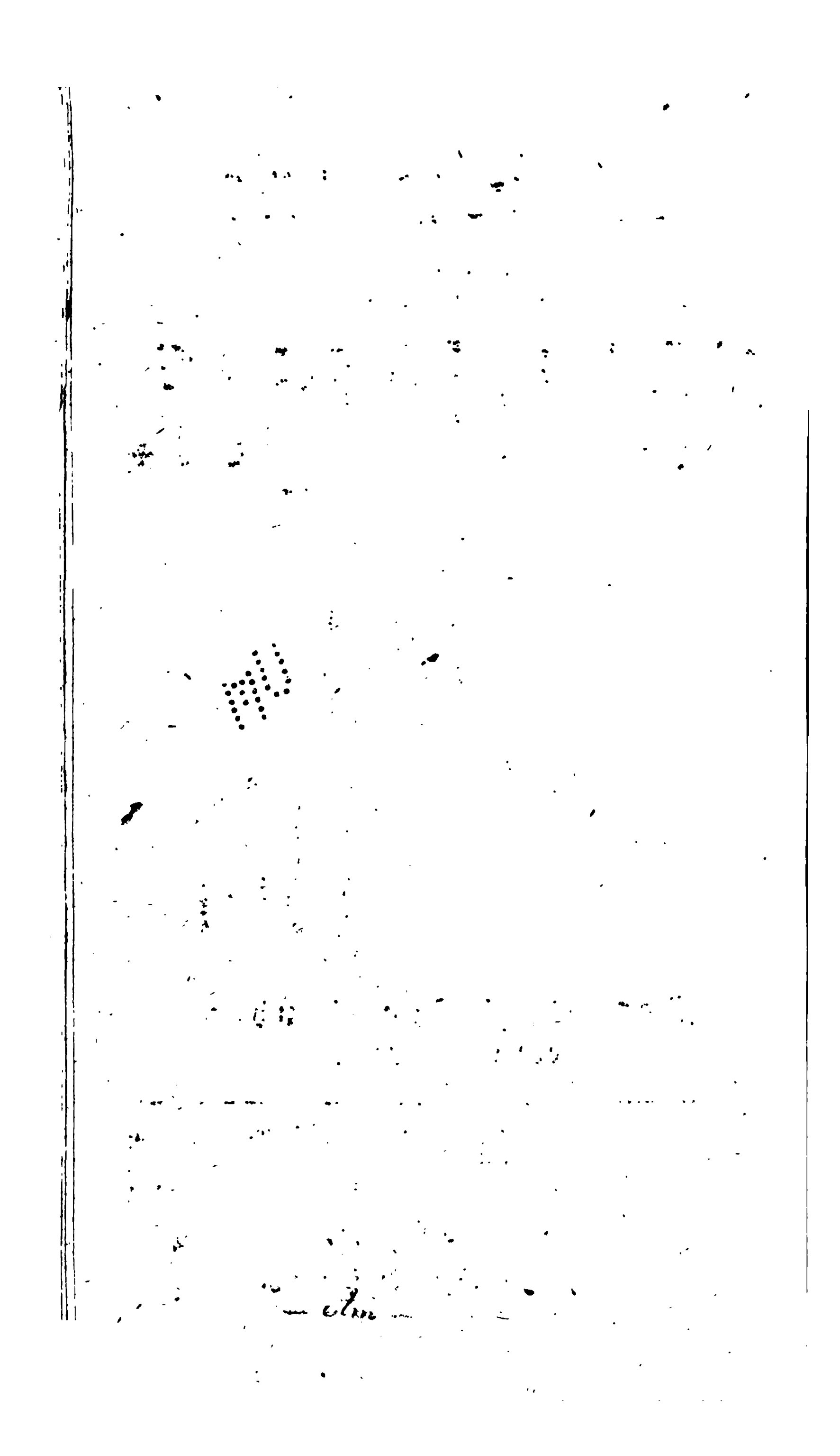
Allgemeine deutsche Bibliothek.



Des achtzigsten Bandes erstes Stück.

Mit Röm. Kayserl. Königl. Preußischen, Chursächsischen und Churbrandenburgischen allergnäd. Freyheiten.

Berlin und Stettin, verlegts Friedrich Nicolai, 1788.



Verzeichniß

der im ersten Stücke des achtzigsten Bandes recensirten Bücher.

Kurze Nachrichten.

1. Protest. Gottesgelahrheit.

2. Rechtsgelahrheit.

3. Arzneygelahrheit.

J. G.

4. Schöne Wissenschaften.

5. Schöne Künste.

6. Romane.

7. Weltweisheit.

8. Naturlehre und Naturgeschichte.

9. Geschichte, Erdbeschreibung, Diplomatik.

Kurze

9. Gelehrtengeschichte.

10. Philologie, Kritik und Alterthümer.

11. Er-

11. Erziehungsschriften.

12.

13. Vermischte Nachrichten.

Verzeichniß der recensirten Bücher.

Nachrichten.

I. Göt-

I.

Göttingisches historisches Magazin von C. Meiners und L. T. Spittler. Ersten Bandes erstes, zweytes, drittes und viertes Stück. Hannover, im Verlag der Gebrüder Helwing. 1787.

Ein neues periodisches Werk, das zwar keinen neuen Plan, aber doch dies Eigenthümliche hat, daß zu demselben nur blos die beiden Herausgeber verfertigen; denn ihr Zweck ist insonderheit über verschiedene einzelne Gegenstände, die sie in einem zusammenhängenden historischen Werke zu bearbeiten entweder keine Zeit, oder keine Lust hatten, ihre Gedanken auf diese Weise dem Publikum mitzutheilen. Selbst diejenigen, die ihnen Materialien liefern, müssen sich daher eine Umarbeitung gefallen lassen. Jährlich erscheinen 8 Stücke in 6 wöchentlichen Entfernungen, wovon 4 Stücke einen Band ausmachen, und mit einem besondern Titelblatt versehen werden.

Das erste Stück enthält folgendes:

I. Ueber die Begriffe verschiedener Völker vom Werthe der Jungfrauschaft, vom Herrn Meiners.

Er unterscheidet die Mongolischen, Slawischen und Celtischen Völker. Erstere wozu er die Kamtschadalen Lappen, die ursprünglichen Einwohner von Amerika, die Negern in Afrika (nämlich die, welche nicht blos durch Farbe, sondern auch durch Bildung des Gesichts und Körpers Negern sind, im Gegensatz gegen die Negern Habessinischen oder Arabischen Ursprungs), ferner die Bewohner des ganzen südlichen Asiens von der Malabarischen Küste an, bis über die entfernteste Ostindische- und Südseeinseln rechnet, setzen nicht allein auf die Jungferschaft gar keinen Werth, sondern sehen sie als ein Uebel an, dessen sie sich bey ihren Bräuten gerne durch andere entledigen lassen. Zu den Ursachen dieser Sitten giebt er an a) die Meynung dieser Völker von der Unreinigkeit der Weiber wegen ihres periodischen Blutverlustes, besonders der vergiftenden Eigenschaft unverehelichter Mädchen oder Wittwen, die eine zeitlang Wittwen waren; einem Gifte, dessen sie erst durch den Beischlaf wieder entladen werden.

b) Die Schwäche dieser Nationen, die dem Bräutigam die eigene Zerstörung der Jungfrauschaft zu mühsam macht. Die Kamtschadalen bezahlen sogar denjenigen, der die Mühe übernimmt, bey der Braut zuerst zu schlafen. Unter den Naudowessins in Amerika setzte sich eine Dame durch ein Reisfest so in Credit, daß sie unter den angesehensten Kriegern nur ihren Bräutigam wählen durfte. Sie invitirte 40 Krieger auf Reis und Wildprett, und schenkte jedem den vollen Genuß ihrer Reize. In Hindostan opfern noch immer die Bräute ihre Jungferschaft einem eisernen Phallus oder Lingam. Des Verfasser läßt jedoch Ausnahmen zu, als die Abpoinen, die Einwoh-

wohner von Siam, und viele Negern der östlichen Küste von Afrika, welche leztere er jedoch dadurch wieder unter seine Regel bringt, daß er sie für nicht Mongolischen, sondern Arabischen oder Habessinischen Ursprungs hält.

Die Slawischen Völker, nämlich die Völker des Morgenlandes, die Tatarn, Kirgisen, Tschuwascher, Tscheremissen, Russen, Polen, Litthauer, Moldauer, Walachen rc. sind desto mehr enthusiastische Verehrer der Jungfrauschaft, welche sie jedoch nicht in der Reinigkeit des Herzens und der Sitten, sondern allein in den zweydeutigen physischen Zeichen suchen, daher die unanständige Vorzeigung des Brauthemdes.

Die Celten endlich, als Römer, Griechen; die Germanischen Völker schäzten die eigentliche jungfräuliche Unschuld und Keuschheit.

Aufrichtig gesprochen! uns scheint sowohl in dieser als in den folgenden Abhandlungen der wesentliche, allgemein über den ganzen Erdball sich erstreckende Unterschied sowohl in Volkssitten, als in körperlichen und Geisteseigenschaften der Mongolischen, Slawischen und Celtischen Stämme zu willkührlich festgesezt zu seyn, und durch die mancherley zugestandene Ausnahmen so sehr wieder zu zerfallen, daß am Ende nicht viel mehr, als der verschiedene, allen Stämmen gleich zukommende Einfluß des Clima und des Bodens, der politischen Verfassung, Religion und des Zufalls überbleiben möchte.

II. Betrachtungen über die Männerwochen, und über die freiwilligen Verstümmelungen unter verschiedenen Völkern.

Der Verfasser leitet die Männerwochen nicht allein aus dem Wahne her, als wenn der Mann

durch die Hervorbringung des neugebohrnen Geschöpfs sich eben so sehr erschöpft hätte, als das gebährende Weib, sondern auch daraus, daß man glaube, die Lebensart der Eltern habe auf die Gesundheit des Kindes in der ersten Zeit nach der Geburt desselben Einfluß, und endlich auch aus freiwilligen Büssungen, wodurch man erzürnte Götter versöhnen, und dem Kinde ein glückliches Schicksal erwerben will. Dieser Absicht, böse Gottheiten zu befriedigen, mißt der Verfasser denn auch die freiwillige Verstümmelungen bey, da einige Nationen sich selbst Finger, und andere die Nasen abschneiden, zum Theil sogar ihre Zeugungsglieder verwunden. Von dem Abschneiden der Finger vermuthet der Verfasser, daß diese Sitten vormals unter den Mongolischen Völkern in Asien allgemein geherrscht, und sich erst in spätern Zeiten in manchen Gegenden durch die Gemeinschaft mit aufgeklärten Nationen verloren habe.

III. Zwey Briefe Landgrafs Philipps von Hessen, an Herzog Christoph von Wirtemberg, vom 16ten October 1560 und vom 25sten März 1561, enthalten einige Züge zum Sittengemälde damaliger Zeiten, und werden durch die Naivetät der Sprache noch interessanter. Die Söhne Philipps, von denen der vierte erst 14 Jahr alt war, begiengen viele nächtliche Schwärmereien und Unzucht, zum Theil mit Gewalt, fielen den fürstlichen Bedienten Abends spät an ihre Häuser, tanzten mit ihren Weibern und Töchtern, und hätten beinahe den Rath Simon Bingen erstochen. Landgraf Wilhelm sollte sogar ein Mädchen an den Tisch gebunden und besichtigt haben. Nichts desto weniger versichert Philipp, Landgraf Ludwig sey sonst ein treuer frommer Mensch, und ein

ein guter Weidmann, der sich auch gerne voll trinke.

IV. Historischer Commentar über das erste Grundgesetz der ganzen Wirtembergischen Landesverfassung, über den unter kaiserl. Vermittelung den 8ten Jul. 1514 zu Tübingen geschlossenen Vertrag. Voll schöner Bemerkungen über landschaftliche Verfassungen, die überhaupt dem Hrn. Spittler viel Aufklärung zu danken haben. Sonderbar ist es, daß im Wirtembergischen die Cammerunterthanen sich zum Rang eines Landstandes, und zwar des wichtigsten Landstandes, erheben. Vorbereitet ward die Sache durch fürstliche Theilungen, da es jeden Theilenden interessirte, daß des andern Theil auf den Succeßionsfall für ihn ungemindert erhalten würde; allein ihre wahre gesetzliche Existenz verdankt die Landschaft nicht, wie in andern Provinzen, dem Herkommen und Zufall, sondern Graf Eberhard der ältere errichtete absichtlich Landstände, setzte ihre Form, die in einer völligen Gleichheit des Prälaten, Ritter, und des dritten Standes bestand, unter kaiserlicher Authorität fest, um sein Land für den Verschwendungen seiner Nachfolger zu schützen, und seinem Testament die Execution zu sichern. Der Verfasser macht hier die schöne Bemerkung, wie wenig politisch der jetzige Hang der Fürsten zum Despotismus sey, wie sehr es sie selbst interessire, Landstände zu haben, wenn sie anders wollen, daß der Bau, den sie aufgeführt haben, nicht gleich nach ihrem Tode wieder zerfalle, wenn ihr Wille noch bey ihren Nachfolgern etwas gelten soll. Eberhard hatte ganz andere Grundsätze, als unsre heutige Fürsten, die möglichst ihre Bedienten in das Corps der Landstände hineinzubringen, und eben dadurch sie von sich abhän-

abhängig zu machen suchen; er zog den dritten Stand hervor, und gab ihm eine völlige Parität, eben weil dieser Stand unabhängiger, der Hofluft weniger empfänglich ist. Die Wirkung zeigte sich bald unter Eberhards II. Regierung, nach dessen Entsetzung durch die Vormundschaft des minderjährigen Ulrichs das System noch mehr Festigkeit erhielt. Allein nachdem dieser zur Regierung kam, entstanden Zweifel, auf die Eberhard der ältere nicht gedacht hatte; die verschwenderische und despotische Regierung Ulrichs, seine Schulden und Auflagen erregten Händel zwischen Landesherrn und Unterthanen, welche endlich eine wohlthätige Crisis hervorbrachten, die durch ein Compromiß auf die zur Vermittelung vom Kaiser und verschiedenen Reichsständen abgeschickte Gesandten zu Tübingen 1514 beigelegt wurden. Der dritte Stand übernahm unter gewissen Modificationen die ganze Schuldsumme; die Prälaten gaben nur eine unbestimmte, mit jeden Einzelnen zu accordirende Nebenhülfe, und die Ritterschaft nichts. Dadurch verlor das Land nachmals seine Ritterschaft gänzlich; die Prälaten suchten sich auch gutentheils loszumachen; der dritte Stand hingegen gewann um so mehr Gewalt, weil nun eine eigene, von ihm nur abhängige Casse, und eben dadurch auch ein Ausschuß entstand. So hat das Schuldenwesen der deutschen Fürsten im 16ten und 17ten Jahrhundert, und der plötzliche Nothstand, in den sie durch den schnell eindringenden Luxus und damalige Conjuncturen zu einer Zeit geriethen, da das Finanzsystem noch nicht verfeinert, und die Gewalt der Fürsten noch nicht befestigt war, fast allenthalben deutsche Freiheit und landständische Verfassung, die noch auf unsichern, zweifelhaften Herkommen beruhte, in eine feste, gesetzliche Form gebracht;

bracht; wir kauften damals Freyheit für Geld zu den damaligen wohlfeilen Preise ein, und insonderheit der dritte Stand, der immer gerne bey sich versehen ließ, hat auch dasmal auf einen sehr glücklichen Wucher geliehen.

V. Kurze Geschichte der Meynungen roher Völker von der Natur des Himmels, der Gestirne, der Erde, und der vornehmsten Naturerscheinungen am Himmel und auf der Erde.

Eine Sammlung dieser verschiedenen Meynungen, wegen der Folgerungen, die daraus fließen, verweiset der Verfasser auf künftige Abhandlungen.

VI. Beweis, daß die südlichen Völker einen viel stärkern Hang zu hitzigen und betäubenden Getränken, und Droguen haben, als die nördlichen. Der Verfasser zeigt, wie auch diejenigen Nationen, welche keine berauschende Getränke genießen, sich doch an Opium, Betel, Hanfblättern und dergl. schadlos halten. An dem Opium scheint er mit Marsden die Wirkung der mörderischen Wuth bezweifeln zu wollen, da doch die in der Hawkesworthischen Reisebeschreibung erzählte Vorfälle von Batavia, und die dortigen Anstalten der Regierung deshalb keinen Zweifel mehr überlassen. Daß die Italiener, Franzosen, Portugiesen und Spanier im Mittelalter, der Völlerey früher entsagt haben, als andere Nationen, kam theils von ihrer frühern Cultivirung, theils (bey den Spaniern und Portugiesen) von der Mischung der Maurischen Gemüthsart und Sitten. — (Dem Recensenten scheint das warme Clima zu hitzigen Getränken an sich nicht einladend zu seyn; wogegen er gerne zugiebt, daß wenn in demselben ganze Nationen oder einzelne Subjecte erst mit ihnen näher bekannt geworden, die denselben eigene größere Reiz-

Zartheit der Nerven, und der ihnen daher mehr fühlbare Anmuth einer Küzelung derselben, die Begierde dazu weit hinreißender, und die Nervenschwäche das neugewordene Bedürfniß weit nothwendiger für sie mache, als solches bey den mit gröbern Nerven versehenen Nordischen Nationen Statt findet; so wie aus der nämlichen Ursache das Frauenzimmer weit weniger dazu geneigt ist, wie der Mann, aber, nachdem es einmal in Geschmack gekommen ist, eine weit heftigere Begierde dazu empfindet, und dessen weit weniger entbehren kann, als jener.)

VII. Bemerkungen und Fragen eines Reisenden über Cultur, und den Anblick einiger Gegenden in Niedersachsen, Franken und Thüringen.

Interessante Schilderungen mit zum Theil unaufgelösten Fragen über den Zustand des Landmanns im Hessischen, Fuldaischen, Würzburgischen, Meiningischen, Eisenachischen und Hannöverischen. — Der Landmann im Stifte Würzburg hat sich, seit Menschen denken, außerordentlich aufgenommen. In ergiebigeren Fruchtgegenden sind Bauern mit einem Vermögen von 20, 30 und mehreren tausend Gulden gar nicht selten. Insonderheit hat sich die Zucht der Obstbäume vermehrt. Ein Dorf, das jährlich wenigstens für 6000 Gulden Kirschen verkauft. — Auf einem Berge, der noch vor 15 Jahren so öde war, daß man die Aecker kaum umsonst annehmen wollte, wird jetzt, durch die Anpflanzung von Kirschbäumen, der Acker oder Viertelmorgen für 136 Gulden verkauft. Ein einziger Kaufmann in Würzburg verkaufte im Jahr 1783 — 4000 Centner getrockneter Quetschen.

VIII.

VIII. Auszug aus einem Briefe aus London vom 30sten November 1786.

Merkwürdige Anekdoten. Das englische Volk wird jetzt im Parlemente von der Ostindischen Compagnie beherrscht. Diese hat 81 Stimmen, die ihr gänzlich eigen, und noch 30 andere, die sehr zu ihrer Disposition sind. Fox kann auf 36 rechnen, und Pitt nur auf 18; der letzte wird nicht für den wirklichen Minister, sondern nur für das Organ vom Lord Thurlow gehalten, und Fox wäre schon wieder Minister, wenn er nicht von der Ostindischen Compagnie so gefürchtet würde. — Statt des Gepränges, womit die Besatzungen in unsern deutschen Städten erscheinen, darf die Besatzung der City, wenn sie abgelöst wird, weder in Gliedern, noch mit Trommeln, oder mit geladenen Patronen marschiren, sondern muß sich in kleinen abgesonderten Haufen durch die Strasse schleichen. In allen Städten müssen die Besatzungen den Tag vorher, ehe die Sherifs zur Haltung der Gerichte ankommen, ausziehen, damit aller Schein von militairischer Gewalt vermieden werde.

IX. Auszug aus einem Schreiben aus Irrland vom December 1786.

Irrland möchte, bey aller jetzigen Betriebsamkeit schwerlich den Grad der Cultur erreichen, welchen England hat, weil die Sitten der Nation in den höhern Ständen früher verdorben worden, als die niedern Stände ihre alte Barbarey verlassen haben.

X. Einige Nachrichten über den Chaußeenbau im Würzburgischen.

Der

Der Hofcammerrath Stoll, ein sehr ehrwürdiger Mann. Vor ihm kostete jede Meile 24000 Thaler und noch mehr; er übernahm sie für 18 — 20000 Fl. (9 Fl. auf 1 alten Louisd. gerechnet). Auf seine Veranlassung wurden die Frohndienste in Contribution zum Wegebau verändert. Im Mainzischen, wo vorher Bauern oft 8 — 9 Stunden zum Frohnen herkommen mußten, kam die Meile auf 50000 Fl. zu stehen. Eine Strecke Weges, die um eine große Summe verdungen war, lieferte er um ein Beträchtliches wohlfeiler, gewann doch noch einige 1000 Fl. und gab diese der Baucasse zurück. Von der fürstl. Cammer ergieng einst der gemessene Befehl an ihn, 1900 Fl., die er verdient, aber sich geweigert hatte, anzunehmen, ohne weitere Einwendung abfordern zu lassen.

XI. Einige Actenstücke zur Geschichte der Gefangennehmung des Chursächsischen Feldmarschalls von Schöning.

Schöning, vorher Brandenburgischer General, nachmals Sächsischer Feldmarschall, hatte den Sächsischen Hof zu einem Neutralitätsprojecte bestimmt, und mit dem Hannöverschen Minister, Otto Groten, so eben verabredet, als dieser um seine Churnegociation durch eine Drohung bey dem kaiserl. Hofe zu befördern, solches dem kaiserlichen Minister, Baron Stratmann, entdeckte. Der Churhut ward nun auch wirklich durch dieses Schrecken gewonnen, aber zugleich auf Schöningen die Rache des kaiserlichen Hofes geleitet. Er ward 1692 als ein Brunnengast im Töplitzer Bade in Arrest genommen, und nach Brünn in Mähren als Gefangener gebracht, wo er 2 Jahr, ungeachtet aller Beschwerden des Sächsischen

schen Hofes, der doch ein Minister des Kaisers war, gefangen gehalten wurde. Der kaiserl. Hof achtete darauf um so weniger, weil die Maitresse des Churfürsten durch die Erhöhung in den Reichsgräfenstand gewonnen war. Endlich bewirkte er selbst seine Freiheit durch ein Geschenk von 30,000 Rthlr. an einen kaiserl. Minister.

Von der Unterhandlung beider Höfe über die Befreiung des Schöning werden nun hier 2 Briefe des Kaisers und Churfürsten geliefert, die auch darum merkwürdig sind, weil die Dependenz des damaligen Sächsischen Hofes allenthalben daraus hervorleuchtet.

XII. Boventher, kein Eigenthum der Herren von Plesse, sondern blos ein Pfandschaftsstück, das die Herzoge von Braunschweig noch nicht gelöset hatten, als der Plessische Stamm 1571 ausstarb, und Landgraf Wilhelm IV. von Hessencassel in Besitz der Plessischen Güter sich setzte.

Hier wird eine bisher unbekannt gewesene Urkunde des Herzogs Otto von Braunschweig vom Jahre 1374 geliefert, worin derselbe Haus und Schloß Boventher, und 6 Mark jährlicher Geldeinnahme, die er bey dem Rathe zu Northeim stehen hatte, an die Gebrüdere Johann und Gottschalken Plessen für 400 Mark Silber auf 6 Jahre verpfändet. Bey den Streitigkeiten des Braunschweigischen und Hessencasselischen Hauses über die Herrschaft Plesse scheint diese Urkunde vergessen zu seyn, und man muß gar nicht gewußt haben, daß Boventher kein Zubehör der Herrschaft Plesse, sondern nur ein Pfandbesitz derselben sey. Herr Spittler läßt dahin gestellt seyn, in wie ferne dies Pfand noch jetzt eingelöset werden könne, und ob nicht etwa nachmals das Pfandrecht durch

irgend

würzhafte Strohweine. — Der fürstliche Keller in Würzburg enthält 3000 bis 3500 Fuder, nimmt den jährlichen Ertrag von etwa 1000 Morgen fürstlicher Weinberge auf, und theilt jährlich wieder 500 Fuder Besoldungswein aus. Hier liegen Weine von 1540 und 1631. Der Wein von 1783 wird auch in Franken allen berühmten Jahrgängen vorgezogen.

II. Ueber die große Verschiedenheit der Biegsamkeit und Unbiegsamkeit, der Härte und Weichheit, der verschiedenen Stämme und Racen der Menschen.

Der Verfasser geht von dem Grundsatz aus: je geistreicher und edler Nationen von Natur sind, desto biegsamer und zugleich desto empfindlicher, zärter und weicher sey ihr Körper; je weniger hingegen sie Fähigkeiten und Anlagen zur Tugend besitzen, nicht blos desto unbiegsamer, sondern auch desto gefühlloser werden ihre Leiber, desto mehr können sie Schmerzen, und die höchsten Grade, oder die schnellsten Abwechslungen von Hitze und Kälte aushalten; desto weniger sind sie Krankheiten ausgesetzt; desto leichter erholen sie sich von Wunden, die unter empfindlichern Völkern durchaus tödtlich sind, und desto eher ertragen sie ohne Schaden die schlechtesten und unverdaulichsten Speisen, und den unmäßigen Genuß von hitzigen Getränken. Er macht dabey einen Unterschied unter natürlicher Härte und Abhärtung, so wie unter Weichheit und Zärtlichkeit im Gegensatz gegen Weichlichkeit. Abhärtung sey Vollkommenheit; Härte ein angebornes Gebrechen, wobey er als ein Beyspiel der Abhärtung eine Digression auf den Herrn von Trenk macht, und in eine enthusiastische Bewunderung dieses Helden ausbricht, womit Recensent durchaus sympathi-

pathisirt hat. Nach jenen Bestimmungen macht er nun eine Gradation von dem substantiellen Werth der drey Volksstämme, nämlich des Mongolischen, Slavischen und Celtischen Stammes, so wie auch bey den Thieren die edleren und unedleren Arten sich darnach abstufen sollen. Recensent muß hier das, was er über die erste Abhandlung des ersten Stücks schon gesagt hat, wiederholen, und bemerkt dabey noch, daß die Beyspiele des Verfassers grade das Gegentheil beweisen, und die vorangeschickte Bestimmungen in demselben verwechselt sind. So sagt er z. B. S. 221. neugeborne Kinder (bey den Russen) werden nicht nur gleich nach der Geburt kalt gebadet, sondern werden auch schon im ersten Jahre an die plötzliche Abwechslungen von heißen und kalten Bädern gewöhnt. Dann und wann stirbt ein Kind im Anfange dieser Versuche, allein in diesem Falle tröstet man sich damit, daß ein solches Kind doch sein ganzes Leben durch kränklich geblieben wäre.

Hieraus ergiebt sich ja deutlich, daß die Härte dieser Slavischen Völkerschaft, Abhärtung, nicht natürliche Härte sey. Heiße Bäder sollen (S. 222) der Organisation der Slavischen Völker nur angemessen seyn; die Celtischen würden dadurch entkräftet werden, weil sie aus einem zartern Leim geschaffen wären; allein hatten unsere teutschen Vorfahren im Mittelalter nicht eben sowohl warme Bäder im häufigsten Gebrauch, und befanden sich doch wohl dabey? Wir zweifeln übrigens auch, ob die aus Reisebeschreibungen aufgenommene Data mit philosophisch historischer Critik genugsam geläutert worden.

III. Ueber den Hang vieler Völker zu fetten Speisen und Getränken.

Dieser Aufsatz hat fast den nämlichen Gegenstand zum Vorwurf. Es heißt: Völker sind um desto thierischer und roher, je gefräßiger sie sind, je ekelhaftere und ungenießbarere Sachen sie verschlingen, endlich je eine größere Begierde nach lauterem Fett oder animalischen Oele sie haben. Da tritt denn die nämliche Gradation ein, und der Mongolische Menschenstamm ist die unterste Gattung. Allein schon mit den Isländern kann der Verfasser nicht fertig werden, und will nun, um sie zu Slaven zu machen, sie nicht allein von Celtischen Normannen, sondern auch von Slavischen Finnen abstammen lassen, gesteht aber doch endlich, daß die Kälte des Climas wohl viel dazu beytrage, als welcher das thierische Oel heilsam sey. Wie er selbst an einer andern Stelle sagt, erhielt der Deutsche, und also Celtische Steller, auf der wüsten Insel in der Kälte, blos sein Leben durch Rennthierfett, welches er wie Wasser trank, und also scheint das Fetttrinken Bedürfniß des kalten Climas für jeden Volksstamm nicht substantielle Eigenschaft des Mongolischen Stammes, nicht durch Generation abstammende Familienneigung zu seyn.

IV. Ueber den Hang verschiedener Völker zur Völlerey. Hier liegt abermals die Theorie von den angebornen Eigenschaften der Volksstämme zum Grunde, und die Abhandlung ist mit der im ersten Stücke Nr. VI. angezeigten, fast die nämliche, welches nicht ohne Wiederholung abgeht. Die Mongolischen Völker sind als die unedelste Menschengattung der Völlerey, und den berauschenden und betäubenden Getränken am meisten zugethan, und spüren den wenigsten Schaden davon; nächst ihnen die Slavischen. Und doch gesteht der Verfasser, daß der Brannte-

wein,

wein, den der Celtische Europäer den mongolischen Americanern zubrachte, die neue Welt mehr entvölkert habe, als das Schwerdt der Europäer; daß man die Völker, die Branntewein trinken, am äußern Ansehn schon unterscheiden könne. Ihre Mongolische Organisation konnte ihn also eben so wenig vertragen, wie die Europäische; sie war also nicht unedler, wie die Celtische.

V. Unmaaßgebliche Gedanken über die Posten- und Wegegelder in einigen Gegenden von Teutschland. Zu den Mißbräuchen werden gerechnet a) die Unbestimmtheit der Gesetze über die Zahl von Pferden, die man auf jeder Station nehmen muß, b) das Zögern der Fortschaffung der Extraposten, c) die schlechten, oft ausgemergelten Pferde, d) der Mangel eines an Ort und Stelle befindlichen Richters für die Klage der Reisenden über den Postmeister, e) daß man mehr Meilen bezahlen muß, als der Weg lang ist, f) die Unbestimmtheit in Rücksicht auf das den rückkehrenden Postillons zu bezahlende Sperrgeld, g) einige Unordnungen mit dem Chaußeegelde; gegen diese Mißbräuche werden zum Theil Vorschläge zur Abhelfung vorgetragen.

VI. Einige Nachrichten über das in Würzburg neu errichtete Werk- und Zuchthaus. Es ward 1731 vom Fürsten Friedrich Carl von Schönborn errichtet, und war eine Arbeitsanstalt, gerieth jedoch in Verfall, als man allmählich anfieng, grobe Verbrecher hineinzustecken, indem sich nun die freiwilligen Arbeiter zurückzogen; der jetzige Fürst übertrug eine Verbesserung der Einrichtung einem ehemaligen Schneidermeister, Namens Quanti, der neue Arbeiten einführte, auch Arbeitern außerhalb Hauses Verdienst

 gab,

gab, so daß es jetzt 20 Leineweber in Beschäftigung erhält, und das Vermögen des Hauses seit 1780 um 67,797 Fl. gestiegen ist. Der Fürst hat auch nachmals das Zuchthaus für Verbrecher gänzlich davon getrennt, und ein neues Gebäude für letztere angelegt.

VII. Reglement der Göttingischen Professors-Wittwencasse vom 5ten August 1743. Die Wittwe eines Professoris, sowohl ordinarii, als extraordinarii bekam ursprünglich 40 Rthlr., jetzt erhält sie 70 Rthlr. — Die Casse hat kürzlich einen Zuwachs von 18000 Rthlr. Capital durch ein Legat der verstorbenen Buchhändlerin Vandenhök, erhalten.

VIII. Berechnungen des Flächeninhalts aller Churhannöverschen Lande, wie sich dieselben als Resultat der jüngst vollendeten allgemeinen Ausmessung ergab, nebst Bemerkungen über die Populationsverhältnisse derselben.

Das ganze Land enthält, wie man nunmehr gewiß weiß, 513⅞ geographische Quadratmeilen, statt daß Hr. Büsching deren 700 gerechnet hat. Die Population schätzt der Verfasser (wiewohl blos nach Vermuthungen) zu 850,000 Menschen; kommen also 1653 Einwohner auf die Quadratmeile, folglich mehr als im fruchtbaren Holstein und in der Mark Brandenburg, in welcher letzterer nach der Herzbergischen Angabe nur 1479 Menschen auf die Quadratmeile kommen. Das fruchtbare Calenberg zählt, nach des Verfassers Anschlage, 2556 Menschen auf die Quadratmeile.

IX. Ueber die gegenwärtigen Unruhen von Holland.

Ein

Ein Auszug aus der Lettre d'un observateur impartial sur les troubles actuels de la Hollande. Nimegue, 1787. 8. 93 S. Der Uebersetzer hält ihn für fast ganz unpartheiisch; dem Recens. scheint er sogar unpartheiischer zu seyn, als er hat scheinen wollen.

X. Schreiben eines Reisenden über Leibnizens Grabmal.

Leibnizens Grab war vorhin ganz unbekannt; jetzt weiß man, daß sein Leichnam in einem Seitengange der Neustädter Kirche ohne Leichenstein liegt. Eine Gesellschaft junger!! Freunde der Wissenschaften in Hannover soll gewillt seyn, ihm ein Denkmal zu setzen, ist aber noch nicht einig, ob sie ein Monument, oder ein anderes Denkmal wählen wolle.

XI. Ueber einige Verzierungen der Zähne unter verschiedenen Völkern.

Alle große Nationen des südlichen Asiens färben ihre Zähne schwarz. Der Verf. hält mit Loubère dafür, die Ursache liege im Betel kauen, welches auf die Länge eine schwärzliche Cruste an die Zähne ansetzt. Diesen Uebelstand zu verbergen, färben sie sie lieber ganz schwarz.

Einige dieser Völker überziehen die Zähne mit Goldblech. Man reißt den Mädchen in ihrer frühen Jugend Zähne aus, und setzt ihnen goldene ein. Viele Negern in Afrika feilen sich die Zähne spitzig. Dies soll ein Rest seyn, von ihren vormaligen Sitten (die mit dem Betel kauen bey Veränderung ihrer Wohnsitze sich zugleich verloren hat), die Zähne zu schwärzen, als welches nicht eher geschehen kann, bevor das Email nicht abgefeilt worden.

XII. Geschichte der Fundamentalgesetze der deutschkatholischen Kirche in Verhältniß zum Römischen Stuhl.

Der Verfasser hält die Aschaffenburgische Concordate, worauf sich noch neuerlich der Emsercongreß gestützt hat, nicht für hinreichend, die deutsche Kirchenfreiheit gegen den Pabst zu begründen. Wir versparen die Recension dieser Abhandlung auf die Fortsetzung derselben, die in einem der folgenden Stücke versprochen wird.

Unsere Leser werden schon durch diesen Auszug sich hoffentlich überzeugen, daß diese periodische Blätter zu den interessantesten ihrer Art gehören, deren lange Fortdauer insonderheit für die Aufklärung der deutschen Geschichte sehr zu wünschen ist. Wir bemerken übrigens nur noch, daß der in dem Verzeichniß unter Nr. XII. angezeigte Aufsatz, Auszug einiger Briefe aus Mainz und Frankfurt am Main, die Mainzische Coadjutorwahl betreffend, nach schon geschehenem Abdruck, herausgenommen worden.

Das dritte Stück des Magazins enthält folgende Aufsätze:

I. Kurze Geschichte des Adels unter den verschiedenen Völkern der Erde.

Der Begriff von Adel sey in der menschlichen Natur gegründet, befinde sich nicht blos unter geistlosen und rohen Völkern, sondern auch unter den edelsten Nationen; sey unter den meisten Völkern vor Entstehung einer höchsten Gewalt, oder doch vor der erblichen Alleinherrschaft entstanden. Dies wird aus der Geschichte der verschiedenen Völker dargethan, wobey erst die ganz wilden Völker, nachher die nomadischen,

bischen, alsdann die halb aufgeklärten Völker von Mongolischer und Slavischer Abkunft, endlich aber die Celtischen Völker, besonders die Griechen und Römer, abgehandelt werden. Man bemerkt auch bey dieser Untersuchung den Einfluß des von dem Hrn. Verfasser angenommenen Systems von dem verschiedenen angebornen Werthe der Mongolischen, Slavischen und Celtischen Volksstämme. Daß ein muthiger und starker Vater auch eben solchen Sohn erzeuge, sey die erste Grundlage zu dem Begriff von einem Vorzuge gewisser Geschlechter. Daher die sorgfältig geführten Stammtafeln von den Arabischen Pferden, die sich oft auf 500 Jahre hinaus erstrecken, und unter denen es wiederum verschiedene Classen des Adels giebt, darnach sie von gleich edlen Mutterpferden gefallen, oder Mißheirathen in den Familien passirt sind. Der Begriff, in wie ferne die Mutter auf die Geistes und körperlichen Eigenschaften der Nachkommenschaft wirke, sey bey den verschiedenen Völkern von einander abweichend, und eben daher auch das Erforderniß einer adelichen Mutter zur Erhaltung des Adels. Als Niebuhr einen Türken fragte: ob jemand, dessen Vater ein Sherif, die Mutter aber eine Sclavin gewesen, den Titel seines Vaters annehmen dürfe? antwortete er auf gut Türkisch: ob Gold nicht immer Gold bleibe, es möge in einem feinen oder groben Beutel aufbewahret werden? Einen anders modificirten Begriff von der Sache hatte man 1566 in Frankreich. Durch die Schlacht bey Fontenay 841 waren ¾ des Adel von Champagne aufgerieben. Diesen Verlust zu ersetzen, gestand Karl der Kahle den edeln Jungfrauen das den Gesetzen des Landes widersprechende Vorrecht zu, daß sie bürgerliche Männer durch ihre Vermählung mit ihnen, adeln,

adeln, und so ihren Adel auf ihre Söhne übertragen könnten. Erst im vorangezeigten Jahre bestritt dieses der Procureur du Roi aus dem Grunde, weil man dies Gesetz nur aus Noth gegeben hätte, und nun die Provinz hinlänglich mit Adel versehn sey. In einigen Ländern pflanzt sich der Adel, und selbst das Recht zur Krone, blos durch die Mutter fort; die Kinder einer Prinzessin und eines Sclaven sind edel, aber nicht die von einem Könige und einer Sclavin. (Dies hat wohl seinen Grund nicht sowohl in der Idee von dem mehreren Antheile des Weibes an dem Zeugungsgeschäfte und an der physikalischen Fortpflanzung der Familieneigenschaften, als in der Unsicherheit der Generation in Rücksicht auf den Vater, und deren größerer Zuverlässigkeit bey der Mutter. Die Ungarn waren ursprünglich nur in Edle und Leibeigene abgetheilt. Aus einer nach dem Ungarischen Gesetzbuche gezogenen Anekdote hatte dieser letzte Stand seinen Ursprung von denen, welche bey Volksversammlungen, wozu man durch ein herumgesandtes blutiges Schwerdt einzuladen pflegte, nicht erschienen, und dafür mit der Leibeigenschaft bestraft waren.) — —

Peter der Große erniedrigte den Russischen Adel, Katharine suchte ihm Vorrechte zu verschaffen, sichtbarlich in der Absicht, um die Regierung einer gemäßigten Monarchie näher zu bringen. — Irrig glaubt man, die Griechen hätten keinen Adel gehabt. In den Republiken war allerdings ein wahrer Patriciat. Nachdem sowohl hier, als in Rom der Plebs mehr verfeinert war, und den Patriciern seine Vorrechte abgedrungen hatte, blieb doch noch eine Ehrfurcht gegen die edeln Geschlechter; daher der Ausdruck novus homo: Patroni und Clientes standen bey-

beynahe in dem Verhältniß der Herren und Leibeigenen. — Von dem Adel der Crimmischen Tatarn; Von den Schottischen Lairds.

Wir verbinden sogleich mit dieser Abhandlung die in dem 4ten Stücke enthaltene kurze Geschichte des teutschen Adels. Sie soll eine Nachlese dessen seyn, was Scheid, von Steck und von Schliessen über diesen Gegenstand gesagt haben. Schon zu den Zeiten der Römer hatten die Teutschen einen hohen und niedern Adel. Dies wird sehr schön ausgeführt aus dem Cäsar und Tacitus, und aus verschiedenen Umständen, z. B. daß die bekannten Fürsten alle mit Töchtern bekannter Fürsten sich verheirathet finden; ferner aus der ängstlichen Bitte der Cherusker an die Römer, ihnen den Italus, den Sohn des sonst ihnen so verhaßten Flavius zuzusenden, um ihn zum Könige machen zu können, nachdem durch innerliche Kriege alle Edeln, die dieser Ehre fähig gewesen waren, umgekommen waren. So viel Rec. sich aus der bekannten Schliessenschen Abhandlung erinnert, ist dieser Grundsatz von der frühen Existenz des hohen Adels dem dort aufgestellten System entgegen gesetzt. — Erst nach Entstehung des Ackerbaues, welche der Hr. V. bald nach des Tacitus Zeiten vermuthet, entstand außer dem Stande des hohen und niedern Adels und der Freyen, auch der Stand der Leibeigenen. Der Besitz der Leibeigenen war eben ein Erforderniß des Adels, weil er ohne diesen selbst bey dem Ackerbau Hand anlegen mußte. Bey der Auswanderung der teutschen Völker sank das Ansehn des Adels, weil die Kühnheit des Anführers, und sein durch Beute und Ländereien erworbener Reichthum ihm bald ein größeres Gewicht gab, und als die königl. Gewalt in einer

einer Familie erblich wurde, wie z. E. unter den Merowingern, hörte der Unterschied unter hohen und niedern Adel von selbst auf, weil nun mehrere Familien, die vorhin Anspruch an die königl. Würde gehabt hatten, davon ausgeschlossen waren, und eben dadurch unter den gemeinen Adel herabsanken. Den Sächsischen Adel scheint Carl der Große mehr geschont zu haben. Vermuthlich aus Besorgniß, es möchte ihm wie dem französischen Adel gehn, machten die Sachsen das Gesetz, daß ein jeder Nichtedler des Todes seyn solle, der sich mit einem edlen Frauenzimmer verheirathete. Alter und neuer Adel entstand, als man diejenigen Freyen, welche so große Güter erworben, daß sie dieselben an Leibeigene austheilen, und von deren Arbeiten leben konnten, unter die Edlen rechnete. Als bey den Streitigkeiten der Söhne Ludewigs des Frommen, jeder durch Beschenkung der edelsten Krieger sich eine Parthie zu machen suchte, verfiel in Frankreich die königl. Gewalt. Herzoge, Grafen und Lehnsmänner wurden allmählich erblich, welches der Hr. Verfasser die Wiedergeburt des hohen Adels nennt. In Teutschland geschah dies später. Als hernach die Saracenen, Normänner, Wenden und Ungarn das zerrüttete fränkische Reich durchstreiften, bauten die Edeln und Reichen sich Schlösser auf Bergen, die bald ihren Nachbarn so gefährlich wurden, daß bey der gänzlichen Anarchie die Aermeren, die Nichtedeln, Freyen, genöthigt waren, den Mächtigern sich als Vasallen zu unterwerfen, und in eine gänzliche Leibeigenschaft zu treten. Hiedurch verschwand der Stand der Freyen ganz, nur mit Ausnahme derer, die sich in die Städte begaben; auf dem Lande gab es nur Edelleute und Leibeigene. Dies geschah in Deutschland erst im

10ten

12ten Jahrhunderte. Nun bestanden die deutschen Heere nicht mehr wie vorhin, aus Fußvolk, sondern aus Reutern; nun kamen Harnische und Helme zum Vorschein. Der Heerbann hörte auf, und an seine Stelle trat der Vasallendienst. Die beständige von Kindheit an getriebene Uebung, sich in den Stand zu setzen, jene schwere Rüstung handhaben zu können, mußte dem Adel einen Vorzug in Schönheit und Stärke des Körpers vor den Nichtedlen zu Wege bringen. Daher die Idee von einem physikalischen Vorzug des Edeln vor den nicht Edeln, die in allen Ritterbüchern herrscht, und keinesweges in einer romanhaften Einbildungskraft ihren Grund hatte. Die Entstehung der Ritterschaft als eine Innung, die in Deutschland vom Ende des 12ten Jahrhunderts datiert wird, that das, was vorhin bereits die Dienstmannschaft (sowohl in Hof- als Kriegsdiensten) gethan hatte; sie brachte den hohen und niedern Adel näher zusammen. Bald fieng man an, auch nicht edle tapfere Männer zu Rittern zu schlagen, und nun entstand auch hiedurch ein neuer Adel, woraus, als nachmals solche Adelung auf nicht kriegerische Verdienste ausgedehnt wurde, der Briefadel seinen Ursprung nahm. Durch die Kreuzzüge verschwand in vielen Provinzen Deutschlands die Leibeigenschaft, und ward in erbliches Meyerrecht verwandelt; so, daß in Deutschland die allgemeine Leibeigenschaft etwa nur ein volles Jahrhundert gedauert hat. Noch mehr wurden nachmals die Leibeignen in Meier verwandelt, als die Steuern entstanden, und die Edelleute sich selbst nicht wollten beschatzen lassen, es aber in Ansehung ihrer Unterthanen geschehen ließen, diese also eben dadurch aus dem alleinigen Eigenthum ihrer Herren herausgezogen, und dem Interesse der Fürsten angeschlossen wur-

wurden. — Die Leibeigenen, die man in früheren Zeiten in den Städten findet, waren wahrscheinlich solche, welche die darin wohnenden Fürsten vom Lande hereingebracht hatten, um ihnen die niedrigen Dienste zu verrichten. (Vielleicht auch den Städten zugesellte, und allmählig in ihre Ringmauer hineingezogene Dörfer.)

Mit dem Untergange der Leibeigenschaft ward das Ansehn des Adels geschwächt; ein Stand der Freyen kam wieder hervor, gelangte aber nie zum Wiederbesitz der alten germanischen Rechte der vormaligen Freyen, sondern die höchste Gewalt des versammleten freyen Volks gieng nun von dem Adel in die Hände der Fürsten über. — Vom Stadtadel, der im 13 Jahrhundert entstand, als aus bekannten Ursachen die Edelleute anfiengen, sich in die Städte zu begeben. Bis ins 15te Jahrhundert war kein Unterschied unter Land- und Stadtadel. Die damals entstandene Absonderung des Landadels will der Hr. V. nicht aus einer Feindschaft, die dadurch entstanden wäre, daß der eine die Gewerbe beförderte, die der andere störte, hergeleitet wissen, sondern aus mancherley andern Ursachen, insonderheit aus dem Betriebe vom unadelichen Gewerbe, und Verheirathung mit bürgerlichen Familien. — Die ersten Adelsbriefe sollen nicht höher als bis in die Regierung Carls IV. hinaufsteigen. — Vom persönlichen Adel, insonderheit dem im 15ten Jahrhunderte, entstandenen Doctoradel. — Den letzten Stoß bekam der Adel durch den Landfrieden, das Feuergewehr, und die stehenden Heere. (Recensent glaubt, daß durch diese, so wie die Sache sich allmählich in allen Ländern in gewisse Formen zieht, dem Adel eine neue, für den übri-

übrigen Stand der Freyen sehr lästige und kränkende Wiedergeburt zu Theil werden möchte. Etwas andres war es freilich mit dem Militair in und nach dem 30jährigen Kriege.) Nachdem der Adel in seiner Verfassung, insonderheit der Beschäftigung, eine ganz veränderte Lage bekommen, und der Stand der Freyen sich hingegen unendlich verfeinert hat, könne man jene physikalische und moralische individuelle Vorzüge des Edelmanns nicht mehr bemerken; vielmehr wären Ursachen vorhanden, die denselben darin vor den Nichtedeln zurücksetzte. Hierüber sind mehrere feine Bemerkungen gesagt, insonderheit über den zu engen Kreis der Eheverbindungen. (Recensent hat öfters den Gedanken gehabt, daß bey dem Patriciat die nämliche Ursache zum Grunde liege, wenn man an den Orten, wo er sich noch rein erhält, es so oft den Patriciern gleich ansieht, daß sie aus einer besondern herabgesunkenen Classe sind. Es ist vielleicht nicht blos ein obsoletes Aeußern, nicht Mangel der Sitten und Aufklärung, sondern selbst eine stiefmütterliche Behandlung der Natur. Auch hier ist die Auswahl der Gattinnen so sehr eingeschränkt, weil der Adel sich von ihnen trennt, so wie sie sich vom Bürger; ihr eigener Stand aber durch die seit seinem Verfall geschehene Auswanderungen sich so sehr verenget hat, daß gemeiniglich alles nur eine Familie ist. Die Natur scheint bey allen Thieren die zu nahen in einer Familie immer fortgehende Verbindungen nicht zu begünstigen, ohne daß ein fremdes Blut hinzukömmt.) Endlich erfolgt ein Glaubensbekenntniß des Herrn Verfassers über den heutigen Werth des Adels für den Staat, und die ihm zu gönnende Vorrechte. Er äußert dabey, es sey Vorurtheil, daß nur hoch- und edelgebohrne Geschlechter eine

Schutz-

Schutzwehr gegen den Despotismus seyn können, und ein Mittelstand zwischen dem unumschränkten Beherrscher und den unbeschränkt gehorchenden Unterthanen erforderlich sey. (Recensent möchte diese Meynung ohne nähere Prüfung und Bestimmung, als die seinige, unterschreiben, so wie er auch überhaupt von dem in dieser merkwürdigen und allerdings schönen Abhandlung aufgestellten historischen System nur einen Grundriß geliefert hat, ohne für die Richtigkeit desselben einzustehn.)

II. Nachrichten über die neuesten Verbesserungen des Julius Hospitals in Würzburg. Die Kosten werden auf 109,000 Rthlr. gerechnet, und eine Anstalt zur Verpflegung kranker Handwerksbursche ist damit verbunden.

III. Summarischer Extract aller Klöster der 5 Niederösterreichischen Erblande, wie sie in der Visitation 1563 befunden worden. Eine ganze Anzahl Eheweiber, Concubinen und Kinder, welche letztere auch in den Nonnenklöstern nicht fehlen. Im Kloster Azlar hatten 40 Nonnen 19 Kinder.

IV. Fortgesetztes Raisonnement über die Fundamentalgesetze der deutschkatholischen Kirche in Verhältniß zum römischen Stuhl. Der Hr. Verf. hält dafür, daß die Grundlage des neuern aufgeklärteren Kirchenrechts, wie zum letzten Fundamente die Horixische Entdeckung liegt (nämlich, daß Deutschland sich noch in fortdauerndem Genuß der Basler Decrete befinde), nicht unverdächtig und sicher sey, weil die päbstliche Einwilligung in diesem fortdauernden Genuß aus dem Aschaffenburger Receß nicht erwiesen werden könne. In demselben sey nur eine einseitige Erklä-

Erklärung geschehn, deren geraden Beantwortung der römische Hof unbemerkt auswich. Wenn aber einseitig erklärter Besitz gelte, wenn es gelte, alte Rechte, um die man freundlich und feindlich ehedem getäuscht wurde, geradehin wieder zu ergreifen; wer alsdann bey dem Basler Decrete stehen bleiben wollte? S. 497 findet sich eine merkwürdige Anekdote von einem Bubenstück des Jesuiten Peter Eucharius, die aus einer Privatcorrespondenz mitgetheilt worden.

V. Relation des Cöllnischen Nuncius, Monsign. Montorio, an Pabst Urban VIII. vom Jahre 1624. Voll von Nuncien-Hofarth und Intriguen der Proselitenmacherey.

VI. Zustand und Kultur der Bevölkerung der Unterpfalz für das Jahr 1771. Da die Tabellen nicht ganz vollständig sind, so möchten die daraus gezogenen Resultate zu unsicher seyn. Sonst wäre es freylich eine schreckliche Proportion, daß in diesem fruchtbaren Lande der neunzehnte Mensch ein Bettler ist.

VII. Erklärung Seiner Hochfürstl. Gnaden des Fürstbischofs von Speier auf die sogenannte Emser Punctation.

Voltaire sagte schon: niemand sucht dem Pabst seinen Stuhl zu verrücken, als um seinen eigenen dafür wieder hinzusetzen. Dies scheint man auch zu Speier zu glauben, und in dieser Schrift, die nur im Auszuge geliefert wird, zeigt sich allenthalben die größte Eifersucht gegen die erzbischöfliche Gewalt, die freylich den Bischöfen furchtbarer seyn kann, als der entferntere römische Stuhl.

VIII. Nachricht über das neue Waisenhaus in Schaffhausen. Merkwürdig, insonderheit durch den heroischen Patriotismus des wahrlich grossen Mannes, der es stiftet, Prof. Jezler. Die Sprache seines Memorials ist bieder — deutsch und herzdringend.

IX. Auszüge aus einigen Staatspapieren des Churhannöverischen geh. Legationsraths Joh. von Robethon. Er war Bernstorfs rechte Hand, so wie Bernstorf Georg I. rechte Hand war. Damals war er in Haag angestellt. Die Correspondenz betrift die Religionsbeschwerden im Stift Hildesheim, und die Bedrückungen der Stadt Hildesheim (derentwegen der Churfürst von Hannover einige Truppen einrücken ließ), desgleichen die Nordische Neutralitätsconvention. Noch zur Zeit finden wir in diesem Theil der Correspondenz (es werden mehrere nachfolgen) eben nichts, was neue historische Aufklärungen gäbe. Merkwürdig sind die Aeußerungen der damaligen und noch 30 Jahre später fortdauernden Eifersucht zwischen dem hannöverschen und preußischen Hofe. So hieß es in einem Rescript vom Jahre 1711 an Robethon:

„Man möchte bedenken, was endlich daraus entstehen würde, wenn man dem Herrn (dem Könige von Preußen) das so angewöhnen wollte, daß wenn er nur trozete und drohete, daß man ihm nachgeben, Gesetze von ihm sich vorschreiben lassen, und ihm zur Besänftigung die Rechte eines dritten Unschuldigen aufopfern müßte. Man hätte nicht nöthig, vor den Königl. Preußischen Drohungen so sehr sich zu fürchten; denn so fertig man damit am preußischen Hofe wäre, so leicht bedächte man sich auch wieder, und bliebe es gemeiniglich bey Worten.“

Im

Im vierten Stücke findet man, außer der vorangezeigten Abhandlung:

II. Karl Theodors Initiation zum regierenden Churfürsten von der Pfalz, oder Regierungsgrundsätze, wie sie 1742 zum Gebrauche desselben aufgesetzt worden. Vermuthlich von Marquis d'Ittre. Wir rufen mit dem Herausgeber aus: Gott walte über Deutschland, wenn es solcher jesuitischer Prinzen Instructionen auch jetzt noch geben sollte. Uebrigens können dergleichen Aufsätze den Schlüssel zu manchen nachherigen Ereignissen abgeben. Nur ein kleines Beyspiel von den Grundsätzen dieses Mentors! Er räth selbst einen Vergleich an, wodurch den drey Religionen der status modernae possessionis in der Pfalz gesichert werde, und fügt hinzu, „daß dieser „Vergleich zwar bey einigen Gemüthern Anstand ge„funden habe, weil hiedurch einem katholischen Chur„fürsten die Hände gleichsam auf ewig gebunden wä„ren. „Wenn man aber bedenke, daß so lange die „protestirenden Mächte in der jetzigen starken Verfas„sung bleiben, ein zeitlicher Churfürst in der Pfalz in „dem Religionswesen der katholischen Religion zum „Besten einige Aenderung vorzunehmen, nicht im „Stande seyn werde, auf der andern Seite aber, „daß sobald die katholischen Potentaten durch göttli„che Schickung gegen die Protestirenden die Ueber„hand dergestalt gewinnen, daß man nicht diese son„derbar mehr zu fürchten habe, daß alsdann ein ka„tholischer Churfürst zu Pfalz jederzeit weiter gehn, „und das Beste seiner heiligen Religion fast nach „Wohlgefallen beeifern könne, so werde sich der „Schluß von selbst machen, daß es gerathen sey, eine „beständige güttliche Vereinigung zwischen den drey „Religionen je ehender je besser zu stiften, als das

höchstwichtige Werk auf die zukünftigen ungewissen Zufälle ankommen zu lassen.

III. Königs Friederichs des großen Regierungs-Instruction für den gegenwärtig regierenden Herzog Carl von Würtemberg.

Ein Stück, das so ganz im Geiste des großen Menschenfreundes geschrieben ist, daß man es nicht ohne Rührung lesen kann! Nur ein Paar Stellen daraus:

„Ne vous departés jamais de l'Empire et de „son chef! Il n'y a de fureté pour vous contre „l'ambition et la puissance de vos voisins; que dans „le maintien du systeme de l'Empire. Soyes toujours „l'ennemi de celui qui voudra le bouleverser, parce- „que ce n'est en effet autre chose, que de vous ren- „verser en meme tems."

Ein Embryo des Gedankens vom Fürstenbunde, der damals schon in seiner großen Seele brütete!

„Il faut prendre connoissance en fait des toutes „les affaires de finance; choisir quelque Secretaire, „qui y a travaillé en subalterne ou commis; lui pro- „mettre des bonnes recompenses, pour vous mettre „en fait de tout ce qui vous regarde."

— — — — — — — — —

— — — — — — — — —

„Il est un abus, que j'ai vu dans beaucoup des „cours d'Allemagne, que les ministres des princes „avoient le titre des ministres de l'Empereur, ce qui „constituoit leur impunité."

— — — — — — — — —

„Si vous prenés une princesse d'une trop gran- „de maison, elle croira vous faire une grace, que „d'être

„d'être votre epouse. Ce seroit pour vous une depense ruineuse, et vous n'auriés d'autre avantage, „que d'être l'esclave de votre baupere."

IV. Urtheil über die Rheinfahrt von Bingen nach Coblenz. Sie sey nur denjenigen auffallend, der die Schweizer-Gegenden noch nicht gesehn habe.

V. Beschreibung des Extersteins in der Grafschaft Lippe Detmold. Ein sehr merkwürdiger Fels; wahrscheinlich ein Monument voriger Revolutionen der Natur. Vormals wohnte ein Waldbruder in dem Felsen, und ein Grab Christi war darin angelegt. Für die daraus enthaltene jetzt verlorne Reliquien bot 1684 ein Großherzog von Florenz 50,000 Florent. Gulden. An der Außenseite ist die Abnahme des Leichnams Christi vom Kreuze eingehauen; eines der rohesten und ältesten Werke deutscher Sculptur, vermuthlich aus den Zeiten der Carolinger. Einige Gelehrte wollen diesen Fels zum Sitz der Veleda machen.

VI. Ueber Anbau des Waizens und Weinstocks im heißen Erdgürtel. Es sey für Beide entweder zu viele Nässe oder Trocknis.

VII. Ueber Genuß von heißen Gewürzen im heißen Erdgürtel. Sie sollen nach den Absichten der Natur nicht nur dem erschlaffenden Einfluß des Klimas entgegen wirken, sondern auch die gefährliche Säure dämpfen helfen, die aus dem häufigen Genuß von vegetabilischen Speisen entstehe.

VIII. Erklärung des Herrn Erzbischofs von Mecheln, Cardinals von Frankenberg, daß er alles was

quels on a voulu dérober aux yeux d'un peuble ébloui les suites funestes de cette horrible Institution.

Wir sind wegen der Wichtigkeit dieses Journals jetzt etwas weitläuftig gewesen, und werden künftig etwas kürzer seyn können.

Xh.

II.

Chemische Annalen für die Freunde der Naturlehre, Arzneygelahrtheit, Haushaltungskunst und Manufacturen; von D. Lor. Crell, Herz. Br. Lüneburg. Bergr. u. der W. W. und Arzn. D. D. Lehrer rc. Erster Band. Helmstädt, 1787. 8vo. 574 Seiten.

Der neue Theil dieses Journals, das wir schon so oft mit Ruhm erwähnten, ist seinen Vorgängern völlig gleich: er wird also auch zur Vervollkommung der Chemie, und zu ihrem Ansehen bey den Ausländern das Seinige beytragen, so wie dies Werk auch noch immer eines der unentbehrlichsten für den Naturkundiger und Chemiker bleibt. Der Anfang des ersten Stücks ist ein Aufsatz des unvergeßlichen Scheele über das Galläpfelsalz. Der Aufguß setzte in 5—8 Wochen einen Bodensatz ab; worauf jener allen Geschmack verlohren hatte, dieser aber löste sich in siedendheißem Wasser (auch im Weingeiste) auf; er hat alle Zeichen einer Säure, und schießt in der

Kälte zu Crystallen an, giebt, destillirt, ein saures Wasser ohne Oel, nebst etwas festem Salze, das die Metallauflösungen verschieden färbt. Am reinsten erhält man es, wenn man dessen Niederschlag aus dem Bleyessig, durch Vitriolsäure zersetzt. 2) Ueber die Vereinigung des Zinks mit Schwefel; vom Hrn. D. Dehne. De Morveau allein hätte dieselbe geglaubt, und durch Versuche bestätigt, fast Alle sie geläugnet. Daher untersuchte Hr. D. die Verbindung aus der Schmelzung des Schwefels und Zinks, und fand den Zink wirklich noch mit Schwefel (nicht blosser Vitriolsäure) verbunden. 3) Ueber das Luftsalzwasser des B. v. Hirschen; von J. C. J. Meyer. Die Untersuchung dieser eben so berüchtigten, als unbedeutenden Panacee lehrt, daß die Unze 138 Gr. Bittersalz, 12 Gr. Glaubersalz, 3 Gr. Salmiak, und etwas Extractmäßiges, das vom Harn entspringt, enthalte. Dies sind also die Bestandtheile, mit denen der großsprecherische Mann so viel Wundercuren gemacht zu haben behauptet! 4) Von der Bittersalzerde, als einem Bestandtheile des mineralischen Alcali's; vom Hrn. R. Lorgna. Er löste ein Loth sehr reines mineralisches Alcali in Vitriolsäure auf, seihete es durch, concentrirte die Auflösung durch Abdampfen, und sehte 2 Quent. fixes Alcali hinzu. Es erfolgte ein Niederschlag 1 Quent. 15 Gr. reine Bittersalzerde. Neders miner. Alcali in Wasser aufgelöst, stark eingetrocknet, und dies 6mal nacheinander wiederholt, darauf in Vitriolsäure aufgelöst, und mit fixem Alcali niedergeschlagen, gab 2 Quent. von jener Erde; nach noch öfterem Trocknen erhielt man noch mehr Erde. Der Herausgeber führt hierbey Herrn Deiburg's bekannte Versuche an, die zu gleicher Zeit (auf eine in der That auffallende Art) dieselben Resultate

lieferten. 5) Versuche mit hepatischer Luft; vom Hrn. R. Kirwan. Zuerst werden die Substanzen angeführt, welche dieselben geben, dann kommen die allgemeinen Kennzeichen derselben: (sie brennt mit gemeiner Luft, ohne zu knallen, sie röthet die Lackmußtinktur, wird leicht vom Wasser aufgenommen, geht aber auch bald daraus wieder weg, und ist höchst empfindlich gegen salpetersaures Silber.) Hierauf folgen die Wirkungen der hepatischen und andrer Luftarten auf einander. 6) Einige Versuche über das Bittersüß; vom Herrn Professor Fuchs. Die Blätter sowohl als die Stiele enthalten sowohl gummöse, als resinöse Theile, fixes Laugensalz und Kalkerde. 7) Die vermischten chemischen Bemerkungen aus Briefen an den Herausgeber sind von Hrn. Kirwan, de la Metherie, Klaproth, Hermbstädt, Heyer, Westrumb und Piepbring. Die Auszüge sind aus den K. Schwed. Abhandlungen, und betreffen Hrn. Arrhenius Versuche, den Salpeter auf dem Gehalt am Kochsalze zu probiren. In den Anzeigen findet man Knoll's unterhaltende Naturwunder, Mayer's Untersuchung des Liebwerder Sauerbrunnen, Cavallo mineralogische Tafeln, Wiegleb's Handbuch der allgemeinen Chemie; Amburger Versuche mit dem Rheingauer, Weilbacher und Oberlahnsteiner Wassers, Jacquins Anfangsgründe der Chemie. Den Schluß macht eine Biographie des unvergeßlichen Bergmann's vom Herausgeber. Sie hat uns sehr interessirt: theils erfährt man Lebensumstände desselben, die uns wenigstens, vorher nicht bekannt waren; theils übersieht man, wie mit einem Blicke, die Menge von litterarischen Verdiensten des großen Mannes, den man hier zugleich wegen seines Herzens, seiner Liebe zur Religion, und allem Guten, verehren lernt.

Dabey

Dabey ist diese Biographie in einer Schreibart, und mit einer Wärme abgefaßt, die des Verfassers Geist und Herzen Ehre macht. Die Seltenheit eines so vollen herzlichen Lobes eines Kunstverwandten von dem andern, verstärkt unsre Theilnahme.

Zweytes Stück. 1) Versuche, um zu bestimmen, was das Löschen des gebrannten Kalks für Wirkung auf die gemeine Luft, und die verschiedenen Luftarten hervorbringt; vom Hrn. Dir. Achard. Diesen Versuchen zufolge scheint der gebrannte Kalk, bey der Löschung, gar keine Wirkung auf die gemeine, dephlogistisirte, brennbare und Salpeterluft zu haben: dagegen wird die fixe Luft gänzlich eingesogen. 2) Versuche über die Blutlauge; besonders über ihr Verhalten zur Schwererde; und zu andern Erden; vom Herrn H. Struth. Durch jene werde die Alaun- und Schwererde aus allen sauern Auflösungen gefällt: es erfolge aber nicht mit der Kalk- und Bittererde. Die Vitriolsäure werde nicht immer zuverläßig durch Schwererde entdeckt; wohl aber durch Bleyzucker. 3) Versuche mit hepatischer Luft, vom Herrn Kirwann. Er handelt hier von der Wirkung der hepatischen Luft auf Säuren, Laugensalze und brennbare Flüßigkeiten: darauf zeigt er die Eigenschaften des Wassers, und auch der alcalischen Flüßigkeiten, die mit hepatischer Luft gesättigt sind: zuletzt die Bestandtheile der hepatischen Luft: sie sey nichts anders, als Schwefel selbst, blos durch die Materie der Hitze (ohne Alcali) in Luftform gebracht. Als Anhang redet er von der phosphorisch-hepatischen Luft: sie sey nichts anders, als Phosphor selbst, in einem Luftzustande, zu welchem weit weniger verborgene Hitze erfordert werde, als zu

der

der hepatischen Luft. 4) Erfahrung über die Wirkung der elektrischen Materie auf verschiedene Körper des Mineral- und Pflanzenreichs, vom Herrn Nauwerk. Wenn man eine Menge von Körpern dem elektrischen Strome aussetzt; so leuchten sie nicht allein während dem Elektrisiren (mit mannichfarbigem Lichte); sondern phosphoresciren auch nachher noch, stark und anhaltend in der Hand. Andere leuchten, phosphoresciren aber nicht; wieder andre das letztere, ohne das erste; bey einigen endlich erfolgt keins von beyden. Das Leuchten von Manchen ist so stark, daß man dabey grobe Schrift lesen kann. 5) Ueber den zusammenziehenden Grundstoff der Galläpfel; vom Herrn D. Richter. Er machte die Versuche mit der Galläpfeltinktur; weder die wäßrige, noch die geistige, ließ sich mit Erhaltung ihrer Eigenschaften destilliren. Es zeigten sich zuletzt Crystallen, die sich im Wasser auflöseten, und nach deren Absonderung der zusammenziehende Geschmack sich verlohren hatte. 7) Einige Versuche über das Isländische Moos, vom Herrn Professor Fuchs. Zur Bestätigung und Erläuterung der, vom Herrn Ebeling angestellten. 8) Ueber die im Korke steckende Säure; vom Herrn Bruchnatelli. Sie wurde durch öfteres Abziehen der Salpetersäure über den Kork erhalten. Sie gesteht in der Kälte, löst sich sowohl im Wasser als Weingeist auf, bildet Mittelsalze mit Alcalien und Erden, und scheint manches ähnliches mit der Zuckersäure zu haben. Vermischte chemische Bemerkungen, aus Briefen an den Herausgeber. Diese sind vom Herrn Gr. von Razoumowsky, M. Landriani, Klaproth, Hermbstädt, Morell, Hofmann, Piepenbring. In den Auszügen aus den Schwedischen Abhandlungen ertheilt Herr

Hjelm

Hjelm Nachricht von dem Verfahren, den Braunsteinkönig zu bereiten. Die Anzeigen chemischer Schriften betreffen die Beschreibung einiger, zum Gebrauche der dephlogistisirten Luft bey dem Blaserohre und Schmelzfeuer eingerichteten Maschinen. Langsdorfs Bemerkungen für Freunde der Salzkunde; Batt Pharmacopoea. Zuletzt kommen einige Nachrichten von den Lebensumständen C. W. Scheele'ns; vom Herausgeber. Man erstaunt von neuem über den großen Mann, indem man die Menge und Größe seiner Entdeckungen hier zusammengerückt übersieht, verehrt gerührt seine Asche, und freut sich seines Glücks, einen solchen Biographen gefunden zu haben.

Drittes Stück. 1) Wirkung des dampfenden Salpetergeistes, auf den Braunstein; vom Herrn Lichtenstein. Der Salpetergeist, durch Vitriolöl (bey zugesetztem Braunsteine) aus dem Salpeter getrieben, schien röthere Dämpfe auszustoßen, die, aber von freyer Luft berührt, weiß wurden, wie die Dämpfe der wasserklaren dephlogistisirten Salpetersäure. Durch öfteres Abziehen über Braunstein wird sie zwar dephlogistisirt; allein es verliert sich auch ein großer Theil davon im Braunstein. 2) Bemerkungen über die Bestandtheile des Braunsteins, und seine Wirkung gegen brennstoffhaltige Körper; vom Herrn D. Hermbstädt. Er enthalte keine Bittersalzerde: um ihn in Salpetersäure ganz aufzulösen, habe man 4mal frische Säure aufgießen müssen. Wenn man diese wieder abzieht; so wird sie dadurch von aller Vitriol- und Schwefelsäure frey, und löst das Zinn in der Kälte vollkommen auf. 3) Fortsetzung der Versuche über die Blutlauge; besonders über ihre Reinigung, vom Hrn. D. Westrumb.

Das

Das Berlinerblau, welches sich aus den reinsten erdsalzigen Auflösungen durch die Blutlauge niederschlage, rühre von nichts, als dem Eisen, welches die Blutlauge selbst aufgelöst in sich hielt. Wurde jenes ganz ausgeschieden, so verhalte sich diese mit allen Auflösungen ganz anders, als bisher bekannt war; daß sie nicht gleichförmig erhalten werden könne, u. s. w. 4) Herrn Westrumbs Versuche mit grünem Klee. Er stellte diese musterhafte Untersuchung auf mehrere Weise an; und unternahm die Zerlegung des Klees theils auf nassem Wege, theils durch Wasser und Säuren, endlich durch Feuer und Säuren. Die Resultate ergeben sich im folgenden. 5) Ueber das ungemeine Auflösungsvermögen des Magensaftes gewisser Thiere, vom Herrn D. Beugnatelli. Er brachte in hölzernen Cylindern einen reinen Bergkrystall und kleine Muscheln in den Magen von welschen, und Agat und Kalkstein in den Magen von einheimischen Hühnern. Nach 10 Tagen war der Bergkrystall undurchsichtig, die Facetten abgestumpft und angefressen, und er hatte über ein Drittel verlohren. Noch ähnliche etwas stärkere Veränderung hatte der Agat gelitten. Die Kalkerden waren fast gänzlich aufgelöst. Der Magensaft wiederkäuender Thiere wirkt gar nicht auf kieselartige Körper. 6) Neue Bereitungsart der eisenhaltigen Salmiakblumen; vom Herrn Schiller. Er löst 1 Unze Salmiak in Wasser auf, und gießt dazu eine Eisenauflösung aus 6 Qu. schwacher Salzsäure, und 1 Scrupel Eisen. Diese Mischung wird bis zur Trockniß unter Rühren mit einem eisernen Spatel abgeraucht. 7) Eine Erhitzung bey Verfertigung der Zuckersäure, vom Herrn Thorspecken. Als der Rückstand von versüßtem Salpetergeiste zur Zuckersäure

säure abgedunstet werden sollte, zeigten sich keine Crystallen, sondern wie ein Zuckersaft: als neue Salpetersäure hinzugethan wurde, erfolgte nach einigen Minuten ein heftiges Kochen. 8) Die vermischten chemischen Bemerkungen aus Briefen an den Herausgeber, entspringen vom Herrn Achard, Blagden, de la Metherie, Westrumb, Remler, Hofmann. In den Auszügen aus den Schriften der Akademie zu Paris finden sich Herrn Lavoisiers Abhandlungen über die Verbindungen der Phosphorsäure, und über die Art, den Phosphor ohne Verbrennen in Säure zu verwandeln, und endlich, nebst Herrn de la Place, über die Wärme. Die Anzeigen betreffen *Navarro* sobre la bonificacion de los vinos. Brawe vom Verbner Gesundbrunnen — de *Saussure* Voyages dans les Alpes. Den Beschluß machen chemische Neuigkeiten.

Viertes Stück. 1) Ueber den Quarzschiefer, vom Herrn Professor Hacquet. Nach der Festsetzung des Begriffs, und Beschreibung desselben, findet man die Angabe der verschiedenen Bestandtheile dieses Schiefers aus den Illirischen, Rhetischen und Nordischen Alpen. 2) Die Art kupferne Medaillen zu lakiren; vom Herrn Münzm. Knorre. Der Firniß besteht aus verdünnten Terpenthinspiritus und Röthel, welche Art der Salbe unter gewissen Handgriffen auf die Medaillen gebracht wird. 3) Bemerkungen über die Bestandtheile des Braunsteins, und seine Wirkung gegen brennstoffhaltige Körper; vom Herrn D. Hermbstädt. Man findet hier das Verhalten, des aus dem salpetersauern Braunstein mit luftvollem oder caustischem Alcali niedergeschlagenen Kalks gegen die verschiedenen Säuren,

woraus aber keine entscheidende Aehnlichkeit mit der Bittersalzerde sich ergiebt. Die reichliche Menge der darin enthaltenen Lebensluft sey der Grund, warum er, als dephlogistisirender Körper wirke. — Die Lebensluft scheine aus manchen Gründen mit dem Wärmestoff sehr übereinzustimmen. 5) Chemische Untersuchung des Hornschiefers, vom Hrn. Wiegleb. Eine Unze desselben enthält 5 Qu. 41 Gr. Kieselerde, 1 Qu. 55 Gr. Alaunerde, 17 Gr. Eisen. 5) Einen sehr angenehmen versüßten Essig und Essigäther, ohne Beyhülfe eines fremden Körpers zu bereiten, vom Herrn Lowitz. Man lasse guten, aus dem Wasserbade destillirten Weinessig möglichst einfrieren: hierauf rectificire man ihn so oft aus dem Wasserbade, bis er von allen fremdartigen Theilen gänzlich gereinigt ist. Zuerst geht bey der Rectification sehr geschwind eine geistige Flüßigkeit über, die, wenn man solche vor sich noch besonders einige male überzieht, eine überaus feine und wohlriechende, mit Wasser nicht mischbare, Essignaphte liefert. 6) Neuere Schmelzversuche mit dephlogistisirter oder Lebensluft aus dem Salpeter; vom Herrn Heyer. Es sind 57 sehr merkwürdige Versuche, wie sich die Erze der verschiedenen Metalle gegen die Wirkung der dephlogistisirten Luft verhalten. Die Menge erlaubt hier keine besondere Anführung derselben. 7) Chemische Versuche mit grünem Klee, vom Herrn Westrumb. Er enthält Digestiv-, Pflanzen- und mineralisches Laugensalz, vitriolisirten Weinstein, Kiesel-, Kalk- und Thonerde, Eisen, und phosphorgesäuertes Eisen. Der Kleesaft enthält Weinstein, weinsteinsauern Kalk, Gummi, Harzstoff, und die übrigen schon angegebenen Bestandtheile, nur die erdigen Theile in geringerer Menge, und kein phos-

 phor-

phorsaures Eisen. 8) Die vermischten chemischen Bemerkungen aus Briefen entspringen vom Herrn de Morveau, Rößler, Gadolin, Hassenfratz, Klaproth, Hermbstädt, Westrumb, Morell, Ilsemann. Aus den Schriften der Pariser Akademie ist ferner Herrn Lavoisier's und de la Place's Abhandlung über die Wärme ausgezogen. Die Anzeigen betreffen Herrn von Borns Werk über das Anquicken, Höpfner's Magazin für die Naturkunde Helvetiens, Le saphir, l'oeil de Chat et la Tourmaline, par *Laporterie*.

Fünftes Stück. 1) Versuch über den Giftbaum, seine Bestandtheile, und die Weise, wie er auf verschiedene Thiere wirkt; vom Herrn Achard. Der frisch ausgepreßte Saft hat einen sehr widrigen Geruch (den er zu Sirup eingedickt verliert), er verändert die blauen Säfte der Pflanzen gar nicht: er schlägt das salpetersaure Silber und Quecksilber nieder; jenes weiß, (wird aber bald darauf schwarz,) dieses gelb: dagegen verändert er das salpetersaure Bley so wenig, als den salpetersauren Kalk; den Schwefel schlägt er aus der Leber nieder. Die Blätter, Holz, Wurzel geben mehr gummichtes, als harzigtes Extract. Bey der trocknen Destillation erfolgten die gewöhnlichen Producte, saure Oele, u. s. w. Die verbrannte Kohle lieferte Kalkerde. 2) Ueber den Gebrauch des reinen Scheidewassers bey dem Scharlachfärben; vom Herrn Prof. Gmelin: eine sehr schätzbare und nützliche Abhandlung, wovon wir die Resultate bey der Fortsetzung angeben werden. 3) Versuche über die Molybdäna, oder Wasserbley von Altenberg; vom Herrn Ilsemann. Aus diesen Versuchen ergiebt

nich beym Umpflanzen des Baums, durch Umstände, in Lebensgefahr. Oft erfolgen auch Kopfschmerzen, Schwindel, von seinen Ausdünstungen: diese schaden hergegen den Vögeln, auch den Kaninchen nicht. Diese konnten auch die frischen Blätter des Baums vertragen. Kurz, die mannichfaltigen Bereitungen und Anwendungen des Saftes bey so verschiedenen Thieren, auf so verschiedene Weise zeigten nicht die geringste Wirkung, wie von einem Gifte. 3) Versuche über die Eispflanze; vom Hrn. Prof. Fuchs. Sie enthalte Wasser, Erde, Extractivstoff, Weinsteinsalz, und ein wesentliches, den Geschmack verursachendes Salz, das meistens wahrer Salpeter sey. 4) Erfahrung um zur Gewißheit bey Bereitung des Brechweinsteins zu gelangen; vom Herrn Bindheim. Nach richtig angeführten Ursachen seines verschiedenen Gehalts meynt Herr B., daß zu desselben genauer Bestimmung, die Reduction zu einem Könige das sicherste sey. Er beschreibt daher zuerst, wie er drey Arten des Brechweinsteins aus Metallsafran, Algarottpulver, und verglastem Spiesglanze bereitet habe. Von jedem derselben habe er 1 Unze reducirt, und aus jedem gleichviel König (60 Gran) erhalten. (Dieser Schluß scheint noch nicht bündig, weil die Schlacke nicht untersucht ist, ob diese nicht noch König enthalte.) 5) Beobachtungen über die Bereitungsart der schwarzen Spießglanztinctur; vom Hrn. Lowitz. Gründlich erweist er, daß zur Tinctur phlogistisirte Salpetersäure nöthig sey; daß daher der Salpeter durch zu viele Kohlen nicht ganz verpuffen müßte, und wäre dies ja geschehen, so müßte man statt Weingeistes, versüßten Salpetergeist nehmen. Das Eisen erhöhe seine bittre und schwarze Eigenschaft. 6) Hr. Thorspecken über

über den goldfarbenen Spießglanzschwefel. Die Farbe sey besser, und der Gestank nicht so unleidlich, wenn man, statt der Vitriolsäure, durch Salpetersäure niederschlage. 7) Hr. Schiller, über die wesentliche Weinsteinsäure. Man solle zu dem Weinsteinrahme ½ Vitriolöl setzen, so crystallisire sich erst der vitriolisirte Weinstein, und bey syrupsartiger Dicke, jene Säure selbst. (Rec. glaubt, daß dieser Weg, wenigstens, keine richtige Scheidung gebe, weil Weinstein und Sauerkleesäure, die vitriolischen Salze zerlegt.) 8) Von der Ballen über die Salpeternaphthe. 8 Theile des besten Weingeists, und 5 Theile der rauchenden Salpetersäure werden schnell zusammengegossen, verkorkt, und durch angehängtes Gewicht auf den Boden eines mit kaltem Wasser gefüllten Gefässes gesetzt. 9) Die vermischten chem. Bemerkungen sind aus den Briefen der Herren de la Metherie, Kirwan, Gadolni, Hecht, Bindheim, Dollfuß, Heyer, Westrumb, Hofmann, Schiller genommen. Die Auszüge aus den Schriften der Pariser Academie, betreffen noch Hrn. Lavoisier's und de la Place's Abh. über die Wärme. Die Anzeige erstreckt sich auf Hrn. Gmelin's Grundsätze der technischen Chemie, und ebendesselben Grundsätze der Probier- und Schmelzkunst. Den Beschluß dieses Stücks, so wie des ersten Bandes dieses Jahrganges machen die chemischen Neuigkeiten, und wir hoffen bald den zweyten Band dieses so nützlichen Journals gleichfalls anzuzeigen.

Zw.

Kurze Nachrichten.

1. a) Protestantische Gottesgelahrheit.

Geist der sämmtlichen Schriften des Herrn J. C. Lavaters. Herausgegeben von J.(ohann) M.(ichael) A.(rmbruster). Erstes Bändchen. Gedichte. St. Gallen, Reutiner d. j. 1786. 335 Seiten in 8.

Dieser Geist soll das Beste aus *Lavaters* poetischen und prosaischen Schriften enthalten. Da ihrer so viele sind, so würde der Gedanke, eine Auswahl zu treffen, lobenswerth seyn, wenn nur derjenige, der diese Arbeit übernimmt, die Kunst verstehe, das Gute von dem weniger Guten zu unterscheiden, welche aber Hr. A. nicht ganz zu besitzen scheint, indem er Stücke aufgenommen hat, die wir nicht zu den besten rechnen würden. Der Herausg. meint in der Vorrede, es gehöre nun einmal zum guten Ton, über L. abzusprechen, irrt sich aber hierin gar sehr, er müßte denn unter absprechen verstehen: die überspannten Vorstellungen, schädlichen Meinungen, und unüberlegten Handlungen eines Mannes mit Mißfallen aufdecken, und ihren wahren Werth mit Gründen der Welt darstellen. Daß dies jetzt so häufig und so ernstlich geschieht, liegt nicht im bösen Willen derer, die es thun, sondern ist dem Aufsehen, welches Alles, was L. thut, redet und schreibt, bald mit, bald ohne seinen Willen, aber selten ohne Nachtheil für gesunde Religionsbegriffe macht, der bereitwilligen Aufnahme, die seine Lehren bey dem großen Haufen finden, welchen man wenigstens zur Behutsamkeit und Prüfung ermahnen muß, und dem Eifer zuzuschreiben, mit welchem seine Jünger denselben bald durch Seufzen, bald durch ängstliches Ausrufen

von

von bevorstehender Gefahr des Umsturzes der christlichen Religion bey Andern Eingang zu verschaffen suchen. Wer nur im Kraise der Seinigen schwärmt, gegen den wird nur diesen, Behutsamkeit empfohlen; wer eine ganze Stadt oder ein ganzes Land zum Schauplatz seiner Schwärmerey macht, vor dem müssen schon mehrere gewarnt werden; wirken aber die schwärmerischen Vorstellungen eines Mannes auf sein ganzes Zeitalter: nun, so hat jeder Freund der Vernunft und der Menschen einen natürlichen Beruf, den schädlichen Folgen derselben entgegen zu arbeiten. Daß dann zuweilen auch Schwachköpfe darein schreien, kann nicht verhindert werden, macht aber diese Bemühungen selbst nicht verwerflich. Der größte Theil derjenigen, die Lavaters Schriften nach ihrem wahren Werth würdigen, gehört gewiß nicht dazu.

Dieser erste Band, welchem noch drey nachfolgen sollen, enthält Gedichte. 1) Oden. Wie manche gute Gedanken wären in der Anbetung des Unendlichen enthalten, wenn sie nicht durch einen übergroßen Wortstrom ersäuft würden. 2) Geistliche Lieder. Manches Gutes, Rührendes und Trostvolles, und um so besser, rührender und trostvoller, je mehr die Gedanken und Empfindungen mit den Gedanken und Empfindungen ruhiger, das Natürliche liebender, und vernünftiger Christen gleichen Weg halten; sobald aber der Verfasser seine eccentrische Bahn betritt, sobald schwindelt seine Phantasie, und die des Lesers selbst ist, wenn er ihm nach will, in Gefahr, drehend zu werden. 3) Schweizerlieder. Von anerkannter Güte. 4) Lazarus, aus seiner Messiade. — Wir verbinden mit dieser Schrift die Anzeige einer andern, ähnlichen Inhaltes, welche unter dem Titel:

J. C. Lavaters Geist, aus dessen eigenen Schriften gezogen. Berlin und Stettin, Nicolai, 1786. 189 Seiten in 8.

herausgekommen ist. Dieser Sammler verbindet mit dem Worte Geist einen andern Begriff, als der vorhergehende, indem er darunter dasjenige versteht, was Lavatern eigen ist. Soll aber der Geist eines Mannes ganz dargestellt werden, so muß die Verbindung der eigenen, meinethalben sonderbaren Begriffe und Vorstellungsarten desselben, in welcher sie in seinem Kopfe mit den allgemein angenommenen Begriffen gesunder und verständiger Menschen stehen, und der Zu-

sammenhang seiner ihm eigenen sonderbaren Handlungswei-
sen mit den gewöhnlichen eben so gut, als die Abweichung
von jenen und von diesen gezeigt werden. Aus diesem Bu-
che sollte man schließen, L. habe gar keine andere, als sonder-
bare Begriffe, die mit keinen von andern Menschenkindern
angenommenen Vorstellungen übereinkommen. Der Heraus-
geber hätte also, um dem Vorwurfe einer einseitigen Dar-
stellung auszuweichen, zumal da Lavaters Anhänger so sehr
leicht immer wähnen, als wollte man demselben Wehe thun,
dem Buche vielleicht schicklicher den Titel gegeben: **Eigene
auffallende Religionsbegriffe Lavaters.** Hier und da
sind dem Lavaterischen Texte Anmerkungen untergesetzt, wel-
che die Ungereimtheit der Behauptungen durch Darstellung
der Folgen in ein helles Licht stellen. Einigen hätten wir
mehr Milde gewünscht. Dies gilt auch von der, obgleich
richtigen Anmerkung S. 103, welche einen Mann betrifft,
der seiner großen Verirrungen ungeachtet, die er nicht ein-
mal läugnet oder beschönigt, Deutschlands Dank und Werth-
schätzung verdient.

Hier würde es nicht der Ort seyn, die Unrichtigkeiten
der Logik und Exegese **L's** ins Licht zu setzen, da dieses schon
so oft, insonderheit in dieser Bibliothek, bey Anzeige der
Schriften, aus welchen dieser Geist gezogen ist, geschehen
ist. Indessen kann Rec. nicht umhin, Hrn. L. — doch er
liest seiner eigenen Versicherung nach, das wenigste von dem,
was, wie er meint, wider ihn herauskömmt, also auch nicht
die Recensionen seiner Schriften in der A. D. B. — also
seine Anhänger, wenn sie sich so weit herablassen, dieses zu
lesen, aufmerksam zu machen, wie groß die Summe der son-
derbaren, vom Menschenverstande geradezu sich entfernenden
Meynungen, ihres Meisters ist. Ueber einige derselben er-
laubt er sich noch einige Anmerkungen beyzufügen, weil es
gewisse Wahrheiten giebt, welche nicht oft genug gesagt wer-
den können. Die Schrift, sagt L., spricht von Satansen-
geln wie von Gottesengeln; wenn man nun jene wegerklä-
ren darf, muß man nicht auch diese wegerklären? L. hätte
seiner Schlußart nach, weiter fragen sollen: Muß man nicht
auch Gott wegerklären? Was heißt aber dies? Muß das
Dasein Gottes und guter und böser Geister aus der Bibel
bewiesen werden, oder erzählt sie nicht blos historisch,
daß dasselbe, und aus welchen Gründen es geglaubt worden
ist,

ist, so daß die eigentlichen Beweise dafür aus andern Vernunft- und Erfahrungsgründen hergenommen werden müssen? Wenn nun gezeigt werden kann, daß mit jeder vermehrten Kenntniß der Natur überhaupt und des Menschen insbesondere alle jene, der Einwirkung unsichtbarer Mittelwesen zugeschriebenen physischen und moralischen Erscheinungen für natürlich, d. h. für solche Erscheinungen erkannt werden, die aus der Beschaffenheit derjenigen Dinge, an welchen sie sichtbar werden, und aus der Verbindung, in welcher sie, mit der sie umgebenden Welt stehen, nothwendig erfolgen: so wird es wohl keine Unehrerbietigkeit gegen die Schrift und die heiligen Männer derselben seyn, anzunehmen, daß jener Glaube an unsichtbare mitwirkende Mittelwesen aus Mangel an richtiger Naturkenntniß entstand, und von weisen Männern mit Schonung behandelt wurde. Was das Dasein Gottes betrifft, so würde es auf schwachen Beweisen ruhen, wenn es blos auf *Worte anderer*, oder auf *Thatsachen hin geglaubt werden müßte, die wir jetzt nicht mehr sehen können*, sondern nur glauben müssen, und welche auch damals, als sie den heiligen Geschichten zufolge geschahen, von wenigen gesehen wurden, und von noch wenigern geprüft werden konnten. Wenn uns nicht die unserer Betrachtung vorliegenden Thatsachen von dem Dasein eines höchsten, mächtigsten, weisesten und gütigsten Wesens überzeugen können, so sind die übrigen Beweise blos *Zwangsbeweise*, die wir unserer Seele anzunehmen befehlen. — „Der Teufel Fürst — Christus Fürst.“ Baarer Manichäismus! Doch was brauchts des Kezernamens? Genug, daß dies eine Meynung ist, die, consequent angewandt, der Moralität und der Ruhe des Menschen nachtheilig ist. — Wollen unsre Leser wissen, was Religion ist? L. mag es ihnen besser sagen, als die Bibel. „Aechte wahre Religion: Glaube an „wirklich existirende Unsichtbarkeiten, deren Einfluß man „sinnlich erfahren hat, oder erfahren kann. Glaube an un„sichtbare höhere Wesen, der so fest ist, wie der Glaube an „uns selber und unsere Existenz — weil er sich auf Erfahrung „gründet, die so wenig täuschen konnte, als uns das Gefühl „unserer Existenz täuschen kann — das ist — reine, gesunde „Religion!“ Sonst glaubte man, Religion sey Erkenntniß eines höchsten Wesens, und Verehrung desselben durch rechtschaffenes Leben; nun aber wissen wir, daß sie ist: Glaube an Unsichtbarkeiten. — Aus der Glaubensfähigkeit des

[illegible] an höhere Unsichtbarkeiten, und aus der Sucht nach Wundern, schließt L. getrost auf das Daseyn von jenen und diesen. Man wende dieses auf dasjenige an, was die Menschen oft fähig sind zu glauben, und untersuche, ob das alles existire, wozu sie Glaubensfähigkeit haben. — „Wir „haben keinen Bibelgott, keinen Bibelchristus.“ O des Klebens am Buchstaben! — L. klagt so oft, daß Gott und Christus beinahe durchgängig in einem kleinen, kindischen, unbiblischen Lichte dargestellt werde. Wer thut dies aber mehr: derjenige, der die Sprache der heiligen Bücher, aus welchen wir unsere Religion hernehmen, richtig versteht, und eigentliche Ausdrücke von uneigentlichen zu unterscheiden weiß, der Gott als einen solchen vorstellt, welcher eine Welt, in ihr Menschen, und für dieselben tausend und tausend Mittel zu ihrer Glückseligkeit erschaffen, ihnen aber auch zugleich dieses Glück aufzufinden und zu erlangen Kräfte des Verstandes verliehen hat; dessen Gesandter Jesus selbst die Menschen von der Wundersucht abbringen wollte, und ausdrücklich erklärte, daß er nur um des Unverstandes der Juden willen Wunder verrichte, folglich damit anzeigte, daß es einen bessern, dem vernünftigen Menschen angemessenern Weg gebe, Gottes Macht und Güte zu erkennen; der Gott als einen solchen beschreibt, welcher sich dem, der nachdenken will, in jedem Augenblicke des Lebens durch physische und moralische Wohlthaten als Vater offenbart, ohne daß er erst, um ihn von der Gewißheit dieser Offenbarung zu überzeugen, in ihm geistlichwollüstige Gefühle zu erwecken nöthig hat; welcher nicht durch Empfindungen, sondern durch Thaten verehrt seyn will; — oder derjenige, der Gott so handeln läßt, daß die Menschen der Anstrengung und Ausbildung ihrer intellectuellen und moralischen Kräfte nicht bedürfen, der ihn als einen solchen abbildet, welcher die Kranken auf das Gebet gesund macht, und so den Menschen des Studiums seiner selbst und der Natur überhebt; welcher uns die Wahrheit durch unmittelbare Eingebung zu erkennen giebt, wodurch das vernünftige mühsame Denken entbehrlich gemacht wird, und wir nicht erst durch Belehrungen der Geschichte, Philosophie und Naturkunde zu richtigen Einsichten gelangen dürfen; welcher sich durch inspirirtes Gefühl als unsern Vater offenbart, so daß wir uns diese tröstliche Ueberzeugung nicht erst durch Reflexion über unsere eigene und anderer Menschen Schicksale, und über die Einrichtung und Regierung der Welt zu verschaffen nöthig haben;

haben; — wer von beiden, frage ich, stellt Gott würdiger dar? und wessen Liebe zu Jesu ist weniger kleinliche, weniger kindisch, weniger unbiblisch, desjenigen, der ihn mit verliebter Trunkenheit bewundert und preiset, oder desjenigen, der seine Verdienste mit Dankbarkeit verehrt, und sich durch vernünftige Verehrung Gottes als sein würdiger Anhänger zeigt? — „Keine Stimme Gottes, weder in noch außer „unsern Tempeln! Keine Schechina! Kein Urim und „Thummim!“ (Also leider kein Judenthum mehr!!) „Kein „Prophet! Keine entscheidende Gottesthaten!“ (Dem vernünftigen Christen möchte dies fast Blasphemie scheinen; denn er hält die Erhaltung und Regierung der physischen und moralischen Welt für entscheidende Gottesthaten.) „Keine „göttliche Antwort! Erscheinung! Gesicht! Keine Weissa„gung und schnelle Erfüllung! Kein Gott! Kein Heiland.“ — Ist es nicht ferner eine wahre Versündigung gegen Gott, der uns durch seine Vorsehung eine reine Erkenntniß von sich ertheilt hat, ihn so sinnlich, so unvollkommen erkennen zu wollen, wie ihn die Bether Abraham, Moses, David, Samuel, Gedeon, Manoah, u. a. erkannt haben, welches L. wünscht? — Wir wollen ihm gerne glauben, daß seine Wundersucht Drang des vermeinten Bedürfnisses, und nicht blosse Neugier ist, daß er dabey die Absicht hat zu lernen, und also aus Wahrheitsliebe Wunder und neue Offenbarungen verlangt, und daß er in so ferne von den Juden, welchen Christus der Wundersucht wegen einen Verweis gab, verschieden ist; allein kann seine Begierde nach außerordentlichen Erscheinungen und Thaten gerecht und vernünftig genannt werden, da er, wie er selbst einsieht, und oft genug eingesteht, auf ungewöhnlichen und jetzt nicht mehr gebrauchten Wegen zu Ueberzeugungen gelangen will, wozu er auf dem geraden Wege der Vernunft, die ihm Gott als das Werkzeug der Erkenntniß gegeben hat, kommen kann? Man bedauert seine Verirrung, und wird nicht selten ungehalten, wenn man sieht, daß er Gründen nichts als hartnäckiges Beharren auf seiner Meynung entgegensetzt. Noch etwas sonderbares. „Ich habe den Menschen noch nicht gefunden, der „eines Capitels des N. T. werth ist, und ich bin weit davon „entfernt zu glauben, daß ich eines Verses werth bin.“ Zum Beschlusse noch eine Vorstellung von der Philosophie und der neueren biblischen Philologie, welche man von einem vernünftigen billigen Mann nicht erwarten sollte. „Es war eine „Zeit,

„Zeit, wo die Philosophie alles, was sie wollte, in die Bi-
„bel hinein und aus der Bibel herauszubringen bemühet war.
„Ob sie noch fortdaure — diese Zeit, weiß ich nicht, das
„aber weiß ich, daß sich die Philologie oder Sprachkenntniß
„ihr mit guter Manier widersetzte, und sehr oft und sehr klar
„sagte, das geh' in Gottes Namen nicht an; der Text leide
„das nicht. Diese Meynung möge itzt an sich wahr oder nicht
„wahr seyn, sie stehe nun einmal nicht in der Bibel, und
„lasse sich, ohne Pein und Marter, und auch dann nicht aus
„ihr herauszwingen! Die Philosophie stutzte, fühlte, daß
„die Philologie nicht so ganz Unrecht hätte, und war un-
„schlüßig, ob sie die Bibel überall verwerfen, oder
„auf ein anderes Mittel sie und sich selbst in Ehren zu
„behalten, denken wolle. Da indessen die Philoso-
„phie, wie alles in der Welt, gelebt haben muß, und
„eigentlich und genau betrachtet, kein abstraktes We-
„sen ist, sondern Fleisch und Bein hat, wie alles an-
„dere, und eigentlich in einem Quantum Speise und
„Trank bedürftiger Wesen besteht, so entschloß sie sich
„um des Besten willen, auf eine ehrenvolle Rettung
„bedacht zu seyn, und sich mit der Philologie, so wie
„unser armer Sünder Pilatus mit dem armen Sün-
„der Herodes zu einem schönen Vergleich, auf einen
„Zweck zu arbeiten, und unter dem Namen der letz-
„tern ihre Contrebande in die Bibel hineinzubringen.
„Sie gestattete in diesem Vertrage ihrer vormaligen
„Erzfeindin, der Philologie, immer noch wider sie,
„und alle sprachunkundigen Schöngeister, Denkgeister
„und Schwärmgeister loszuziehen, gab ihr aber den
„Bileamsrath, entweder aus Wurzeln von Wörtern
„einen Sinn auszusaugen, der ein sprachmäßiges und
„philosophisches Ansehen zugleich hätte, sodann auch
„aus allen jüdischen und unjüdischen Schriftstellern
„einzelne zur höchsten Seltenheit gebrauchte Meta-
„phern zu Hauptparallelstellen und Schlüssen, beson-
„ders des N. T. zu machen, und damit all das Wun-
„derbare, Große, ihr, verstehe der kleinen Zeitphi-
„losophie so Anstößige mittelst des Zauberwortes Ge-
„lehrsamkeit und philologische Kenntniß mit besserer
„Manier wegzubringen, als die Philosophie unter ih-
„rer absonderlichen Region nimmermehr hätte thun
„können. Durch diese vereinigte Zeit- oder Modephi-
„loso-

„losophie und Zeit- oder Modephilologie geschah es
„also in diesem gegenwärtig blühenden hocherleuchte-
„ten Jahrzehend, daß alles Unterscheidende, Hohe,
„Uebermenschliche auf einen ganz menschlichen, leid-
„lichen Fuß heruntergesetzt, der Glaube möglichst er-
„leichtert, und der Unglaube zugleich möglichst beför-
„dert ward. Durch die mehr als magische Kraft die-
„ser mit der Philosophie unter einer Decke liegenden
„Philologie wurden alle vielbedeutenden Wörter für
„orientalische Uebertreibungen erklärt." So gieng es, sagt
L., den Wörtern: Himmel, auferwecken, Sohn Gottes, herr-
schen, zur Rechten Gottes sitzen, in den Himmel fahren, richten,
Engel, Teufel, Wunder, Geistesgaben, Gebet, Fürbitte, Segen
und Gnade. „Alles das wird *per se* als chaldäischer
„orientalischer Wust weggeworfen, und der wird
„durch ein tausendfaches Getümmel als ein Feind al-
„ler Philosophie und aller Philologie zu Boden getro-
„leranzt, der diese Philosophie Vermessenheit, und
„diese, Vernunft und Sprachkunde gleich höhnende
„Philologie Unsinn, und die Aufklärung ägyptische
„Finsterniß nennt." Hiewider würden nun alle De- und
Remonstrationen vergeblich seyn, da diese Herren ihre Gei-
stesphilosophie und Geistesphilologie den verruchten Ba-
starten Weltphilosophie und Weltphilologie natürlicher Weise
niemals nachsetzen werden. Doch! wie kann man auch einem
Manne, wie Lavater, eine solche Declamation verübeln,
da sich in Journale, die den Namen Gelehrte Anzeigen
sonst mit so großem Recht verdienen, Aeußerungen einschlei-
chen, welche, in L's schiefe Kraftsprache übersetzt, mit den
eben angeführten ziemlich gleichlautend seyn würden. In
den Göttingischen Gel. Anz. 1787. S. 995. heißt es z. B.
„Wir Deutschen lesen freylich die Bibel häufiger, als die
„Franzosen; (Freylich! wir deutschen Protestanten dürfen
die Bibel lesen, den katholischen Franzosen aber ist das Lesen
ganz verboten.) „jedoch wie es scheint, mehr dem Namen
„nach, als in der That. Die immer mehr einreißende
„Methode, aus der Bibel, unter dem Vorwande,
„sie als einen alten Schriftsteller zu erklären, alles wegzu-
„streichen, hinaus zu interpretiren, oder bey Seite zu legen,
„was dem Interpreten nicht behagt; wohin wird uns diese
„am Ende führen? Offenbar nagen diese Art Interpreten
„an der Schale, ohne zu dem Kern zu kommen; und machen
„da-

„dadurch dieses Buch aller Bücher kraft- und saftlos. Gewiß ist es auch, daß dadurch die Menschen mehr von der „Bibel ab- als zu ihr hingeführet werden." Meint man doch, den seligen Dietelmaier oder den Schwätzer Demarees wieder zu hören! Nun, wir hoffen doch nicht, daß die exegetischen Vorlesungen auf Universitäten bald aufhören, und dafür wieder *Collegia biblica* werden eingeführt werden. In Göttingen, wo für die Wissenschaften so viel geschehen ist, wird man es doch wohl am wenigsten thun. Warum führt man denn solche Sprache, die einem Gelehrten wahrhaftig unanständig ist? Ernesti zeigte doch, daß man das N. T. wie jeden andern griechischen Schriftsteller erklären muß. Heyne, Göttingens Zierde, ist auch gewiß dieser Meynung. Wenn nun Männer, welche diesen Fußstapfen folgen, nach ihrer Ueberzeugung und nach ihrer Sprachkenntniß interpretiren, ist es einem Manne, der die edle Gesinnung, die ein Gelehrter haben muß, nicht vergißt, wohl anständig zu sagen, daß sie dies nur zum Vorwande brauchen, daß sie das N. T. kraftlos machen, daß sie von der Bibel abführen. Wenigstens möchte er sich selbst vorher prüfen, ob er griechische Sprachkenntniß genug besitze, um Interpretationen solcher Männer zu beurtheilen, ob er vielleicht deswegen nur mit dieser so natürlichen Art zu interpretiren nicht zufrieden sey, weil nun manches wegfallen muß, was ihm sonst behagt hat. Mit Lavatern und seines Gleichen, welche offenbar nicht Kenntniß der Sprache haben, und doch frischweg ins N. T. hineinbringen, was ihrer glühenden Einbildungskraft behagt, und im N. T. alles vorübergehn, was ihren Hypothesen nicht behagt, ists gewiß so beschaffen. Sollten sich dergleichen Leuten aber Männer gleich stellen, welche auf einer so berühmten Universität lehren, welche durch Beförderung des Fortgangs der Wissenschaften von aller Art, um Deutschland so große Verdienste hat?

Ha.

Des Luc. Cälius Lactantius Religionsunterricht, aus dem Lateinischen übersetzt von C. G. Hergt, weiland Rector des Fürstl. Gymnasiums zu Quedlinburg. Quedlinburg, Ernst. 1787. 786 Seiten in 8.

Für

Für wen eigentlich diese Uebersetzung von Lactantii Divinis Institutionibus bestimmt sey, würde der Verfasser, der in der Vorrede als ein sehr brauchbarer und fleißiger Schulmann gerühmt wird, ohne Zweifel angezeigt haben, wenn er sie selbst hätte herausgeben können. Sollte sie Gelehrten dienen, welche die feine Latinität dieses Schriftstellers nicht verstehen? Freylich giebt es dergleichen sogenannte Gelehrte, sogar unter den akademischen Lehrern, zur Schande unsers Zeitalters, genug; aber wer wird sie würdigen, für sie zu übersetzen? und wozu würde es auch nützen? Oder soll der deutsche Lactantius Lesern, die keine eigentliche Gelehrte seyn wollen, ein Licht über die Religionsbegriffe der ersten Jahrhunderte geben? Dazu möchte erstlich dieses Buch nicht das schicklichste seyn, das bekanntermaßen nicht blos Religionsunterricht, sondern eben so sehr Bestreitung der heidnischen Religion und Philosophie ist, auch überdies dem Verf. eigene Hypothesen und Schrifterklärungen in Menge vorträgt. Es kann außerdem solchen Lesern, ohne mancherley historische Kenntnisse, wenigstens ohne beygefügte zahlreiche Anmerkungen, nicht einmal recht verständlich gemacht werden. Wenn also der Vorredner meint, „es sey wegen seines „wichtigen Inhalts gewiß eben sowohl werth, von Deutschen „gelesen zu werden, als viele andere längst übersetzte Schriften des Alterthums:" so sieht man leicht, wie viel sich dabey erinnern lasse.

Wir nehmen diese Arbeit, ohne uns jetzt weiter um ihre Nutzbarkeit zu bekümmern, als die Uebersetzung eines allerdings lesenswürdigen und schön geschriebenen alten Denkmals an. Da sie der sel. H., wie hier gemeldet wird, unter schweren Schularbeiten, und bey einem stets siechen Körper, nur in seinen Nebenstunden verfertigt, und die letzte Hand nicht daran gelegt hat: so darf sie auch nicht zu streng beurtheilt werden. Dem ohngeachtet glauben wir nicht, daß sie in dieser Gestalt hätte gedruckt werden sollen. Man merkt zwar wohl, daß ihr Verfasser mit der Urschrift ziemlich bekannt gewesen sey, und vielen Fleiß angewandt habe, sie treu und deutlich auszudrücken; es sind ihm auch nicht wenige Stellen gut gelungen. Allein hin und wieder stießen wir doch auf andere, die nicht nur besser gegeben werden konnten; sondern denen es auch an Richtigkeit fehlt. Einige darunter mögen Schreib- oder Druckfehler seyn, die man sorgfältig

fältiger hätte verbessern sollen. So findet sich gleich S. 2. „damit sie der einzigen und lautern Tugend (veritatem) nachgehen könnten, und schon das Wort Tugend (veritatis nomen) hatte bey ihnen ein so großes Gewicht" u. s. w. Eben so mag es mit der Stelle S. 112 gegangen seyn: er hat es auf eine ganz wichtige Art erläutern wollen; (ingeniose interpretari) wo vermuthlich in der Handschrift, witzige Art gestanden hat, oder doch nach des Verfassers Absicht stehen sollte. Unterdessen ist auch hier interpretari und erläutern nicht einerley. Noch mehr aber wunderten wir uns S. 234. zu lesen: „Zwey Stücke scheinen die Philosophie überhaupt auszumachen, Erfahrung (scientia) und Muthmassung, (opinatio.) Erfahrung (scientia) kann von der Erfindungskraft (ingenio) nicht kommen." Ingleichen S. 487. „Sie hat das Uebel nicht verkannt, (non sustulit,) um eine Verschiedenheit zu erhalten." (retineret). Doch wir wollen solche Beyspiele nicht häufen, und nur noch hinzusetzen, daß auch der deutsche Ausdruck nicht immer geschmeidig, angenehm und edel genug sey, wie wenn S. 470. gesagt wird: er hudelte den Paulus und Petrus. Man ziehe aus dem was wir bisher angemerkt haben, nicht den Schluß, daß diese Uebersetzung durchaus schlecht sey; vielmehr glauben wir, daß sie mit Geschmack und Strenge gefeilt, wie ihr V. vielleicht in der Folge selbst gethan haben würde, gar wohl zu seiner Ehre hätte erscheinen können.

Ub.

Beyträge zur Beförderung des vernünftigen Denkens in der Religion. Neuntes Heft. Frankfurt und Leipzig, 1786. 198 Seiten groß 8.

Auch dieser Heft ist den vorigen nicht nachzusetzen, indem er der Absicht, vernünftiges Denken in der Religion zu fördern, vollkommen entspricht. Zuerst eine Recension über Herrn Hofrath Hennings Schriften von Geistersehern und Visionen der neuern Zeit. Die meisten Hypothesen des Hrn. Hofraths sowohl, als seines Herrn Recensenten, sind allgemein bekannt, und finden sich zum Theil schon in Meyers kleiner Abhandlung von Gespenstern. Nur darin sind wir mit dem Herrn Recensenten nicht einig, daß er S. 13. es für eine,

eine,

eine, selbst Polyhistorskräfte übersteigende Arbeit hält, von allen Gespenstererzählungen eine plausible Auflösung durch Einbildung oder Betrug zu geben. Wir sind vielmehr mit Herrn Henning sehr wohl einverstanden, haben gegen diese Art der Mährchen, die fast niemals gehörig verificirt sind, keinesweges den Respekt, um bey ihrer Erklärung zu Mittelgeistern und übernatürlichen Seelenwirkungen unsere Zuflucht zu nehmen, und halten Herrn Hennings Art zu philosophiren nicht allein für den kürzesten, sondern auch allein vernünftigen Weg, weil alle ältere und neuere Gespensterkrämereyen und Visionspossen lange nicht so viel Gewicht und Werth haben, um ihrentwegen aus den Grenzen der, uns bekanntgewordenen Natur hinauszugehn. Einem Leser von Menschenkenntniß und Erfahrung wird daher die Zergliederung und Beleuchtung mancher kindischen Geschichte ekelhaft seyn. Die **Frage: ob ein Prediger in seinen öffentlichen Vorträgen auf einzelne Personen mit dem Finger zeigen, und sie dergestalt, zur Warnung Anderer, bestrafen darf,** ist, unserm Urtheil nach, sehr richtig beantwortet. Allerdings kömmt alles auf des Predigers Weisheit und Menschenkenntniß an, und eben so hängt alles von lokalen und individuellen Umständen ab. Daß er strafen soll, ist doch gewiß, und eben so gewiß ist es, daß er die Gegenstände der Bestrafung nicht aus der Luft, sondern aus seiner Gemeinde greifen soll. Karikaturen zusammen zu setzen, hieße nichts anders, als sich selbst den Plan der Verbesserung aus den Augen rücken, weil da niemand sein Bild zu finden glaubt. Eben so sind auch blosse Winke bey dem großen Haufen zu unkräftig, weil sie vorhergegangene moralische Uebung voraussetzen. Individuelle Schilderungen und Zurechtweisungen bey solchen Lastern, die öffentlich geschehen, und doch nicht vor den weltlichen Richter gehören, sind also überhaupt für den Lehrer Pflicht, doch mit der Bemerkung, daß die vertrauliche Privatunterredung, die mehr Würde und Muth des Predigers erfordert, in allen den Fällen vorzuziehen ist, wo man den Grad der Verdorbenheit durch Zureden zwingen zu können glaubt, und wo es auf Gewinnung des strafbaren Subjekts angesehen ist; und daß selbst bey der Absicht der öffentlichen Beschämung und Bestrafung eine gewissenhafte Klugheit des Redners Worte bestimmen muß. Besonders muß man deutlich einsehen, daß der Prediger keine Leidenschaft dabey hat. Wie schwer dies zu entscheiden ist, fällt in die Augen, und

auch dieses muß dem Prediger mehr Behutsamkeit empfehlen. **Anmerkungen über einige, dunkle oder kritischen Zweifeln unterworfene Stellen der Sprüchwörter Salomons.** Bey einigen Stellen ist es dem Verf. sehr gut gelungen, einen bessern Sinn zu bestimmen; manche aber bleiben, bey aller angewandten Mühe, dunkel. **Versuch, die Veranlassung und Verknüpfung einiger Reden Jesu, aus der Semlerschen Hypothese vom Ursprung der Evangelien, zu beleuchten.** Herr Semler hat mehrmalen, und namentlich in den Zusätzen zu Townsons Anmerkungen über die Evangelien, die Meynung geäußert, die jedem vernünftigen und nachdenkenden Manne von selbst einleuchten muß, daß von den Evangelien anfangs nur Bruchstücke vorhanden gewesen, die nachmals gesammlet, an einander gereihet, abgeschrieben, mit Zusätzen der Abschreiber vermehrt, übersetzt, vermeintlich ergänzt oder berichtigt, und sonach mannichfaltig umgearbeitet worden. Dies war die Art der Juden bey ihrer Schriftstellerey, welches besonders Eichhorn aus dem A. T. sattsam bewiesen hat. Wir finden bey der Anwendung, die unser Verfasser von dieser Semlerschen Hypothese macht, eben so wenig irgend etwas Anstößiges, als bey seiner eben so vortrefflichen Abhandlung von den Einschiebseln im fünften Heft. Wenn wir auch gleich nicht jeden einzelnen Versuch glücklich nennen könnten: so ist doch die angewandte Mühe von jedem sachkundigen Manne mit Dank zu erkennen. **Briefe über Daniel und die Offenbarung Johannis.** Ob Zeit und Mühe auf die Erklärung des Propheten Daniel und der Apokalypse verwandt, haushälterisch gut angewandt sey, darüber mag Recensent um so weniger urtheilen, da er selbst einen erheblichen Theil seines Lebens auf dies undankbare Geschäfte gewandt hat. Solls indessen seyn: so gebühret dem vortreflichen Eichhorn die Ehre, als Führer empfohlen zu werden, da er die Regel unwiderleglich einschärft: **Mache dich mit des Verfassers Denkungsart bekannt, lerne seine Erwartungen, Vorurtheile, so wie die Volkmeynungen der Zeitgenossen kennen, und suche die Anwendung und Deutung seiner Reden nicht in der fernen Zukunft, sondern in dem was wirklich da, oder doch vor der Thür ist.** Manches sagten die Propheten bedingt vorher. Die Bedingung kam nicht zur Wirklichkeit, mithin unterblieb die Sache selbst. Ein Prophet widerspricht dem, was der Andere behauptet hatte, alles wie Zeit und

Um-

Umstände es mit sich brachten. Auch nicht selten verlieren sich ihre Aussichten aus der wirklichen in die mögliche Welt. Alles was der Verf. hievon in Anwendung auf Daniel und die Apokalypse anführt, giebt jungen Theologen den fruchtbarsten Wink. Fortsetzung Joseph Priestleys Briefe an einen philosophischen Ungläubigen, von welchen der Achte: Ueber den Beweis von der künftigen Existenz, den Ungläubigen am wenigsten bekehren wird. Anmerkungen über Priestleys Briefe, sind eine Berichtigung der philosophischen Unrichtigkeiten und schwankenden Meynungen, die Priestley mit unter vorgetragen hatte, und haben größern Werth, wie die Briefe selbst. Homiletische Fragmente. Kennzeichen des falschen Religionseifers. Von dem klugen Schweigen im gesellschaftlichen Umgang. Von der Schwatzhaftigkeit. Lauter Bruchstücke, die aber die Materialien zu ausführlichen Betrachtungen enthalten.

Bm.

Grundlehren der Religion für Jedermann von M. Philipp Christoph Gratianus. Erster Band. Lemgo, im Verlage der Meyerschen Buchhandlung. 1787. 8. 322 Seiten.

Der Verfasser, welcher itzt Pfarrer zu Ofterdingen bey Tübingen ist, will durch gegenwärtige Schrift einem Bedürfniß unserer Zeit abhelfen, und „dem Publikum eine Art Lehrbuch für jedermann, oder ein solches Erbauungsbuch in die Hände geben, worinnen (worin) unsere Verpflichtung zur Gottesverehrung und Tugend rein biblisch, aber fast blos aus solchen Gründen dargethan ist, die von vernünftigen Denkern aller Partheien zugestanden werden müssen, ja die (denen) niemand, als ein Thor und frecher Gottesleugner widersprechen kann.“ Er hat sich vorgenommen, „die Grundlehren der Religion, oder die auch der Vernunft faßliche Stücke der Theologie nach ihrer Würde, inneren Güte und allgemeinen Brauchbarkeit, gründlich, deutlich und angenehm vorzutragen.“ Zu dem Ende erscheinen hier seine zehn ersten Reden folgenden Inhalts: I. Aufmunterung zum Nachdenken über sich selbst. II. Die innere Güte und Gemeinnützigkeit der Schrift. III. Beweis, daß ein Gott

 sey.

sey. IV. Die ihren Schöpfer verherrlichende Schöpfung. V. Erhaltung, als fortdauernde Schöpfung. VI. Blick in die Tiefen der Gottheit. VII. Gott, als ein Licht, als die Liebe, und als das höchste Gut betrachtet. VIII. Der Mensch der Seele nach betrachtet. IX. Der Mensch nach dem bewundernswürdigen Bau seines Leibes. X. Die Fürsehung. Man hört in diesen Reden überall den einsichtsvollen und rechtschaffnen Mann sprechen, dem es darum zu thun ist, das Herz seiner Leser für die ehrwürdigen Grundwahrheiten aller vernünftigen Religion zu interessiren. Seine Betrachtungen sind gemeinnützig, und es fehlt den meisten darunter nicht an Gründlichkeit und Wahrheit. Wenn wir aber sagten, daß sie gewiß angenehm geschrieben wären, so müßten wir uns vorgenommen haben, dem Verf. zu schmeicheln. Eines theils verstößt er zu oft gegen die deutsche Sprachrichtigkeit, welche gar sehr vernachläßigt ist, andern theils verräth sein Styl zu häufig die Provinz, in der er lebt, als daß er sich angenehm lesen ließe. Der Rec. will indessen darüber als Nebensache wegsehen, obgleich kein heutiger deutscher Schriftsteller die Schreibart als Nebensache betrachten, sondern lieber, bevor er auch damit Ehre einlegen könnte, der goldenen Regel des Horaz eingedenk seyn sollte:

> Si quid tamen olim
> Scripseris — nonumque prematur in annum,
> Membranis intus positis.

Ohnerachtet es in Deutschland an musterhaften Büchern zur Belehrung in der Religion für denkende Leser, die nach Wahrheit forschen, nicht fehlt, so wird dies Erbauungsbuch für die Gegend, in der es herauskömmt, doch immer gute Dienste thun können. Nur kömmt es mir vor, als ob der Verf. die Leser, für welche er eigentlich schreiben wollte, zuweilen aus dem Auge verlohren hätte. So sagt er z. B. in der zweiten Rede über die innere Güte und Gemeinnützigkeit der Bibel, für ehrliche einfältige Christen, die von ganzen Herzen an die Lehren der h. Schrift glauben, zu viel, und für die Denker, welche wider ihren göttlichen Ursprung Einwendungen machen, zu wenig. Jene brauchen es gar nicht einmal zu wissen, daß man ihre Göttlichkeit in Zweifel zieht, und wenn es in unsern Tagen nicht zu verhindern steht, daß sie etwas davon zu hören bekommen, so dünkt mir wenig-

nigstens der Beweis aus den erfüllten Weissagungen des A. T. und den Wunderwerken des Neuen, die zur Bestätigung der christlichen Religion geschehen sind, weder für den im Denken geübten noch ungeübten Christen, gerade der kürzeste und leichteste, da er sich nicht zu Ende bringen läßt, die historischen Thatsachen aus den biblischen Nachrichten selbst erwiesen werden müssen, und es nicht ohne alle Zirkel im Schließen dabey abzugehen pflegt. Und was der philosophische Zweifler gegen diesen Beweis erhebliches aufzubringen hat, da er sich auch für diesen schwerlich bis auf die ersten unwidersprechlichen Principien der menschlichen Erkenntniß zurückleiten lässet, das muß ja der Verf. wohl wissen. Ich gestehe, daß mir der Glaube an Gottes wirkliches wahres Wort ohne Wunder weit mehr werth ist, als der Glaube um der Wunder willen. Christus selbst macht seinen Zeitverwandten einen geheimen Vorwurf darüber, daß sie, ohne Zeichen und Wunder zu sehen, ihm nicht glauben wollten. Die Göttlichkeit, Wahrheit und Vortreflichkeit einer Lehre ist ganz und gar unabhängig von allen Wundern. Könnten wir, ohne uns auf diese zu berufen, nicht beweisen, daß die in der h. Schrift enthaltene Religionslehren von Gott wären, so würde mir um den gründlichen Beweis des göttlichen Ansehn der Bibel bange werden. Ich wundere mich, daß der Verf. nicht mehr, und lediglich auf die Vernunftmäßigkeit der biblischen Glaubens- und Sittenlehren, und auf den Erfahrungsbeweis von eigener Glückseligkeit, den jedes gegen diese Lehren folgsame Gemüth an sich machen kann, bestanden ist. Er führt ihn zwar mit an, benimmt ihm aber dadurch viel von seiner Stärke, daß er ihn unter so manche schwachen Gründe versteckt, welche lieber hätten wegbleiben mögen, weil wir sie für den vernünftigen Denker, dem diese Schrift gewidmet ist, nicht bündig genug finden. Wir sollen noch täglich gewisse Vorherverkündigungen der Schrift eintreffen sehen; S. 45. (man möchte bestimmter wissen: welche?) das Schicksal der Juden bis auf diesen Tag (S. 44) soll noch zeugen, daß die h. Schrift von Gott eingegeben sey. Statt solcher Gründe hätte man lieber die besseren und stärkeren mehr gehoben und befestigt sehen mögen.

Aber dazu wäre nöthig gewesen, daß Hr. Gr. bestimmt erklärt hätte, was eigentlich mit einer von Gott eingegebenen, oder wie es im Grundtext heißt, Gottes geistigen

Schrift (γραφὴ θεόπνευστος) gemeint sey. Redet der Herr vom Anfange bis zum Ende der Bibel zu dem Menschen, den er gemacht hat? Hat die heilige Schrift lauter Gottes Wort an ihn? Sagt sie ihm alles, was darin enthalten ist, im Namen des wahrhaftigen, allmächtigen, allgütigen, allweisen und lebendigen Gottes, der selig machen und verdammen kann? Der Verf. meint: ja! S. 47. Allein ihm wird wohl bekannt seyn, in welche unauflösliche Schwierigkeiten uns diese Meynung verwickelt, und wie viel Anstoß vernünftige Denker von je an daran genommen haben. Um gründlich, zur Belehrung der Starken und der Schwachen im Volk, über die innere Güte und Gemeinnützigkeit der h. Schrift zu urtheilen, muß man wohl nothwendig das, was in der Bibel Gottes Wort ist, von den mancherley Dingen, die man wohl nicht dazu rechnen kann, sorgfältig unterscheiden, und Paulus giebt selbst in dem von dem Verf. gewählten Text, 2 Tim. III, 15—17, die Kennzeichen davon sehr bestimmt an. Sie hätten Herrn Me. Anlaß geben können, dies genau auseinander zu setzen; denn bevor dies geschehen ist, lassen sich so manche wichtige Zweifel und Bedenklichkeiten bey Dingen, die Gott in der h. Schrift geredet, verordnet, befohlen haben soll, nicht aus dem Grunde heben. Es läßt sich einem jeden Christen sehr begreiflich machen, daß Gottes ewig wahres Wort, oder seine Belehrung, wie die Menschen ihn verehren, wie sie gut, ruhig, getrost und glücklich in diesem und dem zukünftigen Leben werden sollen, in der heiligen Schrift enthalten sey. Es läßt sich aber auch eben so klar zeigen, daß Menschenwort in der Bibel stehe, daß die Verf. der heil. Schrift dies und jenes nach ihren damaligen Einsichten, Kenntnissen, Meynungen, gehabten eigenen Erfahrungen, oder schriftlichen oder mündlichen Ueberlieferungen und Volkssagen, mit aufgeschrieben, und ihren heiligen Büchern einzuverleiben gut gefunden haben. Und wenn man das den Leuten in den gehörigen Beyspielen, und aus den rechten Gründen deutlich vors Auge bringt, so wird ihre Achtung gegen die heilige Schrift dadurch auf keine Weise gemindert, sondern vielmehr auf den eigentlichen Hauptpunkt hingelenkt werden. Wer vernünftige Zweifler an einer durchgängig göttlichen Autorität der Bibel zur Genüge darüber belehren, und ihren Einwendungen einmal ein Ziel stecken will, der wird wohl den sehr heterogenen Inhalt sämmtlicher Bücher der h. Schrift

in

in Untersuchung ziehen, und das, was allen Menschen zur Lehre, und Unterweisung zur Seligkeit dient, von dem übrigen, welches keinen Einfluß darauf hat, unterscheiden müssen, um diese Sachen erst mit ihnen etwas mehr aufs reine zu bringen. Aber darauf hat sich der Verf. ganz und gar nicht eingelassen, sondern sich mit Erörterung des allgemeinen Satzes begnügt: Alle Schrift ist von Gott eingegeben; was dir darin gesagt wird, o Mensch, ist sein Wort.

Wir machen diese Anmerkung gewiß nicht, um den V. herunter zu setzen, oder seinen übrigen guten Betrachtungen etwas von ihrem Werth zu entziehen, sondern darum, weil sonst alle Mühe, die man sich mit den Deisten zur Ehrenrettung der Bibel giebt, uns dem beabsichteten Ziel um keinen Schritt näher bringt. Wider die Wahrheit des göttlichen Worts hat kein vernünftiger Mensch etwas einzuwenden. Die Frage ist nur bey so mancher Stelle: Kann dies und jenes auch Gottes Wort seyn, und muß es das darum seyn, weil es doch auch in der heiligen Schrift steht?

Es scheint, als ob der Verf. sehr leise habe treten müssen, um nicht in den Verdacht der Heterodoxie zu kommen. Denn es munkelt so von weitem, als ob man in seinem Vaterlande auch ihn, als einen gar Berlinischgesinnten, hielte, und schon einst mit einem gemißbrauchten herzoglichen Befehl, wegen beizubehaltender Orthodoxie in der Kirche, Versuche gemacht worden wären, ihm zu schaden, welches aber rechtschaffene Männer unter seinen Beschützern nicht zuließen. Wir würden es sehr bedauern, wenn man einem Mann, der so sichtlich nach dem Wachsthum in der Religionserkenntniß strebt, und auch anderen darin weiter zu helfen bemühet ist, Hindernisse in den Weg legte, und ihn in seiner rühmlichen Thätigkeit aufzuhalten suchte. Schuldlos ist er gewiß, denn ich finde ihn bis itzt, nach diesem Buche zu urtheilen, auch nicht der kleinsten Ketzerey verdächtig. Vielmehr wünschte ich ihn in seinem Ausdruck, der zuweilen von den gewöhnlichen Asceten geborgt ist, etwas freier und ungebundener. Es hat mich befremdet, ihn an einer Stelle, die ich aber nicht wiederfinden kann, um sie zu citiren, vom Versöhnungstode Jesu sagen zu hören, daß derselbe den Zorn Gottes damit gestillet habe. Diese Vorstellung ist doch gewiß nicht rein biblisch; sondern durchaus von Menschen aufgebracht, und Gottes ganz unwürdig. Er schreibt auch in der Vorrede, er

hoffe „daß diese Grundlehren der Religion sogar auch dem „Glauben an die Geheimnisse den Weg bahnen würden,“ an was für Geheimnisse? möchte man fragen? In dem Sinn der Bibel kann das Christenthum keine Geheimnisse mehr haben, denn Gott hat ja seinen Rathschluß von unserer Seligkeit durch Christum offenbart. Die der Welt unbekannt und verborgen gewesene Lehren, sind durch ihn kund gemacht worden. Oder meint der Verf. Glauben an gewisse Unbegreiflichkeiten, an unverständliche, undenkbare Sätze, deren die spitzfindigen Theologen leider genug auf die Bahn gebracht haben? Ich will nicht hoffen, die taugen nichts, sind zu nichts nütze, denn sie erleuchten und bessern die Seele nicht. Was ich in der Religion nicht verstehe, wobey ich nichts, oder etwas nur dunkel denke, das kann auch keine bleibende religiöse Gesinnung bey mir wirken. Glauben an solche Lehrsätze muß man von keinem verlangen, keinem den Weg dazu bahnen wollen. — Man thut dem Verf. sehr Unrecht, wenn man ihn bis itzt nicht für rein in der Lehre hält. Aber der aufgeklärte Mann, der Freund und Forscher der Wahrheit kömmt in der Erkenntniß weiter, und das will man in gewissen Gegenden so wenig bey Protestanten als Katholiken. Vorgegangen muß wohl mit dem Verf. etwas seyn, das ihn schüchtern macht, denn ich finde in der Vorrede Spuren von Aengstlichkeit an dem wackern Manne, als ob ihn dies und jenes verargt werden möchte.

Unter andern, welches ich noch bemerken will, entschuldigt er sich wegen der genommenen Freiheit, die biblischen Texte zu den Reden, nicht in Luthers, sondern in Sellers oder anderer und zum Theil eigener deutschen Uebersetzung, ihnen vorgesetzt zu haben. Diese Freyheit wird ihm wohl jedermann als sehr unschuldig verzeihen. Nur gestehe ich denn doch offenherzig, daß mir Luthers Uebersetzung oft besser gefällt, als eine neuere. Z. B. Röm. 13, 12. „Die „Nacht ist vergangen, der Tag angebrochen. So laßt uns „die Nachtkleider ablegen, und anziehen die Kleider „des Tages.“ Wenn man denn doch hier auch erklären muß, was Nachtkleider und Kleider des Tages sind, und was mit dem Ablegen und Anziehen desselben gemeint sey, so konnte es ja immer bey den Werken der Finsterniß und den Waffen des Lichts, wie Luther übersetzte, bleiben, deren Erklärung im geringsten nicht mehr Mühe macht, als die

die Erklärung der Nacht- und Tageskleider. Nicht zu gedenken, daß Luthers wörtliche Uebersetzung denn doch für mein Ohr wenigstens mehr Wohlklang hat, und weniger schleppend ist, als die des Herrn Seilers. Bey andern Stellen, wo eine neuere Uebersetzung Vorzüge vor der lutherischen hat, läßt sich nichts dawider sagen, vielmehr ist es gut, daß die Leute damit bekannt werden.

Br.

Stralsundisches Gesangbuch zur Beförderung der öffentlichen und häuslichen Andacht. Stralsund, bey Struk. 1787. 8. (438 Seiten ohne Vorbericht.)

Auch dieses Gesangbuch ist unter mehreren eine glückliche Frucht des seit einiger Zeit um Verbesserung der Liturgien rege gewordenen Eifers. Die Stadt Stralsund hat in der schwedisch-pommerschen und Rügianischen Provinz noch das Vorrecht, eigne Gesangbücher und Liturgien in ihrer Gemeinde einzuführen. Vermöge dessen ward schon 1740, ein neues verbessertes Gesangbuch (wie man damals schon nöthig erkannte) eingeführt. Um aber dieses im Jahr 1787, (worin schon mehr zu guten Liedersammlungen vorgearbeitet ist) nicht wieder nur neu auflegen zu lassen, und dadurch die nun schon so nöthig gewordne Verbesserung der Lieder nicht noch so viel länger hinauszusetzen, veranstaltete der aufgeklärte und patriotischgesinnte Str. Magistrat, nach vorhergegangenen Vorstellungen an die Vornehmsten der Bürgerschaft, durch das Ministerium, dem, nach dessen eignen (ihm zur Ehre gereichenden) Geständniß, nie leicht ein Auftrag angenehmer und erwünschter war, diese neue, und so viel wir urtheilen können, sehr zweckmäßige Liedersammlung; die vielleicht eine Vorgängerin von einer ähnlichen in der ganzen Provinz werden mag, indem schon 1776 zum Pommersch-Rügianischen Gesangbuch ein neuer guter Anhang erschien, der aber, wie wir wissen, wieder abgeschafft worden ist. Die vor uns liegende Sammlung besteht aus 511 Liedern, dabey unter den neuern Liedersammlungen hauptsächlich „das Gesangbuch zum gottesdienstlichen Gebrauch in den Kön. Preuß. Ländern, Berlin 1780“ benutzt worden ist. Denn aus den 447 Liedern dessel-

ben sind allein 138 Lieder aufgenommen. In diesem Berl. Gesangbuch fanden die Sammler schon viele zu ihrem Zwecke dienliche alte glücklich verbesserte Lieder vor; dergleichen sie, aus diesem 58, und in allem 70, eingerückt haben; und hierunter sind gerade die bekanntesten beliebtesten alten Lieder, woran der größte Haufe nun einmal sich zu erbauen gewohnt war, als: Warum sollt ich mich denn grämen ff. Warum betrübst du dich mein Herz. Wer nur den lieben Gott läßt walten ff. Befiehl du deine Wege ff. In allen meinen Thaten ff. Ich weiß mein Gott, daß all mein Thun ff. Ich singe dir mit Herz und Mund ff. Sollt ich meinem Gott nicht singen? ff. Sey Lob und Ehr dem höchsten Gut. Jesus, meine Zuversicht ff. O Welt sieh hier dein Leben ff. Meinen Jesum laß ich nicht ff. Ich bin ja Herr, in deiner Macht, und viele andre, die wir hier nicht nennen können. Es ist klug, schonend und liebreich, daß hierauf diejenigen, die, wie unsre Liedersammler gethan, es freylich nöthig finden, die unverständlich, anstößig und kraftlos gewordenen unter den alten Liedern gänzlich auszumerzen, dennoch Rücksicht zu nehmen, nicht versäumen. Von den Cultivirten, größtentheils schon sehr bekannten Gellertschen Liedern kommen hier auch fast alle, und deren noch einige mehr, als im B. G. vor. Die meisten aus dieser Quelle entlehnten Lieder sind fast ganz unverändert geblieben; doch finden sich hie und da kleine Veränderungen, die sich die Sammler wohl zum Theil auch um „der bezweckten edlen Einfalt, Richtigkeit und Faßlichkeit der Gedanken und Ausdrücke,“ erlauben zu müssen glaubten. Wenn es z. B. in dem B. G. (N. 295. Wie viele Freuden dank ich dir. Str. G. N. 27) heißt: „Gott voll Erbarmung und Geduld, auch bey der mir verborgnen Schuld, währt ewig deine Liebe!“ so hat man hier wohl den Beweis für die Langmuth und Geduld Gottes im St. G. also noch stärker zu machen gesucht: „O Gott voll Langmut und Geduld, wie oftmals häuft ich Schuld auf Schuld, und doch währt deine Liebe!“ — In dem Liede: Gott deine weise Macht erhält ꝛc. (Berl. G. N. 47. Str. G. N. 35.) heißt es im B. G.: „Selbst dem, der dich mit Sünden schmäht, giebst du sie (Spei - und Trank nämlich) ohne sein Gebet, und flehe ich darum nicht zu dir, gewährtest du sie dennoch mir.“ Hier könnte vielleicht ein Schwacher noch denken: Wenn Gott das auch ungebeten thut, was hilfts mir denn darum zu bitten? Dieser Aus-

flucht

Flüche hat wohl im Str. Ges. begegnet werden sollen, durch folgende Umänderung: „Selbst dem, der dich mit Sünden schmäht, giebst du sie zwar ohn' sein Gebet, doch folge dem Frevler Reu, und Schmach, dem frommen Dank der Segen nach.“ Man erlaube hier noch eine Vergleichung. z. B. das alte Lied: Mache dich, mein Geist bereit ic.

Altes Lied.

„Wach auch selber gegen dich
Und dein böses Herze,
Daß es ja nicht liederlich!!
Gottes Huld verscherze,
Denn es ist voller List
Kann sich selber heucheln
Und voll Hochmut schmeicheln.“

Berlin. Gesangbuch.

Wach' und hab auf dich wol Acht
Trau nicht deinem Herzen
Leicht kann, wer es nicht bewacht,
Gottes Huld verscherzen.
Ach es ist voller List
Weiß sich selbst zu heucheln
Und mag gern sich schmeicheln.

Stralsund. Gesangbuch.

Nimm dein eignes Herz in Acht
Denn es liebt die Sünde,
Daß wenn ihre Lust erwacht,
Sie nicht überwinde.
Leicht betriegt sie und siegt,
Wenn wir selbst uns heucheln
Stark zu seyn, uns schmeicheln.

— Manche glückliche Verbesserung in dem Str. Gesangbuch rührt zum Theil selbst von einigen Mitgliedern des stralsunder Magistrats her; wie dies im Vorberichte gerühmt wird. Und von solchen, die nicht schon aus dem Berl. Ges. übergetragen sind, mögen hier auch noch einige Beispiele stehen. Man sehe z. B. a) das alte Lied an den Geist des Höchsten:

gen: O du allersüßte Freude rc. (jetzt: Du der frommen beste Freude rc.) das aus vielen wässerigen Worten in kräftigere, eben so wie viele alte, zusammengezogen ist, — darin fleucht der h. G. Schand und Sünden, wie die Tauben Stank und Mist; und ist dann wieder wie ein Schäflein pfleget, frommes Herzens rc. Statt dessen heißts im neuverbesserten Liede: Böses hassest du und bleibest, reinster Geist bey reinen nur, schaffst, die du erfüllst und treibest um zur neuen Kreatur .... Schaff ein reines Herz in mir u.s.f. — b) In dem Liede: Schaft mit Ernst o Menschen Kinder (ehedem: Schaffet doch ihr Menschenkinder, schaffet eure Seligkeit.) heißt es nun statt vieler einerley sagender Ausdrücke, die auf die mystische Abtödtung des Fleisches unter Christi Kreuzesfahn; auf Händ und Füße abhauen u. dergl. drangen: „Eifrig wachen, alzeit beten, weißlich die Versuchung fliehn, sich die Pflicht zur Freude machen, und sich niemals ihr entziehn. Selbst beym Spott und Hohn der Welt das nur thun, was Gott gefällt, dieses wollen und volbringen, daß heißt nach dem Himmel ringen." Schont der liebsten Neigung nicht, wär es auch die schwerste Pflicht. u. s. f. — In dem Liede: Unschuldger (ehedem: Herzliebster) Jesu was hast du verbrochen, ist Gott nicht mehr gefangen. u. dergl. (Und so sind viele crasse Ausdrücke noch sonst weggebracht aus den übrigens guten alten Liedern.) Indessen wird in demselben Liede Christus doch Beherrscher aller Welten, und sonst z. B. N. 76 König aller Wesen genannt, so wie überhaupt die Lehren von der Hoheit Christi, vom menschlichen Verderben, von dem Leiden Jesu für uns (S. z. B. N. 96. v. 5. 6. 14) von seiner Erlösung u. s. w. — nicht übergangen, dagegen aber mehr mit den Ausdrücken der h. S. faßlicher und practischer vorgetragen sind. Um Niemand an seinem Glauben zu verkümmern, um nicht einmal zur Unzeit neuerungssüchtig zu scheinen, steht auch das alte Lied: Wir gläuben all an einen Gott rc. (aber auch nur dies Eine) ganz unverändert, bey seiner sprachrichtigern Umänderung (s. N. 7. u. 8) Die eigentlich dogmatischen Lieder aber verdrangen hier nicht, wie gemeiniglich sonst in alten Gesangbüchern geschehen, die Lieder über Gottes Eigenschaften, über die menschlichen Naturkräfte und Bestimmung, über einzelne specielle Tugenden und Pflichten; darüber verbreitet sich vielmehr das neue G. merklich mehr, wie das alte; wie dieses schon nebst der Ordnung

der

der Lieder, aus folgenden Hauptabtheilungen beym ersten Anblick sichtbar ist: 1) Lieder über die Lehren des christlichen Glaubens. N. 1 bis 221. 2) Lieder über die christlichen Tugendlehren. N. 222 — 431. 3) Lieder für besondere Zeiten, Umstände und Personen. N. 432 — 511. Da die Lieder alle nach dem Inhalt der Materien natürlich geordnet sind, so kommen hier keine besondre Rubriken über die: Johannis-, Marien-, Michaelisfeste u. dergl. vor. Man kann aber die an solchen Festen erforderlichen Lieder unter andern Titeln finden. Auch die Stelle der sonst vor, unter und nach den Predigten an Sonn- und Festtagen gebräuchlichsten kurzen Lieder ist hier sehr gut mit ähnlichen, aber bessern kurzen ersetzt. Wenn für Schwangere, für Eheleute — und für manche besondre Umstände in der 3ten Hauptabtheilung noch Lieder fehlen, so sind dafür zum Theile Gebete in dem angehängten kleinen Gebetbuche vorhanden. Auch in den Anhängen kurzer Lebensregeln mit Worten der h. S. ist man hier dem W. G. gefolgt. Es ist also zu hoffen, daß die strasS. hierauf schon vorbereitet gewesene Gemeinden dies Gesangbuch nach der Einführung von 1788 gerne behalten, und sich dabey wohlstehen werden.

Nr.

Unterhaltungen der Andacht über die letzten Worte Jesu am Kreuz. Ein Beytrag zur Gedächtnißfeyer seiner Leiden von C. G. L. Meister. Bremen, 1786. 15 Bogen in kl. 8.

Diese Unterhaltungen sind Predigten, welche der Verfasser über die letzten Worte Jesu gehalten, und denen er die erstere Form genommen, und sie in Betrachtungen verwandelt hat. Vor einer jeden derselben stehen einige Reime als Motto, und den Beschluß macht ein Lied, was auf die vorhergehende Betrachtung passet. Sowohl die sogenannten Motto's als auch die Lieder sind dem Verf. ziemlich gut gerathen, wenigstens sind sie besser, als sie in den gewöhnlichen Gesangbüchern gefunden werden.

Der Gedanke ist zwar alt, aber auch sonderbar, über einen jeden Ausspruch Jesu am Kreuz, eine weitläuftige Betrachtung anzustellen. Er setzet voraus, daß ein jeder dieser

Ausspr.

Aussprüche wichtig, und die Betrachtung darüber nützlich ist, und da nun das nicht ist, so siehet sich freylich der Verfasser, wie alle seine Vorgänger, genöthiget, ein jedes Wort bedeuten zu lassen, was es nur bedeuten kann, und ganz fremde Ideen hineinzutragen, woran Jesus nicht gedacht hat. Man darf z. B. nur die Betrachtung über die Worte: **mich dürstet**, lesen, und man wird sich kaum genug wundern können, was nach der Meynung des Verf. (S. 152 und S. 153) Jesus bey diesen Worten alles gedacht, und worauf er hingedeutet haben soll. Da doch Jesus sicherlich dabey weiter nichts dachte, als daß ihn dürstete, und daß er trinken wollte. Muß nicht der vernünftige Leser das Unnatürliche in dergleichen Erklärungen so verständlicher Worte sogleich fühlen, über den Verf. unwillig werden, und darüber alle Andacht verlieren? Wenn irgend ein Todkranker oder Sterbender von ohngefähr wie Jesus sagte, **mich dürstet**; würde man den nicht für einen Thoren halten, der die Umstehenden bereden wollte, der Kranke wolle nicht bloß trinken, sondern wünsche auch sein Testament zu machen, verlange nach dem Himmel, wünsche, daß die Seinigen alle aufgeklärte und gutgesinnte Menschen werden, und daß es ihnen in dieser und in jener Welt wohlgehen möge u. s. w. Wie ist es also möglich, daß man beynahe alles das in diesen Worten Jesu finden kann! Wie gesagt, man muß alle diese Ideen erst hineintragen, darin sind sie nicht.

Doch dieses bey Seite gesetzt, sind diese Betrachtungen sich etwas ungleich an Werth. Diejenigen, darin der Verf. bloß seinem gesunden Verstande, und den natürlichen Empfindungen seines Herzens folgt, sind unstreitig die besten und gemeinnützigsten; wo ihm aber sein angenommenes System in den Weg kömmt, und ihm den wahren Gesichtspunkt verrückt, sind sie freylich schlecht. Zu den ersteren gehört unstreitig die dritte über die Worte Jesu: **Weib, siehe, das ist dein Sohn, und siehe, das ist deine Mutter**; wo mit Wärme das Beste und Zweckmäßigste gesagt ist, was hier gesagt werden konnte. Und zu den letzteren die vierte über die Worte: **mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen!** Der Verf. ist hier der gewöhnlichen Meynung, daß die Angst, welche Jesus darin verräth, daher rühre, weil er als ein Opfer für die Sünden der Menschen gelitten habe, und sagt, eben deshalb sey diese Angst Jesu auch grös-

ser gewesen, als sie jemals ein Mensch empfunden habe, und empfinden werde. So falsch die Voraussetzung ist, eben so falsch ist auch die Folge. Schmerz und Bangigkeit waren in den Umständen, darin sich Jesus befand, gewiß sehr natürlich: aber sie waren sicherlich nicht größer, als die, eines jeden andern Menschen, der dem Körper und dem Geiste nach, von einer gleichen Beschaffenheit mit Jesu ist, und sich in einer gleichen Lage befindet. Man kann keineswegen schließen, je größer das Unglück ist, was einen Menschen trift, oder je größer die Verschuldung dafür er büsset, desto größer ist auch sein Schmerz, oder muß seine Angst seyn. Denn mancher kann sich um einer Kleinigkeit willen dermassen ängsten, als ob ihm das größte Unglück wiederfahren wäre, und als ob er einen Mord begangen hätte. Es wäre ein Wunder, wenn einen Mann von einem so feinen und schnellen Gefühl, wie Jesus, nicht bisweilen in seiner Lage und bey seinen Martern der Schmerz überwältiget hätte. Nur der Irokese und der Schwärmer stirbt ohne Zuckung und lachend des grausamsten Todes.

S. 70 heißt es, die Begnadigung des bekehrten Schächers sey ein außerordentlicher Fall, eine Ausnahme von der Regel rc. und der Verf. glaubt so selten Mißdeutungen vorzubeugen. Allein eben diese Aeußerung kann noch weit mehr mißgedeutet werden. Sie setzt das falsche, und bey dem gemeinen Mann sehr gewöhnliche Vorurtheil voraus, wogegen doch der Verf. selbst streitet, daß Gott einen Menschen ohne Besserung begnadigen, und in die Herrlichkeit jener bessern Welt aufnehmen könne. War der Schächer vorher schon ein gutgesinnter Mensch ehe er die böse That in der Hitze der Leidenschaft begieng, die er hernach bereuete, wie der Verfasser mit Recht behauptet: so geschahe ja hier keine Ausnahme von der Regel, sondern die Regel galt auch bey ihm; wer glückselig seyn will, muß tugendhaft seyn. Eine Regel, von der schlechterdings keine Ausnahme in keinem Fall statt hat, man müßte denn die Natur des Menschen umschaffen wollen. — Die Auflösung des ganzen Problems ist wohl darin zu suchen, daß die Glückseligkeit des Himmels, wie die auf Erden, ihre verschiedene Stuffen hat, und daß das Schicksal des Menschen in jener Welt nicht nach einer einzelnen guten oder bösen That, sondern nach dem Werth seiner Gesinnungen entschieden wird. Auf welche nähere Erklärung sich aber Jesus in solchen Umständen wohl nicht einlassen konnte.

Daß übrigens der Verf. etwas weitschweifig ist, und hie und da zu viel deklamirt, wird ein jeder Sachverständiger leicht bemerken. Einige Ausdrücke scheinen verunglückt zu seyn. So heißt es z. B. S. 65. Er (Jesus) hat seine am Creuz durchborte Hände zu einem bekümmerten Sünder (dem Schächer) ausgebreitet — sie waren ja am Kreuze festgenagelt, wie kann man also sagen, daß er sie zu irgend jemand ausgebreitet habe! S. 109 wird Jesus der große **Liebhaber** der Menschen genannt. Dieser sonderbare Ausdruck weckt gewiß, zumal bey Frauenzimmern, Nebenideen, welche Jesu ganz unwürdig sind, und die wahre Erbauung hindern.

Bg.

Analitysche Erklärung aller Briefe der Apostel Jesu, ein Magazin für Prediger und für alle, welche in der heiligen Schrift feste und beruhigende Ueberzeugung suchen. Erster Band. 1787. 920 S. gr. 8. Berlin, bey Mylius.

Obgleich der Verf. sich nicht genannt hat, so sieht man doch bald, aus dem Geist und Inhalt des Werks, daß es von dem Verfasser der Briefe über die Bibel im Volkston, und der Ausführung des Plans und des Zwecks Jesu herrühre. Eben die Ideen, die jenen Schriften eigenthümlich sind, kommen hier vor, so daß es eigentlich nur Anwendung jener Vorstellungen auf die apostolischen Briefe, diesmal den Brief an die Römer, ist. Nach der Absicht des Verf. sollte dies Buch theils als Erbauungsbuch dienen, theils eine Anleitung für Prediger, zur Entwickelung der Ideen des Apostels, und Materialien und Dispositionen zum Kanzelvortrag enthalten, und dadurch die Stelle von Starkens Synopsis und ähnlichen Werken vertreten. Daher ließ er die gelehrte Exegese weg, und verweist, wo es auf Sprache ankömmt, auf sein griechisch-deutsches Lexicon zum N. T. Die Einrichtung ist übrigens folgende. Zuerst steht allemal ein Abschnitt von Luthers Uebersetzung, worauf eine Analyse oder Zergliederung desselben in Tabellen, ganz in Starkischer Manier, folgt, nebst ausführlicher Erläuterung eines jeden Satzes. Letztere ist am Rande mit fortlaufenden Nummern bemerkt, auf die

in

in der Folge verwiesen wird. Dann folgt eine freye Uebersetzung der erläuterten Stelle, worin die bisher vom V. vorgetragenen Ideen zusammengefaßt werden; und eine Reihe theils dogmatischer, theils moralischer Sätze, unter der Aufschrift: Themata zur Betrachtung, machen bey jedem Abschnitt den Beschluß. Man sieht also, daß das Werk für viele Leser berechnet, und, der äußern Form nach, ganz in der beliebten Starkischen Manier gearbeitet ist. Ob es aber für Prediger und andere Leser so brauchbar seyn werde, als das Starkische Werk ehedem war, und zum Theil noch ist, mögen die Leser aus folgenden Proben von der Behandlungsart des Verfassers selbst urtheilen. Gleich zu Anfang des Briefs erklärt der Verf. ἀφωρισμένος auf folgende Weise: Jesus hatte ihn als einen vorzüglich brauchbaren Mann schon längst beobachtet, da er noch Verfolger der Brüderschaft war, und gewünscht, den Mann von hellem Geist, nützlichen Kenntnissen, und dem feurigsten Enthusiasmus für das einmal erkannte Gute, in seine Gemeinschaft zu ziehen ꝛc. Bey V. 17 giebt der Verf. einen Abriß seines Systems, wo es unter andern heißt: Im Reiche Gottes (der Gesellschaft Jesu), das zunächst aus lauter Juden bestand, die ihre Messiasträume noch an positive Religion fesselten, konnte selbst das Evangelium nicht rein erkannt werden, wenn jene Messiasträume nicht auf ewig vernichtet wurden. Jesus also zernichtete selbst den sichtbaren Gegenstand dieser Träume durch seine Hinrichtung, und heftete so den Judenmessias ans Kreuz. Diese Kreuzigung des Messias ward also damaliges Object des Glaubens, ohne welches kein Glaube an das Evangelium möglich war." Die ganze Stelle wird übersetzt: das Evangelium Jesu lehrt (und giebt) uns die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, und leitet dadurch (wenn wir erst fühlen, wie wohl uns dabey ist, wenn wir das Joch der positiven Religion los sind) unsern Glauben (an die Wahrheit) von einer Stufe der Vollkommenheit zur andern, und wir erfahren was Habacuc sagt: dem, den sein Glaube gerecht und fromm machte, wirds wohl gehen; so wie es gegenseitig auch zeigt, was uns Gott mißfällig macht (und alles Elends Urquell ist), nämlich Irreligion und Lasterhaftigkeit (wie man sie) an jenen Menschen (findet), welche die Wahrheit aus Liebe zur Ungerechtigkeit aufhalten. Letzteres soll auf die Priester zielen, welche absichtlich das Volk in Blindheit erhielten. Eben so versteht er Cap. 3, 3. unter τινες die Anführer und Priester,

 welche

welche die von den Erzvätern herabgeerbte reine Gotteskenntniß durch ihre Politik und Vermengung mit positiven Gesetzen verdunkelt und unwirksam gemacht, oder, nach dem Ausdruck des Verf. verhunzt hatten. Wobey Cap. 3, 4. übersetzt wird: Gott ist und bleibt der wahrhafte Gott, aber alles was die Menschen hinterher erfanden, und was jetzt alle Menschen für wahr halten, (die Opferreligion) ist Lügen. Unter der vernünftigen Gotteserkenntniß (γνωστον του θεου) C. 1, 19 versteht er eben das, was V. 16 Evangelium hieß, so daß die Stelle von der allgemeinen Erkennbarkeit des Evangelii, oder der natürlichen Religion, und vom Verfall der Menschheit durch die positive Religion, die die Priester aufbrachten, handle. So wird auch im folgenden, νομος durch positive Religion erklärt, und der ganze erste Theil des Briefs ist nach des Verf. Erklärung, Empfehlung der natürlichen, und Herabsetzung der positiven Religion. Christus heißt Sohn Gottes, Zögling Gottes, weil Gott ihn erzogen, von Jugend auf gebildet, und mit Weisheit und Vollkommenheit begabt hat; der Erstgeborne, weil er damals der einzige und erste war, der als Zögling Gottes, im Gegensatz der Priesterzöglinge, auftrat, und Gott seinen Vater, sich Gottes Kind nannte. Bey C. 7. 25 ist eine lange Stelle, wo der Verf. die Nachtheile der positiven Religion zu zeigen sucht, die aber nur eine solche positive Religion treffen, die der moralischen ganz entgegengesetzt ist. Nach diesen Proben wird man leicht einsehen, wie der Verf. die Stellen C. 5, 9. u. a. erkläre und behandle. Daß an vielen Stellen der Sinn richtig gefaßt, und die Ideen und Gedankenfolge des Apostels glücklich entwickelt sind, wird man von der bekannten Gabe der Deutlichkeit des Verf. erwarten; und in so fern kann dieses Werk dem geübten Ausleger brauchbar seyn. Daß es aber als Erbauungsbuch und als Magazin für Prediger gelten könne, scheint der Verf. selbst nicht zu glauben, wenn er in der Vorrede sagt, wer mit seiner Erklärungsart nicht übereinstimme, könne die Lehrsätze, die ihm zu fehlen scheinen, hinzuthun, oder das, was der Verf. auf positive Religion überhaupt ausdehnt, weil er schloß, was von Einer positiven Religion gilt, gelte von aller, blos aufs jüdische Gesetz und was dem ähnlich ist, anwenden. Da der Verf. überall seine dogmatischen und historischen Vorstellungen hineinträgt, so sieht er sich oft genöthigt, der Sprache Gewalt anzuthun, und durch Beredsamkeit und stete Wieder-

holun

schönungen den Mängel der Gründe zu ersetzen, auch wohl Fictionen zu Hülfe zu nehmen, wie S. 199. wo ein ordentlicher Roman von Abraham vorkömmt.

Dieser Band enthält, außer dem Brief an die Römer, noch den an Titus. In zwey andern Bänden wird er die übrigen Briefe zusammenfassen, und verspricht überdem noch einen Commentar über die Apostelgeschichte.

Kbr.

Vorlesung über den kleinen Katechismus Lutheri von L. C. A. Wigand, Prediger in Südgrüningen. Quedlinburg, 1787. bey Ernst, 9 Bogen, 8.

Was ein nur einigermaaßen geübter Schulmeister wissen muß, ist hier auch zu finden. Doch möchte es manchem unbekannt seyn, welche Geschäfte man denen Engeln zueignet, die hier aufgeführt werden. „Wenn man ohne vorhergesehene Ursache einen heftigen Trieb zu etwas verspürt; wenn sich schleunige Zufälle begeben, wodurch man von etwas abgehalten wird; wenn sich der Mensch zuweilen zu etwas entschließet, ohne zu wissen, warum; wenn sich viele Dinge zu unserm Vortheil vereinbaren; wenn man eine geheime Furcht vor einem bevorstehenden Uebel empfindet, oder durch merkwürdige Träume wofür gewarnet wird." Bravo!

Gu.

Sieben Predigten auf das Michaelsfest über die guten Engel und die Anwendung dieser Schriftlehre zum thätigen Christenthum. Quedlinburg, bey Reußner, 1786. gr. 8. 16 Bogen.

Die Predigten sind: 1) was lehret die heilige Schrift von den guten Engeln? 2) Aufmunterung zur Verehrung Gottes durch Betrachtung der Lehre von den heiligen Engeln. 3) Der Mensch, ein Liebling der Engel. 4) Die Engel, als Werkzeuge der Vorsehung Gottes. 5) Ueberlegungen eines Christen bey den Gedanken an die heiligen Engel. 6) Die Engel als nachahmungswürdige Muster für die Menschen.

schen. 7) Die Bestimmung der Menschen zu der Gleichheit mit den Engeln.

Die Lehre von den Engeln ist keine wesentliche Wahrheit des Christenthums, doch eine nützliche Wahrheit, die wohl zur Erbauung angewendet werden kann. Dieses hat der V. gethan.

Nur daß die guten Engel in unsren, mit dem groben Körper noch verbündnen Seelen durch innere unmittelbare Wirkungen Gedanken erwecken können, ist dem Rec. sehr bedenklich. In der Bibel findet sich davon nichts. Wenn von den bösen Geistern dergleichen in der Bibel gesagt wird, so sind dieses uneigentliche Redensarten, die auch bey uns jetzt noch üblich sind. Wie oft sagt man noch jetzt, wie hat dich der Teufel verführt? und man ist gar nicht der Meynung, die Sünde einem bösem Geiste zuzuschreiben. Es bleibt bey der Lehre des Jakobus Kap. 1, 14. Der Mensch würde sonst in einer eigenen Lage seyn. Auf der einen Seite stünde ein guter Engel und gäbe ihm gute Gedanken ein, auf der andern ein böser. Der Mensch könnte wegen seiner Gedanken weder gelobt noch getadelt werden.

Rf.

---

2. Rechtsgelahrheit.

Der Sinn der mosaischen Eheverbothe, nach Grundtext, Logik und Gefühl, zur Beruhigung der Gewissen, untersucht von Henr. Benzenberg, Reform. Prediger zu Schöller, Herzogth. Berg. Mülheim am Rhein, 1785. 4½ Bogen in 4.

Ein Auftrag, der an unsern Verf. geschahe, seine Gedanken über diese Materie nach seiner Ueberzeugung zu entwerfen, und jeden Punkt mit den deutlichsten Beweisen aus der Bibel zu belegen, ist, wie er sagt, die Veranlassung zu dieser Schrift gewesen, wodurch also die Menge der Schriften über die mosaischen Eheverbote wieder einen neuen Zuwachs erhalten hat. „Ich denke," dies ist unsers Verf. Glaubensbekenntniß

niß darüber, „überall frey, doch gewissenhaft, und bin über„zeugt, daß ächte Dogmatik und Moral allein aus richtiger „Deutung der Bibel fließe. Nach der Bibel also habe ich mich „bloß ihn, und nicht nach jüdischen oder christlichen Erklärern „gerichtet. Ich habe ihr den Sinn gegeben, den Vernunft, „Menschengefühl und Sittlichkeit fodern, und weder aus „Aengstlichkeit, noch aus Leichtsinn ein Wort geschrieben."

Nachdem er zu Anfangs kürzlich zu erweisen gesucht, daß die mosaischen Ehegesetze für uns jetzt noch verbindlich sind, bringt er das Resultat seiner Untersuchung auf folgende allgemeine Grundsätze. 1) Alle Ehen, die Gott ausdrücklich verboten, und sein Verbot nirgends restringirt oder limitirt hat. 2) Alle Ehen, die wider das sittliche Gefühl, die natürliche Ehrbarkeit, und das allgemeine Urtheil der Nation anstoßen, wenn sie schon nicht genannt sind. 3) Alle Ehen, deren Zulassung die Unzucht befördern würde; endlich 4) alle Ehen, wo die eine Person unter der natürlichen Tutel der andern steht, müssen schlechtweg für verboten gehalten werden, und so umgekehrt. Nunmehr kömmt er zu den mosaischen Eheverboten selbst, und behandelt diesen Gegenstand nach folgenden drey Hauptabschnitten.

I. **Die Ehen, welche die Bibel deutlich verboten hat.** Diese nun führt der Verf. mit den Gesetzstellen auf, und darüber können wir weiter nichts sagen, als daß wir gewünscht hätten, daß er dabey einige Rücksicht auf den Unterschied genommen hätte, in wie fern diese Verbote als moralische Verbote, oder bloß als willkührliche Verordnungen anzusehen sind; so wie wir zugleich hierbey die Anmerkung machen müssen, daß sich überhaupt die einzelnen mosaischen Verfügungen, wenn man sie unbefangen, und nach ächten Grundsätzen der Gesetzgebung prüft, wohl nicht nach einem und demselben Maaßstabe beurtheilen lassen.

II. **Die Ehen, worüber gestritten wird, weil man die Worte Mosis ungleich auslegt.** Dies ist unstreitig der wichtigste Theil dieser Schrift. Man weiß, wie sehr verschieden die Meynungen der Schriftsteller über die Auslegung und Anwendung der mosaischen Eheverbote sind, worüber sie sich freylich wohl nie vereinigen möchten, obgleich eine solche Vereinigung der Grundsätze über die verbotenen Grade, wegen ihres praktischen Einflusses auf die Dispensa-

tion sehr zu wünschen wäre. Wir wollen des Verf. Meynung bey jedem Falle anführen, ohne uns weiter in Widerlegungen, wo wir mit ihm nicht eins seyn können, einzulassen, so wie wir auch in Ansehung der Ausführung und Beweise seiner Meynungen auf die Schrift selbst verweisen müssen. Beydes würde für eine Recension zu weitläuftig seyn.

Folgende Ehen sind nach seinem Urtheile erlaubt: 1) Die Ehe mit der verstorbenen Frauen Schwester. 2) Die Ehe mit des verstorbenen Bruders Frau. 3) Die Ehe eines Mannes mit seiner Frauen Bruder Weib. Für unerlaubt hält er hingegen: 1) die Ehe des Oheims mit seiner leiblichen Nichte. 2) Die Ehe des Oheims mit seiner Frauen oder Bruder Schwester Tochter. 3) die Ehe eines Mannes mit seiner Mutter Bruder Frau. 4) Die Ehe eines Weibes mit ihrem Großoheim. 5) Die Ehe eines Weibes mit ihrem Großschwiegervater, und endlich 6) die Ehe eines Mannes mit der Mutter seiner Braut, welche er für anstößig, und daher auch für unerlaubt hält.

III. Die gewiß erlaubten Ehen, über welche nicht die mindeste Bedenklichkeit entstehen kann. Die Ausführung dieser Fälle, die man nach Belieben noch sehr erweitern kann, halten wir für ziemlich überflüßig, da sie sich aus den vorigen von selbst ergeben. Zwar gesteht der Verfasser selbst, daß er sie zum Ueberfluß, um der Schwachen willen, namhaft gemacht.

Zum Schluß äußert der V. noch seine Gedanken, über die Ehe zusammengebrachter Kinder, die Dispensation und Ehescheidung. Die Ehe zusammengebrachter Kinder hält er nicht nur für anstößig, sondern sogar nach 3. Mos. 18, 11 namentlich verboten. Dazu möchte nun freylich ein schwerer Beweis, als den er geführt, vonnöthen seyn. Die Dispensation ist nach seiner Meynung in allen Ehen, die Gott namentlich verbeut, schlechterdings unstatthaft. Freylich die gemeine und herrschende Meynung, die aber doch bekanntlich hin und wieder bestritten ist, und die, unsers Bedünkens nach, sich auch wohl nicht ohne alle Einschränkung so geradezu behaupten läßt. In Rücksicht der Ehescheidungen ist unser Verf. nicht strenge, und nimmt alles, was wider den Zweck des Ehestandes streitet, zur rechtmäßigen Scheidungsursach an. Den S. 33 geäußerten Grundsatz aber, daß während des [illegible], der doch gewöhnlich nicht sehr

geschwin-

geschwinde zu gehen pflegt, beyde Theile vom Heil. Abendmal wegbleiben sollen, findet Rec., ob er gleich nur ein Laie ist, doch etwas untheologisch, und kann ihn nicht wohl mit seiner christlichen Moral reimen.

Da der Verf. dieser Schrift ein Theologe ist, welches man, auch ohne daß es der Titel angäbe, schon aus der darin herrschenden Bibelsprache errathen würde, und sie folglich ganz in theologischer Hinsicht geschrieben hat: so ist es billig, daß wir sie auch allein aus diesem Gesichtspunkte beurtheilen. Wir dürfen es ihm daher wohl nicht zum Vorwarf machen, daß er seinen Gegenstand mehr in Rücksicht auf die Bibel, als auf die Gesetzgebung behandelt, und seine Beweise mehr durch Auctoritäten der Bibel, als durch Gründe der philosophischen Jurisprudenz geführt hat. Juristische Schriftsteller über diese Materie scheint er gar nicht gekannt zu haben. Uebrigens verräth diese Schrift im Ganzen reifliches Nachdenken und Prüfen des Verfassers, und zeichnet sich durch Gründlichkeit und Ordnung im Vortrage aus. In wie fern seine Erklärungen des Grundtextes richtig sind, liegt außer unsrer Sphäre, und wir müssen dies den Herren Theologen zu beurtheilen überlassen.

D. Bernh. Friedr. Rud. Lauhns nutzbarer Gebrauch der Vorklage wider klare Briefe und Siegel in den Landen des sächsischen Rechts nach dem L. 28. D. de fideiussorib. angeblich abstammend, aus dessen Handschriften vermehrt, und mit Rechtssprüchen erläutert von Johann Christian Grubern, Churfürstl. Sächs. Amtmann zu Weißensee. Leipzig, 1786. 1 Alphab. in 8.

Dies Buch erschien zuerst bereits im Jahr 1746 u. d. T. Bernh. Friedr. Rud. Lauhns nutzbarer Gebrauch des wider klaren Brief und Siegel anzustellenden *remedii provocatorii*, welches *ex L. si contendat* 28 *ff. de fideiuss.* ohne allen Grund hergeleitet worden. Eine Angabe des Inhalts, und unser Urtheil über den Werth dieses seit so langer Zeit schon bekannten Buchs selbst, würde jetzt also wohl zu spät kommen; wir begnügen uns daher, hier nur diese

neue Ausgabe desselben, die wir den Bemühungen des Herrn Amtm. Grubers zu danken haben, anzuzeigen. Sie ist, wie der Titel besagt, aus Laubns Handschriften vermehrt, und von dem Herausgeber mit Rechtssprüchen erläutert. In wie fern sie aber vor ersten vermehrt ist, kann Rec. nicht bestimmen, da er jene nicht zur Hand hat. Obgleich dies Buch immer eine neue Ausgabe verdiente: so hätten wir doch gewünscht, daß es Herrn Grubern gefallen hätte, uns ein Paar Worte über seine Bewegungsgründe zu derselben, und wie er zu Laubns Handschriften gekommen, in einer Vorrede zu sagen, die wir hier billig erwartet hätten, so unnütz und überflüßig diese auch sonst bey manchem Buche seyn mögen. Eben so wäre es wohl nicht undienlich gewesen, wenn der Herausgeber seine Zusätze mit einem Buchstaben, oder durch ein andres Merkmal bezeichnet hätte, da jeder Leser doch gern wissen mag, was bey einem Buche dem Verfasser und dem Herausgeber zugehört.

Prm.

Vom Recht Freymeister zu ernennen — von Joh. Daniel Heinrich Musäus, der Weltweisheit und der Rechte Doktor, Fürstl. Hessischen Regierungsrath und ordentlichem Lehrer der Rechte zu Gießen u. s. w. Gießen, bey Justus Friedrich Krieger, dem ältern. 1787. 110 Seiten, 8.

Gründliche und gute Ausführung ist dieser Abhandlung keinesweges abzusprechen. Das Resultat davon ist: Freymeister zu ernennen, steht zwar jederzeit und der Regel nach nur dem Landesherrn zu, es können aber auch Gerichtsherren, Stadtobrigkeiten, und mit Land und Leut abgefundne Herren Freymeister zu setzen befugt seyn. — Zur Ausübung dieses Rechts bedarf es keiner besondern rechtmäßigen Ursachen und Veranlassungen, und der Landesherr oder die Obrigkeit hat nicht nöthig sich desfalls mit der Zunft neben der sie einen Freymeister bestellen will, in Rechtfertigungen einzulassen. — Auch bey Kaufleuten, Krämern, Goldarbeitern, Barbirern und dergl. welche sonsten nicht unter den Handwerkern begriffen sind, findet dieses Recht seine Anwendung, so wie es überhaupt ohne alle Rücksicht auf Person und Religion ausgeübt wer-

werden kann. — So lange die Obrigkeit sich nicht ausdrücklich dieses Rechts begiebt, oder einer Zunft verspricht keinen andern zur Ausübung ihres Handwerks gelangen zu lassen, so sind ihr durch die blosse Zusicherung, eine Zunft bey ihren Zunftartikeln zu schützen, keineswegs die Hände gebunden.

Der Verfasser bekennt übrigens in der Vorrede, daß er ein ausführliches Gutachten des Herrn Geheimenrath Gatzert bey dieser Arbeit benutzt habe. Den übrigen Theil dieser Vorrede, worin einige Recensenten, eben nicht in dem schicklichsten Ton, und mit der Bescheidenheit, welche der Verfasser diesen anempfiehlt, abgefertigt werden, hätten wir lieber ganz weggewünscht.

Qb.

Geschichte von dem Ursprung und Fortgang der longobardischen und deutschen Lehnrechte, wie auch derselben allgemeinen und reichsgerichtlichen Observanz, besonders in Veräußerungsfällen. Augsburg, bey Riegers Söhnen, 1783. 230 Seiten in 8.

Die Hauptsache ist eine Abhandlung von der Veräusserung der Lehengüter historisch und juristisch; die Geschichte des Longobardischen Lehnrechts ist nur ein Parergon, das als eine Einleitung vorgesetzt ist. Der Verf. Hofrath von Sartori (nennen ihn einige Journale) ist ein Mann von Kenntnissen, besonders practischen. Indessen ist seine Abhandlung nicht so vollständig, als man wohl verlangen könnte, und in der Geschichte des Longobardischen Lehnrechts sind manche Irrthümer. So sagt z. E. der Verf. S. 35 unter K. Friedrich I. habe ein unbekannter Schriftsteller einen Tractat von Lehnsgewohnheiten geschrieben. Diesen habe der Kaiser an die hohe Schule zu Bononien geschickt; Hugolinus (a Porta Ravennate) habe darüber gelehrt; unter K. Friedrich II. habe Hugolinus a Presbyteris, daraus die zwey Lehnrechtsbücher verfertigt, welche dem corp. iuris beygefügt worden. Wie viel Fehler diese Nachricht enthält, dürfen wir keinem sagen, der nur etwas von der Sache versteht.

Cz.

D. Johann Aug. Reuß rc. Beytrag zur neuesten Geschichte der reichsgerichtlichen Verfassung und Praxis. Zweyter Band. 440 Seiten, Ulm, 1786. 8.

I. Von Vollziehung des R. Schlusses vom J. 1775. auch der vom K.G. gegen einige Verordnungen desselben gemachten Vorstellungen. II. Von Beförderung der Extrajudicialsachen und der zu dem Ende gemachten provisorischen Verfügungen des K. G. III. Von den zu Verbesserung des Judicialprocesses gemachten Verfügungen des Kammergerichts. IV. V. Hofräthlicher gemeiner Bescheid die genauere Beobachtung der Termine betreffend, vom 16. Dec. 1785. V. Von den Vorstellungen des R. Hofraths wider eine K. K. Verfügung in Zollsachen. VI. Von der R. Hofräthe und ihrer Angehörigen von dem Limitengelde. VII. Von der Verbindlichkeit der K. Gerichtspersonen zu Bezahlung der Schatzung aus ihren in Wezlar besitzenden liegenden Gütern. VIII. Nachrichten von Schriften über reichsgerichtliche Gegenstände.

Um.

Dr. Friedr. Jac. Dieterich von Bostells, des K. Reichs Kammergerichts Adv. und Prokur. kurzer Abriß der neuesten Kammergerichtlichen Verfassung. Lemgo, im Verlag der Meyerischen Buchhandlung, 1787. 8. 72 Seiten.

Seit dem neuesten Reichsschluß von 1775 bis zum J. 1786 hat das K. Reichskammergericht in seiner inneren Verfassung eine beinahe ganz neue Gestalt erhalten. Die Anzahl der Beisitzer, die Einrichtung der Senate, das Direktorialamt, die Classifikation der in Deliberation zu ziehenden Sachen, und selbst die Art der Verhandlung und des Vortrags derselben, alles hat durch gedachten Reichsschluß, und durch die, in Beziehung darauf, theils von der gesetzgebenden Gewalt, theils von dem Gericht selbst, nach und nach gegebne nähere Bestimmungen, so wesentliche Veränderungen erlitten, daß man kaum noch das alte Kammergericht in dem gegenwärtigen erkennt,

[illegible], und daß es dem Praktiker unumgänglich nöthig wäre, sich in die Verfassung dieses Letztern gleichsam von neuem einzustudiren. Die verschiedne Quellen derselben, welche, nächst dem N. Reichsschlusse, hauptsächlich aus Conclusis pleni und gemeinen Bescheiden bestehen, sind zwar alle schon, in verschiednen Schriften, zerstreut abgedruckt: auch haben Herr Professor Brandes in Göttingen, und Herr Prokurator Haas zu Wezlar, Ersterer in seiner „Geschichte der inneren Verfassung des K. R. K. Gerichts ꝛc.“ und Letzterer in dem Buche: „Etwas über die K. gerichtlichen gem. Bescheid vom 13. „May 1785 ꝛc.“ (S. A. D. B. 71 B. St. 2.) die Geschichte dieser neueren Veränderungen, obgleich in verschiedner Absicht, auseinandergesetzt, und Jenes ist sowohl für den theoretischen als praktischen Rechtsgelehrten ein schätzbares Werk: aber es ist auch für den Praktiker, der entweder keine Zeit oder keine Gelegenheit hat, die Quellen zu studiren, und dem es mehr darum zu thun ist, zu wissen, wie das Kammergericht jetzt wirklich beschaffen, als, wie jene diese Beschaffenheit nach und nach entstanden ist, und was sie allenfalls noch für Mängel hat, eine vollständige zusammenhängende Darstellung seiner gegenwärtigen Gestalt, von großem Nutzen: und diese hat Hr. v. B., in gedrängter Kürze, und mit der ihm eigenen praktischen Sachkenntniß, hier geliefert. Wer dieses kleine Buch mit Aufmerksamkeit liest, und außerdem das allgemeine der Kammergerichtsverfassung kennt, der wird nun so ziemlich in dem Inneren dieses, auf so mannichfaltige Art zusammengesetzten, Gebäudes zu Hause seyn. Der Verfasser hat überall sorgfältig die Quellen angezeigt, und also den Leser in den Stand gesetzt, auch seine Sätze zu prüfen, und sich, nach Belieben, ausführlicher zu unterrichten.

Um.

System der Gesetzgebung. Vierter Band. Aus dem Italienischen des Ritters Cajetan Filanchieri. Anspach. 1787. 740 S. 8.

Dieser Band enthält den zweyten Theil des dritten Buchs, und handelt von Verbrechen und ihren Strafen; in dem 23. Kapitel, womit dieser Band anfängt, werden die allgemeinen Grundsätze vorangeschickt, auf welche der Verfasser sein ganzes System von Verbrechen und Strafen baut; in dem nächsten

[illegible]sten Kap. wird sehr gründlich die Nothwendigkeit der [illegible]-sen dargethan, und daß der Staat oder der Regent das Recht zu strafen durch Abtretung nicht derer Rechte, welche ein jeder über sich selbst hatte, sondern desjenigen Rechts, das ein jeder über alle hatte, erworben; als Endzweck der Strafen nimmt der Verf. an die Abhaltung des Verbrechers von fernerer Beunruhigung der Gesellschaft, und Abschreckung anderer durch den Eindruck, welchen die an ihm vollzogene Strafe auf ihr Gemüth macht; andere unrichtig angegebene Endzwecke werden widerlegt. So wie es fünf allgemeine Gegenstände gesellschaftlicher Rechte giebt, Leben, Ehre, dingliches und persönliches Eigenthum, und die Vorrechte, die man als Mitglied im Staat hat, so macht der Verfasser auch fünf Classen von Strafen: Todesstrafen, entehrende Strafen, Geldstrafen, Strafen, die uns unserer persönlichen Freyheit, und Strafen, die uns unserer Vorrechte als Bürger auf immer oder nur eine Zeitlang berauben. Die Leibesstrafen sind gar nicht berührt. In dem 29sten Kap. werden die Todesstrafen sehr gründlich vertheidigt, und besonders wird der bekannte Trugschluß aus dem Grundsatz, daß niemand sich das Leben nehmen könne, sehr gut widerlegt; das folgende Kapitel aber giebt die Regeln an, wie die Todesstrafen sparsam und vorsichtig zu gebrauchen sind; der Verf. läßt sie allein wider diejenigen zu, welche mit kaltem Blut direct oder indirect grausamer Weise das Leben eines andern Menschen angegriffen, oder im höchsten Grad des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig sind. Von den Ehrenstrafen giebt der Verf. nach einer guten Geschichte derselben die Regeln, daß man, um ihnen ihr größtes Gewicht zu geben, und sie dabey zu erhalten, sich bey deren Anwendung nach der Opinion des Publicum richten, und ja nicht dieser entgegenhandeln, daß man die Anzahl der Entehrten nicht zu sehr vervielfältigen, und von ihnen gegen diejenige Classe des Volks nicht Gebrauch machen solle, welche wenig oder gar nichts von Ehre weiß. Die Geldstrafen billigt der Verfasser unter diesen beiden Einschränkungen: sie müssen blos wegen Vergehungen auferlegt werden, welche aus der Begierde nach Geld entspringen, und sie müssen nicht bestimmen, wie viel zur Strafe gegeben, sondern der wie vielste Theil von dem Vermögen des Schuldigen abgezogen werden soll; wo aber das Vermögen des Schuldigen eine gewisse im Gesetz bestimmte Summe nicht erreicht, soll in die [illegible] der Geld-

strafe

strafe eine Leibesstrafe eintreten; und so lange der Schuldige die Geldstrafe nicht erlegt, soll er von allen bürgerlichen Rechten suspendirt werden. Zu der vierten Classe von Strafen rechnet der Verf. Gefängniß, öffentliche Arbeiten und Deportation auf Inseln oder in Colonien. Das blosse Gefängniß kann ohne förmlichen Proceß von jedem Richter erkannt werden, soll aber nie über ein Vierteljahr dauern, und vom Gefängniß zur Verwahrung unterschieden seyn. Die Mannichfaltigkeit der Grade, welche sich dabey machen lassen, macht die öffentliche Arbeiten zu einer der vorzüglichsten Strafen. Die Landesverweisung ist nur in democratischen Staaten, oder in aristocratischen für die Edlen eine wichtige Strafe. Vortrefflich ist in dem 35sten Kap. die Lehre von dem Verhältniß der Strafen zu den verschiedenen Gegenständen, welche den Zustand einer Nation ausmachen, ausgeführt; wo zuerst in einer Abhandlung, welche den Ursprung der Strafgesetze und der Freystätte enthält, wie die Unvollkommenheit des ersten Alters der Völker, auch Unvollkommenheit der Criminalgesetze nothwendig machte; sodann aber die Grundsätze aufgestellt werden, welche auf dem Verhältniß der Strafen zu andern Gegenständen beruhen, die den Zustand der zu ihrer Reife gekommenen Nationen ausmachen, als Regierungsverfassung, nach deren Verschiedenheit z. B. die Strafe der Landesverweisung und der Ehrlosigkeit zu beurtheilen ist; ferner das Genie, die eigenthümlichen Anlagen und die Religion eines Volks, oder seine moralischen Verhältnisse, wo der Verf. bey der Religion die Bemerkung macht, daß bey Völkern, welche die Wanderung der Seele in einen Körper gleicher Art annehmen, die Todesstrafen ohne Nutzen seyn. Es folgen hierauf allgemeine Grundsätze von Verbrechen; z. B. von der Fähigkeit, ein Verbrechen zu begehen, vom Zufall, von der Schuld, wobey der Verf. drey Grade der Schuld unterscheidet, und vom Vorsatz; die in der Trunkenheit begangene Verbrechen will der Verf. als solche, welche im niedrigsten Grad des Vorsatzes begangen worden, bestraft haben. Daß ein unternommenes Verbrechen gleich mit dem ausgeführten zu bestrafen sey, findet Rec. nicht so evident, als der Verf. glaubt. Der Maaßstab der Verbrechen ist nach dem Verf. theils der Einfluß des durch eine Handlung verletzten Vertrags in das Wohl der Gesellschaft, theils der Grad des Vorsatzes, womit ein Verbrechen begangen worden, deren drey aufgestellt werden, welche, so

wie

wie die Grade der Schuld von den Richtern das Factum nach den angegebenen Regeln festzusetzen sind; daher soll der Gesetzgeber bey Verbrechen, welche durch Schuld oder Vorsatz begangen werden können, sechs Grade der Strafe, nämlich für jeden Grad der Schuld und des Vorsatzes bestimmen; und nach diesem Maaßstab werden auch die Theilnehmer und Mitschuldige eines Verbrechens bestraft; nach diesem Plan glaubt der Verf. wird man nicht mehr genöthigt seyn, dem Richter die Erkennung und Bestimmung einer außerordentlichen Strafe zu überlassen. Die Proportion zwischen Verbrechen und Strafen wird von dem Verf. sehr gründlich nach dem Satz ausgeführt: daß die Strafe mit der Qualität und dem Grad des Verbrechens in Verhältniß gesetzt werden müsse; die größte Strafe ist also für das im höchsten Grad des Vorsatzes begangene größte Verbrechen; sonsten aber kann die Strafe eines großen Verbrechens, wenn es nämlich im niedersten Grad der Schuld begangen worden, mit der eines geringern Verbrechens gleich oder noch geringer seyn, wenn letzteres im höchsten Grad des Vorsatzes begangen worden ist; die Strafen können, ohne daß man zu Unmenschlichkeiten seine Zuflucht nimmt, durch Vereinigung mehrerer sehr schicklich erhöht werden, wenn z. B. mit Todesstrafe, Schande und Geldstrafen vereinigt werden. Eine Ausnahme von dem gewöhnlichen Verhältniß der Strafen macht der Verfasser bey denjenigen Verbrechen, welche ihrer Natur nach sich leichter als andere verbergen lassen, also schwerer zu entdecken, und noch schwerer zu beweisen sind, wie z. B. Abtreiben der Kinder, Blutschande und Vergiftung, bey diesen soll die Strafe um so viel erhöht werden, als hinlänglich ist, der damit verbundenen größern Hoffnung von Straflosigkeit das Gegengewicht zu halten. Die Verbrechen werden zuerst in öffentliche und Privatverbrechen abgetheilt, zu diesen aber allein solche gerechnet, bey deren Bestrafung das Interesse der Gesellschaft äußerst gering ist. Die öffentliche werden allein in Beziehung auf ihre Gegenstände abgetheilt; diese aber sind: die Gottheit, der Souverain, die allgemeine Ordnung, allgemeine Treue und Glauben, das Völkerrecht, die gute Ordnung der Familien, Leben, Würden, Ehre, und das Privateigenthum aller Glieder der Gesellschaft. Hienach werden die Verbrechen geordnet und abgehandelt, wovon wir nur einige Bemerkungen noch beyfügen wollen. Bey der erstern Art hat der Verf. den sehr gut ausgeführten Grundsatz, daß Gottlo-

sigkeit.

sigkeit nicht am Menschen, sondern nur am Bürger zu bestrafen sey, und declamirt vortreflich wider die Inquisitionstribunale; die Majestätsverbrechen sind vorzüglich gut historisch ausgeführt; der Verf. erkennt sie für die größten Verbrechen, deren mancherley Grade aber genau zu unterscheiden sind; das blosse Stillschweigen soll nie bestraft werden; wenn aber der Verf. auch bey den höhern Graden dieses Verbrechens die Strafe der Confiscation alles Vermögens vertheidigt, so kann ihm Rec. nicht beypflichten. In die dritte Classe rechnet der Verf. Vergehungen gegen die öffentliche Justiz, die öffentliche Ruhe, den allgemeinen Handel, den öffentlichen Schatz, das allgemeine Wohl, die öffentliche Polizey, und das politische System; wohin unzählige Fälle, z. B. Bestechung, Eröffnung der Gefängnisse, falsche Anklage, Prävarication, Concussion, Bedrückungen der Obrigkeiten, aufrührische Verbindungen, Privatkriege der Unterthanen unter sich, heimliche Verbindungen, (dem Rec. fielen bey S. 467 u. f. die Illuminaten auf) schriftliche und andere Drohungen, Anstecken mit der Pest, Verfertigung und Verkauf von Gift und andern schädlichen Dingen, und ungesunden Nahrungsmitteln, Feuereinlegen, Monopol, Einführung von Contrebande, Verfälschung der Münze, Gewichtes und Maaßes, Peculat, Betrug, heimliche Ehen, blutschänderische Heirathen, Vielweiberey, Vielmännerey, Konkubinat, Hurenwirthschaft, Knabenschänderey, der Ambitus, Verweigerung der Uebernahme eines öffentlichen Amts, Ausreißen, Flucht im Kriege; (wobey eine nachdrückliche Declamation wider die Todesstrafe der Desertion,) gerechnet werden. In die vierte Classe kommen z. B. ungetreue Verwaltung öffentlicher Gelder, Mißbrauch des Siegels des Souverains, Betrug des Vormunds gegen seine Mündel, und betrügerische Fallimente der Kaufleute; bey welchen letztern der Verf. die ehmals vargeschlagne Strafe des Brandmarkens auf die Stirn wieder zurücknimmt. Die Ausführung des Verf. über Verbrechen gegen das Völkerrecht ist ihm eigen, und verdient alle Aufmerksamkeit. Zur sechsten Classe gehören Elternmord, Kindermord, Abtreiben und Aussetzen der Kinder, gegen welche letztere Verbrechen auch Findelhäuser vorgeschlagen werden, ferner Blutschande, schändliche Verkupplung der Eltern, Entführung, Unterschiebung einer falschen Geburt, Ehebruch, Stuprum und Nothzucht. Zur siebenden Classe Tödtung, Verstümmlung, Plagium, Zweykampf, wo der Verfasser,

fasser, wenn Tödtung oder Verstümmlung erfolgt, den Beleidiger, als ob er aus Vorsatz, den Beleidigten, als ob er aus Schuld gehandelt hätte, bestraft. Die achte Classe enthält die meisten Gattungen von Injurien, wobey der Grad des Verbrechens und der Strafe nach dem Stand des Beleidigten zu bestimmen ist. In der neunten Classe kommen Pasquille und öffentliche Verläumdungen; in der zehnten endlich die Diebstähle, bey welchen der Verfasser die meisten sonst gewöhnlichen Unterscheidungen verwirft, und welche er nach der Regel mit Geld bestraft, andere Beschädigungen aber, Grenzverrückung und boshaftes Schuldenmachen werden anders bestraft. Unter den Verbrechen, die nicht bestraft werden dürfen, werden im 55sten Kapitel angeführt: Selbstmord, Zauberey, Hexerey u.s.f. Im 57sten Kapitel spricht der Verf. nachdrücklich gegen Straflosigkeit, besonders Begnadigung und Freystätte.

Im.

---

3. Arzneygelahrheit.

Beobachtung bey einer Frau, die eine Frucht in ihrer Muttertrompete drey Jahre und einige Monate getragen, welche durch den Hintern entbunden worden. Mit erläuternden Geschichten und Anmerkungen von Joseph Gerson, der Arzneygelahrtheit Doktor und Geburtshelfer zu Hamburg. Hamburg, bey Bohn, 1784. 72 Oktavs.

Verschiedene Oktavseiten nicht mit in Anschlag gebracht, welche zu bekannte Sachen enthalten, lassen sich diese wenigen Bogen ganz gut lesen. Um dieser kleinen Schrift mehr Ausdehnung und Unterhaltung zu verschaffen, hat der Verfasser viele ähnliche Beobachtungen von Empfängnissen außerhalb der Gebährmutter von ältern und neuern Aerzten beygefügt.

Der schlimmste in dieser Krankengeschichte bemerkte, fast ununterbrochene und keinem Mittel weichende Zufall, war ein

unge-

ungewöhnlich stinkender, oft mit Eiter vermischter, und von außerordentlichen Schmerzen begleiteter, Durchfall. — Ein Beweis, wie schwer oft, auch dem geübtesten und scharfsinnigsten Arzte die wahre Ursache der Krankheit zu entdecken wird, und wie leicht er in solchen Fällen irren kann. — Ein kleiner, durch den Zufall in dem Unrathe entdeckter Knochen verbreitete auf einmal Licht über die, bey dieser Kranken, seit drey Jahren sich ereigneten sonderbaren Zufälle. Hundert und zehn kleine Knochenstücken wurden mittelst der Finger aus dem Mastdarm gezogen. Die Frucht hatte sich aus der rechten Muttertrompete, welche ihr eigentlicher Wohnsitz gewesen war, durch ein Geschwür den Weg in den Mastdarm gebahnt. Die Frau starb vierzehn Tage nach der Wegnahme des kleinen Gerippes aus dem Mastdarm, an einem Lungengeschwür, welches wahrscheinlich aus den, von der faulenden Frucht, erzeugten kakochymischen Säften, entsprungen war. Bey der Oeffnung des Leichnams fand man den sonst im natürlichen Zustande so kleinen, engen Kanal der Muttertrompete in einen geräumlichen weiten Sack ausgedehnt. Mit dem Mastdarm war dieser Theil fest verwachsen, und hatte eine wiedernatürliche Oeffnung, von der Größe eines Guldens, durch welches die Frucht den Weg nach diesem Darme genommen hatte. — Die vom Bay erzählte Geschichte einer Frau, welche zwanzig Jahre die Bewegung eines in der Höhle des Unterleibes liegenden Kindes, sagt, empfunden zu haben, glaubt der Verf. doch nicht im Ernst? Diese Empfindung der Bewegung entsprang wahrscheinlich aus krampfhaften Zusammenziehen der Eingeweide des Unterleibes. —

Da der Verf. einmal ein Liebhaber des Beyworts seelig ist, so hätte er von den verstorbenen Aerzten, deren er in dieser Schrift gedenkt, nicht den einzigen van Swieten, sondern auch die übrigen für seelig erklären sollen.

Johann Gottlob Bernsteins praktisches Handbuch für Wundärzte nach alphabetischer Ordnung; nebst einem französischen und einem deutschen vollständigen Register. Leipzig, im Schwikertschen Verlage. 1786. Erster Theil. 752 Seiten in gr. 8. Zweyter Theil. 788 Seiten in gr. 8.

In der That fehlte es in Teutschland noch an einem solchen Buche, wie das gegenwärtige ist, welches in Gestalt eines Wörterbuchs den Kern der Wundarzneykunst in gedrängter Kürze enthielte. Der Verfasser hat hierdurch den teutschen Wundärzten ein angenehmes Geschenk gemacht, wodurch sie in Stand gesetzt werden, sich über jeden chirurgischen Vorfall schnell Raths zu erhohlen. Wir empfehlen es daher allen Wundärzten, und vorzüglich denen, welche auf dem Lande wohnen, und welche größtentheils mit der Kunst, die sie aus Mangel der erforderlichen Kenntnisse zum größten Nachtheil ihrer Nebenmenschen ausüben, ganz und gar nicht bekannt sind. Da ihnen auch überdies sowohl ihre dürftigen Einkünfte, als auch der Mangel nöthiger Litteraturkenntnisse nicht wohl verstatten, gute chirurgische Schriften sich anzuschaffen, so können sie durch dieses Werk, sich auf einmal mit den besten und vernünftigsten Heilmethoden bekannt machen; und dieses um desto leichter und bequemer, da sie jeden Zufall, jede chirurgische Krankheit, jede Operation, unter den lateinischen, französischen und teutschen Namen finden können. Die vorzüglichsten Artikel, als Kopfwunden, Trepanation, Amputation, Beinbrüche, Verrenkungen, Geschwüre, Beinfraß, Steinschnitt, Wunden, Eitersammlungen, Brüche, venerische Krankheiten u. s. w. haben vorzügliche Vollständigkeit und Deutlichkeit erhalten. Die Schriften der aufgeklärtesten Teutschen, auch einiger Französischen und Englischen Wundärzte, sind die Quellen, woraus der Verfasser geschöpft hat. Daß vieles aus diesen Schriften wörtlich abgedruckt ist, kann ihm zu keinem Vorwurf dienen, da er den Zweck hatte, alles nützliche und brauchbare der Kunst unter jedem Artikel vereinigt vorzutragen. Auch ist an schönen Papier und Druck nichts gespart worden, wodurch das äußere Ansehen dieser Schrift sich empfehlen könne. Es ist kein Zweifel, daß der Verf. sich durch diese Arbeit um die teutschen Wundärzte ungemein verdient gemacht habe, und alle fernere Aufmunterung und Unterstützung verdiene.

Mk.

Leonh. Ludw. Fink, öffentl. Lehrers der Arzneigel. auf der hohen Schule zu Lingen, Abhandlung von Gallenkrankheiten, die von ihrer gewöhnlichen Gestalt

stalt abzuweichen pflegen. Aus dem Lateinischen mit Anmerkungen und Beobachtungen von Christ. Heinr. Schreyer, d. A. Doctor und ausübenden Arzt zu Altenburg. Nürnberg, bey Stein, 1787. 8. 285 Seiten.

Da es immer verschiedene unter den Aerzten giebt, die nicht hinlängliche Kenntniß der lateinischen Sprache besitzen, um ein in ihr geschriebenes Buch ohne mühsames Uebersetzen lesen zu können, so ist es ganz gut, daß denen zum Besten medicinische Werke, welche so brauchbar sind, als das Original dieser Uebersetzung, aus dem Lateinischen in unsere Muttersprache übersetzt werden, wenn anders, wie es hier der Fall ist, dieses mit der Genehmigung des Verfassers geschieht. — Die Uebersetzung ist treu und richtig, und die guten Anmerkungen, welche der Uebersetzer beigefügt hat, enthalten größtentheils eigene lehrreiche Beobachtungen merkwürdiger Fälle, welche Stellen des Textes zu erläutern, zu bestätigen — dienen. S. 94 erwähnt der Uebersetzer Zusammensetzungen aus arcanum duplicatum, Weinsteinrahm, Glauberischem Wundersalz, Salpeter und vitriolisirtem Weinstein. Kömmt denn nicht das arcanum duplicatum mit dem vitriolisirtem Weinstein in den Bestandtheilen völlig überein?

Ai.

Jac. Wernischek, M. D. Card. et Archiep. Vien. Archiatr. Medendi norma ad dignoscendas euellendasque ipsas morborum causas. *P. II.* De causis morborum effectricibus. Vindob. ap. Wappler, 1786. 8. 595 pagg.

Der Verf. fährt in diesem Bande fort, von dem menschl. Körper, als dem Sitze der Krankheiten, von dessen natürlichen Krankheitsanlage, von den Ursachen überhaupt und insbesondere zu handeln, und nach herkommlicher Sitte zu behandeln. Wir haben also nichts auszuheben oder zu erinnern.

D. Joh. Gardiners d. Königl. Koll. d. A. Vorsitz. Untersuchungen über die Natur thierischer Körper, und über die Ursachen und Heilung der Krankheiten. Aus dem Englischen. Nebst einem Aufsatze über die Bestimmung unserer Begriffe von der Lebenskraft durch die Erfahrung von D. E. B. G. Hebenstreit, d. A. außerordentl. Lehrer zu Leipzig. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich, 1786. in 8.

Wem daran gelegen ist, die Gedanken eines feinen Kopfes über Lebenskraft, über Nerven, Mitleidenschaft und Reize, über die Wirkungen der Hitze und Kälte, über Fieber, Katarrhe und Katarrhalfieber, über Gallenruhr, über galligte Nachlaßfieber und Wechselfieber, zu wissen, der wird hierbey seine Rechnung finden, gesetzt auch, daß man dem Verf. nicht immer beystimmen, nicht selten Hypothese statt Wahrheit, falschen Schein statt Licht, Muthmassung statt Thatsätze finden, nicht seine Theorie von Lebenskraft und Ansteckung, von Entstehung des Katarrhs und der Wechselfieber u. s. w. unterschreiben könnte. Der Anhang von dem Uebersetzer soll die Begriffe des Verf. von der Lebenskraft berichtigen und festsetzen, und läßt sich ganz gut lesen.

Theoretisch-praktischer Versuch über die Entzündungen, ihren Endigungen und mancherley andere Krankheiten des menschlichen Leibes, wobey die Muskelkraft der Haargefäßchen zum Grunde gelegt wird, von Heinr. van den Bosch. Münster und Osnabrück, 1786. 8. 383 Seiten.

Die Muskelkraft der kleinen Schlagadern, die unser Verfasser Haararterien (S. 3.) heißt, ist die Basis der ganzen Schrift. Denn er schließt aus deren eigenen von dem Herzen unabhängigen Bewegung auf das Daseyn der Muskelfasern, schreibt alle Phänomene der Schaam u. s. w. nicht den Nerven, sondern dieser Kraft zu, und behauptet nach der

Aus-

Analogie, daß da, wo es Haargefäßchen giebt, auch immer Muskelvermögen und Empfindbarkeit zu suchen sey. Darauf bauet er (S. 21.) die Theorie der Entzündung. Deshalb verwirft er auch die Boerhaavische Theorie, beschuldigt den Herrn von Haller, bey der angenommenen Ergießung in das Zellengewebe Ursache und Wirkung mit einander vermengt zu haben, und setzt die Entzündung (S. 29.) in eine widernatürlich vermehrte Thätigkeit der Muskelkraft der Haararterien. Dies sucht er durch die Erklärung der Ursachen, Erscheinungen, Folgen und Heilart der Entzündung, der Eiterung, des Brandes, der Verhärtung zu beweisen. Gelegentlich wird (S. 125.) die Entstehung des Eiters aus den Enden der Gefäßchen, und nicht aus dem ergossenen Blute oder der Lymphe, nicht aus einer dummen Fermentation, abgeleitet, auch geläugnet S. 136. daß die Einsaugung des Eiters könne nachtheilige Wirkungen äußern, weil er eine heilende Kraft hat. (Doch wohl nur guter Eiter?) Wir übergehen einige andere Erscheinungen, z. B. die Kongestionen, die Infarctus, das Anschwellen einzelner Theile, die Monatszeit, Blutflüsse, die goldene Ader, die Blasenhämorrhoiden, die verstärkten Absonderungen, die galligten und faulen Krankheiten, die Wassergeschwülste und Wassersuchten, die veränderte Absetzung der Nahrungstheile u. s. w. die der Verf. insgesammt von diesem Reize der Haargefäßchen abgeleitet. Dies ist das Rad, um welches sich des Verf. Physiologie und Pathologie drehet. So richtig es ist, daß der Reiz in unserer Maschine eine wichtige Rolle spielt, und viele Krankheitserscheinungen mehr davon, als von einem Fehler der Säfte kommen, (wenigstens ist jener die Ursache, dieser die Wirkung) so gehet man doch offenbar zu weit, wenn man demselben alles zuschreibt, oder, wie unser Verf. blos bey dem Reize der Haargefäßchen stehen bleibt. Uebrigens sieht man, daß er über seine Materie dachte, und sich nur die Lieblingsmeynung zu weit leiten ließ. Die Schreibart ist eben nicht die beste.

Hr.

Vermischte medicinische und chirurgische Bemerkungen über verschiedene Krankheiten der Brust und des Unterleibes; nebst Nachrichten von merkwürdigen Leichenöffnungen. Aus verschiedenen aus-

ländischen Schriften, von D. Eschenbach. Dritte Sammlung. Leipzig, bey Weygand, 1786, 276 Seiten in 8.

Diese Sammlung ist sehr verschiedenes Gehalts: einige Aufsätze davon werden den Leser allerdings interessiren; auch selbst verschiedene perverse Curmethoden und schiefe Beurtheilungen, die dem aufmerksamen Leser nicht entgehen werden, können lehrreich seyn. Wir wollen den Inhalt nur kürzlich anzeigen: 1. Enaux Beobachtungen über einige polypenartige Gewächse. 2. Desbout von einigen Krankheiten der Brust u. s. w. 3. Mattonelli von einer außerordentlich gefährlichen Unverdaulichkeit, von Würmern. 4. Chiarugi Krankengeschichte und Leichenöffnung einer Weibsperson, die an einer vom angeerbten venerischen Gifte entstandenen Auszehrung verstorben war. 5. Giovannelli von einer in der Fetthaut der rechten Niere entstandenen skirrhösen Geschwulst. 6. Cocchi Krankengeschichte und Leichenöffnung eines Mannes der an den Folgen einer widernatürlichen Vergrößerung des Herzens gestorben war. 7. Martini Heilungsgeschichte einer Weibsperson in deren Gebärmutter eine Geschwulst entstanden war. 8. Malacarne von einem alten tödtlichen Netzbruche. 9. Baciocchi von einer in den Brand übergegangenen Pulsadergeschwulst. 10. Desbout von einer durch den Bandwurm verursachten gefährlichen Krankheit. 11. Moreschini von einer durch innerliche Ursachen bewirkten Verletzung der grossen Schlagader. 12. Durande Heilungsgeschichte eines Kranken, der durch den Gebrauch des mit Terpenthingeist vermischten Vitrioläthers von der Leberkolik und dem Hüftweh befreyet worden war. 13. Ramazzini Heilungsgeschichte eines Wassersüchtigen. 14. Pasquinelli von der Ausrottung eines in der Harnröhre entstandenen Fleischgewächses. 15. Lupieri von einer mit besonderen Zufällen vergesellschafteten Kolik. 16. Monti vom Nutzen des Kamphers wider hysterische Zufälle und andere krampfhafte Bewegungen. 17. Ebenderselbe von einer gefährlichen Krankheit des Herzens. 18. Della Bona von einer in Eiterung übergegangenen Lungenentzündung.

Per-

Percival Pott Bemerkungen über diejenige Art von Lähmung der untern Gliedmassen, welche man häufig bey Krümmungen des Rückgrades findet; nebst Betrachtungen über die Nothwendigkeit der Amputation in gewissen Fällen. Aus dem Englischen. Leipzig, bey Jacobäer, 1786. 66 Seiten in 8.

Wie sehr unsre Kunst oft bey Lähmungen der untern Gliedmassen, besonders wenn sie mit widernatürlichen Krümmungen des Rückgrades verbunden sind, scheitert, lehrt häufige Erfahrung. Hartnäckig widersteht diese Krankheit oft den eifrigsten Bemühungen, und läßt uns zuletzt nichts weiter übrig, als das Schicksal dieser Unglücklichen zu bedauern. Vielleicht aber, daß nun durch eine Curart, welche Herr P. hier bekannt macht, dieses Bedauern öfter in wirksame Hülfe verwandelt werden kann; wir dürfen daher nicht ermangeln, dieselbe hier kürzlich anzuführen, besonders da sie schon vom Verf. und mehrern andern mit dem glücklichsten Erfolge angewandt ist. Ein 12jähriges Kind, welches an dieser Krankheit litte, und durch ein zufälliges Geschwür davon befreyet wurde, brachte Hr. P. auf den Gedanken, daß wohl die Krümmung des Rückgrads nicht Ursach, sondern nur Wirkung der Krankheit sey, und daß man sich also wohl nicht so eigentlich um die Krümmung als um den kränklichen Zustand der gebogenen Wirbelbeine, und der ausgedehnten Bänder zu bekümmern habe. Die Gründe, womit der Verf. diese Meynung noch weiter belegt hat, verdienen allerdings wohl erwogen zu werden; und seine einfache Heilmethode, der es auch nicht an empfehlenden Versuchen gefehlt hat, nachzuahmen, wird schon Pflicht. Die Cur besteht darin, daß man eine starke Eiterung auf beiden Seiten der Krümmung des Rückgrads bewirkt; und hierzu bedient sich Hr. P. der Brennmittel; vermöge dieser und des Spanischenfliegenpulvers sucht er an benannten Orten zwey stark eiternde Fontanellen, die vermögend sind eine große welsche Bohne zu fassen, zu Stande zu bringen. Er unterhält die Eiterung so lange, bis der Kranke den Gebrauch seiner Beine wieder erlangt hat, und noch etwas länger. Bey dieser Curart hat es Hrn. P. nicht allein geglückt, die Lähmungen zu heben, sondern auch das

Rückgrad wieder grader zu machen. Wir zweifeln nicht an den fernern glücklichen Erfolge dieser so einfachen und von aller Gefahr freyen Heilmethode; und sind dem Verfasser für die Bekanntmachung derselben den verbindlichsten Dank schuldig.

Die zweite Abhandlung über die Nothwendigkeit der Amputation in gewissen Fällen, ist besonders gegen Herrn Bilguer und seinen Anhängern Hrn. Tissot, die so sehr gegen das Abnehmen der Glieder eifern, geschrieben. Der Verf. behauptet, daß Hr. Bilguer die Nothwendigkeit dieser Operation zu sehr eingeschränkt und dadurch geschadet habe; er zeigt die Fälle an, wo die Amputation meistentheils unumgänglich nothwendig, und wo deren Versäumung Mord ist. Wer hier frey von Partheylichkeit lieset und prüfet, wird schwerlich dem Verfasser seinen Beyfall versagen können.

Hr. Pott machte uns vor einiger Zeit mit dem nützlichen Gebrauch des Opiums beym Brande der Zehen und Füße bekannt. Er versichert hier, daß mehrere Versuche, ob sie schon nicht durchaus gleich glücklich ausgefallen sind, doch noch immer das Wohlthätige dieses Mittels in obiger Krankheit bestätiget haben.

J. G. Kühn chirurgische Briefe von den Binden oder Bandagen, für angehende Wundärzte. Breslau, 1786. bey Korn. 203 Seiten in 8.

Das Neue soll hier wohl die Briefform seyn; wie wenig sich diese Form aber zu der Materie passe, sieht wohl ein Jeder. In 153 Briefen lehrt der Verf. die Anlegung der ganz gewöhnlichen bekannten Bandagen, und zwar ziemlich deutlich; doch fehlt das Anschauliche durch Abbildungen, welches in keiner Lehre mehr nothwendig ist, als in dieser. Neuere Verbesserungen muß man hier nicht suchen.

Pgr.

N. J. von Jacquin Abhandlung von den pharmazevtischen Kompositionen der Arzneymittel, aus dem lateinischen übersetzt von F. A. von Wasserberg.

berg. Wien, in der Kraußischen Buchhandlung. 1786. 8. 12 Bogen.

Wer es an den Schriften des Verf. gewohnt ist, etwas Vorzügliches und vieles Eigene darinnen zu finden, der wird sich bey dieser in seiner Erwartung getäuscht finden; sie erhebt sich nicht über das Gewöhnliche; dem Anfänger kann sie immer dienen, um ihn mit den Benennungen, der Bereitungsart der Arzeneien, dem Zweck derselbigen, und selbst ihrer Anwendung im Allgemeinen bekannt zu machen. Die Uebersetzung ist etwas steif, manche Benennungen ohne Noth neu ersonnen, und wo nicht unschicklicher, doch eben so unschicklich, als die alte, manche nach der östreichischen Mundart; so z. B. statt Mutterzäpfchen, Gebährmutterscheidszäpfchen S. 55.; eingesottene Pflanzentheile (Condita), statt eingemachte Sachen S. 44, statt Satzmeel (Fecula) Saftbodensätze S. 129 statt Mundsäfte (linctus) Schlecksäfte S. 140.

Ht.

G. Friedrich Hildebrandt — Professor zu Braunschweig, Versuch einer philosophischen Pharmakologie. Braunschweig, in der Waysenhausbuchhandlung. 1787. 641 Seiten in 8.

Nach einer allgemeinen Betrachtung über Arzneymittel, ihre Kenntniß und Anwendung, geht der Verf. zu den verschiedenen Arten derselben, zu den nährenden, stärkenden, reizenden, denen, welche die Nervenkraft vermehren, schwächen, ableitenden, erhitzenden, krampfstillenden — purgirenden — harntreibenden — blutreinigenden und andern. In einem jedem Kapitel erkläret er erst physiologisch die Beschaffenheit derjenigen Theile des menschlichen Körpers, worauf diese verschiednen Mittel wirken, alsdenn pathologisch, wie die Krankheit entstehe, wogegen die Mittel gebraucht werden, und liefert zuletzt eine allgemeine Uebersicht der zuverlässigsten und bekanntesten Arzneymittel aus jedem Fache, nachdem er ihre Art zu wirken, kurz, ohne in subtile Hypothesen sich zu vertiefen, angegeben. Alles in einem faßlichen, nicht schwülstigen oder precieusen Style, mit gutem gesunden Rai-

sonnement, und Bekanntschaft mit den neuesten hieher gehörigen Schriften. Was uns beym Durchlesen des Buchs hie und da aufgehalten oder auffallend geschienen, wollen wir, ohne jedoch den Verfasser sogleich im Anfange seiner schriftstellerischen Laufbahn durch gar zu große Strenge muthlos zu machen, anzeigen. Das Kapitel von blutreinigenden Mitteln ist am besten mit bearbeitet. Hr. Hildebrandt setzt nicht nur den Begriff von unreinem Blute sehr deutlich aus einander, sondern zeigt auch sehr faßlich, wie verschieden diese sogenannte Unreinigkeit seyn könne, und wie der Arzt dem Wink der Natur folgen müsse, wenn sie sich gewisse Ausführungsorgane zur Wegschaffung derselben zu wählen pflege. (Der hippocratische Aphorismus: Quae educere oportet, quo maxime vergunt, eo ducito, per loca convenientia, hätte jedoch eine kleine Einschränkung verdienet, denn z. E. einem an hitziger Gicht liegenden, und im Schweiße zerfließenden wird man doch heutiges Tages keine diaphoretische Mittel geben!) Mit diesem Kapitel hängt das 17te von den Mitteln, welche die Schärfe tilgen, nahe zusammen, und hätte nicht so weit getrennt werden sollen. Was Schärfe sey. (Aber warum Schärfe? warum specifische Schärfe? und nicht lieber schlichtweg: Verderbniß? da der große Haufe von der Schärfe noch immer nicht den Begriff eines gewissen mechanischen Reizes trennen kann, und dieser wieder in der Therapie zu verkehrter Anwendung von Mitteln Anlaß geben muß.) Die Säfte des Körpers haben im gesunden Zustande eine gewisse natürliche Schärfe — die weder sauer noch laugenhaft sey. Bey der Angabe der verschiedenen Säfte, vorzüglich da, wo von der sauern Schärfe in den ersten Wegen die Rede ist S. 420, hat der Verfasser den Magensaft fast gänzlich mit Stillschweigen übergangen, da dieser vielleicht ein Beweis vom Gegentheile gewesen wäre, wie man nach Spallanzani erwarten sollte, und da dieser Saft in der That an Krankheiten einen größern Antheil zu haben scheint, als man gemeiniglich glaubt. Sehr richtig erinnert der Verf. übrigens S. 430, daß, da wir die specifischen Schärfen ihrer Natur nach zu wenig kennen, auch manche Krankheiten dieser Art den besten Arzt verlachen. Eben so sehr auf Erfahrung gegründet ist es, was Hr. Hildebrandt S. 424 bey den die Säure tilgenden Mitteln angiebt, daß bittre Mittel hier vortrefliche Dienste thun. Bey den Mitteln welche den Auswurf der Lunge befördern S. 584,

hätte

hätte berühret werden sollen, daß in gewissen Fällen, wo sie indiciret zu seyn scheinen, grade die entgegen gesetzten die beste Wirkung leisten, nämlich die, welche von der Lunge ableiten und abführen; denn diese verhindern nicht allein einen neuen Zufluß nach der Lunge, sondern stopfen auch die Quelle des Schleims, aus welcher allein, in den ersten Wegen, jener Auswurf entstehet, da hingegen die sogenannten Expectorantia sehr oft noch mehr nach den obern Theilen hinlocken, und den Auswurf unnöthiger Weise unterhalten; doch dergleichen practische Cautelen wird der Verfasser sich künftig aus eigner größrer Erfahrung leichter abstrahiren.

Sehr gründlich bestimmt der Verf. S. 560 die Fälle, wo schweißtreibende Mittel, nach der neuern Methode unnöthig oder schädlich, und auf der andern Seite wieder nothwendig werden. Hier haben wir unter den Autoritäten, die der Verf. sonst zuweilen angiebt, den großen Beobachter Grant ungern vermisset, da mit dem die Erfahrung andrer genauer Beobachter übereinkömmt, daß die Ausdünstung nicht ganz zu vernachläßigen, und das Fach von diaphoretischen Mitteln nicht so ganz übertrieben nach der modernen Art zu verschließen sey. Die vortreflichen Dienste, welche diese Mittel nach des Verf. Meynung S 564 in Gicht und Podagra leisten sollen, sind am Krankenbette nicht so merklich als sie auf der Studirstube scheinen, und wenn man hier der Natur der dem oben angezogenen Hippocratischen Aphorismus folgen wollte, würden diese Kranke kein Tröpfchen Flüßiges mehr im Körper behalten, ehe sie die Gicht verlöhren. Des Verf. eigne Vermuthung, daß diese Krankheit wohl von andern Ursachen als unterdrückter Ausdünstung entstehe, war der Wahrheit näher. Bey dieser Gelegenheit von schweißtreibenden Mitteln befremdete es uns, daß der Verf. wenn er die Entstehung des Schweißes erkläret, blos auf Rechnung dieses aus der Haut ausgehenden, den Dunst in einem verschlossenen Zimmer setzet, worin viele Menschen sind S. 547, und durchaus kein Wörtchen von dem aus der Lunge ausgehauchten sagt, oder dieses mit in Anschlag bringet, und bey Anwendung der diaphoretischen Mittel hierauf Rücksicht nimmt. Richtig bemerkt der Verf. S. 487 daß Brechmittel nicht allein vermöge ihrer Schärfe ihre Wirkung äußern, sondern etwas specifisches (uns bisher noch unerklärbares) haben müssen. Allein zu den Contraindicationen

nen bey den Brechmitteln würden wir nicht leicht Schwangerschaft ohne Unterschied rechnen, da solche Personen oft ganze Monate Tag täglich von selbst ohne allen Nachtheil sich erbrechen, vielmehr wundert es uns sehr, daß der Verf. seine Leser auf das wichtigste Contraindicans, das Blutbrechen, und schwarze Krankheit, und auf die Aehnlichkeit dieser Krankheiten bey ihrer Anwandlung mit einer Ueberladung des Magens, gar nicht aufmerksam gemacht hat. Vielleicht wäre es auch nicht überflüßig gewesen S. 508 zu erinnern, daß Brechmittel oft ihre Wirkung verliehren, wenn sie mit gewissen andern verbunden werden, z. E. der Brechweinstein mit Rhabarber oder Chinapulver, — oder auch daß bey andern Brechmitteln sich die Wirkung durch Kochen verringert, z. E. Brechwurzel. L'Emetique en lavage S. 509 nennen die Franzosen ja nicht die Cur oder Methode selbst, sondern den in vielem Wasser verdünnten Brechweinstein! Die Erzeugung der Blähungen hat Hr. Hildebrandt S. 515 gut auseinandergesetzt, es scheint jedoch noch etwas anders als der lange Aufenthalt der Speisen im Magen und in den Gedärmen die Entwickelung der Luft zu begünstigen, denn sonst müßten diejenigen, welche an Verstopfung leiden, vorzüglich alte Leute, denen diese Plage so gemein ist, diesem Uebel auch am meisten ausgesetzt seyn.

Ruhe der Seele, sagt der Verf. S. 328, ist eins der wirksamsten kühlenden Mittel, aber er bedachte sich bald, daß dies nicht richtig sey, weil er hinzusetzt: oder im Mangel eines der wirksamsten erhitzenden Mittel; einer Leidenschaft. Denn eigentlich nennet man doch nur das kühlend, wodurch eine schon vorhandene Hitze gedämpfet wird, und eine Sache, wobey ein Uebel nicht entstehen kann, ist nicht Mittel, sondern Präservativ. Als letztres betrachtet wird also Ruhe der Seele allerdings wider Hitze und Wallung des Blutes sichern, aber wo diese einmal entstanden ist, wird Apathie und Entfernung von Leidenschaft allein (zumal da sie so schwer zu erhalten, und nicht leicht zu wählen ist) nicht leicht wirklich kühlend; nicht zu gedenken, daß Leidenschaft oft erst Wirkung und Folge von körperlichen Uebeln wird, und der kranke Mensch selten etwas mit aller Philosophie über sich erhalten kann. Es ist auch die Wärme unsers Körpers und die Geschwindigkeit der Bewegung des Blutes, nicht immer, wie der Verf. S. 328 sagt, im Verhältnisse, ob

ob es gleich gewöhnlich ist. — Doch über dergleichen unbedeutende Dinge geht man leicht weg bey einer Recension, da der Verfasser sein Werk übrigens so gut ausgearbeitet und so nützlich gemacht hat, daß wir es unsern Lesern als lesenswürdig und unterhaltend mit Recht empfehlen können. Es hat mit unserm guten ehrlichen **Löseken**, zumal nach **Gmelins** Ausgabe, große Aehnlichkeit.

Rg.

D. *Io. Dauidis Schoepf* Materia medica Americana potissimum regni vegetabilis. Erlangae, sumtibus Palmii, 1787. groß Octav.

Allerdings ließ sich unter diesem Titel eine herrliche Frucht von den Unternehmungen der deutschen Hülfstruppen in Nordamerika erwarten. Wer weiß wie unsre Wünsche und Hoffnung noch in der Zukunft durch mehrere Theilnehmer dieser Feldzüge in diesen sowohl als in andern Theilen der Kräuter- und Arzneykunde erfüllt und befriediget werden. Außer unserm Verfasser hat auch Herr Wangenheim uns darzu eine frohe Aussicht geöffnet. Das gegenwärtige Werk bestehe zum größten Theile in Auszügen aus fremden und einheimischen Werken über das Pflanzenreich von Amerika; selbst die bereits in Europa hinlänglich bekannten und untersuchten Pflanzen, so wie auch die bey uns wachsenden und gemeinschaftlichen Pflanzen sind mit Synonymen versehn, und mit Linnés Worten in dessen Materia medica in Rücksicht ihrer erprüften oder vermutheten Heilkräfte angezeigt. Ueberhaupt hat das Buch den Zuschnitt nach dem genannten Werke des Linne erhalten. Offenbar leuchtet überall Mangel an neuerer Litteratur hindurch. Bey sehr wenigen Pflanzen ist eine kleine methodische Bestimmung hinzugekommen; von vielen liefet man hier blosse einheimische Namen; die meisten neuen Bemerkungen von den Heilkräften der Pflanzen sind aus den Traditionen und Erzählungen der Wilden und Einwohner von Nordamerika gesammlet, ohne eigne Versuche; von vielen werden nur aus Geruch und andern bekannten Eigenschaften Heilkräfte vermuthet, so wie auch selbst von einigen gebrauchten vegetabilischen Mitteln, die methodische Bestimmung der Pflanzen nur auf Muthmaßungen gegründet ist.

Verbena urticifolia. Die Wurzel mit dem Bast der weissen Eiche mit Milch und Wasser gekocht, ward mit gutem Erfolge wider die Wirkungen des Toxicodendri gebraucht. In Maryland heißt die Pflanze Purvain. Seite 5. Der Saft des Stengels von einer Passiflora wird wider einen epileptischen Zufall der Hunde in Karolina gebraucht; mit dem Stengel selbst wird der Leib umbunden. S. 131. Bey Senecio vulgaris S. 123 wird sogar noch wiederholt: Seminibus delectantur passeres canori caveis inclusi. In dem Thier- und Mineralreiche finden wir nichts als Namen und den gewöhnlichen Gebrauch; und S. 165 den Vorschlag statt der spanischen Fliegen den Saft von Rhus Toxicodendrum und zwey andern Arten, wie auch von Hippomanes Mancinella zu versuchen.

Y.

---

4. Schöne Wissenschaften.

Schriften von Helfrich Peter Sturz. Neue verbesserte Auflage. Zwey Sammlungen. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich. 1786. 2 Alphabet, 8.

Die Schriften des sel. Sturz sind bekannt genug, und man ist über ihr Verdienst und das Verhältniß ihrer Schönheiten und Fehler so ziemlich einig. Diese neue Auflage, zu welcher es, ohnerachtet der von dem Publikum so begünstigten Nachdrücke gediehen ist, beweist, daß Sturzen noch nicht das Schicksal mancher guten Köpfe Deutschlands getroffen hat, deren Werke fast sogleich aus den Händen der Lesewelt, als sie selbst von der Bühne des Lebens verschwanden. „Diese „neue Ausgabe," sagt der Herausgeber in dem Vorberichte, „ist weder eine vermehrte, noch eine vollständige, und soll „beydes nicht seyn. Mehr würde auch die zweyte Samm„lung bey ihrer ersten Erscheinung nicht enthalten haben, „wenn der Herausgeber und Verleger freye Hand dabey ge„habt hätten. Man hat nichts aufgenommen, wovon man „nicht mit ziemlicher Gewißheit vermuthen konnte, daß auch

„der

„der Verfasser es seinen Schriften künftig einverleibt haben „würde. Vielleicht hätten sogar einige der hier aufgenommenen Stücke mit einer leichten Umarbeitung, kleinen Weglassungen und Zusätzen ihren Platz darin gefunden, und „vielleicht hätte ein Freund des seligen Sturz, den dieser seines ganzen litterarischen Vertrauens würdigte, diese gewagt, „wenn nicht alle Meißeleien an fremder Arbeit ihm so verhaßt „wären, als Sturzen selbst. Wären auch ungedruckte Aufsätze in seinen Händen, so würde er, eingedenk des Verbots „von einem Sterbenden, sie nicht zum Druck hergeben, so „wenig als er der Verräther seiner freundschaftlichen, sonst „des Lichtes im hohen Grade würdigen, Briefe werden will. „Manches schöne Fragment, besonders aus den Briefen eines „Reisenden, deren noch mehrere folgen sollten, erinnert er „sonst sich gesehen zu haben, das, selbst als Fragment, „die Zierde dieser Sammlung seyn würde. Unter seinen unvollendeten Arbeiten bedauert er vorzüglich eine „sehr glückliche Verdeutschung der heimlichen Heyrath von „Colman und Garrik, und unter den unausgeführten Planen, eine Geschichte Peters des Großen, die, bey den jetzt „dazu vorhandenen Hülfsmitteln, unter Sturzens Hand, „gewiß ein Meisterwerk geworden wäre.“ In der äußern Einrichtung ist die Veränderung getroffen, daß die **Erinnerungen aus dem Leben des Grafen von Bernstorf** aus dem 2ten in den ersten Band gekommen sind, der außer den **zwölf Briefen**, auf einer Reise im Gefolge des Königs von Dänemark im Jahr 1768. geschrieben, die Aufsätze über **Pitt, Klopstock** und die **Fragmente aus den Papieren eines verstorbenen Hypochondristen**, enthält. Die übrigen Aufsätze, die sonst im ersten Theile standen, sind in den zweyten versetzt worden. Mit Recht hat der Herausgeber aus der zweyten Sammlung die **Briefe eines deutschen Edelmanns**, das **Fragment eines Gesprächs**; (ein höchst einseitiges Urtheil über Ramlers Verbesserungen fremder Gedichte) **über deutsche Kunstrichterey**; **über den amerikanischen Krieg**; **Ein Gallicismus**; **zwey Auszüge aus Briefen**; die **Geschichte Eginhards und der Emma**; **Julie, ein Trauerspiel**; und die **Menechmen, zwey Wochenschriften**, hinweggelassen. Die vier aufgenommenen Gedichte sind zwar nicht schlecht, sonst würde man sie auch gerade nicht vermißt haben.

Nt.

La

La Sublime Scuola Italiana; ovvero le più eccellenti Opere di Petrarca, Ariosto, Dante, T. Tasso, Pulci, Tassoni, Sannazzaro, Chiabrera, Burchiello; — Macchiavelli, Boccaccio, Casa, Varchi, Sperone Speroni, Lollio, Gozzi, Martinelli, Algarotti. Edizione di *Giuseppe de' Valenti.* — Poeti. *Volume I.* Berlino e Stralsunda, presso Lange, 1785. 8vo. 14½ Bogen. — *Volume II.* 1786. 1 Alphabet 3 Bogen.

— — — — Prosatori, *Volume I.* ebend. 1786. 21 Bogen. 8vo.

Auf eben die wohlfeile Art, wie man seit einiger Zeit die englischen und französischen Schriftsteller den Deutschen in die Hände zu liefern, und sie dadurch ihnen gemeinnütziger zu machen, versucht hat, wird hier der Anfang einer Folge der bessern italienischen Dichter und Prosaisten gemacht. Der Herausgeber ist Herr de Valenti, der auch vor wenig Jahren eine toskanische Sprachlehre, und dann ein italienisches Elementarbuch herausgab, die beyde mit Beyfall aufgenommen sind. Die Schriftsteller, welche in dieser Sammlung, und die Folge, in welcher sie erscheinen sollen, sind auf dem in dieser Absicht ganz hieher gesetzten Titel angegeben. Kenner der italienischen Literatur werden mit ihrer Auswahl im Ganzen zufrieden seyn; aber doch vielleicht einige einzelne minder klassische Schriftsteller hinweg, und andre verdienstvollere an ihre Stelle wünschen. Statt des vielen Deutschen gewiß unverständlichen Pulci würden wir z. B. lieber den Fortinguerra, und statt des Burchiello den Frugoni vorgeschlagen haben. Uebrigens gebührt dem Herausgeber das Lob, daß er für einen korrekten und ganz saubern, nur bey den Dichtern etwas zu klaren, Druck gesorgt hat. In dem ersten Bande der poetischen Sammlung sind Petrarchs Sonnette, im zweyten seine Triumphe, und die ersten funfzehn Gesänge des Ariost befindlich; und der erste Band der prosaischen enthält die beyden ersten Bücher der Macchiavellischen Diskurse über den Livius. Noch müssen wir erinnern, daß

es

es nicht die Absicht des Herausgebers ist, die sämmtlichen Werke der genannten Schriftsteller zu liefern, sondern nur die vorzüglichsten.

Gr.

Dramaturgie, ou Observations Critiques sur plusieurs Pieces de Théâtre, tant anciennes que modernes. Ouvrage interessant, traduit de l'Allemand, de feu Mr. *Lessing*, par un François. Revu, corrigé et publié par M. *Iunker*, Prémier Professeur de Droit Public à l'Ecole Royale Militaire, et Censeur Royal. *Prémiere Partie*, pp. 300. *Seconde Partie*, pp. 267. à Paris, chez M. Iunker, Durand, et Couturier, 1785. gr. 8vo.

Es war längst zu wünschen, daß die Lessingische Dramaturgie auch Ausländern, und besonders den Franzosen, möchte lesbar gemacht werden; sowohl wegen der Vortreflichkeit ihres ganzen Inhalts, als wegen der gründlichen und strengen Prüfungen der französischen Bühne und ihrer Schauspiele. Beyde wurden bisher von der Nation ziemlich einstimmig für musterhaft und klassisch gehalten; und diese Nation schmeichelte sich immer mit dem Vorzuge, den dramatischen Vorstellungen eine Regelmäßigkeit, Feinheit, Wirkung und Vollendung ertheilt zu haben, worin es ihr noch keine andre gleich gethan hätte. Diese schmeichelhafte Einbildung wurde freylich von den Schauspieldichtern selbst größtentheils erregt und unterhalten; und wenn gleich in den letzten zwanzig Jahren Rousseau, Mercier, und andre, sie in diesem süssen Traume zuweilen zu stören versuchten; so waren diese Versuche doch zu einzeln, und man hatte sich in jenen Wahn schon zu lange hineingeträumt, um ganz wach zu werden, und nicht auf den vermeinten Lorbeern ruhig wieder einzuschlummern. Auch führten jene Versuche mehr die Sprache des Eifers und Mißvergnügens, als gründlicher, philosophischer Untersuchung; und welcher Nation war auch je solch ein einsichtvoller, tief-

dringender Kunstrichter des Theaters zu Theil geworden, als die unsrige in Lessing besaß?

In dem Vorberichte dieser Uebersetzung wird der Anlaß und die Entstehungsart seiner Dramaturgie kürzlich erzählt, und unter andern sehr richtig bemerkt, daß der sel. Lessing, ungeachtet er eine der ersten Stellen unter den Schriftstellern seiner Nation behauptet, dennoch von seinen dramatischen Talenten und Werken sehr bescheiden geredet und gedacht habe; daß aber, wenn von dramatischer Kritik die Rede war, seine Sprache desto zuversichtlicher gewesen sey, weil er fast sein ganzes Leben auf das Studium und auf die gründliche Untersuchung der Regeln dieser Kunst verwandt habe. „Er war, heißt es weiter, von drey Wahrheiten durchaus überzeugt: erstlich, daß er es dahin gebracht habe, über die Schauspielkunst völlig so zu denken, wie Aristoteles darüber dachte; zweitens, daß die Poetik dieses griechischen Kunstrichters auf eben so sichern Grundsätzen beruhe, und eben so untrüglich sey, als die Elemente des Euklides; und drittens, daß das Vorgeben der französischen Schriftsteller, ihre Bücher nach den aristotelischen Regeln gebildet zu haben, ohne Grund sey." — Das zweite möchte nun freilich wohl einiger Einschränkung bedürfen; denn so sehr L. auch Verehrer der aristotelischen Grundsätze war, so tief er auch in den wahren Sinn und Zusammenhang derselben eindrang, so legte er ihnen doch schwerlich diesen hohen Grad mathematischer Evidenz bey, und war gewiß weit entfernt, sie alle ohne Einschränkung und Ausnahme für gleich anwendbar auf die neuere Bühne, und gleich verbindlich für ihre Schauspieldichter zu halten. — Uebrigens wird noch hinzugesetzt, daß der Uebersetzer alles das im Original vorbeygelassen habe, was nur bloß Deutsche interessiren könne; und, daß der Herausgeber um desto eher für die Treue seiner Arbeit einstehen könne, da sie unter den Augen des Verfassers sey verfertigt worden. Von diesem letzten Umstande ist dem Recensenten bisher nichts bekannt gewesen, ob er gleich mit dem sel. L. in seinen letzten Lebensjahren in so naher Verbindung zu stehen das Glück hatte, daß er wohl eine zufällige Erwähnung dieser Sache bey mehr als einer Gelegenheit hätte erwarten dürfen.

Sehr gut und zweckmäßig war der Gedanke, diesem Werke die periodische Form eines Wochenblatts zu nehmen, in der es ursprünglich erschien, und die darin enthaltenen

wich-

wichtigsten Aufsätze auch äußerlich in ungetrennten Zusammenhang, und unter gewisse Rubriken zu bringen. Und so enthält der erste Theil: die Kritiken über Olint und Sophronie; Zaire; Semiramis; den Grafen von Essex; Zelmire; die zweite Vorstellung des Essex; Rodogune; Merope; und die Antwort auf Voltaire's Zuschrift von Scipione Maffei. Im zweyten Theile stehen die Beurtheilungen von Richard III; den Zerstreuten; Soliman II; dem Demokrit; den Brüdern; und dem Hausvater.

Die Uebersetzung selbst scheint, im Ganzen genommen, mit hinlänglicher Kenntniß der Sprache sowohl, als der Sachen, verfertigt zu seyn. Die Schreibart des Originals ganz zu erreichen, war hier freilich eine fast unmögliche Sache; nicht bloß wegen der auffallenden Verschiedenheit des deutschen und französischen Idioms im Allgemeinen, sondern vornehmlich wegen der anerkannten Eigenthümlichkeit des Lessingischen Stils, dessen größte Schönheiten gerade der Uebertragung in eine fremde Sprache am wenigsten fähig sind. Allein es ist von dieser Eigenthümlichkeit immer noch auch in dieser Uebersetzung genug zurückgeblieben, um auch den Leser derselben zu überführen, daß L. nicht nur seine Gegenstände mit nicht gemeinem Scharfsinn durchdachte, und mit wahrer philosophischer Gründlichkeit erörterte, sondern auch ihrer oftmaligen Unfruchtbarkeit und Trockenheit durch das Anziehende und Einnehmende seines Vortrages auf eine bewundernswürdige, meisterhafte Art abzuhelfen verstand.

Hie und da sind kurze Anmerkungen des Uebersetzers und Herausgebers beygefügt, die aber, überhaupt genommen, von keiner sonderlichen Erheblichkeit sind. Oft mangelt es ihnen auch an genauer Richtigkeit. So wird S. 111. in einer Note gesagt, daß unsre ältesten Schauspieler ihre Stücke Staats- und Helden-Actionen (oder vielmehr Haupt- und Staats-Actionen,) genannt haben. Diese Benennung aber ist eine Aftergattung von Schauspielen erst in den neuern Zeiten zu Theil geworden; und sie ist, wenn wir nicht irren, erst von dem berüchtigten Reibehand eingeführt. — Wenn Lessing in seiner Kritik über die Merope wider die Sitte der Franzosen eifert, den Verfasser eines Schauspiels auf die Bühne hervorzurufen, und unter andern sagt: „Die Täuschung muß sehr schwach seyn, man muß wenig Natur, aber desto mehr Künsteley empfinden, wenn man

so neugierig nach dem Künstler ist;" so macht der Uebersetzer Th. I. S. 170, die Anmerkung: Voilà assurément un plaisant sophisme! und auf der folgenden Seite bedauert er die Fühllosigkeit eines Deutschen gegen diese herrliche Ehrenbezeugung in folgender Note: „Que les Allemands sont loin de sentir cet enthousiasme, qui nous a fait la premiere fois crier: l'Auteur! Et qu' un de leur Poetes dramatiques a mauvaise grace de noircir les démonstrations de reconnoissance et d'amitié entre le Public et le Poete! Tout cela est envisagé sous un bien faux et odieux point de vûe. — Unter der langen Note, Th. II. S. 188 — 190, steht mit Unrecht: *Addition de l'Editeur*; man findet sie ganz im Originale. Eben das gilt auch von der S. 194 f. befindlichen.

Der zweyte Theil dieser Uebersetzung hat noch einen doppelten Anhang erhalten. Zuerst, einen Auszug aus der Lessingischen Abhandlung über das **Wesen der äsopischen Fabel**, auf welche sich L. in der Dramaturgie gelegentlich bezieht. Diese ganze Abhandlung war schon mit den übrigen, und den Fabeln selbst, im J. 1764, durch Herrn Anthelmy ins Französische übersetzt. — Der zweyte Anhang ist: *Le Maitre de Pension*, Comedie en un Acte; und vor derselben steht die Nachricht: Le Drame ou Dialogue suivant, *qui s'est trouvé dans les porte-feuille de feu M. Lessing*, a été communiqué à l'Editeur comme pouvant être placé à la suite de la Dramaturgie. On a cru devoir se prêter à cette vue, d'autant plus que *cette Piece n'a encore été imprimée ni en Allemand ni en François*. — Das wäre nun allerdings eine dankenswerthe literarische Seltenheit! von der bisher in Deutschland keiner, selbst Lessings Bruder, der Herausgeber seines theatralischen Nachlasses, das geringste gewußt zu haben scheint! — Und wem muß wohl sonst das Portefeuille des Dichters, wenn es je eins gab, in die Hände gefallen seyn? In der bekanntlich verloren gegangnen Kiste Lessingischer Papiere fand sichs doch wohl nicht? — Aber im Ernst, wir zweifeln gar sehr an der Aechtheit dieser wirklich auch ziemlich unbedeutenden, ihres vorgeblichen Verfassers, nicht sehr würdigen Reliquie. Sie verräth vielmehr Spuren französischer Abkunft; und die Idee ist vielleicht aus Lenzens Hofmeister entlehnt, wo auch ein

ein Herr von Berg, aber außerdem freilich wenig vorkömmt, was mit dem Inhalte dieses Stücks Aehnlichkeit hätte.

Fr.

5. Schöne Künste.

Zwölf Lieder von verschiedenen ungenannten Dichtern, für das Klavier gesetzt von Georg Christoph Bauer, der Gottesgelahrheit Kandidat. Hof, im Verlag der Vierlingschen Buchhandlung. 1785. klein Querfolio. 21 Seiten.

Diese Lieder hätten der Feile noch sehr bedurft. Sehr häufig hat sich der Verf. unnöthige und fehlerhafte Dehnungen erlaubt, z. B. Seite 4. T. 6, 7. 21. 22; S. 6. T. 2. 3. 6. 7; S. 12. T. 5. 6. 11. 14. 19. 21. 22; rc. mitten im Worte kommen Pausen vor, z. B. S. 11. T. 1. 5; die Wendungen in der Modulation sind oft zu plötzlich, z. B. S. 4. T. 16; hie und da stößt man auf schlechte Zusammenstimmungen, (S. 4. T. 16; S. 6. T. 3; S. 14. T. 12 rc.) auf harte Fortschreitungen, (S. 15. T. 7; S. 17. T. 18) und grobe Fehler, (S. 4. T. 21 — 22; S. 14. T. 9. 10.) Einige Lieder sind zu sehr überladen, z. B. S. 10; andere setzen einen zu großen Umfang der Stimme voraus, nehmlich von b (S. 20.) bis h̿ (S. 16.) Von der musikalischen Declamation scheint der Verfasser wenig zu verstehen, denn wie hätte er sonst wohl S. 12. zu dem Worte in erst eine lange haltende Note mit einem Triller, und hernach noch ein Melisma darauf setzen können? Warum Herr B. diese Lieder, außer auf dem Tittelblatte, Arien nennt, kann Rec. nicht errathen, da bekanntermassen Lieder und Arien nicht bloß den Worten nach verschieden sind.

Xw.

Lieder beim Klavier zu singen von J. Simon Mayr. Regensburg, 1786. bey Montags Erben. Klein Querfolio, 23 Seiten.

Einige dieser Lieder fallen hübsch ins Gehör, und sind ganz artig, aber dabey oft inkorrekt, z. B. Seite 12. T. 11. S. 14. T. 4. 12. 15. 16. S. 22. T. 14. 15. 16 ꝛc. Hin und wieder kommen bekannte und alltägliche Wendungen vor, z. B. S. 8. T. 9—12 ꝛc. Außer der Klavierbegleitung ist S. 2. und 10. noch eine ganz überflüßige Violine oder Flöte dazu gesetzt, wo alsdenn der Singende die nehmlichen Töne im Violinschlüssel mitsingen muß. An mehreren Stellen, besonders bey Pausen und Halten, wie S. 4. 6. 12. 18. 22. hat der Verf. nicht auf das Ganze Rücksicht genommen, daher muß der Sänger in manchen Strophen mitten im Worte (S. 13. fünfte Strophe) oder wenigstens da inne halten, wo der Text keine Ruhe gestattet. Die eingemischten Zwischenmusiken, wodurch der Gesang oft zur Unzeit unterbrochen wird, so wie verschiedene ganz zwecklose Nachspiele, hätten wegbleiben sollen.

Gesänge und Chöre zum lustigen Tag oder (zu) der Hochzeit des Figaro. Herrn Caron von Beaumarchais gewidmet ꝛc. In Musik gesetzt von Karl Hanke. Hamburg, in Commission in den vornehmsten Buchläden Deutschlands. Querfolio. 12 Seiten.

Lustig, sehr lustig anzuschaun! Zur Probe, wie der Verf. den Text verarbeitet hat, zeichnen wir Seite 5 mit der Taktabtheilung und Melodie einiger Stellen aus:

„Ach | Suschen deine | Jugend, deine | Tugend, hat |
d d
„mich besiegt, hat | mich besiegt, siegt |
„d d d d | d d d hat | mich hat mich hat | mich be- |
„siegt. Ich | hohl aus deinen | Blicken, mir Ent- |

„zücken

„zücken und bin ver|gnügt, ich hohl aus|deinen Blicken|

g d
„mir Entzücken und|bin ver|gnügt, gnügt d d |

„ d d d d | d d d d | d d d d | d und bin und|

d d
„bin vergnügt." Und wir, wir sind darob vergnügt, gnügt,

d
gnügt — daß wir die Wiederholung nicht auch noch abschreiben müssen. — Wer an der Wahrheit zweifeln sollte, den bitten wir, sich diese Sächelchen zu kaufen. Was mögen die Franzosen, wenn man ihnen so etwas widmet, von uns deutschen Komponisten für Begriffe bekommen!

Rt.

Friedrich Schillers Ode an die Freude, in Musik gesetzt und der gerechten und vollkommnen Loge zu den drey Flammen in Görlitz mit Unterthänigkeit gewidmet von Johann Christian Müller. Leipzig, bey Breitkopf. 1786. Fol. ohne Titel und Text 2 Seiten.

Was soll man über 16 Takte mit unreinen Harfenbässen, worüber der Verfasser den völlig beruhigenden Tonschluß vergessen hat, in einer Recension sagen?

Gl.

Versuch einer Anleitung zur Composition von Heinrich Christoph Koch, Fürstl. Schwarzburg. Rudolstädtisch. Kammermusikus. Zweyter Theil. Leipzig, bey Böhme, 1787. In Octav. 464 Seiten.

Bevor wir uns auf die Beurtheilung dieses zweyten Theils einlassen, müssen wir dem würdigen Verfasser auf eine Stelle der Vorrede kürzlich antworten. Er ist so bescheiden, unsre nicht ganz unwichtigen Erinnerungen über den ersten Theil

stillschweigend als gegründet anzunehmen. Eine Tugend, die ihm in unsern Augen einen noch grössern Werth giebt! Nur eine einzige Anmerkung, die uns aber gerade die unbedeutendste zu seyn scheint, glaubt er berichtigen zu müssen. Er schrieb nehmlich in der Vorrede des ersten Theils: „Ich könnte manches Ungewöhnliche entschuldigen; aber wozu Complimente? Was gut ist, empfiehlt sich durch sich selbst, was nicht gelungen ist, wird durch keine Empfehlung besser. Wenn ich z. B. den Begriff der Harmonie auf eine ungewöhnliche Art bestimme, mag es doch seyn, daß mancher dabey den Kopf schüttele, dennoch bleiben diesem Begriffe die Vortheile, die er hat, und rechtfertigen ihn über lang oder kurz auch bey denjenigen, dem er anfangs nicht gefallen wollte." ꝛc. Recensent, welcher den Verf. nach seinem eigenen Geständniß, im zweyten Stücke des 64sten Bandes d. A. D. B. wie billig, mit vieler Achtung behandelte, und seinen Verdiensten Gerechtigkeit wiederfahren ließ, könnte zwar einwenden, daß Herr K. den Begriff von Harmonie nicht bestimmt genug aus einander gesetzt habe; allein wenn er unsre Anmerkung noch einmal mit mehrerer Aufmerksamkeit im Zusammenhange durchlesen will, so wird er finden, daß wir die Stelle: „wir wollen abwarten, ob die in der Vorrede geäußerte Vermuthung eintreffen wird, daß mancher dabey den Kopf schütteln, über lang oder kurz aber die Vortheile dieses Systems anerkennen werde," im geringsten nicht von seinem ganzen Systeme, sondern bloß und allein vom zweyten Abschnitte schrieben, und zwar in sofern er das Marpurgische System in Absicht der Verbindung einzelner Intervalle zu Akkorden zum Grunde gelegt hat. Aus diesem wahren Gesichtspunkte genommen, fällt seine Berichtigung von selbst weg. Wir könnten daher das Verdrehen einer Stelle eher auf den Verfasser anwenden, als er auf uns. Doch dazu halten wir ihn nicht für fähig, sondern schreiben seinen Irrthum bloß einer Uebereilung zu. Gesetzt aber, wir wären unter denen, welche die Vortheile seines ganzen Systems vor der Hand noch nicht anerkennen wollten, so verdiente es, unsrer Meynung nach, noch immer keiner Berichtigung, wenn wir seiner Arbeit unseren lauten Beyfall bezeugten, ohne deswegen auf seine Seite zu treten.

Doch nun zur Hauptsache! Herr K. fährt in diesem Bande mit eben dem Scharfsinn fort, angehenden Komponisten

nisten nützlich zu werden, und ihnen die Sache aus dem rechten Gesichtspunkte vorzustellen. Wir freuen uns herzlich, daß er einer von den wenigen selbstdenkenden Tonkünstlern ist; deren Anzahl jetzt leider! immer kleiner wird. Zwar sind wir überzeugt, daß sein Werk nur von Wenigen gehörig geschätzt worden, und bey weitem nicht den Nutzen schaffen dürfte, den es schaffen könnte, weil die abgehandelten Materien eigenes Nachdenken erfordern, und der Vortrag oft trocken ausfallen mußte. Indeß liegt das Letztere nicht immer an dem Verfasser, sondern in der Sache selbst. Ob aber Herr K. nicht hin und wieder, so vorzüglich gut und rein übrigens sein Styl ist, für angehende Komponisten doch etwas zu abstrakt, spekulativ, weitläuftig und dabey unbestimmt geschrieben habe, überlassen wir Andern zur Entscheidung. Gute philosophische Tonsetzer werden durch sein Lehrbuch gewiß gebildet; dafür können wir bürgen. Dem ersten Plan nach sollte dieser zweyte Band den mechanischen Theil der Melodie enthalten, und erst im dritten wollte der Verf. einige allgemeine Regeln der schönen Wissenschaften näher auf die Setzkunst anwenden: allein er veränderte seinen Plan aus Gründen, die sein Verfahren bey uns nur einigermassen entschuldigen, wie wir gleich zeigen werden. Die Lehre von der Melodie bringt er unter zwey Abtheilungen.

In der ersten sucht er die innere Beschaffenheit der Melodie, und überhaupt den Geist der Tonstücke kennbar zu machen, der sie beleben muß, wenn sie ihrem Endzweck entsprechen sollen; er handelt daher in der ersten Abtheilung von der Absicht, von der innern Beschaffenheit, und vorzüglich von der Entstehungsart der Tonstücke.

Hierbey scheint uns Hr. K. seiner in der Vorrede angeführten Gründe ungeachtet, doch nicht den rechten Weg gegangen zu seyn; denn vieles davon braucht erst der Theoretiker oder der geübte, nicht der angehende Komponist, zu wissen. Vielleicht legt gar mancher Anfänger in der Setzkunst, durch die eingestreuten Reflexionen über ihm jetzt noch unbrauchbare oder unverständliche Dinge abgeschreckt, das Buch ungelesen aus den Händen. Recensent würde in dieser Rücksicht den mechanischen Theil der Melodie vor dem ästhetischen abgehandelt haben. Uebrigens bewundern wir in dieser Abtheilung vorzüglich den Scharfsinn unsers Verfassers, welcher sich auf sehr feine Untersuchungen über die Einwirkung der

Musik aufs menschliche Herz und andere dahin einschlagende Materien einläßt. Fast durchgängig finden wir seine Bemerkungen darüber, zwar nicht neu, aber gut vorgetragen, richtig geordnet und durchdacht. Nur bedauern wir dabey, daß Hr. K. an einem Orte lebt, wo er vielleicht selten neue merkwürdige Stücke zu sehen, und noch seltener gute Musiken und Meisterstücke zu hören bekommen mag. In dieser Rücksicht muß man ihn billig entschuldigen, wenn die eingerückten Beyspiele von seiner eignen Erfindung nicht immer Muster sind; oder wenigstens an deren Stelle noch bessere, dem Endzweck mehr entsprechende (wie S. 107. — 115.) hätten gewählt werden können. Schulgerecht sind sie zwar größtentheils: aber den Geschmack zu bilden, und wahren, herzrührenden Ausdruck befördern zu helfen, finden wir sie noch nicht musterhaft genug. Indeß bleibt Hr. K. immer ein guter theoretischer Lehrer, wenn er auch, unter solchen Umständen, nicht Gelegenheit hatte, seine Talente zur Komposition auszubilden. Es wäre daher unbillig, ihn darüber tadeln zu wollen, obgleich seine Anweisung noch mehr gewonnen haben würde, wenn er auch das dulce mit dem utili zu verbinden gewußt hätte. Uebrigens enthält dieser Abschnitt so viel gut gesagte und glücklich aus einander gesetzte Wahrheiten, daß ein Auszug davon unmöglich ist. Man muß das Buch selbst lesen.

In der zweyten Abtheilung zeigt der Verf. die äußerliche Beschaffenheit der Melodie, wie sie in Rücksicht der mechanischen Regeln verbunden wird. Er bringt die äußere Form unter 5 Unterabtheilungen, und untersucht darin:

1) die Folge der Töne,
2) die Verschiedenheit der aus diesen Tönen gebildeten Figuren,
3) den Umfang und die Beschaffenheit des Taktes, in welchen diese Töne und Figuren gebracht worden sind,
4) die Theile des Ganzen als Theile betrachtet, und
5) die Art, wie diese Theile unter einander verbunden sind.

Im ersten Kapitel dieses Abschnitts schreibt der Verfasser von der Modulation überhaupt, oder von der Tonführung, und setzt dabey manche nicht unwichtige Regeln fest, in wiefern sie z. B. zur Einheit und Mannichfaltigkeit eines Tonstücks nöthig ist rc. die falschen und unerlaubten

Fort-

Fortschreitungen in der Melodie werden dabey gezeigt, u. s. w.

Im zweyten Kapitel handelt er von der Modulation insbesondere, oder von der Ausweichung einer Tonart in andere Tonarten (wofür wir lieber von der Art aus einem Tone in den andern auszuweichen würden geschrieben haben). Hierbey wird, unter andern Anmerkungen, im ersten Absatze von der Verwandschaft der Tonarten gehandelt; im zweyten von der Art und Weise, wie man von einem Tone in andere ausweicht; wobey die eingerückten Beyspiele dem Anfänger die Sache sehr deutlich machen. In beyden Absätzen sind die Worte Ton und Tonart immer verwechselt, oder wenigstens gleichbedeutend gebraucht worden. Auch weichen die Tonarten selbst nicht aus.

Im zweyten Abschnitte dieser zweyten Abtheilung handelt Hr. K. von der Natur des Taktes überhaupt, und von den verschiedenen Arten und Gattungen desselben. So viel auch Richtiges, Belehrendes und Gutes darüber gesagt wird, so bedauern wir doch hierbey vorzüglich, daß der Verf. seiner in dieser Rücksicht ungünstigen Lage nach, nicht Gelegenheit gehabt zu haben scheint, die Lehren und Beyspiele verschiedener neuern Schriftsteller über diesen Gegenstand noch besser zu benutzen. So war es uns z. B. auffallend, daß er, im ersten Theile dieses Abschnittes, von den einfachen Taktarten S. 288. alle die, in welchen nur ein Haupttheil des Taktes enthalten ist, als z. B. den Einzweytel, den Einvierteltakt ꝛc. von den in der Tonkunst brauchbaren einfachen Taktarten geradezu ausschließt. Ungewöhnlicher mögen sie wohl seyn; ob aber ganz unbrauchbar? — Hätte Hr. Koch C. P. E. Bachs 4 gedruckte Sonaten mit einer Violine und einem Violoncell von 1777 gekannt, so würde er ohne Zweifel sein Urtheil darüber mehr eingeschränkt haben. Ob es uns überhaupt, in Absicht des Vortrags, zur Ehre gereiche, daß wir gewisse Taktarten, welche ehemals üblich waren, für unnütz halten, läßt Rec. dahin gestellt seyn. Sebastian Bach, Händel, Couperin ꝛc. schreiben mehrere Tonstücke im Sechssechzehntheil, Zwölfsechzehntheil, Dreysechzehntheiltakte u. dgl. Sollten diese Männer so ganz ohne alle Absicht dergleichen Taktarten gewählt haben? Auch einige unserer denkendsten und beliebtesten neuern Tonsetzer, z. B. die Herren Kapellmeister Schulz und Reichardt, haben verschiedene Lieder

u. dergl.

u. dergl. mit vielem Glück, und gewiß nicht von ungefähr, im Zweyachtel-, Vierachtel-, Sechssechzehntheiltakte rc. geschrieben. Daß aber Scheibe in seinem Werke über die musikalische Composition unter mehreren sonderbaren Behauptungen. z. B. dem Dreysechzehntheil- und Zweyachteltakte einen Platz in einer Liliputschen Oper anweist (S. 224.), entscheidet sehr wenig; denn Scheibe macht ja sogar zwischen dem bloß recitirten und declamirten Recitativ einen Unterschied. — Ganz richtig rügt Hr. Koch selbst S. 302. 305. 309. die, in der Bestimmung des Taktes häufigen Fehler unserer seichten Komponisten. S. 298. dürfte dem angehenden Tonsetzer undeutlich seyn; denn nimmt der Verf. den wirklichen Zweyzweyteltakt an, so finden da nur zwo lange Noten statt, nämlich das erste und dritte Viertel, die übrigen gehen durch, und sind folglich kurz: soll das Beyspiel aber bloß das ungleiche innere Verhältniß der Noten unter einander kenntlich machen, wie es denn wirklich der Fall ist, so hätte wohl die Anmerkung hinzukommen müssen, daß das dritte Achtel zwar länger als das vierte, aber deswegen noch nicht so wichtig als das erste sey. Vielleicht wäre die Bezeichnung des dritten Taktes so: = ᴗ — ᴗ = ᴗ — ᴗ deutlicher gewesen; wenigstens hätte dadurch einem Mißverständniß vorgebeugt werden können.

Im zweyten Absatze handelt Hr. K. von der einfachen ungeraden Taktart. S. 312. hätten wir lieber geschrieben: „eben so gleichgültig ist es, wenn man bloß auf die Natur „des Taktes, aber nicht auf den Vortrag, auf die Be„wegung rc. sieht." Mehrere nicht bestimmt genug gesagte Bemerkungen, so wie das zweyte Kapitel von den vermischten Taktarten, den dritten Abschnitt von der Beschaffenheit der melodischen Theile mit allen seinen Unterabtheilungen, müssen wir, des eingeschränkten Raums wegen, ganz übergehen; wie denn überhaupt nur die Wichtigkeit des gegenwärtigen Werkes eine so ausführliche Anzeige in unserer Bibliothek entschuldigen kann. Daß die zweyte Abtheilung dieses Bandes, wenn sie auch noch mangelhaft seyn sollte, für den angehenden praktischen Tonsetzer weit faßlicher und wichtiger ist, als die erste, sieht man schon aus den angezeigten Ueberschriften. Mit wahrer Ueberzeugung empfehlen wir daher diesen zweyten Theil allen angehenden, auch manchen schon oft öffentlich aufgetretenen Komponisten als ein für sie

höchst

höchst brauchbares Werk, und sehen dem dritten Theile mit Verlangen entgegen.

Lieder für Kinder, aus Campens Kinderbibliothek mit Melodien, bey dem Klavier zu singen, von Johann Friedrich Reichardt, Königl. Preuß. Kapellmeister. Dritter Theil. Wolfenbüttel, in der Schulbuchhandlung. 1787. klein Querfolio. 52 Seiten.

Auch diese dritte Sammlung entspricht ihrem Endzwecke völlig, und verdient daher alle mögliche Empfehlung. Die darin enthaltenen Lieder sind größtentheils außerordentlich leicht, dabey oft ausdrucksvoll, und rein im Satze. Nur S. 13. 32 ꝛc. hat der Verf. einige Kleinigkeiten übersehen. Die Leittöne hätten wir, ihrer Natur gemäß; auch in den Mittelstimmen, eine Stufe in die Höhe treten lassen. S. 50. würde Recensent, anstatt der abwechselnden Zweyer und Dreyer, lieber durchgängig lauter Zweyer genommen haben, da es das Metrum erlaubte. Daß unter so viel leichten Liedern nicht Aehnlichkeiten vorkommen sollten, war wohl nicht ganz zu vermeiden; denn es ist sehr schwer, so leicht und dabey immer etwas Neues zu schreiben. Doch das sind Kleinigkeiten, welche dem Ganzen wenig oder gar nichts am Werthe benehmen. Zum Unterrichten im Singen und Klavierspielen sind diese Lieder höchst brauchbar, und hierzu müssen wir sie vorzüglich allen Lehrern und Lernenden sehr empfehlen. Sie unterhalten die Lust, und bilden zugleich den Geschmack des Anfängers; der Verfasser hat sich daher durch die Bekanntmachung derselben ein wahres Verdienst um die musikalische Pädagogik gemacht.

Xw.

---

6. Romanen.

Für Töchter edler Herkunft. Eine Geschichte. Leipzig, bey Jacobäer, 1787. 20 Bogen in 8.

Der Verf. hat die Briefform gewählt. Wir wissen es gar wohl, wie vortheilhaft sich eine Geschichte in eine Reihe von Briefen, auch verschiedener Personen, einkleiden lasse. Aber hier erscheinen sie, wie auf ein Gerathe wohl, aus einer Brieftasche herausgezogen, ohne Zusammenhang und Folge: jeder setzt Nachrichten und Bekanntschaften voraus, ohne die der Brief ein Räthsel wird, und spielt auf Verhältnisse und Geheimnisse an, die kein Leser zum voraus weiß: jeder eröffnet gleichsam eine eigne Geschichte, deren Beziehung auf Ein Ganzes man gar nicht errathen kann: jeder ist ein neuer Eingang in ein Labyrinth, der einen an der Schwelle wieder verläßt. Man weiß nicht einmal gewiß, wer der Held oder die Heldin der Geschichte seyn werde. Der erste Brief eines Dritten, der von einem Dritten an einen Dritten, den Herausgeber, dies Paket Briefe überschickt, erregt die Aufmerksamkeit auf einen Schulknaben von ungewisser Herkunft, so schön und brav, daß **Mengs** bey einer Durchreise an ihm einen zwölfjährigen Christus in der Tempelhalle zeichnete. Man muß glauben, er werde die Hauptrolle im Roman spielen: es geschieht aber seiner nicht wieder Erwähnung. Hierauf folgt ein Brief einer Frau Pastorin an ihre Pathe, Fräulein Regine, die in einer Pensionsanstalt zu geheimen Sünden war verführt worden, und nun bey ihrem Oncle, einem Pohlnischen Prälaten, katholisch geworden ist. Sie schärft ihr mit vieler Wärme das Gewissen, und bezweifelt die Aufrichtigkeit der Versicherung ihrer Reue. Ein folgender Brief an dieses Fräulein von einer ihrer Mitschwestern, die sie als jung und schön, in ein schändliches Complot ziehen will, läßt tiefer in die Gräuel dieser Pensionsanstalt sehen. Darauf erscheint Regine als eine reuvolle, aber zu sehr declamirende Sünderin, die den Verlust ihrer Farbe, ihrer Fröhlichkeit, des Schlafs, des Gedächtnisses und der Kraft zu beten, ihren Pensionssünden zuschreibt. Und doch gleichwohl beschreibt ein

ein gewisser Georg, der als Kutscher in die Dienste des Prälaten tritt, aber etwas bessers zu seyn scheint, in einem Brief an seine Schwester, Reginen vollkommen nach dem Gegentheil, äußerst schön, munter, und in Gefahr sich in diesen Kutscher, der zugleich Jäger ist, zu verlieben — wenigstens handelt sie so, daß man es glauben möchte, wenn es auch vielleicht des Verf. Absicht nicht seyn sollte. Der Prälat bietet ihm seine Kammerjungfer an, und bekennt hintennach in einem andern Brief, daß sie seine Tochter sey. Nun erzählt vom zehnten Bogen an bis zum Schluß Regine ihrer Frau Pastorin die Geschichte einer armen Wittbe, die in ihrer Jugend Buhlerin, Heuchlerin, Gefallene, und Betrügerin gewesen war, aber ihr folgendes Leben zur Verbesserung der Folgen ihrer Sünden angewandt hatte, die aber, so viel man merkt, auf die vorher verbreiteten Begebenheiten wenig Beziehung hat, und mit den vorigen Erzählungen blos durch die frömmelnde Sprache übereinkömmt. — Was soll man nun über einen so ordnungslosen Anfang eines Romans urtheilen!

Ag.

Für Töchter edler Herkunft. Eine Geschichte. Zweyter Theil. 18½ Bogen. Dritter und letzter Theil. 20½ Bogen in 8. Leipzig, bey Jacobäer. 1787.

Wir nennten in der Anzeige des ersten Theils diese Schrift einen Roman. Zwar wird vielleicht der Verf. es nicht Worts haben wollen, daß es seine Meynung gewesen sey, einen Roman zu schreiben: er erklärt sich vielmehr in einer Anmerkung für eine edlere Absicht, nehmlich Töchtern edler Herkunft gewisse Warnungen lebhaft an das Herz zu legen: allein das Vehikel dieser Warnungen ist doch Geschichte, und zwar eine Geschichte, wie sie sich nicht leicht in der wirklichen Welt zuträgt; daher kann es auch der Verfasser nicht übel nehmen, wenn man dem Buche den Namen giebt, den es seinem Inhalt nach verdient. Die Hauptperson bleibt Fräulein Regine von Werdenz, die in einer Pensionsanstalt zu Berlin die Selbstbefleckung gelernt, und wieder andre dazu verführt hatte, nachher aber durch die Gewissensrügen einer Frau Pastorin und einiger durch sie verführten ehemaligen

Mit-

Mitschwestern, in dem Hause ihres vorgeblichen Oncles, der aber eigentlich ihr Vater ist, nach vielen Kämpfen gegen die Macht der Gewohnheit zur Tugend und Gottesfurcht zurück kehrt. Ihre Bekehrungsgeschichte, die der Verf. vermuthlich für sehr lehrreich hält, beschreibt sie in ihren Briefen auf eine unausstehlich weitläuftige Art, mit so viel Declamation und Wiederhohlungen, daß sie für die Leserinnen, die der Verfasser vor Augen hat, beynahe abschreckend seyn möchte. Daß sie, trotz ihrer Rückkehr zur Besonnenheit in Gefahr ist, sich in den Kutscher ihres Oncles zu verlieben, haben wir schon bey dem ersten Theil bemerkt. Das geschieht nun in dem zweyten Theile wirklich. Es ist aber auch ein Kutscher von feinerm Schrot und Korn — eigentlich ein benachbarter Edelmann, der, der Himmel weiß warum, diesen Weg erwählt, um in des Prälaten Haus und in Reginens Bekanntschaft zu kommen. Da der vorsichtige Prälat alle Veranlassungen des Beysammenseyns seiner Niece und des schönen Kutschers geflissentlich verhütet: so muß ein Vorwand, der doch auch nicht einfältiger hätte erdacht werden können, (wie denn überhaupt der Verf. in Erfindung solcher Verbindungsumstände ziemlich unglücklich ist) dem schmurbärtigen Adonis Gelegenheit geben, Reginen den Antrag zu thun, mit ihm auf einige Zeit aus ihres Oncles Haus heimlich zu entweichen: und Regine läßt sich den Vorschlag gefallen, und sich von ihrem Kutscher entführen. Zwar war es auf keine eigentliche Entführung abgesehen; die wäre auch gar zu arg gewesen: sondern der verlarvte Kutscher, Herr von Eich, war vorher von einer Pensionsschwester Reginens, der Fräulein von Z....y, in Berlin auf die schändlichste Art um alle seine Habseligkeiten gebracht, und dadurch unglücklich geworden: sie selbst hatte sich gegen Reginen in einem Brief dieses Triumphs gerühmt, und sie zur Theilnehmung an diesem schändlichen Gewerbe eingeladen. Nun ist also des ausgezogenen Pommerschen Edelmanns Plan, Reginen dahin zu vermögen, daß sie mit ihm nach Berlin gehe, sich bey der saubern Gesellschaft als eine alte Bekannte anmelde, und unter dem Versprechen der Theilnehmung sie zur Spielung einer ähnlichen Scene aufforderte. Es werden Prinzen und Grafen bestellt, um deren willen die Betrügerinnen mit aller ihrer vormaligen Beute behangen erscheinen — und von der Polizey aufgehoben werden. Von Eich bekömmt nun sofort, ohne weitere Untersuchung, seine Habseligkeiten wieder, wird reich, und

und kann nun Reginen seine Hand anbieten, worzu der leicht versöhnte Prälat sogleich seine Einwilligung giebt. Und dazu mußte der wunderliche Mann erst Kutscher werden, und seine Fräulein entführen? Konnte er auf keinem nähern Weg, entweder unmittelbar nach dem Vorfall durch Angebung des verrätherischen Hauses, oder durch eine aufrichtige Entdeckung seines Vorhabens gegen den Prälaten und dessen Niece, seine Absicht erreichen? Jedoch der Verfasser liebt nun einmal das Unnatürliche und Abentheuerliche in Anstalten und Ausführung. Ehe man aber so viel Geschichte herausbringt, als wir hier angegeben haben, muß man sich durch manchen redseligen, theils in possierlichen, theils in pretiösen Ton geschriebenen Brief, und in demselben durch ermüdendes Geschwätze durcharbeiten. Und auch diese Briefe, die gleichsam die Urkunden zur Hauptgeschichte enthalten, werden durch andre Briefe unterbrochen, die gar nicht zur Sache gehören, zum Theil ganze eigene Romanen enthalten, und halbe Bände ausfüllen. Das sind die Briefe von Reginens ehmaligen Pensionsfreundinnen, die ihr die bittersten Vorwürfe über ihre Verführung machen, und ihre fernern Betrügereyen, Belehrung und Versorgung melden. Es sind Romane im eigentlichen Verstand, voll abentheuerlicher unnatürlicher Sprünge in den Begebenheiten. Die schönen Sünderinnen (denn vorzüglich schön beschreibt sie der Verfasser alle) erleben seit ihrer Trennung von Reginen so viele Veränderungen, als in dieser Zwischenzeit gar nicht möglich ist. Der Verf. macht es darin, wie mancher Theaterdichter, der dem Zuschauer zumuthet zu glauben, daß in der kurzen Zeit, daß er vor dem Theater sitzt, Wochen und Monathe verstrichen wären. Auch modelt er sie insgesammt nach seiner eignen Liebhaberey an Musik und Dichtkunst: sie sind so sehr Virtuosinnen und Dichterinnen, als es bey einer so ausschweifenden Lebensart kaum möglich ist, und machen dadurch ihr Glück, oder doch Eroberungen. Die Geschichte Reginens bricht nun schnell ab. Kaum erfährt man, daß sie Frau ist, so meldet ein folgender Brief den Tod ihres Gemahls, und was aus ihr wird, erfährt man nicht. Der letzte Brief ist an den nehmlichen jungen von Eich gerichtet, dessen in dem ganz ersten Brief erwähnt wurde, und der vermuthlich der nachherige von Eich und Gemahl Reginens ist. Wenn wir den Brief recht verstehen, denn das ist bey unserm Verf. nicht so leicht, so ist auch er ein Sohn des Prälaten

Würdeng. — Doch wir brechen ab! — Des Verf. moralische Absicht mag ganz gut seyn; aber er hat sichs selbst zuzuschreiben, wenn sein Buch langweilig wird, und daher nicht gelesen wird.

Leben der Theodore von der Linden. Von Heinrich Stilling. Zweyter Theil. Mannheim, im Verlag der neuen Hof- und akademischen Buchhandlung, 1783. 20½ Bogen in 8.

Auch ohne der Firma des Stillingischen Namens würde diese Theodore von der Linden den Vater nicht haben verläugnen können, der sie in die Welt geschickt hat. Der Charakter aller Stillingischen Romane, fromme bis an die Schwärmerey gränzende Empfindeley, übertriebene Charaktere guter und schlechter Menschen, wunderthätiges Vertauen auf göttliche Hülfe, Scenen aus dem menschlichen Leben, wie sie sich nirgends als in der Phantasie eines Mannes ohne Weltkenntniß zutragen können, Wonnegefühle und Hinschmelzungen beym traulichen Mondenschein, sympathetische Herzen, die einander mit Liebesgeständnissen zuvorkommen, aufgeflickte Purpurlappen von Naturscenen, Landschaftsgemählden, und politischer, ökonomischer und pädagogischer Projecte, Ausführlichkeit in Anführung der geringsten, uninteressantesten Umstände, z. E. des Anpochens vor dem Hineintreten in ein Zimmer, des Anzugs vom Kopf bis an die Füße bey einer gegebnen Visite, und eine gewisse Leichtigkeit, Schwierigkeiten bey den unwahrscheinlichsten Unternehmungen mit wenigen Federstrichen zu überwinden, und Berge von Hindernissen wie Kartenhäuser zusammen stürzen zu lassen, — dieser Charakter der Stillingschen Romane ist an der Theodore von der Linden so sichtbar, daß sie ihren ältern Schwestern, wie ein Ey dem andern, ähnlich sieht. Daß die Heldin des Romans, die Tochter eines reichen Landmanns und Frau eines fürstl. Kammerraths Ehrenfried, ist, werden sich vielleicht die Leser noch aus der Recension des ersten Theils, Band 69. S. 115 erinnern können. Sie ist aber zugleich erklärte Freundin und Gesellschafterin ihrer Fürstin, die mit ihr ganz allein, ohne die mindeste Hofbedienung, sich zu ihrem Vater auf das Land begiebt, ihre eigne Küche besorgt, und den alten von der Lin-

Linden, aus Gutmüthigkeit küßt. Denn in den Stillingischen Fürstenhöfen giebt es bürgerliche Hofdamen und Hofmeisterinnen, ja sogar, die in einem Arbeitshaus vereinigte Predigerwittben haben bey Hofe Zutritt. Dorotheens Stiefschwester, Caroline, empfindelt einmal an einem schönen Sommermorgen auf dem Weg zu einer Dorfkirche, und fühlt ihr Bedürfniß der Liebe und Freundschaft. Auf einmal hört sie eine männliche Stimme hinter einem Busch die nehmlichen Empfindungen in einem Gesang ausdeuten. Sie reicht dem unbekannten Sänger den Arm, und nun fließen ihre Herzen zu einem ewigen Bund zusammen. Um den unbekannten Fremdling kennen zu lernen, begiebt sich Dorothea und mit ihr die Fürstin auf das Land: und letztere entdeckt in ihm ihren ehemaligen Instructor, der eines gewissen Verdachtes wegen von ihr war entfernt worden. Sein wahrer Name Heimburg kömmt nun an Tag: die Fürstin nimmt ihn mit sich an den Hof. Der Fürst läßt ihm die Wahl, zu welchem Posten er nun wolle angestellt seyn. Nach einer langen Declamation von der Wohlfahrt eines Staates, die er vor dem Fürsten hält, wählt er sich die Stelle eines Landschulenaufsehers. Ehe aber noch die Gesellschaft vom Land zurückgeht, kömmt ein zerlumpter Bettler vor das Haus des alten von der Linden: die Fürstin setzt sich mit ihrem weiblichen Hofstaat vor die Hausthüre, und läßt sich des armen Mannes Geschichte erzählen. Heimburg entdeckt in ihm seinen Vater, den gewesenen Hofrath Heimburg (nicht den ehemaligen Jenaischen Rechtsgelehrten dieses Namens), den er längst als todt betrauert hatte. Im Bewußtseyn, ehemals durch ein übereiltes Urtheil eine Bauernfamilie unglücklich gemacht zu haben, hat er sich den Bettelstab zur Büssung seines Unrechts aufgelegt. Ob sich nun gleich alles vereinigt, ihm diese Stillingische Grille aus dem Sinn zu reden, und die freygebige Fürstin gleich die Familie wieder in das verlohrne Gut einzusetzen verspricht: geht er doch heimlich des Nachts wieder fort, und kann troz aller Nachsuchungen nicht wieder gefunden werden. Inzwischen kömmt Haunß Jacob, Dorotheens Bruder, aus Utrecht als junger Kaufmann zurück, und heyrathet seine Clementine, Ehrenfrieds Schwester. Weil aber seine Stiefmutter ihm ihre Tochter, Caroline, Heimburgs Braut, zugedacht hatte, um sich dadurch ihres Mannes Vermögen zu sichern: so entzweyen sich dadurch die Eheleute, und die Frau von der Linden läuft davon. Sie tritt aus Rache mit eini-

gen Feinden des Lindenschen Hauses in ein Complot; man verfertigt eine falsche Urkunde, durch welche des Fürsten Zwillingsbruder, Albrecht, für den ältern Bruder, und also für den rechtmäßigen Erben des Fürstenthums erklärt wird. Gutwillig macht der Fürst seinen gottlosen Bruder Platz, kömmt aber bald darauf mit hundert Mann zurück, um den Kammerrath Ehrenfried und Dorotheen aus Ketten und Banden zu befreyen, und das Vermögen der Lindenschen Familie zu sichern. Weil sie sich dadurch von Lindens Frau in ihren Erwartungen getäuscht siehe, bereut sie ihr Bubenstück, läßt sich in einem Faß aus der Stadt schaffen, und entdeckt dem vorigen Fürsten den Betrug, der nun aufs neue mit Mannschaft in die Residenz einrückt, und seinen Bruder in lebenslange Gefangenschaft setzt. Zur Aufdeckung des Betruges war der alte Hofrath Heimburg mit behülflich gewesen, der nunmehr wegen des dadurch gethanen guten Werks, seinen Bettelsack ablegt. Alle Personen des Lindenschen Hauses, Ehrenfried, Heimburg, Hanß Jakob, kommen nun, wie sichs von selbst versteht, wieder zu Aemtern und Ehre. Und dies alles kann der Verf. in einem deutschen Fürstenthum geschehen lassen! Wir sind müde, mehrere Albernheiten auszuzeichnen, und wünschen herzlich, mit fernern Lebensbeschreibungen aus der Stillingschen Welt verschont zu bleiben. Uebrigens hat dieser Roman so wenig Einheit der Hauptperson und der Handlung, daß er seine Benennung von jeder andern Person in demselben eben so gut führen könnte, als von Theodoren von der Linden. Eher hätte er Geschichte der Lindenschen Familie heißen können.

Zf.

Die Leiden der Ortenbergischen Familie erzählt von A. von Kotzenbue. Erster Theil. Leipzig, in Commission bey Kummer, 1787. 21 B. in 8.

Keine neue Auflage dieses Romans, der bey seiner ersten Erscheinung im Jahr 1785. in des sieben und sechzigsten Bandes zweytem Stück dieser Bibliothek angezeigt worden: blos ein neuer Titel mit der Jahrzahl 1787. vermuthlich weil er jetzt erst durch den Buchhandel in Umlauf kömmt.

Za.

7. Weltweisheit.

Grundriß der Geschichte der Weltweisheit, von C. Meiners, Professor der Philosophie in Göttingen. Lemgo, im Verlage der Meyerschen Buchhandlung. 1786. 20 Bogen, 8vo.

Der Verf. hat diesen Grundriß nach eben dem Plane ausgearbeitet, nach welchem er die Entwürfe der Geschichte der Religionen, und der Geschichte der Menschheit verfertigt hatte; und diesen Plan wird ein jeder, der mit den wesentlichsten Hülfen und Vortheilen des akademischen Lehrvortrages bekannt ist, überaus zweckmäßig und lobenswerth finden. Der verdienstvolle Verf. erhielt sich nämlich während der Ausarbeitung stets den Gedanken gegenwärtig, daß man in ein Kompendium weiter nichts hineinbringen müsse, als die Hauptstücke, worüber der Lehrer reden wolle, und nur solche Data, die zwar zu wissen nöthig sind, die sich aber besser lesen als sagen lassen. Hieher rechnet er sehr richtig außer den Citatis die Lebensbeschreibungen, in so ferne man sie in Vorlesungen über die ganze philosophische Geschichte vortragen kann; die aber nicht viel mehr, als Angaben von Geburts- und Sterbejahren, oder kurze Anzeigen von erhaltenen Würden, von gemachten Reisen, von erlittenen traurigen Schicksalen, und dergleichen enthalten müssen. Für die Vorlesungen selbst gehört dann mehr die Schilderung der Charaktere und Gedanken merkwürdiger Männer. In der Anzeige der Beweisstellen hat der Verf. auch hier die ihm gewöhnliche Genauigkeit, und nur noch die besondere Regel beobachtet, in dem Falle, wenn der Zeugnisse sehr viele, und sie schon in bekannten Büchern zusammengetragen waren, nur diese Bücher anzuführen. Für die Geschichte der Weltweisheit unter den Griechen und Römern, und in den beyden letztern Jahrhunderten, hat er alle dem Gelehrten offenen Quellen benutzt. In Ansehung des Mittelalters, und besonders in Ansehung der Geschichte der Aufklärung unter den Juden und Arabern, gesteht er, nicht alle vorhandenen Hülfsquellen selbst benutzt, nicht alles nach eigenen Forschungen erzählt zu

haben. In der ältern Geschichte ist er ohne Bedenken von der gewöhnlichen, aber allerdings verkehrten Folge von Systemen und Weltweisen abgegangen, welche Diogenes von Laerte gewählt hatte, und die Brucker und andre beybehielten. Denn, nur bey einer genauen Beobachtung der Zeitrechnung kann man die Entwickelung der Systeme aus einander, oder auch deren Ausartung, richtig wahrnehmen.

Die ganze Geschichte der Philosophie wird von dem Verf. in drey Hauptperioden abgetheilt. Die erste umfaßt, außer historischen Betrachtungen über die Aufklärung der übrigen großen Völker der alten Welt, die Geschichte der Entstehung, der Fortbildung, und des anfangenden Verfalls der Wissenschaften, bis auf die Vernichtung der griechischen Freyheit, und den Umsturz der römischen Republik, oder, der bequemern Rechnung wegen, bis auf die Geburt Christi. Die zweyte Periode enthält die Schicksale der Wissenschaften, besonders der Philosophie, unter Griechen, Römern, und allen von ihnen bezwungenen oder aufgeklärten Völkern, bis in die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts, oder bis auf die Zerstörung Konstantinopels. Die dritte Periode begreift endlich die Geschichte der Wiederaufklärung Europens bis in die Mitte des gegenwärtigen Jahrhunderts in sich. Mit Fleiß führt der Verf. die Geschichte der neuern Philosophie nicht tiefer herab, weil wir, wie er sagt, den lebenden oder jüngst verstorbenen großen Schriftstellern zu nahe sind, als daß wir sie ganz unpartheyisch beurtheilen könnten; noch mehr aber, weil die Erzählung und Prüfung der Gedanken eines Voltaire, Rousseau, Helvetius, der Encyklopädisten und ihrer Schüler, auch der neuesten schottländischen, englischen, deutschen und italiänischen Philosophen, und aller der Wirkungen, die sie in unserm und dem vorhergehenden Zeitalter hervorgebracht haben, die Vorlesungen über die philosophische Geschichte zu einer den meisten Zuhörern unerträglichen Länge ausdehnen würden. — Recensent sieht die Gültigkeit dieser Gründe vollkommen ein; indeß kann er den Wunsch nicht zurückhalten, daß ein Mann, wie unser Verfasser, der mit der neuesten Epoche der Philosophie und ihren merkwürdigsten Schriftstellern so bekannt ist, der sie mit so vielem eignen Nachdenken und Forschungsgeiste gelesen hat, uns einmal einen besondern, wenn auch nicht zu akademischen Vorlesungen bestimmten Grundriß derselben liefern möchte. Und sollte nicht

selbst

selbst ein akademischer Unterricht in den erheblichsten Systemen und Grundsätzen der neuesten Weltweisheit von mannichfaltigem und in vielem Betracht sehr erheblichen Nutzen seyn können? —

Wer mit den übrigen Arbeiten unsers Verf. nur einigermassen bekannt ist, der weiß schon daraus, daß er unter den heutigen Forschern der philosophischen Geschichte einen sehr vorzüglichen Rang behauptet, und daß er aus dieser Geschichte das vornehmste Studium seines Lebens gemacht hat; der weiß auch, daß seine Methode, sie zu studiren, nichts weniger ist, als blosse Bereicherung historischer Kenntniß, daß er eben durch tiefere Eindringung in die Schriften, Charaktere, und den eigentlichen Geist der ältern und neuern Philosophen sein Nachdenken über ihre Lehrsätze ungemein geschärft, und sich zur gründlichern Prüfung und Würdigung derselben einen desto sicherern und oft von wenig oder gar keinen Vorgängern betretenen, Weg gebahnt hat. Und so wird man von diesem Lehrbuche nichts gemeines erwarten, und sich in seiner Erwartung gewiß nicht getäuscht finden. Daß es durch die beständigen Hinweisungen auf die Quellen und ausführlichern Schriften ein wesentliches Verdienst und einen sehr beträchtlichen Vorzug mehr erhalten habe, bedarf wohl kaum einer besondern Bemerkung.

Da der Verf. die Beurtheilung der Weltweisen und ihrer Lehrgebäude seinem mündlichen Unterrichte vorbehielt, so hat er sich darauf in diesem Grundrisse nur selten eingelassen, und nur zuweilen kurze Winke darüber gegeben. Einige derselben sind vielleicht nicht von der Art, daß ihnen jeder Leser beystimmen wird; aber das läßt sich auch, der Natur der Sache nach, unmöglich erwarten. So kann es z. B. manchem zu entscheidend und zu hart dünken, wenn der Verfasser von Wolf urtheilt, er habe als Philosoph durch seine Kunstsprache und Methode unleugbar vielen Schaden gestiftet; und, nach einigen Menschenaltern würden die Freunde der Philosophie wahrscheinlich sich um seine meisten Anhänger eben so wenig, als um seine glücklichsten Widersacher bekümmern.

In der Vorrede zu des Verf. unlängst herausgekommenen Grundrisse der Seelenlehre verbessert er einige in dem gegenwärtigen Lehrbuche begangene kleine Fehler, die wir auch bey dieser Gelegenheit noch anführen wollen. Durch

ein Versehen hat er S. 278 f. nicht die Lebensumstände des berühmten Grafen von Shaftsbury, des Verf. der Charakteristick, sondern die seines Großvaters angeführt. Und der Verfasser der *Dialogues de Tuberon* war nicht, wie es hier S. 235 heißt, der berühmte Fabeldichter la Motte, sondern La Mothe le Vayer.

Fr.

Der Philosoph für die Welt von J. J. Engel. Erster und zweyter Theil. Vermehrte und verbesserte Ausgabe. Leipzig, 1787. 8.

Da die erste Ausgabe dieses mit dem verdientesten Beyfalle aufgenommenen Werkes in dieser Bibliothek B. 28. St. 2. S. 484. und B. 35. St. 2. S. 330. beurtheilet worden: so dürfen wir bey dieser zweyten den Leser nur auf die Veränderungen derselben aufmerksam machen. Sie bestehen theils in der Hinweglassung einiger alten, theils in der Einrückung einiger neuen Stücke, wodurch der Werth dieses Buches gewiß sehr gewonnen hat.

Der neu hinzugekommenen Stücke sind überhaupt viere. 1) Ein Brief von Bayle an Shaftsbury nebst der Antwort des letztern, aus dem dritten Bande der Lettres choisies de Mr. Bayle, meisterhaft von dem Herrn Professor Eberhard übersetzt. Bayle auf seinem letzten Krankenlager beunruhigt durch den Gedanken, daß er bey seinem emsigen Forschen nach Wahrheit, doch nicht zum Ziele gekommen sey, theilt seinem Freunde auf eine wehmüthige Art hierüber seine Empfindungen mit, und scheint ungewiß zu seyn, ob er nicht durch seine gar zu weit getriebene Zweifelsucht sich selbst in Erkenntniß der Wahrheit geschadet habe. Allein sein philosophischer Freund widerlegt diese Bedenklichkeiten auf die liebevolleste Art, und zeigt ihm, daß, wenn es dem Menschen auch nicht möglich wäre, zu dem Wesen der Wahrheit hindurch zu dringen, er doch durch die Untersuchung derselben seine Geisteskräfte erhöhete und veredelte, und daß dies schon großes Verdienst und eine angenehme Belohnung für den Denker wäre.

2) Der Bienenkorb, eine Erzählung von Engel, worin die seichte Philosophie eines französischen schönen Geistes, der

der die Grundursache aller Dinge leugnet, durch eine feine Induction in ihrer Blöße dargestellet wird.

3) Die Bildsäule von Engel, die man schon aus der berlinischen Monathsschrift kennet. Condillac und Bonnet glaubten durch die Erdichtung einer Bildsäule, die in der Mitte zwischen dem unvollkommensten Thiere und der vollkommensten Pflanze stünde, eine Methode entdeckt zu haben, wie man die Seele bey der allmähligen Entwickelung ihrer Kräfte durch die Eindrücke der Sinne gleichsam belauschen, und ihre Fortschritte bemerken könne. Herr Engel, ohne die Unbrauchbarkeit dieser Idee zu rügen, bedient sich ihrer, um auf eine sanfte Art diejenigen zurecht zu weisen, denen es nicht genug ist, die Kräfte und Eigenschaften der Seele zu erkennen, sondern die auch von dem Wesen derselben sich deutliche Begriffe zu machen suchen.

4) Die Curmethoden, wo der Verfasser durch zweckmäßige Parabeln die Wahrheit einschärft, daß nicht Ertödtung und Unterdrückung, noch weniger aber die völlige Zügellosigkeit der Leidenschaften, sondern einzig die weise Lenkung derselben auf eine nützliche Thätigkeit zur Tugend und Glückseligkeit führe.

Weggefallen sind in dieser Ausgabe: 1) über die verhältnißmäßige Größe des Menschen; 2) die Epistel an einen jungen Arzt; 3) Kants Abhandlung über die Menschenracen. Wir fügen weiter nichts hinzu, als die Bitte an den würdigen Herausgeber, uns bald mit einem neuen Theile, dieses für Kopf und Herz so interessanten Werkes zu beschenken.

Aph.

D. Gotth. Sam. Steinbarts gemeinnützige Anleitung des Verstandes zum regelmäßigen Selbstdenken. Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. Züllichau, bey Frommanns Erben. 1787. in 8. 616 Seiten.

Die erste Auflage haben wir nicht gesehen, können also über die hinzugekommenen Verbesserungen nicht urtheilen. Allerdings enthält das Buch viel brauchbares, was in andern Logiken

giken nicht pflegt vorzukommen. Dabey ist der Vortrag sehr hell und faßlich, und manche beym Studieren sehr heilsame Rathschläge werden gegeben, so daß das Werk vorzügliche Empfehlung verdient. Bey dem allen sind uns einige unsers Erachtens nicht unbeträchtliche Fehler vorgekommen, auf die wir glauben den Verf. aufmerksam machen zu müssen. Selbstdenken heißt doch wohl die Wahrheit durch sich selbst erkennen, durch Gebrauch eigner Seelenkräfte erkennen, nicht blos ins Gedächtniß sie fassen, eine Anweisung zum Selbstdenken muß demnach Vorschriften enthalten, wie man durch sich selbst zur Erkenntniß des Wahren gelangen, wie man das Wahre aus seiner Quelle selbst schöpfen soll. Mithin was nicht zur Erkenntniß des Wahren gehört, darf in diese Wissenschaft nicht kommen; ferner, sie muß in ihrem ganzen Zusammenhange eignes finden, Erfinden des Wahren zum Zweck haben, denn was jeder durch eignen Verstand aus der ersten Quelle an Wahrheit ableitet, erfindet er. Beydes scheint der Verfasser nicht hinlänglich erwogen zu haben, nicht das erste, weil er zu viel fremdartiges einfließen läßt, und in blos spekulative Untersuchungen sich oft zu weit vertieft. So handelt er vom Ursprunge unserer Begriffe, von der Natur der Empfindungen und der einzelnen Sinne, von der Entwickelung unserer Erkenntnißvermögen, von der Ideenassociation, von der Neuheit, der Würde der Erkenntniß, u. s. w. Das alles bleibt billig unter den theoretischen Wissenschaften der Seelenlehre überlassen; auch giebt er Vorschriften, wie man Plane entwerfen, nach Zwecken handeln solle, welches in die praktische Philosophie, besonders die Sittenlehre gehört. Hiedurch wird die Vernunftlehre nur ohne Noth ausgedehnt, sie hat zur Gründlichkeit nicht nöthig, das alles aus seinen ersten Quellen aufs genaueste herzuleiten, sie setzt es als anderswo ausgemacht voraus, auch ist ja, was davon auf das Praktische Einfluß hat, durch allgemeine Erfahrung, die jeder leicht an sich machen kann, zulänglich gewiß und im Klaren. Nach unsrer Einsicht dürfte das ganze Capitel von Erkenntniß durch die Sinne weiter nichts vortragen, als die Regeln richtig zu empfinden, und sich der Sinne bey Beobachtungen und Versuchen zu Erkenntniß, und zum Auffinden des Wahren zu bedienen. In dieser Rücksicht enthält dies Hauptstück wieder zu wenig, denn von der Beobachtungs- und Versuchkunst finden wir theils nicht genug, theils, von letzterer gar nichts. Der Verf. sagt nicht, wie man bey An-

stel-

stellung von Beobachtungen zu verfahren hat, wie Zeit, Ort, Umstände dazu zu wählen sind. So hat uns auch im dritten Capitel was über den Gebrauch der Vernunft gesagt wird, nicht durchaus zweckmäßig geschienen. Aus einzelnen Erfahrungen und Empfindungen werden zunächst allgemeine Vorstellungen, dann Begriffe, die in Worten ausgedrückt, Definitionen heißen, also ist die Frage: wie müssen aus einzelnen sinnlichen Vorstellungen und Bildern allgemeinere Bilder, zuletzt Begriffe gebildet werden? wie daraus erfunden? Statt dessen finden wir zwar, wie Definitionen und Begriffe verfertigt werden, aber nicht, wie sich der Verstand aus jenen rohen Elementen allmählig dazu hinauf arbeiten soll, wo er einzelne Sensationen und individuelle Bilder zu behandeln hat, daß daraus die höhern desto leichter sich entwickeln; wie man Begriffe zu finden hat? Was von der Division gesagt wird, erhält dann einen ganz andern Gesichtspunkt, die Partitionen als zu diesem Zwecke nicht behülflich, fallen ganz weg. Gleichermaaßen erhält auch die Lehre von den Sätzen eine andre Form, wenn man sie so betrachtet, wie Sätze müssen gefunden werden. Bey diesen Sätzen finden wir die Lehre von der Verwandlung und Umkehrung, wie bey den Schlüssen die Theorie der Syllogismen, und deren Reduktion ganz übergangen, weil der Verf. sie für unbrauchbar, vielleicht auch zu altmodisch hielt. Allein die Verwandlung und Umkehrung ist doch einziges Mittel aus einem Satze, ohne Zuziehung eines andern, einen neuen zu finden, leistet in vielen Fällen bey Prüfung, Bestreitung der Sätze, bey Erfindung von Beweisen, wesentliche Dienste. Und die Theorie der Syllogismen, so sehr sie auch bey manchen Philosophen verschrieen ist, so barbarisch man sie auch geschildert hat, weil zufälligerweise aus dem Mittelalter sich manche Barbarey angehängt hat, ist doch am Ende einzige Grundlage zur Theorie von Erfindung der Beweise, weil alle Beweise nichts als Prämissen einer gegebenen Conclusion sind, und zur Theorie von Auflösung der Aufgaben; weil eine Aufgabe auflösen nichts weiter ist, als solche Prämissen finden, nach welchen sich eine gegebene Frage entscheidet. Falsche Schlüsse gehen unter den Menschen in Menge herum, und wie will man die zuverläßig entdecken oder vermeiden, wenn man nicht weiß, welche Form ein richtiger Schluß haben muß?

8. Naturlehre und Naturgeschichte.

Systematische Eintheilung der Gebirgsarten von Karl Haidinger, Adjunkt am K. K. Naturalien-Kabinet zu Wien. gr. 4. 82 Seiten. Wien, bey Wapler, 1787.

Kurze Classifikation und Beschreibung der verschiedenen Gebirgsarten von A. G. Werner, Inspector 2c. zu Freiberg. klein 4. 28 Seiten. Dresden, bey Walther. 1787.

Herr Haidinger befolgt im Ganzen den schon vor einigen Jahren von ihm herausgegebenen Entwurf der Eintheilung des K. K. Mineralkabinets zu Wien, nach des Herrn von Borns Anordnung, und bringt hier die neuen und zuverlässigsten Beobachtungen über die Gebirge und Schichten der Erde in eine lehrreiche Uebersicht. Sollte vielleicht gegen einzelne Sätze und Ausdrücke etwas erinnert werden können; so muß man doch gestehen, daß diese Abhandlung die beste sey, die wir zu Zeit noch über die Classifikation der Gebirge haben, und den Preiß völlig verdiene, den die K. Akad. der Wiss. zu St. Petersburg ihr ertheilt hat. Herr Werners Abhandlung ist nur eine Skize und Vorläufer seiner längst angekündigten und nun wiederholt versprochenen ausführlichen Gebirgslehre, worin er seine Meynungen größtentheils summarisch vorträgt; die Beweise aber schuldig bleibt. Diese Meynungen weichen zum Theil sehr von den bisher fast allgemein angenommenen Beobachtungen guter Mineralogen ab; und obgleich die wenigsten neu und dem V. eigen, sondern hin und wieder schon von andern Schriftstellern geäußert sind; so muß man nur um so mehr bedauern, daß die Gründe zurückbehalten sind, wodurch Hr. W. sich bewogen glaubte, dieselben anzunehmen.

Er theilt die Gebirgsarten überhaupt in die gewöhnlichen vier Classen ein, in uranfängliche, flözartige, vulcanische, und aufgeschwemmte Gebirge. Er sagt, (§. 4.) daß

daß diese Eintheilung sich auf die Natur und Entstehung der Gebirge gründe, und (§. 19), daß die Flözgebirgsarten alle von neuerer Erzeugung als die Gebirgsarten der sogenannten uranfänglichen Gebirge; ferner (§. 34) daß die aufgeschwämmten Gebirge als die neuesten oder jüngsten zu betrachten sind. Wenn aber der Verf. gleich darauf in eben diesem Paragraphen behauptet, daß obgedachte verschiedene Classen und Gebirgsarten in einander übergehen, sich unmerklich in einander umändern; daß man uranfängliche Gebirgsarten habe, die mit eben dem Rechte auch Flözgebirgsarten genannt werden können, und endlich, daß das Alter der uranfänglichen flözartigen und aufgeschwämmten Gebirge beinahe in einerley Zeitraum falle: so widerspricht er sich offenbar, und räumet stillschweigend ein, daß wenn seine letzteren Behauptungen gelten sollen, die erstern oder seine ganze Eintheilung falsch sey. Denn, nach den Begriffen, die der Verf. von uranfänglichen und flözartigen Gebirgen anfänglich festsetzt, ist es eben so unmöglich, daß ein Gebirg zugleich flözartich und uranfänglich, als daß Titius der Sohn des Cajus, und zugleich sein Vater seyn könne. Was man überhaupt von den sogenannten Uebergängen, unmerklichen Umänderungen und Verwandlungen der Erden und Steine in einander zu halten habe, ist bey andern Gelegenheiten in dieser Bibliothek nicht etwa blos gesagt, sondern mit Gründen erwiesen worden. Wenn aber auch wirklich an den Verwandlungsgrillen etwas wahres wäre, wie es gar nicht ist; so ließe sich doch auf keine Art begreifen, oder daraus einsehen, wie ein flözartiges Gebirg in ein uranfängliches, oder dieses umgekehrt, sich in jenes umändern oder verwandeln könnte. Denn gesetzt, daß eine Steinart sich wirklich in die andere verwandelte, so bliebe doch das Alter des Gebirgs, worauf es hier vorzüglich ankömmt, vor und nach der Verwandlung das nämliche, es sey denn, daß ein Gualdi, oder St. Germain für die Gebirge eben solche verjüngende Tropfen, wie für die Greiße noch erfinden würde. Es ist bekannt, daß gewisse Steinarten von einerley Natur (wenn sie bloß chemisch oder mineralogisch betrachtet werden) sich so gut in flözartigen, als in ursprünglichen Gebirgen finden, und solche zusammensetzen können, einige ausgenommen, die, so viel man bisher weiß, den letztern eigen sind. Die Steinart, woraus ein Gebirg bestehe, bestimmt also nicht allein

und

und allemal, ob das Gebirg flözartig oder uranfänglich sey. Da aber die flözartigen auf den ursprünglichen ruhen, auf ihnen aufgesetzt, und aus ihren Trümmern entstanden sind: so folgt daraus nothwendig, daß sie jünger als jene seyn müssen, so wie auch der Unterschied in ihrem innern Bau und in der Mächtigkeit und Abwechselung ihrer Schichten daraus herrührt. Alle nur erdenkliche Steinumwandlung, wenn sie möglich und wirklich wäre, könnte diese wesentlichen Unterschiede der Flöz- und Urgebirge nicht aufheben, mithin auch nicht die eine Art des Gebirgs in die andre umkehren, es sey denn, daß ein Urgebirg zerstört, und die Trümmer desselben von neuem zu Flözschichten zusammengeschlämmt würden; alsdann aber wäre es ein neues und nicht mehr das vorige Urgebirge. So kann man wohl aus einem Pallast eine oder mehrere Bauerhütten bauen, wenn man es zuvor niederreißt; aber ohne einer vorgehenden Zerstörung, Translokation und neuen Zusammenfügung der Baumaterialien kann sich der Pallast eben so wenig von selbst in eine Bauerhütte oder in ein andres Gebäude verwandeln, als die Bauerhütten sich in unsern Zeiten zu Pallästen umändern, seitdem die Feen die Welt verlassen haben.

Daß alle existirende Gebirgsarten bereits bekannt, und in den Mineralogien verzeichnet seyn sollten, läßt sich schwerlich erwarten, weil unsre Erdrinde noch an zu wenigen Orten untersucht ist, und unter den bereits bekannten Stein- und Erdmischungen der Felsen sehr viele Schattirungen vorkommen, die eben nicht so ausgezeichnet und leicht zu bestimmen sind, als der Verf. angiebt. Von dieser Schwierigkeit rühret die Verwirrung eben her, über welche er (§. 2.) klagt. Indessen geben wir gern zu, daß die meisten und vorzüglichsten Gebirgsarten bereits entdeckt sind. Der Verf. handelt ganz recht darin, daß er keine andre Steinarten in seiner Classifikation aufnimmt, als solche, von deren wirklichem Daseyn er überzeugt ist (§. 3). Nur muß sich freylich unsre Ueberzeugung hierin so wohl, als in vielen andern Dingen nicht blos auf unsre eigene Erfahrung oder gar auf vorangefaßte Meynungen gründen; sonst laufen wir Gefahr, bey der Vereinigung der Systeme, nicht allein naturhistorische Undinge auszumärzen, sondern auch wohl Thatsachen, und wirklich existirende Körper wegzuräsonniren. Alles können wir unmöglich selbst sehen und untersuchen.

Wir

Wir müssen nothwendig auch Andern trauen, deren Einsichten und Wahrheitsliebe keinem Verdachte unterworfen sind, wenn wir nicht gegen sie unbillig, für uns selbst zu sehr eingenommen seyn, und den Fortgang der Wissenschaft zurückhalten wollen. Es gehört nur Aufmerksamkeit, Beurtheilungskraft und guter Wille dazu, um auf der einen Seite im Zweifeln nicht zu weit zu gehen, und auf der andern auch nicht alles blindlings anzunehmen, was gewisse Schriftsteller, die sich bald genug kennbar machen, aus Neuerungssucht, aus Begierde zu widersprechen, oder aus Unwissenheit für neu und wahr ausgeben. In der Mineralogie sind Einige derselben gar zu geneigt, aus jeder zufälligen Eigenschaft oder Abänderung der äußern Gestalt, Farbe, Härte u.s.w. neue Arten, oder wenigstens Mitteldinge zu machen, und sie mit sonderbaren Namen zu belegen, wenn gleich die chymische Analyse, um die sich die wenigsten kümmern, keinen Grund dazu darbietet.

Mit welchem Grunde der Verf. (S. 5) behaupten könne, **daß man in der Mineralogie, bey Entfernung der Systeme** (wenn nämlich, wie es sich von selbst versteht, von den guten und brauchbaren die vorhanden sind, die Rede ist) **mit ungleich geringerem philosophischen Scharfsinn, und logicalischen Genauigkeit, als in der Botanik und Zoologie, bisher zu Werke gegangen sey,** können wir nicht einsehen. Theilt man die Mineralien nach ihren Bestandtheilen; und die Gebirge nach ihren richtig beobachteten Lagerstädten, und daraus zu folgerndes Alter und Entstehen ein; so folgt man den Fußtapfen der Natur, welche nicht irre führen können. Verläßt man diese hingegen, und sucht man durch Scharfsinn eine noch so logicalische, (vielleicht nur auf äußerliche Eigenschaften gegründete) Methode zu erfinden; so irrt man zuverläßig. Das Linnäische Pflanzensystem ist unstreitig zur Zeit noch das beste; weil es die meisten natürlichen Ordnungen oder Familien der Pflanzen unzertrennt in den Classen zusammenbringt, und die wesentlichsten und beständigsten Merkmale, die die Natur darbietet, zur Kenntniß der Klassen, der Geschlechter und Arten anwendet. Gleichwohl hat man diesem Systeme vorgeworfen, daß es nicht nach den Regeln der Logik eingerichtet sey, indem es die Kennzeichen der Klassen bald von der Zahl, bald von der Stellung, bald von dem Verhältniß der Fruktificationstheile

gegen

gegen einander herumnimmt, und also mehr als einen Grund der Eintheilung festsetzt. Mit aller Achtung für die Logik sowohl, als für eine jede andre Wissenschaft, glaubt Recensent, daß sie zwar sehr nützlich sey, unsre Gedanken zu ordnen, wenn wir vorher schon denken können, nicht aber, der Natur Gesetze vorzuschreiben, die sich an solche nicht binden läßt. Wir müssen sie so beobachten, wie sie ist, unsre Systeme nach Ihr einrichten, nicht umgekehrt, und bey den Eintheilungen der Körper einen oder mehrere Karaktere zum Grunde legen, je nachdem sie die Natur als die besten darbietet, und wir dadurch ihren eigenen Abtheilungen am wenigsten Gewalt anthun. Dies war der Plan des großen Linné, und durch die Ausführung desselben ward sein System unter allen andern frühern oder spätern das natürlichste, mithin auch das beste, wenn die übrigen, die zum Theil den Schulregeln vielleicht getreuer blieben, natürliche Ordnungen und Verwandtschaften auseinander rissen, und dadurch das Studium erschwerten. In der Mineralogie läßt sich keine natürlichere Eintheilung erdenken, als die ist, die auf die Bestandtheile und auf das innere Wesen der Körper beruhet, worauf gründliche Mineralogen ihre Systeme auch wirklich schon gebauet haben; und es ist nicht abzusehen, worin sie dabey gegen die Logik verstoßen haben sollten, welches doch, wie wir gesehen haben, bey dem besten botanischen Systeme nicht ganz zu vermeiden gewesen ist.

In der Anmerkung S. 5. wird Bergmann und Kirwan beschuldigt, daß sie nur mögliche Fossilien als wirklich existirende aufgeführt, und Kronstädt, daß er bloße Bestandtheile der Fossilien in die Zahl derselben gebracht hat. Da der Verf. keine Beyspiele anführt, so ist es auch schwer, ihm darauf zu antworten. Gesetzt aber, daß z. B. die drey gemeinen Mineralsäuren, wegen ihrer großen Anziehung zu andern Körpern nie frey, sondern allemal mit laugenhaften Salzen und Erden ꝛc. verbunden, in der Natur zu finden wären, müßten sie deswegen aus dem Verzeichnisse der sauern Salze wegbleiben? Mit eben dem Rechte müßten alsdann die meisten Fossilien aus der Mineralogie ausgeschlossen werden; weil beynahe kein Einziges völlig rein, und von fremder Beimischung frey gefunden wird. Selbst die bekannten gediegenen Metalle sind nie ganz rein; kein Steinsalz existirt, welches nicht fremde Erden und Salze in sich enthielte. Der Verf.

Verf. sieht hier also offenbar mehr auf die äußere Gestalt oder Form der mineralischen Körper, als auf ihr Grundwesen und auf die davon abhangende Eigenschaften: sich leicht mit andern Körpern zu verbinden, sobald sie nur Gelegenheit dazu finden. Wären diese nicht im Wege, so ist wohl nicht zu zweifeln, daß wir obgedachte Säuren und manche andere Fossilien ungebunden und ohne Vermengung in der Erde antreffen würden. Es ist aber wider die Natur, Mineralien eben so, wie Pflanzen und Thiere, nach ihrer Struktur oder nach der Form, unter welcher sie vorkommen, betrachten und rangiren zu wollen. Wie sollte auch der Lehrling, zu dessen Behuf eigentlich jede Mineralogie geschrieben wird, sich — richtige Kenntnisse der Körper daraus erwerben können, wenn man ihm ein Mittelsalz gleich bekannt machen wollte, ohne daß man ihm vorher Begriffe von den verschiedenen Säuren und Laugensalzen mitgetheilet hätte, woraus sie bestehen. Ja wenn man ihm ein Mittelsalz, als einen für sich bestehenden einzelnen Körper, nur äußerlich, ohne Rücksicht auf die Bestandtheile, ungefähr wie eine Pflanze oder ein Thier in der Botanik und in der Zoologie vorgezeigt wird, kennen lernen wollte (wie es leider wohl bey manchen mineralogischen Vorlesungen zu geschehen pflegt, wo die chymischen Mischungen nur nebenher, oder auch gar nicht in Betrachtung kommen), dann könnte Hr. W. vielleicht Recht haben; wenigstens würde der Cursus so viel geschwinder zu Ende gebracht. Allein wie oft soll man erinnern, daß die Mineralogie sich nicht so behandeln läßt, wie die Pflanzen- und Thiergeschichte, wenn man gründliche Kenntnisse jener, von diesen ganz verschiedenen Körper erlangen oder mittheilen will! Weder Cronstedt noch Bergmann und Kirwan haben mögliche Fossilien, oder solche, die man zur Zeit noch nicht frey und ungebunden kennt, als wirklich existirende irgendswo angeführt, sondern allemal bemerkt, daß solche nicht ohne Beimischung fremder Körper anzutreffen wären, und dadurch aller Verwirrung vorgebeugt. Was kann also der Verf. daran auszusetzen haben? Gewiß genug wird man noch im neunzehnten Jahrhunderte den Verdiensten dieser Männer Gerechtigkeit wiederfahren lassen, aber ob Niemand schon im achtzehnten Jahrhunderte darüber lächelt, oder zu lächeln Ursache hat, daß man sie ohne Grund tadelt, das mag der Leser beurtheilen.

§. 6, 7, 8, und 9 wird der Unterschied zwischen Granit, Gneiß und Glimmerschiefer von der größern oder geringern Menge des Glimmers, Quarzes und des Feldspats in denselben hergenommen. Da diese Menge in den ersten beyden Gebirgsarten sehr veränderlich ist, und kein bestimmtes Verhältniß hat; so ist auch der daher geleitete Unterschied sehr schwankend und unsicher. Daß Feldspat zur Porzellanerde verwittre, mag einigermaßen gelten können; allein daß Glimmer in Speckstein sich verwandle, ist völlig unrichtig; weil der Glimmer vielen Thon, etwas Kieselerde, aber sehr wenig Bittererde enthält. Hornblende ist sicher kein Kennzeichen jüngerer Granite: weil sie in uralten Graniten recht oft und häufig vorkömmt. Den ersteren den Namen Grünstein geben zu wollen, bringt nur Verwirrung hervor, nachdem Cronstedt schon längst einer andern Steinart denselben beygelegt hat.

In der Anmerkung S. 8—9 erfahren wir, daß Herr W. in seiner ersten Vorlesung zu Freiburg im Jahre 1775 den Feldspat zuerst unter die Bestandtheile des Gneißes aufgenommen, und daß andere Schriftsteller nicht vor 1776 daran gedacht haben, bis daß seine Erklärung allgemein bekannt, und, weil sie der Natur angemessen war, auch allgemein angenommen wurde. Ob jemand außer dem Verfasser, über die Ehre dieser Erfindung eifersüchtig seyn möchte, wissen wir nicht; wollen auch gar nicht darüber streiten, ob seine Erklärung allgemein oder nicht allgemein angenommen ist. Es giebt Nachbeter in Menge, die, sobald sie etwas neues oder ungewöhnliches hören, solches ohne weitere Prüfung annehmen, und Wahrheiten, die sie selbst geglaubt, ja selbst eifrig vertheidigt haben, willig verlassen, blos damit sie nicht aus der Mode kommen, oder damit sie diesen oder jenen sich zum Freunde machen mögen. Solche Erscheinungen sind in der mineralogischen Litteratur seit einigen Jahren nicht selten; sie beweisen aber auch zugleich, wie gründlich die Einsichten und Urtheile dieser litterarischen Schmetterlinge seyn mögen. Es ist auch leicht begreiflich, daß Schüler eines Lehrers, die in kurzer Zeit sich nach verschiedenen Gegenden vertheilen, und wenigstens in den ersten paar Jahren in verba magistri zu schwören pflegen, viel beytragen können, gewisse Meynungen auszubreiten, die sonst vielleicht gleich nach der Geburt erstickt seyn würden; nie aber

durch

durch ihre Ausbreitung zuverlässiger werden können, als sie es an sich sind. Die Frage ist hier nur, ob die von dem V. zuerst gegebene Erklärung des Gneißes, worin er den Feldspat als einen Bestandtheil aufnimmt, an sich richtig und der Natur gemäß ist? Und darauf antworten wir aus Ueberzeugung: Nein! der wenigste Gneiß enthält Feldspat; der meiste statt dessen Thon, nicht Speckstein, nicht Steinmark. Dies ist eine Thatsache, die ein jeder bemerken kann, der mehrere Gneißgebirge gehörig betrachtet, und die sich nicht wegdisputiren läßt. Es muß folglich in der Definition des Gneißes derjenige Bestandtheil angeführt werden, den man am gewöhnlichsten darin antrift; sonst müßte man auch Schörl als einen nothwendigen Bestandtheil des Granits ansehen, und Granaten in der Erklärung des Gneißes aufnehmen, weil sie sich zuweilen darin, und in einigen Gebirgen recht häufig finden. Der Verf. sagt uns zwar, daß der Feldspat zuweilen in Porzellänthon (ist er denn immer rein und feuerfest?) verwittert, und will den im Gneiß so häufigen Thon nur für eine Verwitterung des Feldspats angeben. Dies ist in vielen Fällen so, besonders wo der Feldspat von einem lockern Gefüge am Tage, an der Luft zerfällt, welches am häufigsten in Granitgebirgen zu bemerken ist. Was aber den Gneiß betrift, so findet sich derjenige, der Feldspat enthält, öfter am Tage, als im Innern der Gebirge, und die meisten Gneißgebirge enthalten in der Teufe keinen oder sehr wenigen Feldspat; statt dessen aber gemeiniglich Thon in Menge. Nun ist es doch wohl begreiflich, daß Feldspat eher am Tage, als in der Teufe, im Innern der Gebirge, verwittert. Der Thon also, der im Innern der Gneißgebirge so häufig anzutreffen ist, kann daselbst nicht durch Verwitterung entstanden, sondern muß vielmehr als Thon schon bey Entstehung des Gneißes in seine Masse hineingekommen seyn. Wie dieses geschehen, ist nicht schwer zu errathen, wenn man weiß, daß Gneiß auf Granit aufgesetzt, und aus der Zerstörung, aus den Trümmern desselben, entstanden ist.

Aus den unbestimmten Begriffen des V. über uranfängliche und flözartige Gebirge, wovon wir oben geredet haben, fließen in der Abhandlung nachher verschiedene paradoxe Sätze und Widersprüche, die sich nicht mit einander vereinigen lassen. So rechnet er z. B. (§. 10) den Alaunschiefer, der doch gemeiniglich in Flözgebirgen angetroffen wird, zu den ursprünglichen Gebirgen.

Im 14ten §. wird auch der Mandelstein unter diese Klasse gebracht, wovon der Grund schwer einzusehen ist; einige Zeilen weiter aber sagt der Verfasser, daß er stark muthmasse, daß aller Mandelstein ganz zu den Flözgebirgen gehöre, und fragt: ob nicht das Bohnenerz (eine Eisenminer) auch eine Art Mandelstein sey? So schwankt der Verf. in seinen Aeußerungen hin und her. Alles was wir darüber sagen mögen, ist, daß eine so unsichere Klassification der Gebirgsarten von keinem Nutzen sey, und daß ein jeder leicht begreifen wird, daß ein Gebirg nicht zugleich ursprünglich und flözartig seyn könne.

Dem Porphyr sucht Hr. W. von dem, von ihm sogenannten Porphyrschiefer zu trennen (§. 11. 12). Aus seiner Beschreibung des letztern aber ist es schwer zu errathen, welche Steinart er darunter versteht. Es soll ein Mittelding zwischen Hornschiefer und Pechstein seyn, von Farbe grau oder grünlicht, in einem hohen Grade halb hart. Die Hauptmasse sey noch unbestimmt, enthalte aber Feldspat und Hornblende eingestreut. Welcher Mineralog wird aus dieser Beschreibung die Steinart errathen, die der Verf. im Sinn hat? Aus dem Folgenden ersiehet man erst, daß er von dem, in Sachsen sogenannten unreifen oder Afterporphir redet, der gemeiniglich ein aufgesetztes Gebirg ist, und in bloß mineralogischer Betrachtung, welcher der Verf. ihn hier unterwirft, von dem eigentlichen Porphyr nicht getrennt zu werden verdient. Von dem säulenförmigen Porphyr sagt der Verfasser, daß er von einem unordentlichen, säulenförmigen Ansehen vorkomme, weil die Berge nach verschiedenen Richtungen vertical gespalten und grottest ausgezackt sind. Dies ist nun höchstens halb- oder in einigen Fällen wahr; denn es giebt sowohl Porphyr- als Basaltsäulen, die so regelmäßige Ecken und Seiten als Quarzkristal haben, und eben so gewiß als dieser, durch eine wirkliche Kristallisation, nicht durch ein unordentliches Zerbersten oder zufällig gebildet sind. Zu dem ächten Porphyr rechnet der Verf. auch das saxum metalliferum des Herrn von Born, und verspricht über diesen niederungarischen Porphyr eine eigene Abhandlung, wahrscheinlich nach einigen aus Ungarn erhaltenen, von der Oberfläche der Berge abgeschlagenen Stücken der, auf das saxum metalliferum daselbst später aufgesetzten Porphyr- und Brecciaschich-

ten; denn sonst hätte der Verf. überzeugt seyn können, daß seine Klassification dieses Gesteins völlig unrichtig ist.

Im 16ten §. wird der uranfängliche Kalkstein, wie man ihn ohne Grund ziemlich allgemein zu nennen beliebt hat, beschrieben. Es heißt: er sey blättrig-körnig, zuweilen auch so fein körnig, daß er schon dicht zu seyn scheint. Wir können nicht bergen, daß diese Beschreibung eben so unverständlich ist, wie die vorher vom Porphyr gegeben ward. Die sehr unterschiedenen Begriffe von blättrig, körnig und dicht können unmöglich auf einen Körper passen; oder derselbe diese, einander wechselsweise aufhebende Eigenschaften zugleich besitzen. Es sey hier die Rede vom bewaffnetem oder unbewaffnetem Auge, so kann ein Körper, der demselben dicht scheint, oder ein solches Gefüge zeigt, nicht zugleich körnig seyn; und blättrig-körnig involvirt etwas, was von guten Logikern eine Contradictio in adiecto genannt zu werden pflegt. So geht es, wenn man etwas bemänteln will, was mit der Natur nicht übereinstimmt. Es ist bekannt, daß verschiedene Mineralogen in dem Gefüge oder der Textur der Kalksteine unterscheidende Merkmale des ursprünglichen von dem flözartigen gesucht haben; und es scheint hier, daß Hr. W. dieser Voraussetzung hat treu bleiben wollen, und daher sich so unglücklich ausgedrückt habe. Wenn man aber ohne Vorurtheil die Sache untersucht, so wird man finden, daß der Bruch, das Gefüge oder das Korn eines Kalksteins mit seinem Alter in keiner Verbindung steht, von demselben nicht abhängt, und also kein unterscheidendes Merkmal des ältern und jüngern Kalksteins abgeben kann; denn sowohl in den Flözen als in den Kalkalpen bricht oft einerley Kalkstein. Er kann entweder in beyden blättrig, schuppig (salinisch) oder körnig, oder auch dicht seyn, und es läßt sich aus dem einen so wenig als aus dem andern Gefüge etwas auf das Alter des Gebirgs schließen, welches nur durch die Lage des Gesteins im Gebirge zu bestimmen steht. Die Textur des Kalksteins in diesem oder jenem Gebirge läßt zwar etwas auf die Arbeit der Natur, wodurch sie das Gebirg bildete, schließen; aber auf die Zeit, wenn diese Arbeit geschahe, also auf das Alter des Gebirgs läßt sich Nichts daraus schließen. So nimmt auch Herr W. mit vielen andern Mineralogen an; daß die sogenannten uranfänglichen Kalkgebirge Versteinerungsfrey sind. Obschon über die Versteinerungen darin

 höchst

höchst selten sind, so hat man doch kleine oder zertrümmerte Brocken derselben gefunden.

Je allgemeineren Beyfall das Buch des Hrn. W. von den äußern Kennzeichen der Fossilien und die darin festgesetzte Terminologie zu seiner Zeit gefunden hat, (wozu der seelige Berghauptmann Pabst von Ohain schon den Grund gelegt, und der ebenfalls verstorbene Bergmeister Kommer die Ausführung angefangen hatte) je mehr muß man sich wundern, daß verschiedene Beschreibungen oberflächlicher Eigenschaften der Gebirgsarten in der gegenwärtigen Klassification so unvollkommen gerathen sind, als wir vom Porphyr und von dem ursprünglichen Kalkstein wahrgenommen haben. Von jenem ward unter andern gesagt, daß er in einem hohen Grade halbhart sey. Diese Worte haben keinen Sinn, und zeigen die Unmöglichkeit, die Grade der Härte genau zu bestimmen. Wäre mit dem Worte halbhart ein fester Begriff zu verknüpfen, so könnte ein etwas höherer Grad der Härte nicht mehr halbhart genannt werden, sondern man müßte sagen, daß der Körper z. B. drey Viertel hart wäre; denn halbhart und mehr als halbhart kann doch ein und selbiger Körper nicht zugleich seyn, oder es giebt keinen bestimmtern Begriff dieser Grade, und dann läuft die ganze Terminologie auf Nichts, als auf unnütze Spielerey, hinaus. So verhält es sich auch in Wahrheit, wenn man die zufällige und unendliche Variation der mineralischen Körper bedenkt, in ihrer Härte sowohl, als in der Textur und allen andern oberflächlichen Eigenschaften, die dadurch eben untauglich werden, um sichre Unterscheidungsmerkmale abzugeben. Gleichwohl empfohl man vor einigen Jahren die, auf einen so unzuverläßigen Grund gestützte Terminologie, in einem gewissen Journal so stark, daß es einigen Schriftstellern beynahe zum Verbrechen gerechnet ward, wenn sie mit andern, selbstgewählten Wörtern das, was sie sahen, zu beschreiben wagten. Es geht hiemit so, wie mit den gemalten Abbildungen von Mineralien. So glücklich Linné in der Botanik eine allgemeine und passende Sprache zur Bezeichnung des Körperbaus der Pflanzen einführte, und so ähnliche Abbildungen man von denselben machen kann; so wenig läßt sich weder das eine oder das andre bey Mineralien anwenden und nachahmen. Aber Mineralien sind auch keine Pflanzen. Ihre äußerliche Beschaffenheit ist nicht halb so wichtig, nicht so bestimmt, als ihre

ihre innere oder chymische; und da jene höchst veränderlich und vielfach ist, so kann man sie auch mit Worten und Bildern nicht allemal gut ausdrücken.

§. 17. führt der Verf. den Quarz als eine eigene Gebirgsart an; aber aus seiner ganzen Beschreibung fließt, daß dieser Stein nicht besondere Berge, wohl aber anehnliche Strecken, Rücken oder Gänge in andern Gebirgen ausmacht. Hier wäre also der Ort, wo der Verf. nach seinen eigenen Grundsätzen (S. 4 und Anmerk. c) diese hervorragende Quarzmassen nicht in einem besondern §., sondern nur in einer Anmerkung hätte erwähnen sollen.

§. 18. Topasfels, als eine eigene Gebirgsart. Mit eben dem Grunde werden wir auch nächstens einen Rubin-, Hyacinth-, Kristall-, Prenit- und Apatitfels (neu geschaffenen Namen) in unsern Gebirgsverzeichnissen einrücken müssen: denn die Topasen brechen wahrlich nicht überall im festen Gestein des Schneckensteins so eingestreut, wie etwa die Granaten im Murkstein, sondern nur in kleinen Rissen, Spalten und Drusenlöchern. Viel eher hätte der Verf. den gewöhnlichen Mandelstein von demjenigen, worin die Agate zu brechen pflegen, trennen, und diesen Agatfels nennen können.

§. 20. Flözkalk. Als ein Unterschied desselben von dem sogenannten uranfänglichen Kalkstein wird unter andern angegeben, daß er öfters mit bunten Farben pranget. Sollte der Verf. wohl glauben, daß kein bunter Marmor in den uranfänglichen Kalkbergen gefunden werde?

§. 21. Sandsteinarten und als eine Varietät (B.) derselben die sogenannte graue Wacke am Harz, welche anschnliche und reiche Metallgänge führt. Diese Wacke ist Nichts weniger als Sandstein, sondern nur eine, mit Quarz u. s. w., vermengte Abänderung des schwarzen ursprünglichen Thonschiefers des Harzes, wie ein jeder kundiger Gebirgsforscher, der die dortigen Gruben befährt, leicht einsehen kann. Die Gebirgsart zu Abrudbanya gehört eben so wenig zu den Sandsteinen, und ist nichts anders als das bekannte saxum metalliferum des Hrn. von Born, oder ein hier ungefähr auf ähnliche Art gemengtes unblätteriges Thongestein, wie die Wacke am Harz. Warum hält denn der Verfasser diese Abänderung des saxi metalliferi auch nicht für Porphyr? den nämlichen Uebergang von der ihm bekannten Abrudbanyer-

pyer-Wacke in reines Thongestein und in Thonschiefer, als er an der Harzer- und Bräunsdorfer-Wacke bemerkt hat, da nämlich, wo die fremdartige Beimischung aufhört, könnte er sowohl in Abrudbanya, als in Niederungarn wiederfinden; und doch soll das nämliche saxum metalliferum einmal Wacke oder Sandstein, ein andresmal Porphyr seyn! Es giebt wahrscheinlich auf dem ganzen Erdboden kein Gebirg, dessen Masse durchaus, oder überall aus gleichartigen Theilen in einerley Gemenge, Fügung oder Verbindung besteht, und dennoch kann es bey gehöriger Untersuchung, vorzüglich wo Bergbau ist, nicht schwer fallen zu entscheiden, welches der Hauptstoff eines Gebirges sey. Wäre es aber nicht sonderbar, wegen der localen Abänderung des Gesteins in einem Gebirge, in söhliger Progression, zu sagen, daß z. B. das freibergische Erzgebirg nicht aus Gneiß, sondern hier aus Sandstein, dort aus Schiefer, weiterhin aus Porphyr ꝛc. bestehe? Man muß die großen Operationen der Natur in Erwägung ziehen, wodurch die Gebirgsmassen gebildet wurden, alle dabey möglich und wahrscheinlich vorgekommene Umstände überlegen, wodurch die Gleichförmigkeit der mechanischen oder chymischen Mischung örtlich verändert worden seyn kann, und diesen Betrachtungen gemäß über die Gebirge urtheilen, nicht aber so dabey zu Werke gehen, wie etwa der blosse Steinsammler die Varietäten in seinem Kabinetchen auseinander legt, und einer jeden in die Augen fallenden Abänderung eine besondere Benennung giebt, wenn sie gleich im Grunde einerley sind, dicht an einander gebrochen, und nur ein ganzes, ein zusammenhangendes Steinlager ausgemacht haben. Aus einem Stück Holze kann man nach verschiedenen Richtungen verschiedene Schnitte machen, und verschiedene Scheiben herausbringen, die alle an Farbe, Richtung der Fasern u. s. w. von einander abweichen; es bleibt darum aber doch das nämliche Holz. So verhält es sich auch Gleichnißweise mit den mechanisch-gemischten Felsarten, wenn wir statt der verschiedentlich gebogenen Fasern des Holzes und der Farbe die fremdartigen eingemischten Theile in die Stelle setzen. Die Harzer-Wacke enthält, wie der Verf. sagt, hier und da Versteinerungen. Das ist nun wieder, ohne nähere Bestimmung, sehr unrichtig gesprochen; denn die Versteinerungen enthaltende Wacke und die Metallführende, worin noch nie Versteinerungen gefunden worden, sind in Absicht ihres Alters und Entstehens ganz verschieden. Jene ist eine viel

spä-

spätere, vermuthlich aus der Zerstörung der metallführenden, entstandene Schichte. Hier verwechselt also der Verf. zwey ganz besondere Gebirgelager mit einander, bloß wegen der mineralogischen Aehnlichkeit des Gesteins (worauf er ganz allein in seiner ganzen Klassification Rücksicht nimmt) und rechnet die metallführenden ursprünglichen Gebirge des Harzes zu den flözartigen, sobald die zufällige Abänderung des Thonschiefers darin vorkömmt, die er mit dem dortigen gemeinen Bergmann graue Wacke nennt, und ohne Grund unter die Sandsteine klassificirt. Ein Theil also des nämlichen erzführenden Gebirgs am Harz in einer und derselben Grube ist, seiner Meynung nach, ursprünglich, so lange es aus Thonschiefer besteht; ein andrer Theil, wo dieser Thonschiefer durch zufällige Beimischung von Quarz rc. das Ansehen gewinnt, welches der gemeine Bergmann mit einem eigenen Namen Wacke ausdrückt, die zuweilen nur ein oder ein paar Lachter anhält, gehört zu den Flözgebirgen! Wer sieht nicht ein, daß eine solche Gebirgslehre der Natur ganz zuwider ist, und unmöglich gelobt werden kann?

Im 30sten — 33sten §. handelt der Verf. **von den vulcanischen Gebirgsarten.** Die Zahl derselben wird sehr eingeschränkt, und diejenigen Mineralogen werden *feuersüchtig* genannt, die gewisse Steinarten dahin gerechnet haben, welchen der Verf. einen Ursprung zuschreibt, vermuthlich also, weil sie nicht wassersüchtig sind. **Kein Basalt, kein säulenförmiger Porphyr, kein obsidianischer Stein oder sogenannter isländischer Agat, tokayischer Luchssaphyr, Lavaglas von Madagascar rc. soll vulcanischen Ursprungs seyn,** so viele Beweise für die Vulcanität einiger dieser Steinarten von geschickten Naturforschern mehrerer Nationen, die an Ort und Stelle sich davon überzeugt haben, auch immer gegeben seyn mögen, worauf der Verf. nicht die geringste Rücksicht nimmt. Ihm ist es genung, daß **der stolpische Basaltberg, und einige andre dergleichen Berge in Sachsen und in der Lausniz ihm keine Ueberbleibsel des Feuers gezeigt haben,** obgleich sie in der That Nichts enthalten, welches berechtigen könnte, die vormalige Gegenwart und Wirkung dieses Elements daselbst zu läugnen. Ferner sollen einige **sachkundige Männer,** die aber nicht genannt werden, **aus Ländern, die der Verfasser nicht selbst gesehen hat, ihm Nachrichten ertheilt haben,**

 ben,

den, welche seine Aussagen bestätigen. Drittens glaubt er, daß die durch Erdbrände in Steinkohlen- und Schieferbergen entstandenen pseudovulkanischen Produkte Gründe gegen die Vulcanität des Basalts, des Lavaglases und gewisser Porphyre darbieten, welche denn doch nach unsrer Meynung vollkommen das Gegentheil bestätigen, indem sie schon zeigen, was ein schwaches Feuer, geschweige denn ein stärkeres, ausrichten könne. Endlich hat der Verfasser gefunden, daß, die für vulcanisch gehaltenen Gebirge unter eben den Umständen vorkommen, als die uranfänglichen und Flözgebirge, wobey denn doch viele Ausnahmen und Erinnerungen zu machen seyn dürften, wenn es dem Verf. gefallen hätte, die Umstände zu bestimmen, worin er die Aehnlichkeit beyderley Gebirge setzet. Da wir seine Gedanken nicht errathen können, so wollen wir ein Beyspiel wählen, woraus deutlich genug erhellen wird, daß die Aehnlichkeit der Umstände, worauf der Verf. zielen kann, nichts für seinen daraus gezogenen Schluß beweist. Die Hügeln des Pausilips sind eben so schichtförmig, wie z. B. die Mergelhügeln andrer Länder; folgt daraus aber, daß die Pozzolanerde und die darin enthaltenen Bimssteine jener Hügel, so wie die Mergel in diesen, nassen Ursprungs sind? Keinesweges! Die schichtförmige Lage der Hügeln am Pausilip entstand aus einer ganz andern Ursache, als die der Mergelschichten; und die Entstehung der Pozzolanerde und der Bimssteine hatte mit ihrer schichtförmigen Aufhäufung, die darnach erfolgte, nichts gemein, als in sofern solche eine Nebensache oder ein zufälliges Phänomen dabey war. Was die zuerst angeführten Gründe des Verf. betrifft, so scheint es wohl, ein wenig zu viel gewagt zu seyn, von dem stolpischen und einigen benachbarten Bergen auf die Basaltberge in der ganzen Welt zu schließen, besonders, wenn so viele unverwerfliche Naturkundige von den italiänischen und andern Basaltbergen, wo deutliche Spuren und Produkte des Feuers noch übrig sind, uns gerade das Gegentheil von dem versichern, was der Verfasser schließt, und was unbekannte Korrespondenten ihm überredet haben mögen. Es geht Herrn W. so, wie manchen andern Schriftstellern, die über Sachen urtheilen, die sie nicht gesehen haben: sie urtheilen, wie der Blinde von der Farbe, und vergessen, daß, um die Natur richtig zu beobachten, wenn man sonst Talente dazu hat, man den Ort wählen müsse, wo der Gegenstand am deutlichsten

vor

vor Augen liegt. Von den Diamantgruben in Golkonda läßt sich von einem Europäer, der nicht dort gewesen ist, schwerlich eine genaue Beschreibung erwarten.

Lh.

Naturkalender zum Unterricht und Vergnügen junger Leute. Aus dem Englischen des Herrn Aikin's. Leipzig, 8. bey Weidmanns Erben und Reich. 1787.

Schön gedruckt, aber zu schön für den Inhalt, denn derselbe kömmt uns ziemlich wässericht vor. Bey jedem Monat werden die vornehmsten Veränderungen in der Natur, fast in poetischer Prose, mit etwas zu vieler Deklamation beschrieben. Und was das Ganze unterbricht, sind die vielen eingeschalteten Poesien, die den Jüngling ermuntern sollen, das Schöne in der Natur besser zu empfinden. Recensent weiß nicht, ob die an sich schöne Natur es bedarf, durch Poesien empfohlen zu werden. Wer das Schöne nicht bey der Simplicität der Natur schon empfindet, wird es schwerlich bey der eingeschalteten Poesie empfinden. Wäre es nicht besser, wenn jedes: Natur und Poesie, besonders genommen würde?

Z. B. Jänner. Erst von der Benennung der neuen Jahrszeit, da alles leblos und unthätig sey. Dann die Naturprodukte in diesem Monat. Die wunderbaren Wirkungen des Frostes, mit Thomsonscher Poesie verbrämt. Er dehnt alles aus. Dadurch wird das Erdreich locker. Beschaffenheit des Schnees, und seine Wohlthätigkeit fürs Land. Poesie. Hagel, Reif, Nebel. Eine lange poetische Stelle. Schaden in Wäldern. Wirkungen an den Thieren, besonders an den Vögeln. Sie ziehen, und verbergen sich. Das Rothkehlchen wagt sich ins Haus,

„Und stattet hier vertraulich"
„Den jährlichen Besuch beym Menschen ab."

Alles muß bepoetisirt seyn. Sonst möchten wir nicht wissen, daß das Rothkehlchen zu uns käme. In diesem Bischen Poesie ist doch eben nichts hervorstechendes. Wie die Hausthiere zu versorgen, wie des Pachters eigene Kinder.

Poesie.

Pocsie. Veränderungen im Pflanzenreich. Winterlustbarkeiten. Poetisch beschrieben. — Und so ist jeder Monat behandelt.

Der Recensent hat versucht, einem Jünglinge sowohl, als einem Mädchen, die beyde nicht ohne Geschmack waren, erst diesen Naturkalender, hernach Sulzers Schönheiten der Natur zu lesen gegeben, ohne ihnen seine Absicht merken zu lassen, und hat gefunden, daß letztere weit mehr Sensation, als der erste, auf sie gemacht hatten.

Wu.

Beobachtungen und Versuche über das pflanzenähnliche Wesen in den warmen Karlsbäder und Töplizer Wassern in Böhmen, von D. Johann Andreas Scherer. Dresden, 1787. in der Walcherischen Hofbuchhandlung. 20 Seiten in 4.

Das sich ewig drehende Rad der Natur, was auch Wissenschaften und Meynungen eben so oft auf- als abwärts gewälzt hat, scheint uns wider zu der Aristotelischen Lehre von der sogenannten äquivoken Zeugung zurückzuführen. Aus unorganischen Körpern entfalten sich organisirte, und nach Herders Ideen machen die Uebergänge der Thiere in die Pflanzen- und Steinschöpfung es nicht unwahrscheinlich, daß in den Seegeschöpfen Pflanzen, ja vielleicht gar in den todtgenannten Wesen Eine und dieselbe Anlage der Organisation, nur unendlich roher und verworrener herrschen möge. Alles dieses scheint auch aus den vom Verf. beschriebenen Erscheinungen und Versuchen gefolgert werden zu können, wenn anders nicht ein Trugschluß zum Grunde liegt, da der, alles aus seinem bestimmten Saamen ableitende Naturforscher noch immer behaupten kann, daß überall Saamen von gewissen Pflanzen und Thieren herumschweben, nur aber an den zu ihrer Entwickelung günstigen Stellen Plaz greifen, und in die Sinne fallende, mit deutlicher Lebenskraft begabte Körper darstellen können. Nun zu den Erfahrungen selbst. In den auf dem Titel genannten Wassern erscheint an der Sprudeldecke, an Holzwerk und überall, wo die Wasser und das Licht hingelangen können, ein schönes, helles Grün, wie Smaragd, das man ehemals irrig für eine vitriolische Auswitterung hielt. Springsfeld aber erkannte seine vegetabilische Natur, und gab diesem Wesen den Namen; Tremella thermalis. Sein

Bau

Bau ist weich, gallertartig, häutig und faserig. Die Häutchen liegen schichtenweise übereinander, und bilden durch ihre unregelmäßige Verwebung theils ovale, theils runde Zellen von verschiedener Größe. Die äußerste Schichte ist immer hellgrüner als die unten liegende. Mittelst der enthaltenen Luft bläht es sich am Sonnenlichte auf, und steigt in Töpliz in spannenlange pyramidenförmige Figuren, zu einem ergözenden Anblick auf. Das Vergrößerungsglas zeigte, daß eine solche einzelne Haut aus durchsichtigen ungegliederten Fäden oder Röhren ohne Seitenäste bestund. Nachdem die Häute einige Tage in Wasser gelegen hatten, zeigten sie deutliche, wie es schien, freywillige Bewegungen in mancherley Richtungen; dargebrachte Wärme machte die Bewegungen lebhafter. Sie zeigten sich funfzehen Tage lang, in welche Zeit, das ganze Gewebe vermoderte. Zugleich waren auch Infusionsthierchen, die am Ende näher beschrieben werden, erschienen. Mancherley reizende Mittel, insbesondere saure Salze äußerten eine deutliche Wirkung auf die lebende Fäden, die vor jenen flohen, sich in Bündel zusammenrollten, und davon erreicht, sammt den Infusionsthierchen erstarrten und starben. Fixe Luft hatte ebendieselbe Wirkung, wovon jedoch sowohl die Fäden, als die Infusionsthierchen sich wieder erholten. Noch andere Versuche zeigten das Wiedererzeugungsvermögen und den Bildungstrieb an zerstörten Stellen u. s. w. Aus diesen Erscheinungen folgert der Verf. die zoophytische Natur des grünen Wesens. Die im Gewebe enthaltene Luft war beynahe ganz dephlogistisirt. Die chemische Analyse lieferte blos thierische Produkte. Sollte wohl in andern Wassern, wenigstens in warmen, sich nicht eine ähnliche Substanz entdecken lassen? Vielleicht gewähren einige Conferven ähnliche Erscheinungen. We.

Georgii Forster de plantis esculentis Insularum Oceani australis, commentatio botanica. Berolini, apud Haude et Spener, 1786. 8.

Die Annahme der medicinischen Doctorwürde in Halle gab dem Hrn. G. F. Veranlassung zu dieser Schrift, welcher nicht blos dem Botaniker, sondern jedem, der sich mit Völkerkunde etwas beschäftiget, äußerst interessant seyn muß. In der Vorrede giebt der Verf. eine allgemeine geographische Idee

Ibee von den Ländern der Südsee, und macht dabey einige Bemerkungen über Einfluß des Klima, der Nahrung u. s. w. auf Veränderung und Kultur des Menschengeschlechts, die, wenn sie auch nicht ganz neu sind, von einem Manne, der alles das selbst beobachtet hat, mit unverkennbaren eigenem Forschungsgeiste vorgetragen, äußerst unterhaltend sind. Klima und Nahrung sind nicht im Stande den angebornen Volkscharakter in körperlicher Bildung und Temperament ganz zu verlöschen, der von den ersten Stammeltern (autochthonis) in allen Klimaten und bey jeder Lebensart auf die Nachkommen fortgepflanzt wird, wenn diese unvermischt bleiben. Ausser den vom Hrn. Sömmering angegebenen Beweisen von den Mohren und von den Juden, nimmt der Hr. G. R. hier einige Beweise von den Südseebewohnern her. Alle Einwohner der Societätsinseln der freundschaftlichen Inseln, der Marianen, Sandwichs, Karolinen und Marquesas sind das schön gebildete, hellbraune, dick- und kraushaarige Volk mit etwas platter Nase und dicken Lippen, das je nachdem es auf einer glücklichern, fruchtbarern Insel wohnt, wohlgenährter, wilder und wohllüstiger ist. Auf Neuseeland ist eben die Menschenrace, in ihrer ganzen Bildung und Sprache kommen sie mit jenen überein, die herumstreifende Lebensart, die dürftigere Nahrung von Fischen, wo öftere Concurrenzen entstehen, hat sie aber wilder, kriegrischer, und selbst zu Menschenfressern gemacht. So hat auch das schwärzliche Volk mit krausen, fast wollichtem Haar, spitzeren Gesichtswinkel, platter Nase, breiten Backenknochen, hagern weniger proportionirten Körper durchaus diesen Bildungscharacter beybehalten, auf Neucaledonien sind sie milder und sanfter, ohngeachtet der unfruchtbare Boden ihnen nicht sehr reichliche Nahrung verschafft, und sie sich oft mit Fischen, oft mit der Rinde des Hibisci tiliacei begnügen müssen, auf den neuen Hebriden sind sie lebhaft, gelenkt, mißtrauisch und kriegerisch. Auf der Insel Tanna scheint eine Vermischung mit einer weissern Menschenart vorgegangen zu seyn. Der hier beschriebenen Nahrungspflanzen sind 54, die in Früchte, Nüsse, Wurzeln, Gemüse, Nothspeisen und zum Getränk anzuwendende Gewächse getheilt werden. Unter diesen sind 21 Gattungen, welche in des Herren Ritter Murray System noch nicht aufgenommen sind; von jedem Gewächs ist eine vollständige botanische Beschreibung gegeben. Wir wollen hier nur einige Bemerkungen, die dem Botaniker wichtig seyn können, anführ-

führen. Musa paradisiaca und M. sapientium setzt der Hr. Verf. unter eine Art, giebt aber auf 16 Spielarten, die sich vorzüglich durch die Gestalt der Früchte unterscheiden, an. Bey seiner neuen Art spondias dulcis, ist der Verf. nicht gewiß ob sie mit Linnés sp. Myrobatanus, oder mit des Hrn. von Jacquins sp. Mombin zu vereinigen sey. Bey der Dioscorea alata werden einige Synonyma berichtiget, welche im Linnéischen System irrig bey andere Arten gebracht sind. Es ist das Ubi vulgare Rumpf. und verdiente den Namen D. sativa eher, als die von Linné so benannte Pflanze, denn sie wird in Ost- und Westindien, im südlichen Africa und hin und wieder auf den Inseln der Südsee wegen ihrer schmackhaften Wurzel angebauet. Keladum sativum Rumpf. gehört zu Arum esculentum und nicht zu A. Colocasia, wie im Linnäischen System steht. Der Linnéische Character genericus von Dracaena baccis trispermis, paßt nur auf D. Draco, die hier beschriebenen haben mehrere Saamen in einer Beere, mehrere Saamen haben aber einen gemeinschaftlichen Umschlag, und diesen hat der Ritter vielleicht für den einzelnen Saamen selbst angesehen. In diesem Umschlage (Arillo) scheint die generische Differenz zwischen Dracaena und Asparagus zu bestehen. Piper methysticum ist von dem P. latifolio zu unterscheiden, die im Suppl. plant. zusammengeworfen sind, letztere hat gar keine berauschende Kräfte.

Florulae Insularum australium prodromus. Auctore *Georgio Forster*. Goetting, 1786.

Ein Buch das für die Herren Forster vielleicht schon länger bekannt zu machen, nothwendig gewesen wäre, um den Schatz ihrer in der Südsee gemachten Entdeckungen vor einer Art Leute zu sichern, die sich das so gerade zueignen, was andere mühselig erobert haben, und denen mehr daran liegt, eine Sache zuerst, als sie richtig und wahr gesagt zu haben, zum Theil aber um auch das Publicum völlig zu überzeugen, daß nicht ihr Fleiß und Sorgfalt bey Einsammlung der Pflanzen, sondern der Mangel an Unterstützung die Hauptursache sey, daß man verhältnißweise noch so wenig von ihren botanischen Entdeckungen erfahren hat. Freylich ist dieses hier blos ein systematisches Verzeichniß der in der Südsee gefundenen Pflanzen, mit beygesetzten Definitionen der Arten, ohne alle weitere

tere Beschreibung oder Abbildung, aber immer freuet doch auch der Vorschmack von dem, was wir in Zukunft vielleicht noch zu hoffen haben. Der beschriebenen Arten sind hier 591, wovon aber über hundert als noch nicht hinlänglich bestimmte Pflanzen ohne Definition, zum Theil selbst ohne Trivialnamen sind, so daß man blos ihre Existenz weiß. Unter den übrigen sind aber sehr viele ganz neu, und viele die der junge Ritter Linné in die Mantisse aufgenommen, sind berichtiget. Wir begnügen uns hier nur einiges zur Probe herzusetzen, denn eines Auszuges ist das Buch seiner Natur nach, nicht fähig, und alle neue Pflanzen zu nennen, würde so weitläuftig als für den Leser unterhaltend seyn. Die generischen Charactere hat der Hr. V. nicht angegeben, weil diese, wenn sie neu sind, in den Forsterschen Generibus weitläuftiger stehen; nur bey zwey neu bestimmten sind diese Charactere angegeben, die wir hierher setzen. Eine von Solander bestimmte Gattung aus der Tetradynamia angiospermia Myoporum. Cal. 5 partitus; Corolla campanulata limbo patente subaequale 5 partito. Bacca 1 s. 2 sperma, seminibus, 2 locularibus, und aus der syngenesia polygam segregata einen Craspedia Calyculus nullus, Calix communis imbricatus. Flosculorum Fasciculi aliquot depressi, omnes hermaphroditi tubulosi. Pappus plumosus, Receptaculum paleaceum. Verschiedene in den Generibus bestimmte neue Gattungen hat aber der Hr. G. R. unter schon bekannte Linnéische gebracht, Thryocephalon unter Kylinga, Evodia unter Fagara, Elatostema unter Dorstenia, Aciphylla mit Laserpitium, Acronychia mit Lawsonia, Banksia mit der Passerina, Pemphis mit Lytherum, Decaspermum mit Psidium, Cyrtandra mit Besleria, Lophantus mit Waltheria, Drimis mit Wintera, Brachyglottis mit Cineraria verbunden. Der jüngere Linné, der viele dieser Pflanzen nach trocknen Exemplaren beschrieben, und in das Suppl. plant. aufgenommen, wird mehrere male verbessert. Z. B. die Wintera axillaris hat nicht einen Staubweg, wie in dem Suppl. angegeben, sondern viere, die Melaleuca gehört nicht in die Klasse der Polyadelphie, sondern zur Geosandrie, denn blos bey der M. Leucadendron sind mehrere Staubfäden mit einander verwachsen. Die Thunbergische Veränderung im System hat der Hr. V. nicht angenommen, sondern die 24 Linn. Klassen beybehalten.

Am.

9. Ge-

8. Geschichte, Erdbeschreibung, Diplomatik.

Geschichte der ältesten christlichen Einsiedler in den Wüsten des Morgenlandes. Nach den bewährtesten gleichzeitigen Schriftstellern gesammlet und im Auszug herausgegeben von Philipp Lose. Erster Band. Leipzig, bey Weygand. 1787. 432 Seiten in 8. ohne die Einleitung von 22 Seiten.

Es scheint, daß Zimmermanns Werk über die Einsamkeit bey unserm Verf. die Hoffnung erregt habe, auch das seinige könnte in Deutschland Leser und Beyfall finden. Denn obgleich jener berühmte Schriftsteller die andächtige Einsamkeit der alten Kirche so lehrreich und unterhaltend abgeschildert hat; obgleich noch etwas früher Schröckh in seiner christl. KGesch. eben diese Lebensart noch ausführlicher, und noch mehr im historischen Zusammenhange, (besonders in der ganzen zweyten Hälfte des achten Theils, wo ein vollständiger Auszug aus Cassians Hauptwerke über das Einsiedler- und Mönchsleben der Morgenländer vorkömmt,) beschrieben hat; so konnte es doch selbst mit dem Entwurfe des letztern nicht vereinbart werden, alle noch vorhandene **Lebensbeschreibungen der alten Einsiedler und Mönche des Morgenlandes** zu sammeln, wie Hr. L. sich dieses vorgenommen hat. Eine solche Sammlung kann eines Theils belustigen; sie kann aber auch auf der andern Seite, wenn sie nach einer guten Methode angestellt wird, ungemein viele nützliche Betrachtungen und Folgerungen über den Zustand der Religion und Kirche, und ihrer vermeinten Stützen und Muster der Vollkommenheit bis auf die neuesten Zeiten, veranlassen.

Hr. L. schickt eine Einleitung voraus, worinne er die Entstehungsart des Einsiedler- und Klosterlebens unter den Christen zu erklären sucht; er sagt auch darüber, besonders nach **Mosheims** Anleitung, manches Treffende. Wenn er

aber mit demselben die Neu-Platonische Philosophie des Ammonius als die Hauptquelle jener Lebensart ansieht: so können wir ihm nicht beytreten, indem die ascetischen Grundsätze, aus welchen sie gebohren worden ist, schon vorher im zweyten Jahrhunderte, sich stark genug bey den Christen ausgebreitet hatten. Wenn er weiter die Verfolgungen der Christen unter die vornehmsten Verstärkungen des Hangs zur Einsamkeit rechnet: so erinnert er sich nicht, daß gerade in den Jahrhunderten der Verfolgungen die christlichen Einsiedler noch am seltensten waren, und im vierten, wo jene ganz aufhörten, am zahlreichsten wurden. Auch ist der h. Paul gewiß nicht der Stifter der eigentlichen Mönche, wie er S. XVI. genannt wird; sondern Antonius. Noch weniger ist es richtig, was der Verf. eben daselbst schreibt: „Man wird erstaunen, zu sehen, wie sehr dieser Stand (das Mönchsleben) von seinem ersten Anfange an bis auf unsere Zeiten, sich in seinen Gesinnungen gleich geblieben ist.“ Er ist ja in seinen ursprünglichen wesentlichen Grundsätzen, — in der Entfernung von Städten — vom geistlichen Lehramte — von der Gelehrsamkeit — vom Müßiggange — sich so ungleich als möglich geworden. Aber freylich, nachdem er einmal ausgeartet war, und das erfolgte zeitig genug, ist er es auch bis jetzt geblieben. Noch muß auch die Stelle S. XX. verbessert werden, daß Hieronymus anfänglich der Lehre des Origenes zugethan gewesen sey; nachher aber dieselbe verlassen habe.

Bey dem Buche selbst hat der Verf. die Vies des Peres du Desert et de quelques Saintes, welche Arnaud d'Andilly im J. 1658. zu Paris in zwey Quartbänden herausgegeben hat, zum Grunde gelegt, weil darinne die Lebensbeschreibungen der Einsiedler (und Mönche, denn es sind nicht lauter eigentliche Einsiedler, wie der Titel zu verstehen giebt,) aus dem Athanasius, Rufinus, Hieronymus, Palladius, Theodoretus u. a. m. gesammlet worden sind. Den Anfang macht Paul der Einsiedler; darauf folgen Antonius, Hilarion, Pachomius, Simeon Stylites, die beyden Makarius, und viele andere, auch einige abtrünnig gewordene Einsiedler, und zuletzt etwas über die Lebensart der morgenländischen Einsiedler, aus dem Sulpicius Severus, nebst einigen Anekdoten und Denksprüchen verschiedener Anachoreten. Da jedoch Arnaud sehr für diese vorgeblichen Heili-

Heiligen eingenommen war: so konnte ihm der Verf. nicht durchgängig folgen, und zog auch einige der besten neuern Kirchenscribenten zu Hülfe; nebenher benutzte er auch Arnolds Geschichte der Einsiedler. Es wäre gut gewesen, wenn er auch die Quellen selbst etwas vor Augen gehabt hätte; so würden manche Fehler in Namen weggefallen seyn, welche bey Uebersetzungen aus dem Französischen leicht begangen werden; z. E. S. 250. der heil. Arsene an Statt Arsenius; S. 256. Canope für Canopus u. dgl. m.

Ueberhaupt sollte das Buch nicht Geschichte, sondern Leben und Abentheuer der morgenländischen Einsiedler und Mönche, heißen. Zum Geschichtmäßigen mangelt ihm die chronologische Entwickelung und Darstellung des Ganzen dieser Lebensart, des Eigenthümlichen und der Veränderungen derselben, ohne welche diese Lebensbeschreibungen für viele Leser kaum recht brauchbar seyn werden. Wie wenig der Verf. auf die hier gar nicht unerhebliche Zeitfolge bedacht sey, wird besonders der zweyte Band lehren, in welchem, nachdem hier schon so viel aus dem Theodoretus angeführt worden ist, erst das Leben des Hieronymus, der heil. Paula, Melania, Fabiola u. a. m. ingleichen ein Auszug aus dem Caßianus, mitgetheilt werden soll.

Ub.

Geschichte des Oesterreichischen Erbfolgekriegs von 1740. bis 1748. Ein Versuch. Erster Theil. Dresden, bey Walter. 1787. 398 S. in gr. 8. nebst 1 Bogen Vorrede, und Tabellen von Schlachtordnungen. Zweyter Theil. 468 Seiten, nebst 2 Bogen Tabellen von Schlachtordnungen.

Der Verfasser wollte aus so vielen Nachrichten und Beyträgen zur Geschichte des gedachten Kriegs, die wir bereits besitzen, (er nennt ihrer am Ende des ersten Theils 29,) ein Ganzes herausziehen, das besonders den Liebhabern der Kriegswissenschaft nützlich würde. Er hat daher vorzüglich auf Wahrheit und Unpartheylichkeit, außerdem aber auf die Verbesserung so vieler geographischen Wörter gesehen, die in

jenen Nachrichten oft so verstümmelt vorkommen. Daher hofft er auch, daß seine Arbeit einem gelehrten Schriftsteller zu einem brauchbaren Stoffe dienen werde, der nicht erst Untersuchungen, sondern nur die Einkleidung einer zierlichen Schreibart verlangt.

Wir betrachten dieses Werk bloß von der historischen Seite, und überlassen es andern, dasselbe als einen Beytrag für die Kriegskunst genauer zu beurtheilen. In jener Rücksicht also können wir versichern, daß der Verf. nicht allein vielen Fleiß angewandt hat, vollständig und richtig zu erzählen; sondern sich auch auf keine Seite neigt, und jedem Theile Gerechtigkeit wiederfahren läßt. Insonderheit bemerkt er sorgfältig die begangenen Fehler, welche den Verlust von Schlachten, oder den übeln Ausgang von Feldzügen nach sich zogen. So wird Th. I. S. 315. gezeigt, was man den kaiserlichen und französischen Feldherren, bey dem Uebergange der Oesterreicher über den Rhein, zur Last legen könne. Eben so werden Th. II. S. 136. die Versehen der Oesterreicher entwickelt, welche sie in der Schlacht bey Sorr um alle Vortheile des Ueberfalls gebracht haben. Man sehe auch, was über das Betragen beyder Heere bey der Schlacht von Czaslau, Th. I. S. 92. fg. gesagt wird, u. dgl. m. Wir hätten dergleichen lehrreiche Anmerkungen noch an einigen andern Stellen zu lesen, oder die beygebrachten noch mehr erweitert zu sehen gewünscht. Wenn der Verf. z. B. Th. I. S. 362. den Französischen Feldherrn, der den Prinzen Carl ohne Schlacht über den Rhein zurück gehen ließ, obgleich dieses mit dem Könige von Preußen verabredet worden war, damit entschuldigt, weil eben um diese Zeit Ludwig XV. von einer tödtlichen Krankheit befallen ward, und es also seine Feldherren nicht hätten wagen dürfen, bey einer zu besorgenden Veränderung in der Regierung eine entscheidende Schlacht zu liefern: so scheint diese Entschuldigung nicht hinlänglich zu seyn. Denn er gesteht selbst, daß die Franzosen nichts dabey gewagt haben würden, wenn sie auch die Schlacht verloren; hingegen leisteten sie dadurch ihrem wichtigsten Bundsgenossen einen beträchtlichen Vortheil, und dem im Grunde unveränderlichen Staatsinteresse ihres Hofs war solches auch gemäß. Th. II. S. 30. fg. wo die Schlacht bey Fontenoy beschrieben wird, hätte vielleicht noch bemerkt werden sollen, was treffliche Kenner der Kriegskunst geurtheilt haben,

haben, daß die Bundsgenossen diese Schlacht gar wohl hätten vermeiden, und doch den Fortgang der Belagerung von Tournay, das sie durch dieselbe nicht entsetzten, durch ihre Stellung und geschickte Maaßregeln hätten hindern können.

Was übrigens die allgemeine Methode des Verfassers betrifft, so meldet er zuerst die Ursachen und Veranlassungen dieses Kriegs, und geht sodann den Begebenheiten desselben in Deutschland, nach und nach aber auch in den andern Ländern nach, über welche er sich ausbreitete. Ob nun gleich der Verf. mehr eine militärische als politische Geschichte schreiben wollte, so finden wir ihn doch in manchen Stellen von der letztern Gattung zu kurz, wo die Triebfedern und das Staatssystem nicht allein zur Belehrung für viele Leser, sondern auch selbst zum bessern Verständnisse der Kriegsbegebenheiten, mehr ins Licht hätten gesetzt werden sollen: und dieses fühlt man besonders im Anfange dieser ganzen Geschichte. Manchmal sind auch die Uebergänge von einem Schauplatze des Kriegs zum andern so abgebrochen, daß man gar keine Verbindung erblickt; wie wenn er z. B. S. 412. nachdem er das Gefecht bey Campo Freddo im Genuesischen erzählt hat, fortfährt: „Als die Alliirten sahn, daß die Schlacht für sie verlohren war, wollten sie anfänglich bey Maaseyk über die Maas gehen, u. s. w. Man denkt, es sey das Gefecht bey C. Fr. und es ist auf einmal von ganz andern Gegenden die Rede.

Diese kleinen Flecken benehmen übrigens dem Buche nicht viel von seinem Werthe, das, wenn es noch eine genauere Bearbeitung an manchen Stellen, und einige Landkärtchen über das Kriegstheater oder Plane von Hauptschlachten erhielte, leicht das beste Handbuch zur Geschichte des Oesterr. Success. Kriegs werden könnte.

Ez.

Abbildung aller geistlichen und weltlichen Orden, nebst einer kurzen Geschichte derselben, u. s. w. Zwey und dreyßigstes Heft. Mannheim, bey Schwan. 1787. 4 ausgemalte Kupfert. und 12 S. Text, in 4. Drey und dreyßigstes Heft. 1787. eben so viele Kupfert. und 10 S. Text.

In dem erstern dieser Hefte macht der Ritterorden vom weißen Adler den Anfang, dessen Abzeichnung nach dem Original in Warschau selbst getroffen worden ist. Die fabelhaften oder ungewissen Erzählungen der Pohlen vom Ursprunge desselben, bringt der Verf. zwar aus des Grafen Sapieha Adnotatt. histor. de origine, antiquitate, excellentia heroici ac celeberrimi in Regno Pol. Ordinis Aquilae albae, etc. Colon. 1730. 4. bey; aber ohne Beyfall. Er nimmt nur die Erneuerung des Ordens durch August II. im J. 1705. als sicher an; setzt aber aus seinem Exemplar des eben genannten Buchs, folgende demselben beygeschriebene Anekdote hinzu: Als August II. im Jahr 1733. gestorben war, versammelten sich die Reichsstände, bey welcher Gelegenheit unter andern Beschwerden des Adels auch diese vorgebracht wurde, daß der weiße Adlerorden bisher nur den Magnaten und Hofherren vorzüglich vom Könige ertheilt worden sey. Da nun der Adel im ganzen Reiche einerley Vorrechte besitze, und auf die höchste Würde Anspruch machen dürfe: so halte man es für billig, daß diese sämmtlichen Ordensritter nunmehr nach dem Tode des Königs, der ihnen denselben ertheilt hätte, solchen ablegten. Die Geistlichkeit war gleicher Meynung. Bey der nächsten Versammlung des Reichstags, erschienen also alle Ritter ohne die Ordenszeichen; den einzigen Grafen Sapieha ausgenommen. Als sich deswegen ein allgemeines Geschrey wider ihn erhob, stellte er vor, daß dieser Orden schon seit alten Zeiten ein Ehrenzeichen des pohlnischen Adels gewesen sey, den er zur Belohnung seiner Tugenden erhalten habe; daß also die Nation sich, ihre Ahnherren und Könige beschimpfen würde, wenn sie ein Ehrenzeichen ablegte, das sie bloß ihren Verdiensten zu danken habe, und das man niemanden nehmen könne, ohne ihn zu entehren. Diese Brust, setzte er hinzu, indem er sein Kleid aufriß, könnt ihr durchstoßen, und den Adler, der sie schmückt, könnt ihr zerreißen; aber ablegen werde ich dieses Ehrenzeichen nicht. Der König ist zwar todt, aber mit ihm ist der Orden nicht erloschen. Er hat ihn nicht gestiftet, sondern nur erneuert. Am folgenden Tage erschienen alle Ritter dieses Ordens mit ihren Ordenszeichen, und man erwähnte diese Sache weiter nicht. — Darauf folgt eine Nachricht von den Priestern der Mißion, sonst auch von ihrer Priorey zu St. Lazarus in Paris, Lazaristen genannt.

Vin-

Vincent von Paul, ein Franzose, stiftete sie, um als außerordentliche Lehrer der Landleute, ihnen unentgeldlich, und mit Genehmhaltung der ordentlichen Pfarrer, Unterricht, Trost, und mannichfaltige Hülfe zu verschaffen; auch ist ihre Congregation eine Pflanzschule junger Geistlicher. Der Papst bestätigte sie im Jahr 1632. — Die beyden letzten Kupfer stellen einen Mingrelischen Mönch und eine Mingrelische Nonne vor; wofür aber durch einen Schreibfehler auf dem Titelblatt, ein Mongolischer Mönch und eine Mongolische Nonne stehen.

Der 33ste Heft beschreibt zuerst den Orden Christi in Portugal, der auf den Trümmern des Tempelherrenordens erbauet, und im J. 1317. vom Könige Dionysius in der Absicht errichtet ward, um, wie jene, sein Reich gegen die Mauren zu vertheidigen. Der Pabst bestätigte ihn im J. 1319. unter dem Namen der Ritterschaft Jesu Christi. Die Ritter bekamen die Güter der Tempelherren, wurden aber der Regel des h. Benedikt, nach den Einrichtungen von Citeaux unterworfen. Seit dem J. 1366. ist das vornehmste Convent ihres Ordens zu Thomar. Anfänglich thaten sie die Gelübde, der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams; aber von den beyden erstern haben die Päpste sie längst dispensirt. Ihre erste Bestimmung ist auch weggefallen; dagegen sind sie desto reicher geworden, indem sie 454 Comthureyen besitzen. Der vom Papste Johann XII. fast um gleiche Zeit gestiftete Ritterorden Jesu Christi, dessen Ritter Breveteritter genannt werden, ist zwar dem Christ-Orden zugesellt; aber auf die Comthureyen desselben können seine Mitglieder keinen Anspruch machen. — Den nächsten Platz nehmen die Priester der christlichen Lehre, (Peres de la Doctrine Chrêtienne) ein. Cäsar von Bus stiftete sie gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts: und ob sie sich gleich viele Mühe gaben, unter die regulirten Geistlichen aufgenommen zu werden; so blieben sie doch, zu Folge der letzten päpstlichen Verordnung vom J. 1659. nur Weltgeistliche. Sie unterrichten das gemeine Volk im Christenthum, und erklären ihm besonders den Katechismus. Also schon die zweyte Gesellschaft von Geistlichen, die bey der schlechten Beschaffenheit der französischen Pfarrer, ihre Stelle vertreten. — Zuletzt kommen die Klosterfrauen von Mariä Heimsuchung, sonst auch Salesianerinnen genannt,

nannt, von Franz von Sales, Bischof von Genf, im J. 1610. gestiftet. Diese Nonnen haben zwar gewisse geistliche Uebungen zu verrichten; auch beobachten sie, dem Scheine nach, das Gelübde der Armuth, indem sie jährlich ihre Zimmer, Betten, Kreuze, Rosenkränze, und andere bewegliche Dinge verändern, (und das nennt der Verf. jenes Gelübde sehr genau und pünktlich beobachten;) es fehlt ihnen aber an keiner von allen Bequemlichkeiten.

Dm.

Kurze Vorstellung der allgemeinen Weltgeschichte, in Frag und Antworten, zum Gebrauch der ersten Anfänger. Erster Theil. Die Geschichte vor der Geburt Christi. Bremen, bey Förster. 1787. 134 S. in 8.

Wer hätte es wohl erwarten sollen, daß noch im J. 1787. jemand kommen würde, der die Allg. Weltgesch. alter Zeiten nach den vier Monarchien beschreiben, und die Hälfte dieser Geschichte mit der Geschichte des Volks Gottes, oder des Alten Testaments, in sieben Perioden von Erzvätern, Richtern, u. s. w. abgetheilt, anfüllen sollte? und das alles zum Gebrauch der ersten Anfänger! Der Verf. H. W. R. hat zwar hier die Allg. Welthistorie des Hrn. von Holberg, die im J. 1771. zu Berlin deutsch übersetzt erschien, zum Grunde gelegt, weil er über dieselbe lehren mußte. Da er sie aber doch ganz umgearbeitet, in Epochen und Perioden eingetheilt hat, so muß man sich desto mehr wundern, daß er, nach so vielen vorhandenen Mustern, nicht eine eigentlich synchronistische Methode, und eine glücklichere Wahl der Begebenheiten getroffen hat. In der Vorrede zieht er ohne genugsame Ueberlegung wider diejenigen Compendienschreiber los, welche den Saturnus und Astyages, die Helena und Kleopatra, in die Allg. Weltgesch. brachten, und ja sein früh den Kindern die Schandthaten heidnischer Götter und Könige erzählten. Gehören etwan die Könige Jotham, Joram, Simri, oder die Väter nach der Sündfluth, Arphachsad, Regu, Nahor, oder die Hohenpriester Jaddua, Onias I. II. III. und eine Menge solcher unbeträchtlicher Leute, mit mehrerem Rechte in diese Geschichte?

fälschte? Und warum erzählt denn der Verf. so viele Schandthaten, Brudermord, wie S. 84. 85. u. dgl. m. Auch an Richtigkeit fehlt es hin und wieder seinen Erzählungen. S. 68. sagt er, das Assyreische Reich habe zwischen Medien und Armenien gelegen, und über dreyßig Könige bis auf den Sardanapalus gehabt. Also erstreckte sich auch die große Assyrische Monarchie nicht weiter? Wie kommt es denn, daß auf der folgenden Seite sich der Statthalter von Medien gegen den letzten Assyrischen König empört, wenn sein Reich zwischen Medien und Armenien lag? Nach S. 117. sollen die Cimbern und Teutonen bey Verona geschlagen worden seyn. Aber die Teutonen fanden ihr Ende schon in Gallien, und Verona wird wohl Vercellä heißen sollen; oder hat der Verf. die neuere Muthmaaßung, nach welcher Verona gelesen wird, so ganz entschieden gefunden?

Ub.

Politisches Testament des Marquis von Pombal, oder sein letzter Unterricht an den Graf von Oeyras, seinen Sohn, aus seinen hinterlassenen Papieren gezogen. In deutscher Sprache herausgegeben von C. J. Jagemann. Leipzig, bey Beer. 1787. 91 S. in 8.

Was jedem Leser, der mit den Testaments politiques eines Richelieu, Mazarin, Alberoni, und anderer berühmter Staatsmänner, bekannt ist, beym Anblicke dieser Schrift sogleich einfallen muß, daß Pombal zu derselben nur den Namen habe hergeben müssen; das gesteht der unbekannte Verf. S. 5. ganz frey; aber doch in einem so zuversichtlichen Tone, daß wir keinen Augenblick zweifeln, es sey ein Franzose. Hr. Jagemann sagt uns vom Original gar nichts, auch nicht, in welcher Absicht er es übersetzt habe. Wir wollen also den Verf. hören. „Ich habe, schreibt er, verschiedene politische Ideen, die dem großen Staatsmanne, dem „Marquis von Pombal wirklich zugehören, und nur nach „seinem Tode bekannt gemacht werden konnten, unter dem „Titel eines Testaments, in ein Werk vereint. Der Leser „wird weise und kluge Rathschläge, einen richtigen

 „Blick

„Blick der Wahrheit, die tiefen Einsichten, und den „weit aussehenden Geist darinne finden, wodurch dieser „große Minister zum Orakel und Schrecken Portugalls ge„worden ist. Diese Merkmale sollen das Siegel seyn, wo„durch das Testament bewährt wird." Er setzt hinzu; in keinem der bisher untergeschobenen polit. Test. sey der Held nach der Natur entworfen. „Soll ich, um zu beweisen, „daß der Pombal dieses Testaments der wahre Pombal sey, „seine Briefe an den Grafen von Oeyras, und an einen „Minister am Spanischen Hofe, vorzeigen? Oder will man, „daß ich, zu meiner Rechtfertigung, die Antwortschreiben „dieser Herren bekannt mache? Man lese nur dies Testa„ment, so wird aller Zweifel und Verdacht verschwin„den!"

Es ist beynahe komisch, einen unbekannten Menschen die Minister-Maske aus seiner Fabrik so pochend ankündigen zu sehen; aber lächerlich wird es vollends, wenn man sein Machwerk genauer beleuchtet. Denn da ist fast nichts als seichtes alltägliches Geschwätze und Deklamiren über wichtige Gegenstände, worüber man die versprochenen weisen und kühnen Rathschläge, die tiefen Einsichten u. s. w. erwartete. Zuerst steht das Bild des Marquis v. P. nach seinem Fall, in 13 magern Zeilen. Darauf folgt das Dekret der Königinn von Portugal über ihn, mit vielerley Raisonnements begleitet, darunter auch armselige Zweifel gegen die Wahrheit des mörderischen Anfalls der Conföderirten auf den K. von Pohlen vorkommen. Nun erst erscheinen die Lehren des Marq. v. P. an den Gr. v. O. gezogen aus seinen Papieren, S. 20. fg. Nach einer Reihe hingeworfener Einfälle, zum Theil recht spaßhafter, (z. B. „Wenn ich meinen ersten Posten wieder erlangte, so würde ich alle politische Zeitungen verbannen, und nur Eine einführen, worinne ich dem Verfasser erlaubte, alle Thorheiten und Bübereyen der Staatsbedienten anzuzeigen;") findet man eine Menge Rubriken, ziemlich eine jede auf ein paar Seiten abgefertigt, entweder durch flüchtige Schilderungen und Raisonnements in die Luft hinein; oder durch Witzeleyen, seltsame Vorschläge, Uebertreibungen des Bekannten, u. dgl. m. Z. B. der Todt des K. Joseph I. „Mein Sohn, „das Blatt hat sich gewendet. Der König ist todt. Wer „ihm nachfolgt, wird dem Königreiche eine andere Gestalt „geben.

„geben. Die politische Regierung hat seine (ihre) Quelle im „Zufall. Alles hängt vom Leben und Todt eines Fürsten „ab.“ Welche tiefe Einsichten! — **Portugals Porträt.** „Gott schuf die Welt; hernach ruhte er. Tausend Jahre „später erschuf er Portugal. Es ist das neueste Land in Eu„ropa, und vielleicht in der ganzen Welt. Da ich ans Ru„der kam, schien es aus seinem Nichts hervorzutreten.“ — **Idee der Portugies. Regierung. Vorschläge zu ihrer Verbesserung.** Die Idee ist gewaltig kurz, und unter den Vorschlägen befindet sich: die Bergwerke zu verschließen, weil Gold die Quelle der allgemeinen Trägheit ist; America zu verlassen, welches früh oder spät Portugal vernichten werde, u. s. w. — **Porträt und Charakter der Portugiesen.** Bekannte Dinge, durch schaalen Witz aufgestützt, z. B. „Ein „Portugiese stirbt 40 oder 50 Jahre früher für sein Vater„land, ehe er begraben wird.“ — **Unveränderliche Mißbräuche in Portugal. — Portug. Staatsminister. — Finanzen — Handlung,** u. s. w. Denn wozu sollten wir alle diese nichtsbedeutende Rubriken abschreiben? Von den **Jesuiten** ist S. 66. fg. und S. 74. fg. auch etwas gesagt, daraus man nichts lernt, es müßte denn der sinnreiche Einfall seyn: „Vor einiger Zeit hatten sie einen hitzigen Streit „mit andern Mönchen über die **Prädestination.** Sie mach„ten viel Disputirens, und wußten nicht, daß sie selbst **prä„destinirt** waren, aus allen Portugies. Staaten vertrieben „zu werden.“ Das Beste haben wir zu letzt aufgehoben: „Der König von Portugal, heißt es S. 50. besitzt uner„meßene Staaten. Seine Herrschaft erstreckt sich über die „vier Theile der Welt. Die Römer haben ihre Eroberun„gen nie so weit ausgebreitet.“ Wer hätte einen solchen **weit aussehenden Geist** in einem polit. Test. eines Portug. Staatsministers erwarten sollen, das in dem engen Umfange eines Pariser Kaffeehauses geschmiedet worden seyn mag!

Ez.

Neue Welt- und Menschengeschichte. Aus dem Französischen. Der Geschichte der Griechen Vierter Theil. Alte Geschichte. Neunter Band. Münster, bey Perrenon. 1787. 2 Alph. 5 Bog. in 8.

Von

Von Griechenlands Verfall an, seit dem Peloponnesischen Kriege, und vom Zeitalter Philipps und Alexanders, bis zum Untergange von Corinth und vom Achäischen Bunde, zugleich auch über die Geschichte der Künste und Wissenschaften bey den Griechen, erstreckt sich dieser Theil. Ein fruchtbarer Zeitraum; aber besonders erwünscht für einen Schriftsteller, der, wie unser Verf., nicht bloß wahr und angenehm erzählen, sondern auch überall den witzigen Kopf, den Redner und Maler, auch wohl mit unter den Dichter, blicken lassen will. Hin und wieder giebt es recht wohl gerathene Stellen, die der Kenntniß und Beurtheilung des Verf. Ehre machen, die den Leser nicht bloß darum vergnügen, weil er sich gekützelt fühlt; sondern weil er den Zuwachs empfindet, der sein Capital von seltnen und sichern historischen Beobachtungen erhält; aber herrschender Ton bleibt doch die Begierde zu gefallen und zu glänzen.

Wenn man S. 107. fg. vom Curtius unter andern liest: „Bey dem unordentlichen von Bildern strotzenden Styl dieses Geschichtschreibers, bey dem Pomp seiner Beschreibungen, bey den Prunkvollen Declamationen seiner Reden, kömmt man in Versuchung zu glauben, daß er nichts weiter zur Absicht gehabt habe, als eine Schulamplification zu schreiben. Sein Geschmack wäre zu beklagen, wenn er sein Talent solchergestalt prostituirt hätte; und der unsrige, wenn wir glaubten, ohne ihn kein Leben Alexanders schreiben zu können" u. s. w. so sollte man kaum denken, daß dieses eben derselbe Verfasser schreibe, bey dem der historisch seyn sollende Styl so oft von Bildern strotzt, und Pomp und Prunkvolle Deklamationen etwas gar gewöhnliches sind. Auf der andern Seite hätte er, um dem Curtius mehr Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, als bloß, wie er hinzusetzt, seine fruchtbare Einbildungskraft, das dramatische Interesse, welches er seinen Personen zu geben weiß, und seine Beredtsamkeit zu bewundern, neben dem angeführten Editor in usum Delphini, noch Perizonii Curtium vindicatum lesen sollen.

Daß Alexanders Eroberung von Palästina, und seine Begebenheit mit dem Jüdischen Hohepriester, wie solches Josephus meldet, verdächtig sey, wird S. 160. fg. hauptsächlich mit den Gründen des Baron von Sainte-Croix in seiner kritischen Prüfung der Geschichtschreiber Alexanders, die

im

am J. 1772. zu Paris gekrönt wurde, gezeigt. Doch hatten schon Prideaux und andere daran gezweifelt.

Nach manchen guten, wenn gleich rednerischen Bemerkungen über Alexandern, schließt der Verf. S. 284. mit der so gedrechselten und doch noch mangelhaften Periode: „Stellte man den Alex. der Tadler und den Alex. der Bewunderer unter Einem Gesichtspunkte zusammen: so würde sich ergeben, daß dieser so sehr bewunderte und gehaßte Fürst von der Natur bestimmt war, nichts als Bewunderung zu erregen; daß aber verkehrte Erziehung an einem kriegerischen Hofe, Despotismus und Schmeicheley ihn sowohl für die Völker die er überwand, als für die Werkzeuge seiner Siege, zum Gegenstande des Hasses machten; und hat er, Troß der Ströhme von Blut, die er vergießen ließ, troß der Verkehrtheit seiner Sitten, und des verruchten Stolzes seiner Selbstvergötterung, seinen Ruhm behauptet: so muß man das dem Genie zuschreiben, mit welchem er das Gute und oft auch das Böse that; dem Umfange der Monarchie, die er stiftete, und besonders dem neuen Stoß, den er der Welt durch Erweiterung der Gränzen des menschlichen Geistes in jenem Zeitalter des Geschmacks und der Aufklärung gab, dem die Zeitalter Augusts und Ludwigs ihr Zeitalter verdanken."

Nach S. 404. darf sich keine neuere Sprache erkühnen, die Kriegslieder des Tyrtäus zu übersetzen, weil ihr grosses Verdienst in dem griechischen Rhythmus besteht. Wenn der Verf. nun einmal erfahren sollte, daß ein Deutscher diese übergroße Kühnheit sich glücklich genommen habe!

Homer kömmt S. 419. mit der Wahl seines Gegenstandes in der Iliade übel weg; „denn ein Held der nicht handelt, kann nicht der Held eines epischen Gedichts seyn." Ob man hier mehr über die Unwissenheit oder über die suffisance des Verf. lachen muß? Was über die ewigen Schlachten der Ilias, u. dgl. m. zum Theil nach Voltairen, hinzugefügt wird, ist nicht weniger lustig zu lesen.

Die Griechische Philosophie verdient es kaum, daß sich der Geschichtschreiber des Zeitalters Alexanders mit ihr beschäfftige, wie der Verf. S. 475. fg. gar einleuchtend bewiesen zu haben glaubt. Daher hat er nun auch den äußerst witzigen Einfall, S. 480. von den vorgeblichen Helden derselben nur in einem Wörterbuche zu reden; das heißt nach alphabetischer Ordnung, in der Anacharsis den

Anfang,

Anfang, und Zeno den Beschluß macht. Da sind denn auch rechte Articles de Dictionnaire daraus geworden.

Noch eine neue Entdeckung, S. 536. „Der schöne Geist durchläuft den Seneca; der Misanthrop bewundert den Epiktet; aber der Weise liest den Mark-Aurel." Ich wenigstens wußte es noch nicht, daß ich ein Misanthrop bin, und vermuthlich geht es auch manchem andern ehrlichen Manne so. Hr. Abbee de la Ville hingegen — ja der liest gewiß nur den Mark-Aurel!

Dm.

Fortsetzung der Allgemeinen Welthistorie, durch eine Gesellschaft von Gelehrten in Deutschland und England ausgearbeitet. Sechs und vierzigsten Theils dritter Band. Verfasset von Johann Friedrich le Bret. — Halle, bey Gebauer. 1787. 690 S. in 4. nebst einem Bogen Kupferstiche von den seltensten Venetianischen, Toscanischen, und Lombardischen Städte-Münzen.

Eben dieser Theil unter der Aufschrift: Historie der Neuern Zeiten, Acht und zwanzigsten Theils dritter Band.

Eben derselbe mit dem Titel: Le Bret Geschichte von Italien, u. s. w. Siebenden Theils dritter Band.

Hier erscheint endlich die längst gewünschte Vollendung der Geschichte Italiens vom Hrn. Canzler le Bret. So viele vortreffliche Werke auch die italiänischen Nationen und Staaten über ihre besondere Geschichten besitzen; so glücklich auch die allgemeine italiänische Geschichte, besonders von Muratori und Denina, bearbeitet worden ist; so hat doch gegenwärtiges Werk an Vollständigkeit des Umfangs, durchgängiger Gründlichkeit und Unpartheylichkeit seine ganz unverkennbaren Vorzüge. Daß es immer noch in einiger Entfernung von erreichbarer Vollkommenheit, und selbst von der

der zweckmäßigen Bestimmung für Deutschland stehen bleibe, kann freylich nicht geleugnet werden; wir haben es selbst bey den vorhergehenden Theilen angemerkt. Es wird aber demohngeachtet seinem Verf. nicht weniger als die Venetianische Staatsgeschichte desselben, zur bleibenden Ehre gereichen.

Man findet also hier zuerst die Fortsetzung und den Beschluß des Vierten Buchs, oder der Ital. Geschichte von Karln V. bis auf unsere Zeiten. Clemens X. macht den Anfang, und so dienen bis zum Ende die Regierungen der Päpste Statt eines Leitfadens der Geschichte; obgleich in der That dieselben in den neuern Zeiten auf die Hauptveränderungen Italiens, welche die Epochen der Abtheilungen hätten ausmachen sollen, keinen so beträchtlichen Einfluß mehr gehabt haben. Dadurch ist es denn aber auch geschehen, daß die Geschichte Italiens nach den päpstlichen Regierungen zu sehr zerstückelt worden ist; wofür man lieber die Geschichte mancher Staaten, Häuser und Staatsveränderungen im Zusammenhange von halben und ganzen Jahrhunderten gelesen haben würde. Unangenehm ist es auch in diesem Bande, daß die Quellen so sehr selten genannt werden. Die Schreibart wird man wiederum hin und wieder zu gekünstelt und unhistorisch finden, (wie gleich S. 8. „Ludwig XIV. war der wichtige Polarstern, auf welchen die ganze Welt, folglich auch Italien, aufmerksam schauete;") und der Ausrufungen etwas zu viele.

Eigentlich beschließt der Verf. seine Geschichte S. 382. schon mit dem Aachner Frieden, der in derselben Epoche macht, und überläßt nicht mit Unrecht die Schilderung der neuesten Periode den folgenden Zeiten. Doch hat er einiges über dieselbe hinzugefügt; wir gestehen aber, nicht so befriedigend, als es selbst in der Kürze hätte gerathen können. So schreibt er von Clemens XIII. „Seine fromme Seele litt unendlichen Kummer wegen der Jesuiten, welche in Portugal, Spanien, Frankreich, Neapel und Parma weggeschafft wurden. Er suchte zwar die alten Grundsätze der Curie wieder geltend zu machen; aber wer achtete darauf? Der Schritt, den er, mit der Nachtmahlsbulle bewaffnet, wider Parma that, zog desto heftigere Schriften nach sich, als man die Staatsrechte von Parma nach dem Aachner Frieden, nicht aber nach den ältern Aussprüchen der Päbste, beurtheilte. Er verlor darüber Avignon und Benevent, und

kämpfte

kämpfte sich müde bis an seinen Todt, am 2. Febr. 1769. Sein Nachfolger, der Staatskluge Ganganelli, Clemens XIV. erhielt zwar Benevent und Avignon wieder; hob aber den Jesuiterorden auf, und stiftete dadurch eine große kirchliche Revolution. Ob er die päpstliche Würde unter der Bedingung, daß er diesen Orden aufheben wolle, erhalten habe, ist vor jetzo noch nicht historisch entschieden. Er war ein Freund des katholischen Königs; starb aber 1775. eines unglücklichen Todes, über welchen die folgenden Zeiten noch ein größeres Licht verbreiten können, wenn es ihnen gelingt, jene Schandflecken der Menschheit zu brandmarken, welche einen so einfach lebenden und aufgeklärten Papst seines Lebens beraubt haben. Ihm folgte 1775. der annoch lebende Card. Braschi, jetzt Pius VI. Seine Thaten mag die Nachwelt beurtheilen. Neapel war unter dem sanften Scepter Karls ein glückliches Königreich, wo durch den Anbau des Schlosses Caserta viele Menschen beschäfftigt, und durch immer steigende Thätigkeit in der Handlung der Reichthum der Nation vermehrt wurde. Dieser von seinem Volke so zärtlich geliebte König verließ im J. 1759. seine Hauptstadt Neapel, der er so viele Beweise von Sorgfalt gegeben hatte, und bestieg den Spanischen Thron; in Neapel aber folgte ihm sein Sohn Ferdinand nach, welcher im J. 1760. die Investitur vom päpstlichen Stuhl erhielt. Die Handlung steigt noch immer, wird aber doch mehr von Ausländern befördert; der Geist der Freyheit hat sich über manche Vorurtheile erhoben, und der immerwährende Zwist, den der Minister des Königs, Marchese Tanucci, über so viele Gegenstände mit dem päpstlichen Stuhl hatte, ließ zwar unter dem Nachfolger des Tanucci einige Blößen blicken; kehrt aber allmählig wieder in die dem Reiche angemessene Verhältnisse zurück." Eben so wird auch die neueste Geschichte von Toscana, Modena, Sardinien und Venedig, zum Theil nur in einigen Zeilen, und also ziemlich flach, abgebildet.

Besser hat uns die darauf folgende Geschichte der fremden Nationen, welche in Italien bis auf den heutigen Tag feste Wohnsitze haben, S. 325. fg. gefallen. Es sind zuerst die Griechen, welche ihre eigene Religionsverfassung im Königreiche Neapel, im Kirchenstaate und im Venetianischen haben; doch findet man auch eine Anzahl derselben in Toscana, Corsica und Maltha. Die meisten der-

derselben erkennen den Papst als ihr geistliches Oberhaupt; daher ist jetzt ein Grieche aus Scio, der P. Mamachi, Magister S. Palatii. Doch giebt es auch unter ihnen, besonders im Staate von Venedig, ganze Gemeinen Nicht-Unirter. Der Verf. erörtert erstlich den Ursprung der Griechen in Italien, sodann ihren Fortgang, endlich ihren gegenwärtigen Zustand. Man wird hier viel weniger Bekanntes, auch über die kirchliche Verfassung der dortigen Griechen, antreffen; und die Quellen werden häufiger genannt, als es sonst der Verf. pflegt; der zwar auch durch seinen Aufenthalt in Italien, in den Stand gesetzt ward, manches selbst zu bezeugen. Nur sollte er nicht auch hier so oft ausrufen: „Und wie wollten die Griechen einer so kriegerischen Nation widerstehen?" (S. 390.) „Wie wollten die Griechen einer der blühendesten Mächte widerstehen?" (S. 391.) „Aber wie wollte er so etwas wagen, wenn er keine Hülfsvölker hatte?" (S. 392.) Unter vielen andern lehrreichen Nachrichten, ist auch diese merkwürdig, daß die unirten Griechen in der päpstlichen Stadt Ancona noch immer das h. Abendmahl unter beyden Gestalten genießen. (S. 524) Die Venetianischen Griechen sind unter allen von ihrer Nation in Italien die aufgeklärtesten; dort sind auch immer zwanzig Schismatiker gegen Einen Römischgesinnten Griechen (S. 525.)

Die Syrer, die man sonderlich zu Rom und Venedig, unter dem Namen der Maroniten kennt, kommen der Handlung wegen zuweilen nach Italien; haben aber im eigentlichen Verstande keinen festen Wohnsitz daselbst, folglich auch keinen öffentlichen Gottesdienst. In Rom haben sie jedoch eine eigene Kirche und das bekannte Collegium der Maroniten; hingegen ist dort ihr Gottesdienst ganz nach dem Römischen gebildet, (S. 529.) Die Armenier halten sich ebenfalls in allen Handlungsplätzen von Italien auf; haben aber nur zu Venedig einen bleibenden Wohnsitz erhalten. Lange Zeit erlaubte man ihren Gottesdienst daselbst, ohne sie vor Ketzer zu halten; erst in den neuern Zeiten prüft der Patriarch jener Hauptstadt den Armenischen Caplan, der die Sakramente austheilt. (S. 533. fg.)

Einen vorzüglichen Platz unter den Fremden, die in Italien feste Wohnsitze genießen, nehmen die Deutschen ein. Der Verf. beschreibt besonders (S. 536 fgf.) die deutschen Protestanten, die nur in Venedig, in Livorno und

und in Neapel angetroffen werden. Sehr genau und umständlich wird ihre Verfassung zu Venedig abgebildet; aber auch die Schicksale der Graubündner Reformirten in diesem Lande, (S. 547. fgk.) sind lesenswerth, und erregen von der dortigen sonst so gerühmten politischen Toleranz keinen vortheilhaften Begriff.

Türken und Juden machen den Beschluß der fremden Nationen in Italien. (S. 552. fgk.) Jene haben nur in denjenigen Staaten einen sichern Aufenthalt, die mit der Pforte Verträge geschlossen haben, wie Neapel und Venedig. Am letztern Orte werden sie, bey aller Freyheit des Handels, doch in einer gewissen häuslichen Einschränkung gehalten; und gleichwohl sind die unnatürlichen Laster daselbst, von ihnen herzuleiten; so wie auch dieses von einer Art Lustseuche, Levantina, gilt, die für den Italiäner äußerst zerstörend und fürchterlich ist. Die Juden können sich unter allen Fremden, die doch Christen sind, der meisten Freyheiten in Italien rühmen. Ihr Quartier zu Venedig, il Ghetto genannt, (von Getto, weil da, wo die Judenstadt ist, ehemals die öffentliche Stückgießerey war,) hat den Namen auch für alle übrige Judenquartiere in Italien hergegeben.

Weil nun die Mannichfaltigkeit der Fremden, die sich nach und nach in Italien niederließen, auf den gebohrnen Italiäner stark gewürkt, und die Verschiedenheit des Charakters der dortigen Nationen nicht wenig befördert hat: so, beschließt der Verf. von S. 567. an, sein Werk mit einer Mischung der Charakteristik der Einwohner. Sie ist es, was in diesem Theile die Leser besonders an sich ziehen kann; aber recht verhältnißmäßig ist sie freylich nicht gerathen. Denn theils ist es nicht bloß Charakteristik, sondern auch Statistik; theils nehmen Venedig und die Venetianer fast allein so viel Platz ein, (S. 571 — 620.) als alle übrige Italiänische Staaten und Nationen; worunter doch Neapolis, das zuletzt folgen sollte, gänzlich fehlt, weil schon in der Geschichte desselben vieles hieher gehörige erörtert worden ist. So findet man auch schon S. 297. fg. die Staatsverfassung von Genua kurz gezeichnet. Man sieht wohl, daß der Verf. Venedig am besten kennt, und das Gemälde davon ist sehr unterrichtend. Meiland ist S. 620. nur ohngefähr auf einer halben Seite abgefertigt; der Verf. findet den

Mei-

Meiländer würdig, Josephs Scepter zu fühlen. In den Staaten des Königs von Sardinien (S. 620—622. rühmt der Verf. auch eine vortreffliche Einrichtung. Die Savoyarden sind nicht so fein in ihren Ränken, wie die Piemonteser; aber sie sind desto getreuer und zuverläßiger; und da ihnen die Erwerbung ihres Unterhalts weit saurer wird, als den Piemontesern, so wissen sie sich in ihre Lage gelassen zu schicken. Parma war weit glücklicher, und mächtiger, da es mit dem Meiländischen Staate vereinigt war, als jetzt bey dem besten Willen des Infanten. Mehr Gefühl des Schönen liegt im Charakter der Parmesaner, als der übrigen Lombarden. Placenz ist die schönste Stadt in der Lombardie, und ein ewiges Denkmal des alles verschönernden Farnesischen Geschmacks. (S. 622. fg.) Welch ein Contrast aber in der Aufklärung, wenn man nun nach Genua kömmt! Hier bedeutet, wie ein Gelehrter von Genua selbst sagte, ein Koch mehr, als hundert Philosophen. Im Charakter des Genuesers liegt vielleicht unter allen Italiänern der größte Grad von Thätigkeit und Betriebsamkeit; aber auch der schändlichste Eigennutz, die verschmitzteste Ruchsucht, die listigste Nachstellung, Geringschätzung des Menschenlebens, das er seinen Leidenschaften, so oft sie gereizt werden, ohne Rücksicht aufopfert; so daß nicht leicht eine Woche vergeht, wo man nicht unglückliche Schlachtopfer der Mordsucht auf den Straßen findet. (S. 623. fg.) Weit glücklicher, aufgeklärter und tugendhafter sind die Einwohner des kleinen Freystaats Lucca. (S. 635.) Die Pisaner zeichnen sich vor andern Toskanern durch Gelehrsamkeit, Aufklärung überhaupt, freyere Denkungsart, sonderbare Begriffe von Ehre und Schande, aus. Doch ist Florenz der Hauptsitz der Toskanischen Aufklärung; nicht leicht enthält eine Stadt in Italien einen so vorzüglichen Vorrath von gelehrten Untersuchungen, als diese; der größte Ruhm aber derselben besteht in seinem Regenten. Von Modena (S. 648.) sagt der Verf. zwar nicht viel; rückt aber auf 24 Seiten das Leben des dortigen berühmten Bibliothekars Muratori ein. Nun steht es wohl hier nicht ganz an seinem rechten Platze; doch hat er allerdings viel Licht in Italien überhaupt verbreitet. Wir merken nur bey S. 653. an, daß Bachiarius kein Schriftsteller des dritten, sondern des fünften Jahrhunderts sey. Endlich kömmt man S. 674. mit dem Verf. in den Kirchenstaat. Das meiste betrifft hier Merk-

würdigkeiten von Rom; die Römer werden nicht zum vortheilhaftesten abgeschildert. Unter andern wird es einer ihrer Charakterzüge genannt, daß sie unglaubliche Unfläterenen treiben können, die man in keiner guten Polizey dulden würde, und dem gemeinen Volke daselbst wird etwas Barbarisches zugeschrieben.

Dm.

Skizzen aus dem Charakter und Handlungen Joseph des Zweyten, itztregierenden Kaisers der Deutschen. Als Beyträge zu einer einstigen vollständigern Lebens- und Regierungsgeschichte dieses Monarchen. Fünfte Sammlung. Von Adam Friedrich Geisler, den Jüngern. Halle, bey Hendel. 1786. 17 Bog. 8.

Enthält, nach der bekannten Weise des Sammlers, viel Wahres, Halbwahres und Falsches, was der Kaiser im J. 1784 gethan und geredet hat, und haben soll. Voraus gehen Betrachtungen über die Revolutionen und Unterhandlungen des Jahres 1783.

Of.

Geographisches und historisches Handbuch der Länder- Völker- und Staatenkunde. In beständiger Rücksicht auf physikalische Beschaffenheit, Produkte, Industrie, Aufklärung, Politik und Menschengeschichte, als ein Lehrbuch und Lesebuch für alle Stände, von G. P. H. Norrmann, Subrector und Realdocent an den beyden öbern Klassen des Hamburgischen Johanneum. Ersten Bandes vierte und fünfte Abtheilung. Hamburg, bey Hoffmann, 1787. mit fortlaufenden Seitenzahlen von 1501. bis 3168. gr. 8.

Wir

Wir haben die drey ersten Abtheilungen dieses schönen und mit ungemeinem Fleiße ausgearbeiteten Werks im 75sten Bande S. 195. ff. mit verdientem Ruhme angezeigt. Eben dieser gebührt auch dieser vierten und fünften Abtheilung mit vorzüglichem Rechte. Sie beschließen die Beschreibung von Deutschland. Die vierte Abtheilung begreift: VIII. **Die Länder des Kurhauses Braunschweig Lüneburg.** Sehr richtig bemerkt der Verf. daß man fast keine Geschichte eines Deutschen Hauses für die ältern Zeiten so vortrefflich bearbeitet, und dagegen für die neuere so sehr verwahrloset finde, als die Geschichte des Br. Lün. Hauses. Das Harzgebirge wird nach Trebra beschrieben. Der Ertrag der sämmtlichen Mineralien, welche der Harz itzt liefert, wird jährlich auf 1,200,000 Rthr. im Durchschnitt gerechnet, wovon aber über die Hälfte für die Unkosten wieder abgezogen werden muß. Der Gewinn an Silber wird jährlich ungefähr auf 66 bis 70,000 Mark gerechnet. Wenn der Verf. das Postwesen in diesen Ländern lobt: so müssen wir ihm widersprechen; denn eigene ganz neuerlich gemachte unangenehme Erfahrung hat uns gelehrt, daß daran noch ungemein Vieles zu verbessern ist. Die Wagen sind im höchsten Grade abscheulich, und die Postknechte im höchsten Grade unverschämt und langsam: so daß man in andern Ländern, welche keine so trefflichen Wege haben, doch ungleich schneller befördert wird, und den Grobheiten und unverschämten Forderungen der Postknechte weit weniger ausgesetzt ist, als in den Kurbraunschweiglüneburgischen Ländern. — Wahr ist es, was der Verf. über die Größe des Landes und die Anzahl der Einwohner jeder Provinz sagt: „Zwar ist für den Landesherrn „und die Regierung alles auf das genaueste vermessen, aufgenommen und beschrieben; aber von dem Detail nichts bekannt gemacht oder ins Publikum gekommen:“ indessen hoffen wir von der Aufklärung der Kurbraunschweigischen Regierung, daß er unrecht prophezeyet haben wird, wenn er hinzusetzt: „auch sind schlechterdings keine öffentliche, ins „Einzelne irgend einer Sache gehende Nachrichten zu erwarten.“ Denn wir hoffen, daß die Preßfreyheit anderer Länder auch dort bald Sitte werden wird. Daß sie es itzt noch nicht ist, darüber klagt der Verf. auch am Schlusse der 5ten Abtheilung in der Quellenanzeige, und Rec. hat darüber ähnliche Erfahrungen gemacht. Die Summe der Einwohner

berechnet der Verf. nach wahrscheinlichen Gründen, auf 1,100,000; darnach kämen im Durchschnitt 1571 auf eine Quadratmeile. Bey der Aufzählung der großen Schwierigkeiten, welche der Erweckung eines größern und allgemeinern Nahrungsfleißes im Wege stehen, sagt der Verf. endlich ohngefähr: „Indeß liegt doch der Hauptfehler zum Theil mit „darin, daß der Landesherr abwesend ist; folglich alle im „[illegible] der Einwohner anderer Gegen„den von dem Fürsten unmittelbar durch sein persönliches „[illegible] und Zureden, und durch seine eigene „[illegible] werden, die mehr wirkt, als alle Pro„jecte und Verordnungen. [illegible] zur Landesadmi„nistration [illegible] immerhin die beste in ihrer „Art seyn, so kann aber der Abwesenheit des Landesherrn, un„[illegible] der Stelle [illegible] und für das Wohl „seiner Unterthanen [illegible] nicht [illegible]) „[illegible] niemals ganz ersetzen, auch nur es dahin bringen, „daß der Unterthan [illegible] nur zu oft vermissen sollte." Freylich [illegible] nur zu weit und starke Hindernisse hier [illegible] allein persönliche Gegenwart eines thätigen und [illegible] Regenten abhelfen könnte. Der sämmtlichen Einkünfte werden mit [illegible] und [illegible], auf 3 Mill. Rthlr. gerechnet. [illegible] und mehr ist auch [illegible] Urtheil. „Der Adel ist ungemein zahlreich; könnte aber in „manchen Gegenden unendlich mehr zur Aufmunterung der Auf„klärung, der Industrie u. s. f. theils durch eigenes Beyspiel, „theils durch unmittelbare Unterstützung und Theilnehmung „beytragen, als gewöhnlich geschieht." Aus der Beschreibung der einzelnen Provinzen wollen wir nur etwas Weniges bemerken. Das Sammeln und der Verkauf der sogenannten Heidelbeeren beschäftigt im Lüneburgischen eine große Menge Menschen, und bringt dem Lande wenigstens 7 bis [illegible]000 Rthlr ein. Das Salz, welches aus Lüneburg in fremde Länder geht, wird zu 2,000 Last angeschlagen; und [illegible] der von hier in die Fremde geht, werden 10 bis [illegible] Last gerechnet. Die Landleute im Lande Hadeln sind [illegible] wohlhabend, besitzen zum Theil Höfe, deren Werth [illegible] 70,000 Mark Hamb. steigt, und haben oft ein [illegible] 100 bis 300,000 Mark Hamb. Der Hanfsaamen zieht jährlich 40 bis 48,000 Rthlr. in [illegible]

Hierauf

Hierauf folgen die **Länder der Altweltfürstlichen Häuser**, und unter diesen I. **die Länder des Herzogl. Braunschw. Wolfenb. Hauses.** Die Speditionen in Braunschweig bringen der Regierung jährlich 200,000 Rthlr. ein. II. **Länder der Herzoge zu Sachsen.** Mit Vergnügen liest man hier folgendes Urtheil, welches der Wahrheit gemäß ist: „In den meisten dieser Häuser herrscht itzt „eine musterhafte Wirthschaft, große Sorgfalt für den Wohl„stand des Landes, vortreffliche Verwaltung der Gerechtigkeit „und Polizey, Liebe zu Wissenschaften und Aufklärung, Edel„muth und Duldungsgeist. Die Fürstenthümer Weimar, „Eisenach, Gotha und Altenburg gehören zu den schönsten „Provinzen, ihre Einwohner zu den glücklichsten, gebildet„sten und fleißigsten, ihre Fürsten zu den edelsten Menschen „und besten Regenten in Deutschland.“ Die Ausfuhr aus dem Fürst. Gotha wird zu 214,800, und die Einfuhr zu 297,200 Rthlr. angeschlagen. Dabey sind aber die Vortheile des Landes vom Transithandel, Frachtfuhren u. a. nicht mit in Anschlag gebracht. Die Größe wird auf 22 bis 23 Quadratmeilen, und die Bevölkerung auf 80.000 geschätzt: folglich enthielte jede Quadratmeile 3478 Menschen. Der Gothaische Antheil am F. Altenburg wird zu 25 Quadratmeilen, und die Bevölkerung auf 85,000 Einwohner gerechnet: es kämen also 3,400 Menschen auf jede Quadratmeile. III. **Länder des Fürstl. Hauses Anhalt.** Das Land des Fürsten von Dessau enthält ungefähr 34,000 Einwohner; indessen scheint der Ackerbau und die Bevölkerung durch Waldungen und Wild noch sehr gehindert zu werden. Die meisten Wälder, besonders an der Elbe, nehmen die schönsten Auen ein, worauf eine ganz vortreffliche Viehzucht gehalten werden könnte. Man schätzt die Einkünfte des Fürsten von den wilden Schweinen allein auf 6,000 Rthlr. Wir bemerken hier S. 1857 f. einen großen Widerspruch, an dem aber vermuthlich ein Druckfehler Schuld ist. Auf der ersten Seite heißt es nämlich: die Einkünfte des F. betragen über 300,000 Rthlr. und auf der folgenden: sie möchten an 200,000 ausmachen. Das letztere ist unstreitig unrichtig. Wünschen möchte man freylich, daß es auch unrichtig wäre, was S. 1868 f. von Zerbst gesagt wird: „Der Bauer darf das Wild „nicht erlegen, und wegen der Hut- und Triftgerechtigkeit „seine Felder auch nicht einzäunen, daher in den Wäldern „oft 20 bis 50 Hirsche ruhig im Waizen und Rocken weiden. —

„Die Amtleute haben ein Monopol über den Tobackshan. —
„Der Bauerstand ist arm, elend, und Nahrungslos, und
„hat schwere Abgaben. Er litt, so wie der Unterthan über-
„haupt, lange dadurch ungemein, daß der Landesfürst sich
„fast beständig auswärts aufhielt, und fast der ganze reine
„Ertrag der Landeseinkünfte jährlich der innern Circulation
„entzogen ward, überdem auch die Beamten willkührlich ver-
„fuhren, und das Beste des Landes überhaupt verwahrlosen."
IV. **Das Herzogthum Holstein, nebst der Grafschaft Ranzau, der Herrschaft Pinneberg und der Stadt Altona.** Die Bevölkerung desselben könnte weit stärker seyn, als sie wirklich ist. Wir wünschten, daß es wahr seyn möchte, was der Verf. versichert, daß die Landwirthschaft hier fast durchgehends mit großer Sorgfalt, Ueberlegung, und selbst von dem größten Theile des Adels als Lieblingsstudium getrieben würde. Aber wir wissen von guter Hand, und zum Theil aus eigener Betrachtung, daß sich dieß nicht so verhält. Die Landwirthschaft wird hier fast durchgehends nach alter hergebrachter Sitte getrieben, welche freylich wohl besser, als in manchen andern Ländern ist, aber doch große Verbesserungen litte. An diese aber wird im Ganzen gar nicht gedacht, und der reiche Adel, und die übrigen großen Gutsbesitzer, welche diese Verbesserungen bewirken sollten, thun es nicht, und können es nicht thun, da sie an den Vorurtheilen des Alten mit der größten Anhänglichkeit kleben, und der bey weitem größte Theil nichts weniger, als ein Lieblingsstudium, aus der Landwirthschaft macht, ja kaum einmal glaubt, daß es wirklich ein solches Studium geben könnte. Neue Verbesserungen in der Landwirthschaft werden daher hier mehr, als irgendwo, verlacht, woran hauptsächlich Erziehung Schuld ist. Eben so hätte der Verf. S. 1887. nicht schreiben sollen, daß man hier ehemals ohne alle Forstwirthschaft verfuhr, sondern daß dieß noch itzt, die Königlichen Forsten ausgenommen, der Fall sey. Auch hätte es billig S. 1892. statt: die Schulanstalten im Lande sind sehr gut, heißen müssen: sind höchst mittelmäßig, wo nicht schlecht. Die Einkünfte von dem Kalkberge zu Segeberg werden zu 7,000 Rthlr. angegeben. Altona hat 3,120 Häuser und 20,000 Einwohner. Aus dem Amte Segeberg gehen viele Holzkohlen über Elmshorn nach Holland, deren Werth man auf 4,000 Rthlr. rechnen kann. V. **Länder des herzoglichen Hauses Meklenburg.** Die Einkünfte des H. von M. Schwe-

Schwerin werden auf 600,000, und die Einkünfte des H. von M. Strelitz auf 350,000 Rthlr. geschätzt. Von Getreide aller Art wird jährlich im Durchschnitt für ungefähr 1,700,000 Rthlr., an Butter über 250,000, an Wolle und Taback über 100,000, u. an Holz über 50,000 Rthr. ausgeführt. Ehemals liefen in den Hafen zu Rostock kaum 300 Schiffe ein; schon während des letzten Seekrieges nahm aber die Handlung daselbst ungemein zu, und itzt ist sie über das Doppelte gestiegen. Die ganze Ausfuhr beträgt itzt über 2 Millionen Rthlr. Die Stadt hat itzt schon 150 eigene Schiffe, erweitert ihren Handel immer mehr, und treibt schon eine weit stärkere Schiffarth und größere Handlung, als alle Schwedischpommersche Häfen zusammengenommen. Wir möchten doch wissen, welche Gründe den Verf. zu der sonderbaren und gewiß ungegründeten Behauptung bewogen hätten, daß der Landmann in M. gänzliche Aufhebung der Leibeigenschaft nicht ertragen würde. VI. **Der K. Schwedische Antheil am Herzogthum Pommern.** Die Größe desselben, die Insel Rügen mit eingeschlossen, beträgt 70¼ Quadratmeilen. Man kann im Durchschnitt 9 bis 10,000 schwere Last Getreide rechnen, welche ausgeführt werden. Unerachtet aller fast unsäglichen Hülfsquellen und Güter, die das Land hat, ist es doch nichts weniger, als blühend: es ist arm an Geld, Menschen und nützlichen Einrichtungen. 1785. waren darin 104,748 Menschen. Von den Bewohnern des platten Landes sind beynahe ⅔ leibeigen, die ein völliges Eigenthum ihrer Grundherrschaft sind, und vertauscht, verpfändet, verkauft, und versetzt werden können, wie es dieser beliebt. VII. **Länder des F. Hauses Hessen.** Nach dem Wohlstande der Einwohner zu rechnen, gehören die Casselschen Länder nicht unter die ersten in Deutschland. Im Durchschnitt werden 1769 Menschen auf eine Quadratmeile gerechnet. Für den Holzanbau wird ungemein gesorgt. Der Verkauf der Schmelztiegel zu Großallmerode soll jährlich 60,000 Rthlr. einbringen, wovon ein Kaufmann, als Verleger, 6,000 Rthlr. reinen Gewinn haben soll. Das Salzwerk zu Allendorf bringt der herrschaftlichen Casse jährlich 30,000 Rthr. reinen Gewinn. Die Grafschaft Ritberg, welche unter Casselscher Landeshoheit steht, soll ihrem Besitzer jährlich 28,000 Rthlr. eintragen. VIII. **Länder des herzoglichen Hauses Würtemberg.** Der Verf. hält es für wahrscheinlich, daß sich die Einkünfte auf 2 Millionen Gl.

belaufen. Die Wege sind überall vortrefflich, und es reißt sich in allem Betrachte hier mit Vergnügen. Müßte das schöne Land nicht in Ansehung des Salzes von Ausländern abhängen: so könnte es in allen nothwendigen Bedürfnissen seine Nachbarn entbehren. Die Bevölkerung zeichnet sich vor vielen andern Ländern ungemein aus, und die schnelle Zunahme derselben beweist die Güte derselben, besonders wenn man bedenkt, daß nach Ungarn, Siebenbürgen, Gallizien und Lodomirien, so wie auch nach Westpreußen, so viele Menschen ausgewandert sind. 1755. zählte man 478,941 Einwohner, und 1762. waren deren 473,426 vorhanden. Diese sind seit der Zeit beständig gewachsen; so daß sie sich 1782. bis auf 565,793 vermehrt hatten. Das freye Abzugsrecht, welches die Gesetze billig in keinem Lande verweigern sollten, ist eine der vorzüglichsten Freyheiten gebohrner Würtemberger, welches ihnen durch öffentliche Verträge gesichert ist. Von Mömpelgard hat Würtemberg bisher wenig mehr Nutzen gezogen, als die Ehre es zu besitzen. IX. **Länder des Markgrafen von Baaden.** Der Flächeninhalt dieser schönen Länder wird ungefähr auf 60 Meilen geschätzt. Sie geben einen überzeugenden Beweiß, wie Provinzen, welche ganz verheert, verarmt, und mit den drückendsten Schulden belastet sind, durch eine weise und gütige Regierung und Staatshaushaltung wieder in Wohlstand gebracht werden können, und was ein weiser und edler Fürst, wie Carl Friederich in aller Absicht ist, vermag. X. **Länder des Fürstlichen Hauses Nassau.** Die Einkünfte von Nassau Oranien oder Diez sind so mäßig, wie man sie fast nirgends findet. Dennoch werden alle Bediente hinreichend besoldet. Nirgends spart der Fürst in Ansehung des nöthigen Unterhalts; alles zeigt vielmehr einen fürstlichen Glanz, und einen wohlhabenden Staat, wo weder Despotismus, überspannte Auflagen, Monopolien, noch Ungerechtigkeiten die Unterthanen drücken. Von Auflagen weiß man wenig, von Accise gar nichts, daher überall Fabriken und Manufakturen blühen. Dies Land ist vielleicht das einzige in Deutschland, das auf einen solchen Fuß behandelt wird. Die Länder der Linie Nassau Saarbrück Weilburg tragen über 100,000 Rthlr. jährliche Einkünfte. Die Länder der Linie Nassau Saarbrück Usingen sollen auf 120 bis 130,000 Gl. betragen. Diese Gegenden sind indessen noch nicht so bevölkert und angebauet, als sie es seyn könnten; man ist aber eifrig mit den

Ver-

Verbesserungen beschäfftigt, und bringt den Landbau und das Gewerbe sehr in Aufnahme.

Die fünfte und letzte Abtheilung dieses Bandes enthält die Beschreibung der übrigen Deutschen Reichsländer nach Ordnung der zehn Kreise. Hier wird nun zugleich die besondere Einrichtung eines jeden Kreises zuförderst erzählt, und auf die Länder desselben, welche schon in den vorigen Abtheilungen beschrieben sind, zurückgewiesen. Eine sehr gute Einrichtung, besonders für Anfänger. Die übrigen Länder aber werden auf dieselbe Weise, wie die vorigen, beschrieben. Hievon wollen wir noch verschiedenes Merkwürdige ausheben: Der Flächeninhalt des Hochstifts Würzburg beträgt kaum 90 Quadratmeilen; und die Einkünfte werden auf 1 Million Gulden geschätzt. Die Viehhändler im Fürstenthum Hohenlohe tragen in manchen Jahren gegen 500,000 Rthlr. aus Paris, Strasburg und dem Elsaß baar mit sich weg. Die jährlichen Einkünfte dieses Fürstenthums rechnet man auf 380,000 Gl. In Absicht der Aufklärung scheint dies Land noch sehr zurückzubleiben. Die jährliche Ausfuhr von Holz aus der Grafschaft Wertheim beträgt gewiß 150 bis 200,000 Gl. Das Gebiet der Reichsstadt Nürnberg wird auf 25 Quadratmeilen, und die Einwohner desselben auf 35,000 geschätzt. Das Gebiet der Stadt Rothenburg enthält an 6 Quadratmeilen. Der Werth des Salzes, welches Baiern von Salzburg jährlich übernehmen muß, beläuft sich auf ungefähr 220,000 Gl. und was im Lande selbst und durch einen unbeträchtlichen Schleichhandel in die Oesterreichischen Länder abgesetzt wird, beträgt so viel, daß der Werth der ganzen Ausbeute auf ungefähr 350,000 Gl. geschätzt werden kann, wovon beynahe 200,000 Gl. reiner Gewinn seyn mögen. Die Zahl der Einwohner des ganzen Erzstifts wird über 300,000 geschätzt. Die Einkünfte des Bischofs von Freysingen werden auf 130,000 Gl. die Einkünfte des Bischofs von Passau auf 220,000 Gl.; und die Einkünfte der gefürsteten Propstey Berchtesgaden auf 70,000 Gl. gerechnet. Beyde regierende Häuser von Hohenzollern haben zusammen ungefähr 70,000 Gl. Einkünfte, und die Einwohner des ganzen Fürstenthums sollen nicht über 12,000 betragen. Die sämmtlichen Länder des Bischofs von Basel sollen 60,000 Einwohner enthalten, und seine Einkünfte 3 bis 400,000 Livres betragen. Fulda wird, nach

Voigt, zu 50 Quadratmeilen und 80,000 Menschen ange- schlagen, und die Einkünfte des Bischofs zu 350,000 Rhein. Gl. gerechnet. Die Grafschaft Waldeck enthält ungefähr 34 Quadratmeilen, und die Zahl der Einwohner beträgt 72,500. Die Auflagen der Bürgerschaft in der Reichsstadt Worms sind sehr mäßig, und die Einkünfte derselben betragen jährlich keine 30,000 Gl. daher man sich wundern muß, wie davon noch alles so gut unterhalten wird, und jährlich dabey zur Abtragung alter Schulden gewisse Summen abbezahlt werden. Dies dient zum Beweise, daß die Regierung in guten Händen seyn muß. Die Zahl der Einwohner mit den Juden, beträgt nur 6,000. In der Reichsstadt Speyer sind deren wohl nicht über 5,000. In Frankfurt am Mayn werden nahe an 40,000 Einwohner mit Wahrscheinlichkeit gerechnet, und in den Dörfern, welche dazu gehören, 5,200. Die jährlichen Einkünfte dieser Stadt sollen noch itzt ungefähr 500,000 Gl. betragen. Die Stadt bezahlt, ihrer Schulden unerachtet, nur 3 pro Cent Zinsen. Handel und Wohlstand steigen hier, und man sieht überall Beweise eines großen Reichthums. Die Deiche und Dämme an den See- und Wasserküsten im Herzogth. Oldenburg sind in einer Strecke von 30,314 Ruthen fortgeführt; ihre erste Anlage kostete über 900,000 Rthlr. und die jährliche Unterhaltung und Ausbesserung erfordert noch immer große Summen. Das ganze Land hält 45½ Quadratmeilen, und die Bevölkerung beträgt itzt gewiß 90,000 Menschen. Die Einkünfte sind itzt gewiß auf 300,000 Rthlr. anzusetzen. Der Weserzoll zu Elsfleth bringt wenigstens 35,000 Rthlr. oft trägt er über 40,000. Die Grafschaft Lippe wird auf 35 Quadratmeilen geschätzt. Die Reichsstadt Cölln soll 50,000 Einwohner haben, wozu noch 2,500 Geistliche von beyderley Geschlecht kommen. Zu den ganz besondern Einkünften gehört das Einkommen der Reichsstadt Aachen von den Spieltischen, welche der Rath einer Gesellschaft ausschließlich auf 15 Jahre für 60,000 Rthlr. verpachtet hat. Die Einkünfte des Bischofs von Lübeck werden auf 16,000 Rthlr. geschätzt. Daß der Dompropst 5,000 Rthlr. Einkünfte habe, ist gewiß irrig. Vielleicht ist es ein Druckfehler, und es soll 500 heißen, welches wohl richtig seyn möchte. Bey Beschreibung der Reichsstadt Lübeck giebt der Verf. zugleich eine kurze wohl gefaßte Geschichte des Hanseatischen Bundes. In neuern Zeiten hat sich die Lübeckische Handlung in ziemlich gleichen Umständen erhal-

erhalten, ohne merkliche Revolutionen zu leiden. Aber das itzige Gewerbe ist nicht mit dem ehemaligen lebhaften u ausgebreiteten Verkehr, so wie auch nicht mit dem Gewerbe Hamburgs zu vergleichen. Die meisten und einträglichsten Geschäffte veranlassen die Speditionen von Hamburg nach der Ostsee und zurück. Die große Menge Ostseeischer Produkte, welche beständig nach Hamburg zu Lande geht, und die Güter, welche Hamburg dagegen zu Lande über Lübeck wieder nach der Ostsee versendet, werden jährlich im Durchschnitt an Gewicht mit höchster Wahrscheinlichkeit auf 20,000 Commerzlast gerechnet. Die Kosten der Landfracht sind hier äußerst niedrig, und der Transport auf der Axe kostet gewiß nirgends in Europa so wenig, als zwischen diesen beyden Städten. Die meisten Fuhren geschehen von Lauenburgischen Landleuten, und bringen, sehr niedrig gerechnet, jährlich gewiß 200,000 Rthlr. ein. Lübeck selbst gewinnt durch die weitere Versendung dieser Güter jährlich große Summen. Die Zölle, welche davon in der Stadt bezahlt werden, sind als Transitozölle sehr hoch, und werden im Durchschnitt auf 1½ pro Cent gerechnet. Da man aber bey Hebung derselben nicht streng verfährt, so veranlaßt das beträchtliche Vortheile für den Spediteur, der das nicht Angegebene doch dem Ausländer berechnet; und die Speditionen werden ihm dadurch zu weit bequemern, sicherern und vortheilhaftern Geschäfften, als dem Hamburger die Commissionen, bey welchen man immer einen mislichen Risiko läuft. Dies ist zum Theil die Ursache, warum die meisten Häuser sich mit jenen Geschäfften begnügen, und dabey ein großes Vermögen erwerben, den unendlich mislichern Zwischen- und Commissionshandel aber aufgeben. Durch den Stecknitzcanal und die Dekwenau könnte eine leichte und vortreffliche Verbindung der Ostsee mit der Elbe, folglich mit der Nordsee, zu Stande gebracht, und dadurch ein großer Theil des Ostseeischen Handels hieher geleitet werden, wodurch Lübeck ungemein gewinnen würde. Selbst der König von England und die Regierung zu Hannover will dieses unterstützen, und hat auch schon von dem Hauptmann Hogrewe einen Plan und Anschlag machen lassen; aber es ist deshalb mit Lübeck noch nicht zu Unterhandlungen gekommen, und diese Stadt hat auch bisher, wie es scheint, darauf noch nicht geachtet. Der Zwischen- und Commissionshandel wird in L. nicht mit großem Glücke getrieben, weil zum Theil der alte wahre Handlungsgeist sehr verschw-

und in Neapel angetroffen werden. Sehr genau und umständlich wird ihre Verfassung zu Venedig abgebildet; aber auch die Schicksale der Graubündner Reformirten in diesem Lande, (S. 547. fgl.) sind lesenswerth, und erregen von der dortigen sonst so gerühmten politischen Toleranz keinen vortheilhaften Begriff.

Türken und Juden machen den Beschluß der fremden Nationen in Italien. (S. 552. fgl.) Jene haben nur in denjenigen Staaten einen sichern Aufenthalt, die mit der Pforte Verträge geschlossen haben, wie Neapel und Venedig. Am letztern Orte werden sie, bey aller Freyheit des Handels, doch in einer gewissen häuslichen Einschränkung gehalten; und gleichwohl sind die unnatürlichen Laster daselbst, von ihnen herzuleiten; so wie auch dieses von einer Art Lustseuche, Levantina, gilt, die für den Italiäner äußerst zerstörend und fürchterlich ist. Die Juden können sich unter allen Fremden, die doch Christen sind, der meisten Freyheiten in Italien rühmen. Ihr Quartier zu Venedig, il Ghetto genannt; (von Getto, weil da, wo die Judenstadt ist, ehemals die öffentliche Stückgießerey war,) hat den Namen auch für alle übrige Judenquartiere in Italien hergegeben.

Weil nun die Mannichfaltigkeit der Fremden, die sich nach und nach in Italien niederließen, auf den gebohrnen Italiäner stark gewürkt, und die Verschiedenheit des Charakters der dortigen Nationen nicht wenig befördert hat: so beschließt der Verf. von S. 567. an, sein Werk mit einer Mischung der Charakteristik der Einwohner. Sie ist es, was in diesem Theile die Leser besonders an sich ziehen kann; aber recht verhältnißmäßig ist sie freylich nicht gerathen. Denn theils ist es nicht bloß Charakteristik, sondern auch Statistik; theils nehmen Venedig und die Venetianer fast allein so viel Platz ein, (S. 571 — 620.) als alle übrige Italiänische Staaten und Nationen; worunter doch Neapolis, das zuletzt folgen sollte, gänzlich fehlt, weil schon in der Geschichte desselben vieles hieher gehörige erörtert worden ist. So findet man auch schon S. 297. fg. die Staatsverfassung von Genua kurz gezeichnet. Man sieht wohl, daß der Verf. Venedig am besten kennt, und das Gemälde davon ist sehr unterrichtend. Meiland ist S. 620. nur ohngefähr auf einer halben Seite abgefertigt; der Verf. findet den

Mei-

Meiländer würdig, Josephs Scepter zu fühlen. In
den Staaten des Königs von Sardinien (S. 620—622.
rühmt der Verf. auch eine vortreffliche Einrichtung. Die
Savoyarden sind nicht so fein in ihren Ränken, wie die
Piemonteser; aber sie sind desto getreuer und zuverlässiger;
und da ihnen die Erwerbung ihres Unterhalts weit saurer
wird, als den Piemontesern, so wissen sie sich in ihre Lage
gelassen zu schicken. Parma war weit glücklicher, und mäch-
tiger, da es mit dem Meiländischen Staate vereinigt war,
als jetzt bey dem besten Willen des Infanten. Mehr Gefühl
des Schönen liegt im Charakter der Parmesaner, als der
übrigen Lombarden. Placenz ist die schönste Stadt in der
Lombardie, und ein ewiges Denkmal des alles verschönernden
Farnesischen Geschmacks. (S. 622. fg.) Welch ein Con-
trast aber in der Aufklärung, wenn man nun nach Genua
kömmt! Hier bedeutet, wie ein Gelehrter von Genua selbst
sagte, ein Koch mehr, als hundert Philosophen. Im Cha-
rakter des Gennesers liegt vielleicht unter allen Italiänern
der größte Grad von Thätigkeit und Betriebsamkeit; aber
auch der schändlichste Eigennutz, die verschmitzteste Raubsucht,
die listigste Nachstellung, Geringschätzung des Menschenle-
bens, das er seinen Leidenschaften, so oft sie gereizt werden,
ohne Rücksicht aufopfert; so daß nicht leicht eine Woche ver-
geht, wo man nicht unglückliche Schlachtopfer der Mord-
sucht auf den Straßen findet. (S. 623. fg.) Weit glückli-
cher, aufgeklärter und tugendhafter sind die Einwohner des
kleinen Freystaats Lucca. (S. 635.) Die Pisaner zeich-
nen sich vor andern Toskanern durch Gelehrsamkeit, Auf-
klärung überhaupt, freyere Denkungsart, sonderbare Be-
griffe von Ehre und Schande, aus. Doch ist Florenz der
Hauptsitz der Toskanischen Aufklärung: nicht leicht enthält
eine Stadt in Italien einen so vorzüglichen Vorrath von ge-
lehrten Untersuchungen, als diese; der größte Ruhm aber
derselben besteht in seinem Regenten. Von Modena (S.
648.) sagt der Verf. zwar nicht viel; rückt aber auf 24 Sei-
ten das Leben des dortigen berühmten Bibliothekars Mura-
tori ein. Nun steht es wohl hier nicht ganz an seinem rechten
Platze; doch hat er allerdings viel Licht in Italien überhaupt
verbreitet. Wir merken nur bey S. 653. an, daß Bachia-
rius kein Schriftsteller des dritten, sondern des fünften
Jahrhunderts sey. Endlich kömmt man S. 674. mit dem
Verf. in den Kirchenstaat. Das meiste betrifft hier Merk-

würdigkeiten von Rom; die Römer werden nicht zum vortheilhaftesten abgeschildert. Unter andern wird es einer ihrer Charakterzüge genannt, daß sie unglaubliche Unfläterenen treiben können, die man in keiner guten Polizey dulden würde, und dem gemeinen Volke daselbst wird etwas Barbarisches zugeschrieben.

Dm.

Skizzen aus dem Charakter und Handlungen Josephs des Zweyten, itztregierenden Kaisers der Deutschen. Als Beyträge zu einer einstigen vollständigern Lebens- und Regierungsgeschichte dieses Monarchen. Fünfte Sammlung. Von Adam Friedrich Geisler, den Jüngern. Halle, bey Hendel. 1786. 17 Bog. 8.

Enthält, nach der bekannten Weise des Sammlers, viel Wahres, Halbwahres und Falsches, was der Kaiser im J. 1784 gethan und geredet hat, und haben soll. Voraus gehen Betrachtungen über die Revolutionen und Unterhandlungen des Jahres 1785.

Of.

Geographisches und historisches Handbuch der Länder- Völker- und Staatenkunde. In beständiger Rücksicht auf physikalische Beschaffenheit, Produkte, Industrie, Aufklärung, Politik und Menschengeschichte, als ein Lehrbuch und Lesebuch für alle Stände, von G. P. H. Normann, Subrector und Realdocent an den beyden obern Klassen des Hamburgischen Johanneum. Ersten Bandes vierte und fünfte Abtheilung. Hamburg, bey Hoffmann. 1787. mit fortlaufenden Seitenzahlen von 1501. bis 3168. gr. 8.

Wir

Wir haben die drey ersten Abtheilungen dieses schönen und mit ungemeinem Fleiße ausgearbeiteten Werks im 75sten Bande S. 195. ff. mit verdientem Ruhme angezeigt. Eben dieser gebührt auch dieser vierten und fünften Abtheilung mit vorzüglichem Rechte. Sie beschließen die Beschreibung von Deutschland. Die vierte Abtheilung begreift: VIII. **Die Länder des Kurhauses Braunschweig Lüneburg.** Sehr richtig bemerkt der Verf. daß man fast keine Geschichte eines Deutschen Hauses für die ältern Zeiten so vortrefflich bearbeitet, und dagegen für die neuere so sehr verwahrloset finde, als die Geschichte des Br. Lün. Hauses. Das Harzgebirge wird nach Trebra beschrieben. Der Ertrag der sämmtlichen Mineralien, welche der Harz itzt liefert, wird jährlich auf 1,200,000 Rthr. im Durchschnitt gerechnet, wovon aber über die Hälfte für die Unkosten wieder abgezogen werden muß. Der Gewinn an Silber wird jährlich ungefähr auf 66 bis 70,000 Mark gerechnet. Wenn der Verf. das Postwesen in diesen Ländern lobt: so müssen wir ihm widersprechen; denn eigene ganz neuerlich gemachte unangenehme Erfahrung hat uns gelehrt, daß daran noch ungemein Vieles zu verbessern ist. Die Wagen sind im höchsten Grade abscheulich, und die Postknechte im höchsten Grade unverschämt und langsam: so daß man in andern Ländern, welche keine so trefflichen Wege haben, doch ungleich schneller befördert wird, und den Grobheiten und unverschämten Forderungen der Postknechte weit weniger ausgesetzt ist, als in den Kurbraunschweiglüneburgischen Ländern. — Wahr ist es, was der Verf. über die Größe des Landes und die Anzahl der Einwohner jeder Provinz sagt: „Zwar ist für den Landesherrn „und die Regierung alles auf das genaueste vermessen, aufge„nommen und beschrieben; aber von dem Detail nichts be„kannt gemacht oder ins Publikum gekommen:“ indessen hoffen wir von der Aufklärung der Kurbraunschweigischen Regierung, daß er unrecht prophezeyet haben wird, wenn er hinzusetzt: „auch sind schlechterdings keine öffentliche, ins „Einzelne irgend einer Sache gehende Nachrichten zu erwar„ten.“ Denn wir hoffen, daß die Preßfreyheit anderer Länder auch dort bald Sitte werden wird. Daß sie es itzt noch nicht ist, darüber klagt der Verf. auch am Schlusse der 5ten Abtheilung in der Quellenanzeige, und Rec. hat darüber ähnliche Erfahrungen gemacht. Die Summe der Einwohner

berechnet der Verf. nach wahrscheinlichen Gründen, auf 1,100,000; darnach kämen im Durchschnitt 1571 auf eine Quadratmeile. Bey der Aufzählung der großen Schwierigkeiten, welche der Erweckung eines größern und allgemeinern Nahrungsfleißes im Wege stehen, sagt der Verf. endlich sehr richtig: „Indeß liegt doch der Hauptfehler zum Theil mit „darin, daß der Landesherr abwesend ist; folglich alle die „Aufmunterung wegfällt, die der Einwohner anderer Gegen„den von dem Fürsten unmittelbar durch sein persönliches „Billigen, Aufmuntern und Zureden, und durch seine eigene „Thätigkeit erhält, welches oft mehr wirkt, als alle Prä„mien und Geldunterstützungen. Eine zur Landesadmini„stration angesetzte Regierung mag immerhin die beste in ihrer „Art seyn, sie kann aber die Abwesenheit des Landesherrn, in„sonderheit die Stelle eines guten, thätigen und für das Wohl „seiner Unterthanen strebsamen (warum nicht eifrigen?) „Fürsten niemals ganz ersetzen, auch nie es dahin bringen, „daß der Unterthan jenen nicht nur zu oft vermissen sollte." Freylich giebt es nur zu viele und starke Hindernisse hier, denen allein persönliche Gegenwart eines thätigen und unpartheyischen Regenten abhelfen könnte. Die sämmtlichen Einkünfte werden mit Büsching und Andern, auf 3 Mill. Rthlr. gerechnet. Sehr freymüthig und wahr ist auch folgendes Urtheil: „Der Adel ist ungemein zahlreich; könnte aber in „manchen Gegenden unendlich mehr zur Ausbreitung der Auf„klärung, der Industrie u. s. f. theils durch eigenes Beyspiel, „theils durch unmittelbare Unterstützung und Theilnehmung, „beytragen, als gewöhnlich geschieht." Aus der Beschreibung der einzelnen Provinzen wollen wir nur etwas Weniges bemerken. Das Sammeln und der Verkauf der sogenannten Heidelbeeren beschäfftigt im Lüneburgischen eine große Menge Menschen, und bringt dem Lande wenigstens 7 bis 8,000 Rthlr. ein. Das Salz, welches aus Lüneburg in fremde Länder geht, wird zu 2,000 Last angeschlagen; und an Kalk, der von hier in die Fremde geht, werden 10 bis 12,000 Last gerechnet. Die Landleute im Lande handeln sich ungemein wohlhabend, besitzen zum Theil Höfe, deren Werth auf 40 bis 70,000 Mark Hamb. steigt, und haben oft ein Vermögen von 100 bis 300,000 Mark Hamb. Der Handel mit Rübsaamen zieht jährlich 40 bis 48,000 Rthlr. in dies Land.

Hierauf

Hierauf folgen die **Länder der Altweltfürstlichen Häuser**, und unter diesen I. die **Länder des Herzogl. Braunschw. Wolfenb. Hauses.** Die Speditionen in Braunschweig bringen der Regierung jährlich 200,000 Rthlr. ein. II. **Länder der Herzoge zu Sachsen.** Mit Vergnügen lieset man hier folgendes Urtheil, welches der Wahrheit gemäß ist: „In den meisten dieser Häuser herrscht itzt „eine musterhafte Wirthschaft, große Sorgfalt für den Wohl„stand des Landes, vortreffliche Verwaltung der Gerechtigkeit „und Polizey, Liebe zu Wissenschaften und Aufklärung, Edel„muth und Duldungsgeist. Die Fürstenthümer Weimar, „Eisenach, Gotha und Altenburg gehören zu den schönsten „Provinzen, ihre Einwohner zu den glücklichsten, gebildet„sten und fleißigsten, ihre Fürsten zu den edelsten Menschen „und besten Regenten in Deutschland." Die Ausfuhr aus dem Fürst. Gotha wird zu 214,800, und die Einfuhr zu 297,200 Rthlr. angeschlagen. Dabey sind aber die Vortheile des Landes vom Transithandel, Frachtfuhren u. a. nicht mit in Anschlag gebracht. Die Größe wird auf 22 bis 23 Quadratmeilen, und die Bevölkerung auf 80.000 geschätzt: folglich enthielte jede Quadratmeile 3478 Menschen. Der Gothaische Antheil am F. Altenburg wird zu 25 Quadratmeilen, und die Bevölkerung auf 85,000 Einwohner gerechnet: es kämen also 3,400 Menschen auf jede Quadratmeile. III. **Länder des Fürstl. Hauses Anhalt.** Das Land des Fürsten von Dessau enthält ungefähr 34,000 Einwohner; indessen scheint der Ackerbau und die Bevölkerung durch Waldungen und Wild noch sehr gehindert zu werden. Die meisten Wälder, besonders an der Elbe, nehmen die schönsten Auen ein, worauf eine ganz vortreffliche Viehzucht gehalten werden könnte. Man schätzt die Einkünfte des Fürsten von den wilden Schweinen allein auf 6,000 Rthlr. Wir bemerken hier S. 1857 f. einen großen Widerspruch, an dem aber vermuthlich ein Druckfehler Schuld ist. Auf der ersten Seite heißt es nämlich: die Einkünfte des F. betrügen über 300,000 Rthlr. und auf der folgenden: sie möchten an 200,000 ausmachen. Das letztere ist unstreitig unrichtig. Wünschen möchte man freylich, daß es auch unrichtig wäre, was S. 1868 f. von Zerbst gesagt wird: „Der Bauer darf das Wild „nicht erlegen, und wegen der Hut- und Triftgerechtigkeit „seine Felder auch nicht einzäunen, daher in den Wäldern „oft 20 bis 50 Hirsche ruhig im Waizen und Rocken weiden. —

„Die Amtleute haben ein Monopol über den Tobackshau. —
„Der Bauerstand ist arm, elend, und Nahrungslos, und
„hat schwere Abgaben. Er litt, so wie der Unterthan über-
„haupt, lange dadurch ungemein, daß der Landesfürst sich
„fast beständig auswärts aufhielt, und fast der ganze reine
„Ertrag der Landeseinkünfte jährlich der innern Circulation
„entzogen ward, überdem auch die Beamten willkührlich ver-
„fuhren, und das Beste des Landes überhaupt verwahrlosen."
IV. **Das Herzogthum Holstein, nebst der Grafschaft Ranzau, der Herrschaft Pinneberg und der Stadt Altona.** Die Bevölkerung desselben könnte weit stärker seyn, als sie wirklich ist. Wir wünschten, daß es wahr seyn möchte, was der Verf. versichert, daß die Landwirthschaft hier fast durchgehends mit großer Sorgfalt, Ueberlegung, und selbst von dem größten Theile des Adels als Lieblingsstudium getrieben würde. Aber wir wissen von guter Hand, und zum Theil aus eigener Betrachtung, daß sich dieß nicht so verhält. Die Landwirthschaft wird hier fast durchgehends nach alter hergebrachter Sitte getrieben, welche freylich wohl besser, als in manchen andern Ländern ist, aber doch große Verbesserungen litte. An diese aber wird im Ganzen gar nicht gedacht, und der reiche Adel, und die übrigen großen Gutsbesitzer, welche diese Verbesserungen bewirken sollten, thun es nicht, und können es nicht thun, da sie an den Vorurtheilen des Alten mit der größten Anhänglichkeit kleben, und der bey weitem größte Theil nichts weniger, als ein Lieblingsstudium, aus der Landwirthschaft macht, ja kaum einmal glaubt, daß es wirklich ein solches Studium geben könnte. Neue Verbesserungen in der Landwirthschaft werden daher hier mehr, als irgendwo, verlacht, woran hauptsächlich Erziehung Schuld ist. Eben so hätte der Verf. S. 1887. nicht schreiben sollen, daß man hier ehemals ohne alle Forstwirthschaft verfuhr, sondern daß dieß noch itzt, die Königlichen Forsten ausgenommen, der Fall sey. Auch hätte es billig S. 1892. statt: die Schulanstalten im Lande sind sehr gut, heißen müssen: sind höchst mittelmäßig, wo nicht schlecht. Die Einkünfte von dem Kalkberge zu Segeberg werden zu 7,000 Rthlr. angegeben. Altona hat 3,120 Häuser und 20,000 Einwohner. Aus dem Amte Segeberg gehen viele Holzkohlen über Elmshorn nach Holland, deren Werth man auf 4,000 Rthlr. rechnen kann. V. **Länder des herzoglichen Hauses Meklenburg.** Die Einkünfte des H. von M. Schwe-

Schwerin werden auf 600,000, und die Einkünfte des H. von M. Strelitz auf 350,000 Rthlr. geschätzt. Von Getreide aller Art wird jährlich im Durchschnitt für ungefähr 1,700,000 Rthlr., an Butter über 250,000, an Wolle und Taback über 100,000, u. an Holz über 50,000 Rthr. ausgeführt. Ehemals liefen in den Hafen zu Rostock kaum 300 Schiffe ein; schon während des letzten Seekrieges nahm aber die Handlung daselbst ungemein zu, und itzt ist sie über das Doppelte gestiegen. Die ganze Ausfuhr beträgt itzt über 2 Millionen Rthlr. Die Stadt hat itzt schon 150 eigene Schiffe, erweitert ihren Handel immer mehr, und treibt schon eine weit stärkere Schiffarth und größere Handlung, als alle Schwedischpommersche Häfen zusammengenommen. Wir möchten doch wissen, welche Gründe den Verf. zu der sonderbaren und gewiß ungegründeten Behauptung bewogen hätten, daß der Landmann in M. gänzliche Aufhebung der Leibeigenschaft nicht ertragen würde. VI. **Der K. Schwedische Antheil am Herzogthum Pommern.** Die Größe desselben, die Insel Rügen mit eingeschlossen, beträgt 70¼ Quadratmeilen. Man kann im Durchschnitt 9 bis 10,000 schwere Last Getreide rechnen, welche ausgeführt werden. Unerachtet aller fast unsäglichen Hülfsquellen und Güter, die das Land hat, ist es doch nichts weniger, als blühend: es ist arm an Geld, Menschen und nützlichen Einrichtungen. 1785. waren darin 104,748 Menschen. Von den Bewohnern des platten Landes sind beynahe ⅔ leibeigen, die ein völliges Eigenthum ihrer Grundherrschaft sind, und vertauscht, verpfändet, verkauft, und versetzt werden können, wie es dieser beliebt. VII. **Länder des F. Hauses Hessen.** Nach dem Wohlstande der Einwohner zu rechnen, gehören die Casselschen Länder nicht unter die ersten in Deutschland. Im Durchschnitt werden 1769 Menschen auf eine Quadratmeile gerechnet. Für den Holzanbau wird ungemein gesorgt. Der Verkauf der Schmelztiegel zu Großallmerode soll jährlich 60,000 Rthlr. einbringen, wovon ein Kaufmann, als Verleger, 6,000 Rthlr. reinen Gewinn haben soll. Das Salzwerk zu Allendorf bringt der herrschaftlichen Casse jährlich 30,000 Rthr. reinen Gewinn. Die Grafschaft Rittberg, welche unter Casselscher Landeshoheit steht, soll ihrem Besitzer jährlich 28,000 Rthlr. eintragen. VIII. **Länder des herzoglichen Hauses Würtemberg.** Der Verf. hält es für wahrscheinlich, daß sich die Einkünfte auf 2 Millionen Gl.

belaufen. Die Wege sind überall vortrefflich, und es reiset sich in allem Betrachte hier mit Vergnügen. Müßte das schöne Land nicht in Ansehung des Salzes von Ausländern abhängen: so könnte es in allen nothwendigen Bedürfnissen seine Nachbarn entbehren. Die Bevölkerung zeichnet sich vor vielen andern Ländern ungemein aus, und die schnelle Zunahme derselben beweist die Güte derselben, besonders wenn man bedenkt, daß nach Ungarn, Siebenbürgen, Gallizien und Lodomirien, so wie auch nach Westpreußen, so viele Menschen ausgewandert sind. 1755. zählte man 478,941 Einwohner, und 1762. waren deren 473,426 vorhanden. Diese sind seit der Zeit beständig gewachsen: so daß sie sich 1782. bis auf 565,793 vermehrt hatten. Das freye Abzugsrecht, welches die Gesetze billig in keinem Lande verweigern sollten, ist eine der vorzüglichsten Freyheiten gebohrner Würtemberger, welches ihnen durch öffentliche Verträge gesichert ist. Von Mömpelgard hat Würtemberg bisher wenig mehr Nutzen gezogen, als die Ehre es zu besitzen. IX. **Länder des Markgrafen von Baaden.** Der Flächeninhalt dieser schönen Länder wird ungefähr auf 60 Meilen geschätzt. Sie geben einen überzeugenden Beweiß, wie Provinzen, welche ganz verheert, verarmt, und mit den drückendsten Schulden belastet sind, durch eine weise und gütige Regierung und Staatshaushaltung wieder in Wohlstand gebracht werden können, und was ein weiser und edler Fürst, wie Carl Friederich in aller Absicht ist, vermag. X. **Länder des Fürstlichen Hauses Nassau.** Die Einkünfte von Nassau Oranien oder Dietz sind so mäßig, wie man sie fast nirgends findet. Dennoch werden alle Bediente hinreichend besoldet. Nirgends spart der Fürst in Ansehung des nöthigen Unterhalts; alles zeigt vielmehr einen fürstlichen Glanz, und einen wohlhabenden Staat, wo weder Despotismus, überspannte Auflagen, Monopolien, noch Ungerechtigkeiten die Unterthanen drücken. Von Auflagen weiß man wenig, von Accise gar nichts, daher überall Fabriken und Manufakturen blühen. Dies Land ist vielleicht das einzige in Deutschland, das auf einen solchen Fuß behandelt wird. Die Länder der Linie Nassau Saarbrück Weilburg tragen über 100,000 Rthlr. jährliche Einkünfte. Die Länder der Linie Nassau Saarbrück Usingen sollen auf 120 bis 130,000 Gl. betragen. Diese Gegenden sind indessen noch nicht so bevölkert und angebauet, als sie es seyn könnten; man ist aber eifrig mit dem

Ver-

Verbesserungen beschäfftigt, und bringt den Landbau und das Gewerbe sehr in Aufnahme.

Die fünfte und letzte Abtheilung dieses Bandes enthält die Beschreibung der übrigen Deutschen Reichsländer nach Ordnung der zehn Kreise. Hier wird nun zugleich die besondere Einrichtung eines jeden Kreises zuförderst erzählt, und auf die Länder desselben, welche schon in den vorigen Abtheilungen beschrieben sind, zurückgewiesen. Eine sehr gute Einrichtung, besonders für Anfänger. Die übrigen Länder aber werden auf dieselbe Weise, wie die vorigen, beschrieben. Hievon wollen wir noch verschiedenes Merkwürdige ausheben. Der Flächeninhalt des Hochstifts Würzburg beträgt kaum 90 Quadratmeilen; und die Einkünfte werden auf 1 Million Gulden geschätzt. Die Viehhändler im Fürstenthum Hohenlohe tragen in manchen Jahren gegen 500,000 Rthlr. aus Paris, Strasburg und dem Elsaß baar mit sich weg. Die jährlichen Einkünfte dieses Fürstenthums rechnet man auf 380,000 Gl. In Absicht der Aufklärung scheint dies Land noch sehr zurückzubleiben. Die jährliche Ausfuhr von Holz aus der Grafschaft Werthelm beträgt gewiß 150 bis 200,000 Gl. Das Gebiet der Reichsstadt Nürnberg wird auf 25 Quadratmeilen, und die Einwohner desselben auf 35,000 geschätzt. Das Gebiet der Stadt Rothenburg enthält an 6 Quadratmeilen. Der Werth des Salzes, welches Baiern von Salzburg jährlich übernehmen muß, beläuft sich auf ungefähr 220,000 Gl. und was im Lande selbst und durch einen unbeträchtlichen Schleichhandel in die Oesterreichischen Länder abgesetzt wird, beträgt so viel, daß der Werth der ganzen Ausbeute auf ungefähr 350,000 Gl. geschätzt werden kann, wovon beynahe 200,000 Gl. reiner Gewinn seyn mögen. Die Zahl der Einwohner des ganzen Erzstifts wird über 300,000 geschätzt. Die Einkünfte des Bischofs von Freysingen werden auf 130,000 Gl. die Einkünfte des Bischofs von Passau auf 220,000 Gl.; und die Einkünfte der gefürsteten Propstey Berchtesgaden auf 70,000 Gl. gerechnet. Beyde regierende Häuser von Hohenzollern haben zusammen ungefähr 70,000 Gl. Einkünfte, und die Einwohner des ganzen Fürstenthums sollen nicht über 12,000 betragen. Die sämmtlichen Länder des Bischofs von Basel sollen 60,000 Einwohner enthalten, und seine Einkünfte 3 bis 500,000 Livres betragen. Fulda wird, nach

Voigts

Voigt, zu 50 Quadratmeilen und 80,000 Menschen angeschlagen, und die Einkünfte des Bischofs zu 350,000 Rhein. Gl. gerechnet. Die Grafschaft Waldeck enthält ungefähr 34 Quadratmeilen, und die Zahl der Einwohner beträgt 72,500. Die Auflagen der Bürgerschaft in der Reichsstadt Worms sind sehr mäßig, und die Einkünfte derselben betragen jährlich keine 30,000 Gl. daher man sich wundern muß, wie davon noch alles so gut unterhalten wird, und jährlich dabey zur Abtragung alter Schulden gewisse Summen abbezahlt werden. Dies dient zum Beweise, daß die Regierung in guten Händen seyn muß. Die Zahl der Einwohner mit den Juden, beträgt nur 6,000. In der Reichsstadt Speyer sind deren wohl nicht über 5,000. In Frankfurt am Mayn werden nahe an 40,000 Einwohner mit Wahrscheinlichkeit gerechnet, und in den Dörfern, welche dazu gehören, 5,200. Die jährlichen Einkünfte dieser Stadt sollen noch itzt ungefähr 500,000 Gl. betragen. Die Stadt bezahlt, ihrer Schulden unerachtet, nur 3 pro Cent Zinsen. Handel und Wohlstand steigen hier, und man sieht überall Beweise eines großen Reichthums. Die Deiche und Dämme an den See- und Wasserküsten im Herzogth. Oldenburg sind in einer Strecke von 30,314 Ruthen fortgeführt; ihre erste Anlage kostete über 900,000 Rthlr. und die jährliche Unterhaltung und Ausbesserung erfordert noch immer große Summen. Das ganze Land hält 45½ Quadratmeilen, und die Bevölkerung beträgt itzt gewiß 90,000 Menschen. Die Einkünfte sind itzt gewiß auf 300,000 Rthlr. anzusetzen. Der Weserzoll zu Elsfleth bringt wenigstens 35,000 Rthlr. oft trägt er über 40,000. Die Grafschaft Lippe wird auf 35 Quadratmeilen geschätzt. Die Reichsstadt Cölln soll 50,000 Einwohner haben, wozu noch 2,500 Geistliche von beyderley Geschlecht kommen. Zu den ganz besondern Einkünften gehört das Einkommen der Reichsstadt Aachen von den Spieltischen, welche der Rath einer Gesellschaft ausschließlich auf 15 Jahre für 60,000 Rthlr. verpachtet hat. Die Einkünfte des Bischofs von Lübeck werden auf 16,000 Rthlr. geschätzt. Daß der Dompropst 5,000 Rthlr. Einkünfte habe, ist gewiß irrig. Vielleicht ist es ein Druckfehler, und es soll 500 heißen, welches wohl richtig seyn möchte. Bey Beschreibung der Reichsstadt Lübeck giebt der Verf. zugleich eine kurze wohl gefaßte Geschichte des Hanseatischen Bundes. In neuern Zeiten hat sich die Lübeckische Handlung in ziemlich gleichen Umständen erhal-

erhalten, ohne merkliche Revolutionen zu leiden. Aber das itzige Gewerbe ist nicht mit dem ehemaligen lebhaften ausgebreiteten Verkehr, so wie auch nicht mit dem Gewerbe Hamburgs zu vergleichen. Die meisten und einträglichsten Geschäffte veranlassen die Speditionen von Hamburg nach der Ostsee und zurück. Die große Menge Ostseeischer Produkte, welche beständig nach Hamburg zu Lande geht, und die Güter, welche Hamburg dagegen zu Lande über Lübeck wieder nach der Ostsee versendet, werden jährlich im Durchschnitt an Gewicht mit höchster Wahrscheinlichkeit auf 20,000 Commerzlast gerechnet. Die Kosten der Landfracht sind hier äußerst niedrig, und der Transport auf der Axe kostet gewiß nirgends in Europa so wenig, als zwischen diesen beyden Städten. Die meisten Fuhren geschehen von Lauenburgischen Landleuten, und bringen, sehr niedrig gerechnet, jährlich gewiß 200,000 Rthlr. ein. Lübeck selbst gewinnt durch die weitere Versendung dieser Güter jährlich große Summen. Die Zölle, welche davon in der Stadt bezahlt werden, sind als Transitozölle sehr hoch, und werden im Durchschnitt auf 1½ pro Cent gerechnet. Da man aber bey Hebung derselben nicht streng verfährt, so veranlaßt das beträchtliche Vortheile für den Spediteur, der das nicht Angegebene doch dem Ausländer berechnet; und die Speditionen werden ihm dadurch zu weit bequemern, sicherern und vortheilhaftern Geschäfften, als dem Hamburger die Commissionen, bey welchen man immer einen mislichen Risiko läuft. Dies ist zum Theil die Ursache, warum die meisten Häuser sich mit jenen Geschäfften begnügen, und dabey ein großes Vermögen erwerben, den unendlich mislichern Zwischen- und Commissionshandel aber aufgeben. Durch den Stecknitzcanal und die Dekwenau könnte eine leichte und vortreffliche Verbindung der Ostsee mit der Elbe, folglich mit der Nordsee, zu Stande gebracht, und dadurch ein großer Theil des Ostseeischen Handels hieher geleitet werden, wodurch Lübeck ungemein gewinnen würde. Selbst der König von England und die Regierung zu Hannover will dieses unterstützen, und hat auch schon von dem Hauptmann Hogrewe einen Plan und Anschlag machen lassen; aber es ist deshalb mit Lübeck noch nicht zu Unterhandlungen gekommen, und diese Stadt hat auch bisher, wie es scheint, darauf noch nicht geachtet. Der Zwischen- und Commissionshandel wird in L. nicht mit großem Glücke getrieben, weil zum Theil der alte wahre Handlungsgeist sehr ver-

loh-

lehren zu seyn scheint, theils auch nur auf wenige Gegenden Wechsel gezogen werden können, und alle, welche auf Oerter gehen, wo kein Lübischer Münzfuß ist, in Hamburg domicilirt werden müssen. Speculationen in größere Ferne werden von Zeit zu Zeit auch nur von Einzelnen unternommen. Von allen Zweigen des directen Handels haben die Lübecker in neuern Zeiten den Weinhandel mit dem besten Erfolge an sich gebracht. Dieser ist ungemein beträchtlich, und sie haben dabey vorzüglich den Credit, daß sie den Wein nicht verfälschen. So ist auch der Getreidehandel hier sehr wichtig, und das Getreide steht hier im Durchschnitt 10 pro Cent niedriger im Preise, als in Hamburg. Die Handlung mit Dänemark ist beträchtlich, und im Schwedischen Handel haben die hiesigen Kaufleute die erste Hand. Die Zahl der Handlungshäuser beträgt hier ungefähr 560. Die Zölle, welche für Transitogüter wirklich zu hoch sind, betragen, ungeachtet sie nicht mit Strenge gehoben werden, jährlich doch eine so ansehnliche Summe, daß die Stadt die meisten und wichtigsten Ausgaben davon bestreiten kann, und die Abgaben der Bürger so mäßig bleiben, daß auch der reichste Mann jährlich nicht über 50 Rthlr. contribuirt. 1779. waren in Lübeck eingekommen 918, und ausgegangen 946 Schiffe; 1780. waren 862 eingekommen, und 835 ausgegangen. Die Ostseeschiffe machen darunter die größte Zahl aus, und diese sind zum Theil sehr klein, oft nur von 15 Commerzlast; die größten aber, welche nach Petersburg u. a. O. gehen, sind nur 100 Last groß. — Hamburg, die dritte unter den Europäischen Handelsstädten, und in Ansehung des Gewerbes unstreitig die erste in Deutschland, hat, nach der gemeinen Schätzung, sehr wahrscheinlich 100,000 Einwohner. Einige wollen mit Gewißheit 120,000 annehmen; mit Rechnungen aber läßt sich noch keine Summe beweisen. Die fremden Religionsverwandten schätzt man ohngefähr auf 2,000 Katholiken und Mennoniten, 4,000 Reformirte, und 6,000 Juden. Die seit 1750. aufgeführte St. Michaeliskirche, hat 1,600,000 Mark Hamb. Cour. gekostet. Die Hamburgische Staatsverfassung ist S. 1023. ff. sehr genau und gründlich beschrieben. Das Begnadigungs- und Gesandschaftsrecht übt der Rath für sich allein aus; eigentliche Gesetze und Contributionen aber müssen vom Rath und der Bürgerschaft beliebt werden. Das Recht, Sachen bey der Bürgerschaft in Vorschlag zu bringen, hat allein der Rath. Indessen ist er auch verpflichtet,

tet, solche Sachen, welche von den Bürgercollegien bey ihm eingegeben sind, wenn diese es verlangen, der Bürgerschaft vorzutragen; auch selbst dann, wenn er denselben nicht bey-stimmt. Kann der Rath sich mit der Bürgerschaft nicht vereinigen, so werden, mit Ausschluß derjenigen, welche die Sache selbst betrifft, 8 oder 10 Rathsglieder durchs Loos, aus der Bürgerschaft aber 16 oder 20 Personen durch ordentliche Wahl in den Kirchspielen, und aus diesen wieder 8 oder 10 durchs Loos, gewählt. In dieser Raths- und Bürgerdeputation, welche besonders beeidigt wird, stimmt jeder nach seiner besten Ueberzeugung; und was alsdenn durch Mehrheit der Stimmen beschlossen wird, ist gesetzlich. Alles, was die Polizey betrifft, und nicht zur eigentlichen Gesetzgebung oder zur ordentlichen Polizeygerichtsbarkeit gehört, welche letztere theils dem Rathe ausschließend, theils einzelnen Rathsgliedern, zu Folge ihrer Aemter, zusteht, kann der Rath, mit Zustimmung der Oberalten, allein beschließen. Gesetze in Kirchen- und geistlichen Sachen, oder solche, welche der Rath mit den Oberalten allein abmachen kann, wozu aber diese ihre Beystimmung verweigern, kann der Rath mit Zuziehung der Sechziger entscheiden. Weigern sich auch diese, so kann er die Sachen weiter bis zur ganzen Burgerschaft bringen. Auch in Justizsachen gilt der Recurs an die Oberalten und Sechziger; und wenn diese dem Rathe nicht beystimmen, so kann die Sache weiter bis an die ganze Bürgerschaft gebracht werden, da denn endlich die vorhin beschriebene Deputation entscheidet. — Die Bank ist die Seele des Hamburgischen Handels, die einzige in ihrer Art, wird auch für die sicherste von allen Banken gehalten, und verschafft der ganzen deutschen Handlung große Vortheile. Das feste Geld dieser Bank dient allein zur sichern Bestimmung des Werths der deutschen und fremden Geldsorten. Der Bürger bezahlt in Hamburg weit mehr, als in Lübeck, Frankfurt am Mayn, und andern Reichsstädten, weil die Unterhaltung des gemeinen Wesens mehr erfordert, aber weniger, als in Nürnberg u. s. f. und als in vielen souverainen Staaten. Das Kopfgeld ist eigentlich eine Vermögensteuer, und beträgt 1 Mark von 1000 Mark Capital. Alle fünf Jahr wird jeder, welcher der Contribution unterworfen ist, durch eine Deputation taxirt. Wer Equipage hält, muß 100 Mark, und wer nur ein Reitpferd oder eine Carriole hält, muß 50 Mark Kopfgeld geben, wenn er auch nach seinem Vermögen

nicht

nicht so viel geben müßte. Das geringste Kopfgeld ist ein halber Thaler jährlich. Jeder Verheyrathete muß außerdem noch die Hälfte für seine Frau bezahlen. Fremde werden, so lange sie keine bürgerliche Nahrung treiben, nicht zu persönlichen Lasten gezogen. Deutsche und portugiesische Juden haben hier alle Freyheiten, sogar ein Bankfolio, können zwar nicht Bürger werden, genießen aber fast alle bürgerlichen Rechte, welche sie nach ihrer Religion verlangen können, und können auch Häuser, wiewohl nur in gewissen Straßen, besitzen. Die Stadtbibliothek besteht, mit den Handschriften, aus 100,000 Bänden. Zu den wichtigsten Manufakturen und Fabriken, gehören die Cotton- Zitz- und Leinwanddruckereyen, theils in, theils bey der Stadt, und die Zuckerraffinerien. Jene beschäfftigen ungefähr 4,000 Arbeiter, und von diesen sind hier gegen, und oft über 300. Für Rechnung hiesiger Kaufleute arbeiten in den benachbarten Holstein, Lauenburg und Meklenburg, 17 Kupferwerke, und 7 Messinghütten mit dazu gehörigen Blech- und Kesselhammern, und Drathzügen. Auch sind hier 14 ansehnliche Wachsbleichen, 300 Stühle zu Sammt, Plüsch und seidenen Tüchern, 10 Hutfabriken, u. s. f. Die vornehmsten Zweige des Hamburgischen Handels sind Commissions- und Zwischenhandel, welche beyde ungemein veränderlich sind. Der Hamburger versucht Alles, nach Beschaffenheit der Umstände, und benutzt jede für ihn vortheilhafte Conjunctur. Hamburg hat nicht nur in mehrern Ländern für seine Handlung und Schiffahrt vorzügliche und auf Verträge gegründete Freyheiten, sondern es hat auch die einsichtsvollsten Kaufleute, welche bey dem ganzen handelnden Europa in ungemeiner Achtung stehen. Freyheit, die Seele des Handels, wird hier auf keine Weise eingeschränkt. Es hat die weisesten Verordnungen und Anstalten zum Besten der Handlung, und es fehlt ihm nicht an Correspondenten, Credit und Geld. Die eigene Schiffahrt ist sehr beträchtlich. Es hat itzt (im Januar 1787.) 159 eigene Seeschiffe, worunter viele von 150, 200 bis 300 Commerzlast groß, und 20, 30 bis 40.000 Mark Banco taxirt, viele auch nur 4, 5 bis 10,000 werth sind. Im Durchschnitt kann man sie gewiß zu 10,000 Mark Banco berechnen, welches folglich ein Capital von 1,600,000 Mark Banco ausmacht. Der Wallfischfang wird nicht mehr so stark, als sonst, getrieben, und die übrige nordische Fischerey hat in diesem Jahrhunderte ganz aufgehört. Im Jahr 1777.

kamen

kamen überhaupt 2991 Schiffe in Hamburg an. 1779. kamen 1584, 1780 — 1501, und 1784 — 1508 Schiffe an, die mit eigentlichen Kaufmannsgütern beladen waren, und worunter diejenigen nicht gerechnet sind, welche mit Brennholz, Lebensmitteln, Kalk, Steingut, und andern Waaren aus den Gegenden an der Elbe unterhalb Hamburg zur Stadt kommen. Von den verschiedenen Produkten und Manufakturen, welche H. aus den Europäischen Ländern erhält, und ihnen wieder zuführt, giebt der Verf. eine treffliche Uebersicht. Im deutschen Handel, welcher in H. die Binnen- oder inländische Handlung heißt, ist die Leinwand der Hauptartikel. Man rechnet die Leinwand, welche aus Deutschland jährlich nach H. kommt, im Durchschnitte auf 14 bis 15 Millionen am Werth. Zwischen H. und Holland herrscht fast ein beständiger Tausch, und der eine Theil zieht von dem andern Waaren, welche er sonst aus der ersten Hand erhält, wenn hier itzt gerade Vorrath davon ist, oder die Preise nicht so hoch sind, oder man sie von dem andern schneller erhalten kann. Oft gehen daher von H. nach Amsterdam, und umgekehrt, Waaren zurück, die es erst dahin versandte, je nachdem eine Conjunctur die Preise oft auf eine sonderbare Art ändert. Außerdem schickt H. aber auch viele deutsche Waaren nach Holland, und zieht von da andere zurück. Der Werth der Waaren, welche aus allen Großbritannischen Häfen in H. angekommen waren, betrug, nach einer in H. sehr sorgfältig gemachten Berechnung, im Jahr 1768. 15,200,000 Mark Banco, 1772 — 10,410,000, und 1777. 11,500,000 M. B. Die Einfuhr der Englischen Wollenwaaren hat sich in neuern Zeiten ungemein vermindert. Den beträchtlichsten Theil des Handels mit Frankreich machen itzt die Colonieprodukte aus. Mit Bourdeaux ist der Verkehr am größten. Der Werth aller aus Frankreich eingeführten Waaren betrug 1772 — 23,773,953 Liv.; 1775 — 30,883,542, und 1776 — 25,478,665 Liv. Die Liste, woraus wir dieses anführen, ist aus den Französischen Zollregistern ausgezogen. Rechnet man hiezu den Werth der Waaren, welche H. zu Lande aus Frankreich zieht, ingleichen den Werth der Hamb. Einfuhr in Frankreich, so steigt der ganze Verkehr zwischen H. und Frankreich leicht gegen 30 bis 40 Millionen Mark. Vom Spanischen und Portugiesischen Handel, so wie auch von der Handlung nach dem mittelländischen Meere und der Ostsee, werden nicht so genaue Nachrichten gegeben. Doch

wird die Anzahl der von da in verschiedenen Jahren angekommenen Schiffe bemerkt. Der Assecuranzcompagnien sind in H. sechs. Während des letzten Seekrieges machten sie außerordentlich große Geschäffte. — Die Schifffahrt u. Handlung in Bremen ist weit ausgebreiteter, und wird mit größerer Thätigkeit und Einsicht getrieben, als in Lübeck. Die Stadt hat auch itzt ungemein viele reiche Häuser, und verhältnißmäßig größern Reichthum, als Hamburg. Denn wenn das hiesige Gewerbe auch, wie gewöhnlich angegeben wird, ⅓ des Hamburgischen betragen sollte: so macht das hiesige Vermögen doch ⅔ des Hamburgischen aus, welches allerdings sehr viel ist. Der Leinwandhandel ist auch in Bremen sehr beträchtlich. Aus dem Hannöverischen zieht es allein über 600,000 Rthlr. roher Leinen, und der ganze Verkehr mit Leinewand kann hier auf 4 bis 5 Millionen geschätzt werden. Der Holz- und Getreidehandel ist gleichfalls wichtig. Hamburg und Bremen ziehen gegenseitig sehr viele Waaren von einander, welche gerade an einem dieser Oerter in guten Preisen oder in Menge zu haben sind. Die Einfuhr aus Großbritannien und Irland in Bremen betrug 1775 — 2,950,000; 1776 — 2,325,000; und 1777 — 1,265,000 Mark Hamb. Banco. Die Einfuhr aus Frankreich betrug, nach einer sorgfältigen Berechnung, 1775 — 3,100,000; 1776 — 3,999,000; und 1777 — 3,373,000 Mark H. B. Im Jahr 1779. waren überhaupt in Bremen 387 Schiffe angekommen, die Küstenfahrer mitgerechnet. Dieses Jahr war aber keins der vorzüglichsten; aber in den folgenden war die Handlung, während des Seekrieges ungemein lebhaft. Die meisten Handlungsgeschäffte werden von Lutheranern getrieben, weil diese von allen Stadtämtern frey sind, und solche mit größerer Muße und Sorgfalt abwarten können. — Ueberhaupt verdient der Verf. für die erheblichen und mit sichtbarer Sorgfalt gesammelten Nachrichten von den drey wichtigen Reichsstädten Lübeck, Hamburg und Bremen, recht vielen Dank. Sie enthalten viel bisher Unbekanntes, und wir haben uns daher mit Vergnügen dabey etwas länger aufgehalten, um unsere Leser darauf aufmerksam zu machen. Die rühmliche Unpartheylichkeit und freymüthige Wahrheitsliebe, welche durchaus in dem ganzen schätzbaren Werke sichtbar ist, zeigt sich auch in der Beschreibung dieser drey Städte deutlich, und der Verfasser hat, wenn gleich Hamburg seine Vaterstadt und sein Wohnort ist, dennoch eben so wenig Ueber-

triebe-

triebenes zu ihrem Ruhme gesagt, als ihre Vorzüge auf Unkosten der beyden andern Städte erhoben, oder dem, was sich von diesen Gutes sagen ließ, etwas entzogen. Nach der Beschreibung aller Kreisländer, ingleichen der unmittelbaren Reichsländer, welche den Beschluß machen, folgt ein Verzeichniß der überhaupt und bey jedem Staate insbesondere gebrauchten Quellen und Hülfsmittel. Man sieht daraus, daß der Verf. auch viele ungedruckte benutzt hat, ja, daß sogar die Beschreibungen vieler deutschen Reichslande, Provinzen und Städte, handschriftlich an Ort und Stelle, und größtentheils von Mitgliedern hoher Landescollegien, oder von Männern in öffentlichen Aemtern, welche damit in Verbindung stehen, untersucht, geprüft, berichtigt und dadurch gewissermaßen authentisch gemacht worden sind. Und überhaupt ist das ganze Werk jedem Kenner und aufmerksamen Leser der beste Beweis, daß dieses Verzeichniß der Quellen und Hülfsmittel nicht blos eitles Blendwerk ist, sondern daß der Verf. solche wirklich alle mit großer Sorgfalt und unermüdetem Fleiße benutzt hat. Man muß in der That, wenn man es durchsieht, die Genauigkeit bewundern, womit der Verf. gesammelt hat, und man wird gewiß höchst wenige Hülfsmittel entdecken können, welche nicht angeführt sind. Auch das genaue Register zum ganzen ersten Bande erhöhet die Brauchbarkeit des Buches ungemein. Bey allem diesem gerechten Lobe aber, welches wir dem Verf. ertheilen müssen, und mit allem dem lebhaften Vergnügen ertheilen, welches man bey der Bereicherung der Wissenschaften durch schätzbare Werke empfinden muß, können wir doch den Wunsch nicht unterdrücken, welchen wir schon bey der Anzeige der vorigen Theile geäußert haben, daß es nämlich dem Verfasser gefallen möge, bey den folgenden Bänden, und bey einer neuen Ausgabe dieses ersten, wenigstens bey den wichtigsten und nicht aus den ganz bekannten Quellen geschöpften Angaben, gleich unter dem Texte seine Quellen anzuführen. Man kann dieß ja mit solchen Abkürzungen thun, daß die Weitläuftigkeit nicht erheblich wird. Und wie viel ist dem Kenner damit geholfen? Und wie viel gewinnt selbst der Verf. dadurch? Kleine Mängel in diesen Theilen, wohin wir z. B. einige unnöthige Wiederholungen rechnen, ingleichen, daß der Verf. nach seinem Plane, Oldenburg unter den Ländern der altweltfürstlichen Häuser, Pyrmont bey Waldeck, Schauenburg bey Lippe, Eutin bey Oldenburg, hätte beschreiben sollen,

übersieht man bey einem solchen Werke gern. Wir führen sie nur an, um unsere Unpartheylichkeit zu zeigen, und sehen übrigens den folgenden Bänden, so wie der größern Staatenkunde von Deutschland, mit lebhaften Wünschen entgegen.

Tf.

Christian Ludolph Reinhold(8), (wir kürzen seinen gedehnten Titel ab, und sagen bloß, Lehrers zu Osnabrück) Mathematisch - politisch - und physischer Catechismus der Geographie für Lehrer und ihre Jünger. Nebst einem Anhang von der Geschichte der Schifffarth, den Reisen um die Welt und den vornehmsten Länderentdeckungen. Münster und Osnabrück, bey Perremon. 1787. mit Kupfern und einer neuen Weltkarte. 24 Bogen in 8vo.

Gleich der Titel ist schief ausgedruckt: mathematisch - politisch - physischer Catechismus der Geographie, statt Katechismus der mathematischen, physischen und politischen Geographie — wenn ja eine Geographie in Frag und Antwort, nach Hübners Art, ein Katechismus heißen soll. Und im Buche selbst findet man gleichfalls nicht mehr Spuhren der Geradheit der Begriffe und der Ordnung im Denken. Wir wollen davon einige Proben aus der mathematischen Geographie geben, die schwerlich ein Lehrer und noch weniger sein Jünger zum Unterricht wird brauchen können. S. 2. werden die Finstern - Sterne wie der Verf. schreibt, in 1) Planeten, 2) Cometen, 3) Trabanten und 4) Monden, oder Nebensterne eingetheilt. Wir hätten doch von dem V. lernen mögen, worin Trabanten und Monde unterschieden wären. S. 4. Die Beschaffenheit des Sonnenreichs hat Gott dem Copernikus am deutlichsten geoffenbahret. Die Geographie wird eingetheilt — in Ansehung der Beschaffenheit, in die natürliche, physische und mathematische (natürlich und physisch ist ihm also zweyerley, jene soll die natürliche Beschaffenheit der Länder und Gewässer; diese aber das Wesen der Erde, des Gewässers und die Dampfhülle der

Erde

Erde betrachten) und in Ansehung der Geschichte und Politik, in die politische, Kirchengeographie, Chorographie, Topographie und — Hydrographie. Was doch der Verf. für ein Logicus seyn muß! Fr. Wodurch machen uns die Mathematiker die Erdkugel verständlich? (Welch eine zweydeutige Frage!) A. Durch gewisse Punkte, Linien, Kreiße, Gürtel und Erdstriche, welche sie in Gedanken darauf gezogen haben. (Welch ein Chaos! Kann man auf der Fläche eines runden Körpers andere Linien, als Zirkel, oder mit dem Verf. zu reden, Kreise denken? und sind denn Gürtel und Erdstriche nicht auch durch Zirkellinien eingeschlossen?) Die Puncte vermehrt er mit einigen neuen, Sommerpunct, Winterpunct. (Andre Alltagslehrer brauchen statt derselben die beyden Wendezirkel.) Die zwölf Monatspuncte, (so nennt er die 12 Sprichen der Ekliptik — welch eine Originalität!) und die Weltgegenden — das sind aber Puncte des Horizontes, nicht der Erde. Man wird begierig seyn zu wissen, was für Linien (von Zirkeln unterschieden) der Verf. auf der Erde annehme — hier sind sie: die Horizontallinie, (wenn die Axe der Erde ins Wasserpaß gerichtet ist) senkrechte, schräge, und Mittagslinie — die Horizontallinie mache sphaeram rectam, die senkrechte sphaeram parallelam, und die schräge obliquam — der Mann muß verwirrt seyn; darum weil einige Erdbewohner sphaeram rectam und beyde Pole im Horizonte haben — so soll man auf dem Globus eine Horizontallinie annehmen!!! Die Mittagslinie werde durch beyde Pole und einen Ort gezogen, wenn die Sonne daselbst am höchsten steht, (dieser Zusatz ist gar nicht nöthig: denn eben wenn ich durch beyde Pole und einen Ort in Gedanken einen Zirkel ziehe, und die Sonne tritt in denselben, dann hat sie ihre Mittagshöhe, oder steht am höchsten) das ist ja aber der Mittagskreiß, den gleich darauf der Verf. unter den Kreißen aufführt, und nicht die Mittagslinie — wieder eine Verwirrung! S. 25. Fr. Warum hat man die Angelzirkel gezogen? A. Weil bis dahin die Abwechselung der Tage und Nächte auf dem Erdboden aufhören, denn unter dem Nordpol ist es bis an den nördlichen Angelzirkel ein halb Jahr Tag. — O den unwissenden Mann, der nicht weiß, daß der halbjährige Tag nur bloß unter dem eigentlichen Pol statt hat, und daß hingegen unter dem Polarzirkel (oder wie ihm beliebt, seinem Angelzirkel) der längste Tag nur von 24 Stunden ist? S. 27. Nach jedem Pol-

von dem Aequator an, wird die Erdkugel in 24 Erdstriche getheilet: ein solcher Strich wird Clima genennt, und wird auf eine halbe Stunde in der Breite gerechnet. Der Mann muß also glauben, daß die beyden Zirkel, die ein Clima einschließen, eine halbe Stunde weit getrennt sind, statt daß er hätte sagen sollen, daß sie sich so weit erstrecken, bis der längste Tag eine halbe Stunde zunimmt. S. 29. Fr. Wie viele Grade durchläuft ein Ort unter dem Aequator in einem Tage? Was soll das heißen? Wir vermutheten einen Schreibe- oder Druckfehler statt Stunde. Wir finden es aber unter den Druckfehlern nicht angemerkt. Der fünfte Welttheil heißt ihn S. 57. Neuholland. Eine sonderbare Classification der Länder S. 51. — Königreiche, Herzogthümer und Erzherzogthümer, Churfürstenthümer, Republiken, Grafschaften, Erz- und Bisthümer, Gebiete, Abteyen u. s. w. Unter die Länder der katholischen Kirche wird auch Kurland gerechnet. In die eigentliche Geographie lassen wir uns nicht ein, die unter vielem durch Fragen verschwendeten Raum nur ein trockenes und höchst mageres Namenverzeichniß enthält, dergleichen wir schon so viele haben, und den wir wahrlich nicht den geringsten Nutzen absehen können, so sehr es auch der Verf. glaubt. Doch ist sie auch nicht frey von Fehlern. So wird z. E. Hildburghausen, ein Ort des zum Obersächsischen Kreiß gehörenden Fürstenthums Koburg, zur Grafschaft Henneberg in Franken gerechnet. Beym Obersächsischen Kreiß werden 1) die in der Landgrafschaft Thüringen gelegenen Herzogthümer Anhalt, aufgeführt. Gibraltar wird genannt, und nicht erwähnt, wem es gehört, wie wir das mehrmalen bemerkt haben. Die Amerikanischen Besitzungen des Königs in Spanien werden folgendergestalt angegeben: 1) in Amerika, 2) in Nordamerika, 3) Südamerika, 4) in Westindien, und 5) caraibische Inseln — als wenn 2 und 3 nicht in 1, und 5 nicht in 4 schon enthalten wäre. Zu Amerika rechnet er Louisiana, Florida und Neumexico, zu Nordamerika Californien und Altmexiko. Bey Oberitalien heißt es: Was besitzt das Haus Bourbon in Oberitalien? A. Die Herzogthümer Parma, Piacenza, Guastalla. Man erfährt nicht, ob sie ihren eigenen Herzog haben, und auf welche Art er ein Glied des Hauses Bourbon ist. War dieß dem Verf. zu weitläuftig, so konnte er den Herzog unmittelbar nennen, und das Haus Bourbon gar weglassen. Ferner: Wie groß rechnet man Ita-

Italien? A. Oberitalien oder die sogenannte Lombardie, oder das Königreich Sardinien — welch ein Wirwar! — 1390 Q.Meilen. Beym Königreich Preußen wird Größe und Volkszahl des Königreichs, und Einkünfte von 20 Millionen angeführt: sollte man da meynen, sie wären auch nur aus dem eigentlichen Preußen? S. 250. heißt es: Die Hauptstadt der Franzosen in Amerika ist Quebek. Jedoch wir brechen hier ab, und gehen zum dritten Abschnitt fort, der die physische Geographie enthält und von S. 265. angeht. Hier kömmt der Leser in eine ganz neue Welt. Dieser Theil sticht gegen die vorhergehenden so vortheilhaft ab, daß man es gar nicht für die Arbeit des nämlichen Mannes, oder für einen Theil des nämlichen Buchs halten sollte. Vermuthlich hat hier der Verf. aus bessern Quellen geschöpft, denen wir nicht nachspühren wollen. Auch hat hier der V. sogar seinen Titel vergessen, er schreibt kein Schulbuch für Lehrer und ihre Jünger, und liefert auch keinen Katechismus mehr, und hat die albernen Fragen in Marginalien der Paragraphen verwandelt. Es besteht aber diese physische Geographie aus folgenden, freylich etwas willkührlich geordneten Capiteln: 1) von den Bergen, deren Nutzen, Lage, Eintheilung in Granit, Ganggebirge, Kalkgebirge, Flötzgebirge, Vulcanische und Eisgebirge, von ihrer Höhe und Zusammensetzung. 2) Von den Versteinerungen. 3) Von der Erdrinde und den darin befindlichen Höhlen. 4) Von der Messung der Höhe der Berge. 5) Von dem Weltmeer. 6) Von der Ebbe und Fluth. 7) Von den Meerströhmen. 8) Von den Quellen und Flüssen. 9) Von den Erdkreißen der Erde — unter dieser seltsamen Ueberschrift wird von der Atmosphäre, der barometrischen Messung der Berghöhen, und von den Winden gehandelt. 10) Von den Witterungen und Jahrszeiten. 11) Von den Veränderungen des Erdbodens. 12) Vom Erdbeben und den feuerspeyenden Bergen. 13) Bemerkungen über die Geschichte der Erde — Urkunden von großen geschehenen Veränderungen, besonders einer allgemeinen Fluth — daß die mosaische Schöpfungserzählung sinnlich und gut, aber nicht physisch gegründet sey. Erklärungen der geogonischen Systeme Burnets, Whistons, Woodwards, Schwedenborgs, Scheuchzers, Leibnitzens, des Steno, Roy und Maro, und des Grafen von Büffon. Den auf dem Titel erwähnten Anhang haben wir vermißt.

Der beygelegte Plan der ganzen Erdkugel ist nach Zeichnung und Stich abschreckend.

Geschichte Johann Casimirs, Herzogs zu Sachsen, ingleichen fortgesetzte Nachricht von dem S. Koburg-Eisenberg- und Römhildischen Successionsstreit vom Jahr 1737. bis 1785. nebst einer Vorrede, von der Erbfolge derer (der) Seitenverwandten in dem herzoglichen Hause Sachsen, von Johann Gerhard Gruner. Koburg, bey Ahl. 1787. 18 Bog. 8.

Dreyerley ist es, was uns der Hr. Geh. Rath Gruner in diesem Werke liefert: 1) Die Geschichte Joh. Casimirs, Herzogs von Sachsen Coburg und Gotha, und Sohns des unglücklichen Joh. Friedrichs des Mittlern. Hönn, Müller und Rudolphi nebst andern Sächsischen und Thüringischen Geschichtschreibern, und aus diesen Galetti und Helfeld hatten ihm zum Theil vorgesammlet: keiner aber hatte noch eine zusammenhängende Geschichte dieses Fürsten geschrieben; und es war um so viel mehr zu verwundern, daß solches nicht geschehen ist, da Coburg noch so manche Denkmahle seiner Regierung besitzt. Es war demnach dem Geschichtschreiber Joh. Friedrichs vorbehalten, uns auch die Geschichte seines Sohns zu liefern. Wir wollen mit Uebergehung der bereits bekannten Lebensumstände nur dasjenige auszeichnen, was uns weniger bekannt oder doch merkwürdig geschienen hat. Weil bey der 1572. zu Erfurt durch kaiserliche Commissarien vollzogenen Theilung der Anschlag der getheilten Ernestinischen Länder und Aemter gar zu gering ist: so erklärt der Verf. die Art, wie er verfertigt wurde. Man zog aus 12jährigen Rechnungen ein gemeines Jahr, schlug die jährlichen Einkünfte nach dem damaligen geringen Preis der Naturalien zu Geld an, zog davon die auf dem Amte haftenden Bürden ab: das Uebrige machte den Anschlag des Amtes aus. Auf den wahren Werth der Substanzen wurde gar nicht Rücksicht genommen: auch wurden Dörfer, Höfe, Land- und Tranksteuern u. s. w. in den Anschlägen nicht genannt. Joh. Casimir und sein Bruder Johann Ernst erhielten zu Coburg eine

eine gelehrte Erziehung: der Ruf davon zog mehrere junge Prinzen, Grafen und Fränkische von Adel dahin, um an dieser Prinzlichen Erziehung Theil zu nehmen. — Ein Umstand, der vielleicht in der Folge zu Stiftung des dasigen Gymnasiums mitwürkte. Die beyden Prinzen studirten 5 Jahre zu Leipzig, unter andern auch Latein und Griechisch, ihre Reisen aber wurden durch den Chursächsischen Hof, unter dessen Vormundschaft sie standen, verhindert. Von Joh. Casimirs unglücklicher Ehe mit Annen, Churf. Augusts von Sachsen jüngsten Tochter, urtheilt der Verf. sehr gerecht, daß er selbst durch ihre Vernachläßigung, sie zum vertrauten Umgang mit Ulrich v. Lichtenstein veranlaßt habe. 1596. kam es endlich unter beyden Brüdern zur erblichen Landestheilung. Der Coburgische Antheil betrug fast um die Hälfte mehr, als der Eisenachische; dargegen aber hatte J. Casimir die Schulden, Reichs- und andere Abgaben für gesammte Lande übernommen. Beyde Brüder sagten sich von dem bisherigen gemeinschaftlichen Appellationsgericht in Weimar los; dargegen kündigten ihnen ihre Vettern Weimarscher Linie die Gesammtuniversität und das Hofgericht zu Jena auf. Worauf denn 1598. zu Coburg selbst, wo schon im 15ten Jahrh. eine ähnliche Gerichtsstelle gewesen war, ein Hofgericht angeordnet wurde, dessen Ordinarius und Beysitzer zugleich auch den Schöppenstuhl ausmachten. Aus ähnlicher Veranlassung vermuthlich ward denn auch 1605. von ihm das akademische Gymnasium gestiftet. Doch trat er nachher wieder in die Theilnehmung an der Universität. Bey dem Clevischen Successionsstreit begab sich J. C. selbst 1610. zur Conferenz nach Cöln, beschenkte die Minister der Commissionshöfe mit goldenen Ketten, und ließ während derselben in seinen Landen alle Freytage einen Bettag halten, und während des Gottesdienstes die Thore verschließen — brachte aber doch nichts als den Gebrauch des Titels zurück. Im folgenden Jahr begab er sich zur Conferenz nach Jüterbock, und nahm darzu von der Stadt Nürnberg 40000 Fl. auf; ertheilte auch nachher der Ritterschaft zur Beylegung verschiedener entstandener Irrungen den noch itzt bestehenden Landtagsabschied, von dem der Verf. einen Auszug giebt. Er ist der Urheber verschiedener ansehnlicher Gebäude, des Gymnasiums, das ihm 26000, des Zeughauses, das 22000 Fl. kostete, und der Regierung, auch verschiedener Kirchen auf dem Lande; auch verbesserte er das Residenzschloß und die

Veste bey Coburg. Er brachte nach Aussterben der Grafen von Gleichen die Herrschaft Remde an sein Haus, wohnte 1631. der Versammlung der Evangel. Stände zu Leipzig persönlich bey, besprach sich zu Römhild mit den schwedischen Kanzler Oxenstirn, und starb, nach vielen im 30jährigen Kriege erlittenen Drangsalen, 1633. im 65sten Lebens- und 47sten Regierungsjahr. Jagdlust, Trunk, Zorn und Hexenverbrennungen waren seine Fehler. Als eine Beylage hat der Verf. angehängt: die Einladung der zu Rotenburg an der Tauber versammelten Evangelischen Stände, an Herz. Joh. Casimir, um ihrer Union beyzutreten. Sie ist eine merkwürdige Urkunde, und verdiente diese Bekanntmachung.

2) **Fortgesetzter historisch kurzer Zusammenhang der über die S. Coburg-Eisenberg- und Römhildische Anfälle entstandenen Streitigkeiten, eröffnete Reichshofr. Conclusorum, und deswegen getroffenen Recesse 1737 — 1785.** S. 137. bis zu Ende. In Arndts sächsischem Archiv I. Th. ist ein Aufsatz unter gleichlautendem Titel eingerückt, der den bey der ehemal. kayserl. Commission in Coburg angestellt gewesenen Secretär Matthäi zum Verf. hatte. Die Mittheilung desselben verdiente Dank, weil sie die große Menge der in diesen verworrenen Streitigkeiten getroffenen Recesse der sächsischen Häuser in Auszug und Zusammenhang darstellt, und also den Liebhabern der sächsischen Hausgeschichte eben so viele Mühe erspahrt, als Licht giebt. Inzwischen war er den Privatsammlern zur sächsischen Geschichte vorher nicht unbekannt gewesen, und handschriftlich in mehrern Bibliotheken vorhanden. Da er aber gedruckt erschien, so mußte man sich billig wundern, daß der Herausgeber nicht auch für die Ergänzung und Fortsetzung dieses Aufsatzes gesorgt, ja nicht einmal erwähnt hatte, daß mit der Erstattung des Schlußberichts der Subdelegirten vom 11ten März 1737. womit sich der Matthäische Aufsatz schließt, die Successionsstreitigkeiten noch lange nicht beendigt waren. Der Hr. Geh. R. Gruner verdient demnach den aufrichtigen Dank aller Freunde der sächsis. Geschichte, hauptsächlich aber derer, die die Matthäische Geschichtserzählung, handschriftlich oder in Arndts Archiv, besitzen, daß er diese Arbeit, der er vor vielen Andern vorzüglich gewachsen war, hat übernehmen wollen, und zwar so vollständig, so genau und unpartheyisch, daß die Fortsetzung ganz in dem Geist des Matthäi geschrie-

geschrieben ist. Der Natur der Sache nach können wir aus einer Geschichte, die selbst weiter nichts als ein Auszug aus den Acten ist, hier keinen Auszug geben. Die verschiedenen Reichsprocesse des Hauses S. Meinungen gegen Salfeld, Hildburghausen, und Gotha, sind theils durch Finalerkenntnisse beendigt, theils durch Vergleiche beygelegt worden, theils sind sie liegen geblieben. So hat z. B. erst vor wenig Jahren S. Gotha die Meinungischen Forderungen an das Kammergut Schwenkhof und an die Eisenbergischen Land- und Trankstenern, durch Abtretung des bey Meinungen liegenden Kammerguts Dreyßigacker, befriedigt. Vielleicht würde es vielen Lesern, zumal solchen, die die Matthäische Schrift nicht gelesen haben, angenehmer gewesen seyn, wenn der Hr. Verf. vorher die Beschaffenheit des Streits, und die gegenseitigen Gründe und Ansprüche ganz kurz erklärt hätte, ehe er zu erzählen fortfährt, was für Wechselschriften eingereicht und für richterliche Erkenntnisse verfügt worden sind; auch daß er lieber den Verfolg eines jeden Prozesses besonders erzählt, als der Zeitfolge nach das, was in den verschiedenen Streitigkeiten erfolgt ist, hinter einander hätte folgen lassen.

Wir kommen nun zur Vorrede, die 1) von der Erbfolge der Seitenverwandten in dem Herzogl. Hause Sachsen handelt. Wir brauchen nicht erst zu erwähnen, daß diese Untersuchung, wegen leicht zu denkender Fälle wichtig ist: und da die Successionsstreitigkeiten der Herzoge von Sachsen Gothaischer Linien fast insgesammt die Erbfolgerechte in die Länder der ausgestorbenen Stämme zum Grunde haben, so hat es der Hr. Verf. für schicklich gehalten, seine Gedanken hierüber voraus zu schicken. Das Resultat läuft dahin aus. In dem Herzogl. Hause Sachsen ist von jeher durch Observanz und Recesse die Sammtbeleihung sämmtlicher Linien über sämmtliche dem Hause Sachsen zugehörige Länder eingeführt gewesen, so daß sie insgesammt Mitbelehnte ihrer Länder sind: folglich kann bey sich ergebenden Anfällen (von Ländern der Erbverbrüderten und Mitbelehnten) keine successio in linea collaterali nach der Nähe der Grade, sondern vielmehr eine successio linealis in stirpes statt haben; Es giebt zwar einige Verträge im Hause Sachsen, die dieser Behauptung entgegen zu seyn scheinen. Der Hr. Verf. zeigt aber, daß sie diesen wohl gegründeten Satz des sächsischen Staatsrechts nicht aufheben.

Weil

Weil man an guten und nutzbaren Büchern gerne auch kleine Flecken in Ansehung des Ausdrucks weggewischt wünscht, so sey es uns erlaubt, noch eine Kleinigkeit zu rügen, die uns in dieser, so wie in andern Grunerschen Schriften aufgestoßen ist — und das ist der häufige Gebrauch des participii praeteriti actiui bey verbis sowohl actiuis als reciprocis, dergleichen doch die deutsche Sprache, so wenig als die lateinische hat, z. B. der vieles Aufsehen gemachte Streit — die sich in Besitz geschwungenen Fürsten — die auf einander gefolgten Regenten u. dgl. m.

Ag.

Geschichte des heutigen Europa, in einer Reihe von Briefen, aus dem Englischen übersetzt mit Anmerkungen von Joh. Friedr. Zöllner. Zweyter und dritter Theil. Berlin, bey Maurer. 1786. 23½ und 23 Bog. in 8.

Der Hauptgedanke des englischen Verfassers Russell, die europäische Geschichte in diesem Umfange und in dieser Manier zu liefern, war in der That sehr glücklich, ungeachtet ihr die gewählte Briefform vor der gewöhnlichen nicht den geringsten Vorzug geben konnte: aber zu einem solchen Werk wurde mehr und genauere Bekanntschaft mit der ächten Geschichtkunde erfordert, als Hr. Russell hier gezeigt hat. Die deutsche Geschichte ist durchgängig schlecht gearbeitet, und die Geschichte der andern Staaten, nur die englische ausgenommen, nicht viel besser. Zum Beweise wollen wir die einzige Regierungsgeschichte des Kaisers Konrad des II. ausheben, die im zweyten Theil von S. 4. bis 7. vorgetragen wird. Gleich die Wahl Konrads II. (S. 4.) wird ganz unrichtig erzählt. Man sehe den Wippo, einen Augenzeugen. Konrad der Saliker hatte seinen Beynamen gewiß nicht daher, weil er an den Ufern der Saale gebohren war. (Ebendas.) S. 5. kommt die Wahl und Krönung Heinrichs III. zum Thronfolger nach Konrads erstem Zuge nach Italien zu stehen, und doch wird in den Noten Konrads Kaiserkrönung in das Jahr 1027. Heinrichs III. Wahl und Krönung aber in das Jahr 1026. gesetzt. Bekanntlich geschahe die Wahl Heinrichs III. im Dec. 1025. die Krönung erst am 14ten April 1028.

Auch

Auch war Heinrich bey seiner Wahl nicht 12, sondern noch nicht ganz 10 Jahr alt. Von dem merkwürdigen Aufruhr des Herzogs Ernst von Schwaben (S. 5.) wird zu wenig gesagt, und was hier davon erzählt wird, ist dunkel. Die beygefügte Anmerkung erklärt die Ursache der Empörung nicht. Hunnen (S. 6.) gab es im 11ten Jahrhundert in Europa nicht mehr; schon seit 469. war ihre Herrschaft völlig zu Grunde gerichtet: die Wenden im nördlichen Deutschland waren es, mit denen Konrad II. zu fechten hatte. Rudolf III. (S. 6.) war nicht König des transjuranischen Burgunds, sondern König von Burgund überhaupt; schon seit 930. waren die beyden burgundischen Königreiche disseit und jenseit des Jura vereinigt. Wie und weswegen dieser Rudolf III. seine Länder an den König der Deutschen habe überlassen können, wird hier nicht gesagt. Mayland wurde (S. 6.) von Konrad II. nicht überrumpelt: dieser belagerte es zwar lange, konnte es aber nicht bezwingen. Auch ist der Erzbischof Heribert von Mayland nicht mit ewiger Verbannung bestraft worden, u. s. w. Die Geschichte Heinrichs IV. der hier auf eine ganz neue Art den Beynamen des Großen führt, wollen wir nicht berühren, um nicht noch mehr solche Bemerkungen machen zu dürfen. Den würdigen Uebersetzer, Hrn. Zöllner, trifft dieser Tadel nicht: er wollte das Buch nicht ganz umschmelzen; und das hätte doch geschehen müssen. Desto nöthiger und rühmlicher war es, daß Hr. Z. sich entschloß, vom dritten Bande an, die Briefe, worin die deutsche Geschichte vorkommt, selbst auszuarbeiten; ob wir schon nicht billigen, daß er alles, was Russell davon hat, in seine Erzählung aufnehmen will: denn zuverläßig ist Russell der Mann nicht, der eine deutsche Geschichte ausarbeiten könnte. Zu wünschen wäre, daß Hr. Z. auch die Geschichte der andern Staaten, worin der Verf. ungefähr eben so fremd ist, als in der deutschen, berichtiget, oder doch von den gröbsten Fehlern gesäubert hätte.

M.

Topographisch - historische Beschreibung des Oberpinzgaus im Erzstifte Salzburg. Mit einer Kupfertafel. Salzburg, in der Waisenhausbuchhandlung. 1786. 8 Bog. gr. 8.

Die

Die naturhistorischen Briefe über Oesterreich, Salzburg u. s. w. von Franz von Paula Schrank und Ritter von Moll, Salzburg 1785. die Beschreibung des Oberpinzgaus von Hrn. Franz Ant. Reisigl, und die folgende von Lungau, betreffen gerade die Gegenstände, welche in Erdbeschreibungen insgemein vernachläßigt sind, die Oekonomie, Sitten und Lebensart des Landmanns. Zwar erreicht keines der beyden hier angezeigten Schriften jenes Werk, besonders in Ansehung der Naturgeschichte; doch sind sie beyde zu dem Zwecke brauchbar, vorzüglich, wenn man mit auf die Schreibart sieht, die Beschreibung des Oberpinzgaus.

Das erste, was hier vorkömmt, ist die Krimml und der berühmte Wasserfall auf der Südseite der Salza in einem Kupfer vorgestellt. Größtentheils sind die Hügel und Gebirge dieser Gebirge fruchtbar und mit jungen Schwarzwäldern bewachsen; aber sie sind unwegsam. Nur ein schmaler steinigter Fußsteig führt über Krimmlertauern nach Tyrol. Krimml, ein Dorf von 400 Seelen liegt in einer fruchtbaren Gegend. Wald, eine Stunde davon, hat 600 Seelen, und eine Viertelstunde davon eine Kapelle, die dem heiligen Sixt, einem guten Ehestifter, gewidmet ist, und daher von den unverheyratheten Mädchen aus allen umliegenden Gegenden schaarenweise besucht wird — und noch andere Denkmäler des blinden Aberglaubens hat, die er nach Verdienste lächerlich macht. Neukirch, dessen Lage, Fruchtbarkeit und Schloß nebst den Sitten und Gebräuchen der Einwohner er beschreibt, fühlt noch die Emigration der Salzburger. Wenn ein Bauer hier 6 Dienstboten hat, so trifft man gewiß darunter einen Ausländer oder Ausländerin an, ungeachtet die Leute hier sehr frugal und in den fruchtbarsten Ehen leben, auch ein hohes Alter erreichen. Das gewöhnliche Alter des männlichen Geschlechts fällt immer in die 80, und die des weiblichen in die 90 Jahre, und wohl darüber. Sie würden noch älter werden, wenn hier nicht das Branteweintrinken sehr eingerissen wäre. Tyrol löset dafür jährlich ansehnliche Summen. Im Frühlinge pflegt man die Felder vor dem Umpflügen mit dürren Reisern zu belegen, und diese anzuzünden. Außer der Vertilgung des Unkrauts, dessen Wurzeln auf solche Art verbrannt werden, verschafft man dem Acker durch die Asche einen guten Dünger. Auch bedient man sich dieses Mittels des Nachts in dieser Jahrszeit gegen die zu fürchten-

den

den Reise, die durch Feuer und den starken Rauch von hineingeworfenen Rasen, Fichtenzweigen u. s. w. in Thau verwandelt werden. Man nennt es das Reifheitzen. Diese Gewohnheit ist auch in der Landschaft Lungau üblich. Sonst bediente man sich noch eines andern lächerlichen Mittels bey kalten Sommertagen, wenn man Schnee befürchtete, oder wenn es wirklich schneyete; man läutete, um den Schnee zu vertreiben, mit allen Glocken, und nannte es das Schneeläuten. Jetzt ist diese Albernheit verboten, nachdem die Neukircher Bauern, gegen die Vorstellungen des dortigen Geistlichen, während des Gottesdienstes bey entstandenem Schneewetter die verschlossene Thür des Thurms erbrochen und zu läuten angefangen hatten. So vernünftig denken aber dort vielleicht die wenigsten Geistlichen, die sonst vom Benedicireu, Wetterseegnen, Hexen- und Gespensterhistörchen ihr gutes Einkommen hatten. Gewöhnlich schreibt man Krankheiten den Hexereyen zu, und gegen diese wird das Benedicirem gebraucht. Bey Mühlbach, wo ein Fürstliches Berg- und Schmelzwerk ist, pflegt man das Rösten der Arsenikalerze, weil der Rauch dem Getraide schädlich ist, nur zu gewissen Zeiten zu verrichten. Aus gleichem Grunde wird der Vitriol nur im Winter gesotten.

Wir müssen die eingestreueten Bemerkungen über den Landbau, Stallfütterung, Alpfütterung des Hornviehs, Manipulation der Käse, Art, wie man die Nutzung einer Kuh aus der zu verschiedenen Zeiten erhaltenen Milch berechnet, eine meteorologische Bemerkung über das schnelle Entstehen einer Wolke auf einer Alpreise, Beschreibung der Kleidertrachten und Gebräuche bey Hochzeiten und Leichenbegängnissen übergehen. Bey den Leichenbegängnissen sind auch die Todtenmahle üblich. Wenn in der Kirche alles zu Ende ist, so wird dem Verstorbenen noch einmal bey einem Gläschen Brandtewein eine ewige Ruhe gewünscht, und man pokulirt sich mannichmal dabey so fröhlich, daß das Leidwesen über den Verstorbenen in ein lautes Jauchzen ausbricht. Der Herr Verf. hörte dabey manche herzlich wünschen, auch bey ihrem Todtenmahle Gast zu seyn, ja ein alter Bauer bat wirklich vor einigen Jahren die Geistlichkeit, das Todtenmahl bey seinem Leben halten zu dürfen.

Topographische Beschreibung der Landschaft Lungau im Fürstenthume Salzburg von Jos. Benedikt Hueber. Mit einer Kupfert. Salzburg, in der Hochfürstl. Hof- und akadem. Waisenhausbuchhandlung. 5 Bog. in gr. 8. nebst 2 Tabellen auf einem Bogen.

Der Hr. Verf. versteht seine Sprache nicht recht, und will doch Naturscenen schildern und schön schreiben. Wie sauer er es sich dabey werden läßt, merkt man gleich in dem ersten Satze, wo er uns die Grenzen des Landes beschreibt. „Lungau, sagt er, unterscheidet sich von den übrigen Gebirgsgegenden dadurch, daß es am Rande des Salzburgschen, in Gestalt eines Hufeisens (eine sonderbare Einbildung, die mit der Vorstellung unserer Specialkarten sich nicht vereinigen läßt) sich krümmenden Antheils liegt. Sonderbar ists (doch wohl nur ihm) daß auf allen Seiten ungeheure Gebirge die natürlichen Grenzen ausmachen, zwischen welchen Lungau, wie in einem Kessel — in Form eines Sterns liegt. Vielleicht hat die weise Schöpfung den Ort bloß für eine Alpe bestimmt, jedoch durch die Länge der Zeit, durch größere Population benachbarter Gegenden siedelten sich auch Menschen an, die nicht mehr mit Hütten zufrieden sich auch Häuser bauten, bis endlich die 3 Marktflecken Tamsweg, Mauterndorf und St. Michael entstanden sind." Dies kommt ihm nun so merkwürdig und singulär vor, daß er zum Schlusse noch einmal wiederholt: „Gewiß ist die Natur mit diesem Flecke, unsers Erdballs sehr wunderbar zu Werke gegangen!" Fast sollte man glauben, Hr. H. wäre nie über die Grenze von Lungau gekommen. Er beschreibt darauf die 5 Straßen, welche aus der benachbarten Gegend durch diese Landschaft führen, die eine über Radstädtertauern führt erst in eine grauliche Klippe hinein, wo man nur ein wenig Himmel über sich und zur Seite die Tauerbach hat, an deren Wasserfall man endlich nach einer kleinen Stunde kommt. Er ist anderthalb Kirchthürme hoch. (Die Leser wissen schon, was ein Kirchthurm für ein Maaß hat. —) Die Forellen haben da ihre Lust; ein ewiger Thau von Milch (man hat also nicht bloß Honigthau, sondern auch Milchthau) netzt die hangende Straße, und die Natur läßt auch den Dummkopf nicht

ohne

ohne Bewunderung vorübergehen. (Hr. H. kann sicher glauben, daß dieser gerade am meisten alles anstaunet.) Endlich erreicht man das Wirthshaus. Die Wirthe regieren da wie Hirtenkönige. Sie sind allein unumschränkte Herren der Gegend, und würzen sich den Tisch mit delikaten Sälblingen. Man kömmt auf diesem Wege nach Mauterndorf, in dessen Mitte das kleine Pfarrgotteshaus von schlechter Bauart steht. Der beste und volkreichste Marktflecken ist Tamsweg. Große ansehnliche Häuser stehen in gutgewählter Ordnung, und gestalten ein hübsches Viereck, wovon sich 3 Gässen hineinwenden. (Was heißt das?) In der Mitte ist eine Schranne zu Markttagen. Die Bürger (gute ehrliche Bauern) thun auf ihren Magistrat sehr dicke — vermuthlich haben unsere Leser nun Proben genug (ungeachtet sie nicht aufgesucht sind) von der Schreibart des Hrn. H. Er meldet, daß eine Specialkarte vom Lande aufgenommen sey; warum hat er nicht gesucht, diese zu erhalten, und sie uns statt des höchst uninteressanten Kupferstichs, der weiter nichts als ein sehr mittelmäßiges Bild von einer bergigten Gegend ist, mitgetheilt?

Doch Rec. will nicht bloß tadeln. Es giebt auch verschiedene gute Stellen darin, die durch eine leichte Veränderung sehr malerisch und schön gemacht werden können, und worauf es hier am meisten ankömmt: so sind Bemerkungen über Beschaffenheit des Bodens, Beschäfftigungen, Sitten, Lebensart und Anzahl der Einwohner, über die Viehzucht u. s. w. angebracht, die der Erdbeschreiber sehr gut nützen kann. Das ganze Thal von Lungau schätzt man 15½ Quadratmeilen groß. Es ist zwar nicht so fruchtbar als Pinz und Pangau, nährt aber doch seine zahlreichen Einwohner reichlich. Auf einer Tabelle wird die Volksmenge vom Jahre 1783. zu 13598 Seelen angegeben. Der Viehstand war in den Jahren 1774—76. 5612 Ochsen, 622 Stiere, 8799 Melkkühe, über 600 Kälber, 5610 Schweine, 26631 Ziegen und Schaafe, 932 Pferde. Die Römischkatholische Religion ist hier die einzige, aber so unaufgeklärt, daß sie außer den Lutheranern, den Türken und dem Teufel keinen Feind der Religion zu haben vermeinen. Der Unterricht der Jugend ist äußerst schlecht. Eben so unausgebildet ist die Sprache, davon man viele Worte nicht versteht.

Feldbau und Viehzucht ist ihre Hauptbeschäftigung. Daher legen sich viele auf das Schweinschneiden. Die Schweinschneider ziehen außer Landes, schneiden auch ander Vieh und kuriren für den Lohn daselbst, wenn ein guter Accord mit ihnen geschlossen wird. Die Schweinschneider sind die Reichen im Lande. Zu den vorzüglichen Gütern des Landes gehören auch die Viehställe, Bäume, Bienen und Zwetschenbäume. Man hat auch Bergwerke.

R.

Joh. Christian Hellbachs, Herz. S. Cob. Meining. Commissionssecretairs, wie auch Fürstl. Schwarzb. Sondersh. Regier. Advokaten, Archiv von und für Schwarzburg. Hildburghausen, bey Hanisch. 1787. 310 S. 8.

Dieses Archiv von und für Schwarzburg entstand, nach der Erzählung des Verf. in der Vorrede aus einer in ein Corpus rerum Schwarzburgicarum umgearbeiteten Bibliotheca Schwarzburgica, und wirklich würde dieses in guter Absicht und für den Gebrauch der Liebhaber der Schwarzburgischen Geschichte und Landesverfassung ausgearbeitete Buch auch noch nach seiner jetzigen Anlage den letztern Titel mit eben so vielem Rechte als den jetzigen geführet haben. Die Hauptabsicht des Verf. gehet dahin, alle zu der Litteratur, der Geschichte, sowohl Civil- als Kirchen- Münz- Gelehrten- und Lehnsgeschichte, zu dem Staats- und Privatrechte des ganzen Schwarzburgischen Hauses, ferner die zu der Geschichte der ausgestorbenen gräflichen Häuser von Hohnstein, von Beichlingen, von Gleichen, gehörige Materialien und Schriften in verschiedene *Locate* geordnet, zusammen vor Augen zu stellen, und damit jedem, besonders seinen Mitbürgern, das Studium der vaterländischen Geschichte und Rechte zu erleichtern. Daß der Verf. sein Feld übersieht, und auch alle die Materialien und Kenntnisse und allen den Fleiß in seiner Gewalt hat, die zu der Bearbeitung desselben erfordert werden, ist unleugbar. Aber ohnstreitig ist er hie und da mit zu vieler Uebereilung, mit einer sichtbaren Eilfertigkeit, um sich bald als Schriftsteller zeigen zu wollen und im Ganzen nicht mit genugsamer Ueberlegungs- und Unterschei-

scheidungskraft in der Wahl und Stellung seiner Materialien zu Werke gegangen. Offenbahr verwechselt er S. 30. Sizzo I. mit Sizzo II. und giebt jenem den Gunthar zum Vater, da er der Vater des Letztern war; offenbahr irrt er, wenn er schreibt, daß der Fürst Christian Wilhelm mit seiner erstern Gemalin, Antonien Sybillen, Gräfin von Barby gar keine und mit seiner zweyten Gemalin, Wilhelminen Christianen von Sachsen Weimar seine 13 Kinder alle gezeugt habe. Die erstre Gemalin hatte ihm 7 und die andre 8 gebohren. Es ist falsch, daß Schwarzburg schon den 5ten und Thurn und Taxis erst d. 30sten May 1754. in den Reichsfürstenrath eingeführt worden wären. Beyde wurden an einem und demselben Tage den 30sten May eingeführt. Der geo- und topographische Theil hätte billig ganz abgesondert da stehen müssen, da ihn der Verf. in den beyden Abschnitten Unterthanen- und Naturgeschichte, vertheilt herumgestreut hat. In den Citaten ist der Verf. zu verschwendrisch, zu begierig, seine eigne Bücherkenntniß darlegen zu wollen, wenn sie auch nicht in seinen Plan gehört. Daß er alle Schriften, die für Schwarzburg bestimmt sind, und die Regenten oder die Verfassung desselben auch nur von weitem angehen, und unter diesen Schriften auch das Singspiel Graf Günther von Schwarzburg angeführet hat, tadeln wir am Ende nicht; aber ganz ohne Nutzen und Anwendung, werden alle die Schülerreden angeführt, die wahrscheinlich gar nicht gedruckt, und ihrem Titel nach aus den Schulprogrammen bekannt und nicht einmal für die gebohrnen Schwarzburger, geschweige für andere deutsche Liebhaber interessant sind, ohne Nutzen stehen, wenn wir nur das Locat vom Staatsrecht ausheben wollen, alle die Bücher da, welche theils von dem Nutzen des Staatsrechts überhaupt, theils von einzelnen Materien desselben im Allgemeinen ohne Bezug auf Schwarzburg handeln. Etwas mehr Sparsamkeit in diesem Theile hätte für den Verf. und die Käufer des Buchs den Vortheil gehabt, daß das Locat vom Privatrechte der Schwarzburgischen Lande, das nur um der Enge des Raums willen in den Nachtrag verschoben worden ist, auch in diesem Bande seinen Platz gefunden haben würde. Sogar die §§. sind zuweilen vervielfältiget worden, nur damit recht viele Bücher und Schriften angeführt werden konnten. So wenig sich ein genauer Auszug aus Büchern von der Art geben läßt; so wollen wir doch eines und das andere aus demselben anführen, was für unsre

Leser interessant seyn könnte. Vor der Reformation waren 7 Benediktiner- 6 Zisterzienser- und 3 Franziskanerklöster in dem Schwarzburgischen. Der von dem Hrn. O. C. R. Büsching noch bemerkte Messinghammer in dem Arnstädter Schloßgarten ist schon seit vielen Jahren eingegangen. In dem Abschnitte von der Lehnsgeschichte theilt der Verf. ein sehr genaues Verzeichniß der Schwarzburgischen Passiv- und Activlehne mit, das auch auswärtigen Lesern um so willkommener seyn wird, je vielfacher die Lehnsverbindlichkeit des Schwarzburgischen Hauses ist, und jemehr demselben diese Lehnsverbindlichkeit den neuen Fürstenstand erschwert hat. Das Haus Schwarzburg hat Lehne vom Kaiser und Reich, von der Krone Böhmen, von Mainz, Hessencassel, Fulda, Chursachsen, Sachsen Weimar, Sachsen Gotha, Hannover und Magdeburg, auch einige Sonnenlehne. — Etwas unerwartet und befremdend war uns die wirklich nicht ganz verständliche Entschuldigung, mit welcher der Verf. den Grundriß des Schwarzburgischen Staatsrechts anfängt, daß er nicht mehr habe schreiben dürfen, als was die Preßfreyheit jedem Privatschriftsteller erlaube, und daß also alles, was ausgelassen, doppeltdeutig oder einer irrigen Auslegung fähig sey, allein auf seine Rechnung kommen müsse. Der Verf. hat es wohl nicht bedacht, daß er damit alle seine für das Schwarzburgische Haus behauptete Meynungen in den Verdacht bloßer aus Zwang behaupteter Meynungen setze, u. daß seine Vertheidigung des Titels der Viergraven des Reichs gegen Mosern und der dem Fürstlichen Hause zukommenden großen und kleinen Comitive gegen den Herrn von Selchow damit verdächtig werde. Im Ernste glauben wir, daß das Staatsrecht der kleineren Fürstenhäuser Deutschlands keine strengere Behutsamkeit erfodre, als daß allenfalls bey streitigen Punkten das vor und gegen, zwar ohne Entscheidung, aber doch unpartheyisch entwickelt werde, da im Grunde der größeste Theil des Privatstaatsrechts der deutschen Länder nur Anwendung der Grundsätze des allgemeinen deutschen Staatsrechts ist. Des Titels der Viergraven des Reichs bediente sich Schwarzburg zuerst im Jahre 1567. als es der Erfurter Receß unterzeichnete, auf Münzen aber nicht eher als seit 1571. von Gottes Gnaden, gebrauchten die Grafen schon seit 1226. Den Prinzessinnen des Hauses sind 10000 Rthl. Heyrathsgut ausgesetzt; stirbt aber die eine Linie aus, so muß die über-

lebende

lebende den Töchtern, oder Baasen, oder Allodialerben der ausgestorbenen Linie 30000 Fl. auszahlen, wenn nicht der Letztverstorbene noch etwas Besonders deshalb verordnet hat. Wegen der Apanage ist eigentlich nichts gewisses bestimmt; indessen wies der Fürst Christian Wilhelm jedem seiner Prinzen 5000 Rthlr. im Testamente an.

Die sowohl die Geschichte als die Angelegenheiten und die Verfassung des Schwarzburgischen Hauses und Landes angehende Litteratur ist in diesem Archive ganz gut bearbeitet, ein Vorzug, durch welchen es sowohl für inn- als ausländische Deutsche nützlich werden muß. Aber wahrscheinlich wird er noch einen Kampf mit seinem gelehrten Landsmanne, dem Herrn Rath Treiber in Arnstadt aushalten müssen. Er bürdet ihm in den Zusätzen und Berichtigungen S. 502. einen Fehler auf, den ein Schriftsteller, wie Treiber ist, nie begangen hat, auch nie begehen konnte. Er schreibt da von der gelehrten Abhandlung dieses würdigen Mannes über den Ursprung der Grafen von Käfernburg, der Anhang aber, welcher das Schwarzburgische Privilegium de non appellando betrifft, ist auch (auf) eine von dem Hrn. Verf. unrecht angesehene Stelle des neuesten Reichsabschiedes gegründet; denn in den (dem) angeführten §. desselben stehe, bekanntlich nicht 600, sondern 400 Reichsthaler Berufungssumme. Der Herr Rath Treiber spricht in diesem Anhange, den der Recensent gelesen hat, nirgends von 600 Rthlr. sondern von 600 Gulden Rh. also von nicht mehr und nicht weniger, als von 400 Rthlr. von eben der Summe, die im Reichsabschiede angegeben worden ist. Einem so bewährten Mann, der seine Unterscheidungskraft und auch wahrscheinlich seine Augen am rechten Orte zu gebrauchen weiß, muß man solche Fehler nicht so gerade zu in den Busen schieben.

Unrichtigkeiten und Mängel in des Herrn Reg. Advoc. und Commiß. Sekret. Hellbachs Archive von und für Schwarzburg; angemerket von Johann Wilh. Treiber, Com. Pal. Caes. und Fürstl. Schwarzburg. Rathe. Arnstadt. 1787. 46 S. in 8vo.

Kaum hatten wir unsre Recension von dem Hellbachischen Archive von und für Schwarzburg an die Behörde abgeschickt, so erhielten wir diese schon vorher geahndete Abfertigung des Herrn Rath Treibers in die Hände. Hr. R. Treiber schreibt als ein Mann, der wider sein Vermuthen, ohne Ursache, und doch keck angegriffen worden ist. Kein Mensch läßt sich gerne Fehler aufrücken, die er schon mit dem Gebrauche seiner zwey Augen vermeiden kann. Man muß es also dem ehrwürdigen Gelehrten zu gute halten, wenn sich hie und da etwas Bitterkeit in seine Rechtfertigung einmische. Er tadelt zuweilen, wie S. 1. S. 10. N. 13. S. 21. 44. etwas vorsätzlich, aber doch im Ganzen so gründlich und richtig, deckt außer den von uns schon angezeigten Fehlern noch so viele andre von H. Hellbach begangene historische, genealogische und topographische Fehler auf, daß H. Hellbach seine voreilige Unbesonnenheit schwer büßen muß. Noch können wir uns in eine genauere Anzeige dieser dem Hrn. Hellbach von seinem Gegner vor Augen gelegten Unrichtigkeiten und Mängel, die größtentheils eine gute Landeskenntniß zum voraus setzen, nicht eher einlassen, bis H. Hellbach dem Publikum seine Duplik vorgelegt haben wird. Nach Recensenten Meynung ist diese Abfertigung eine ganz heilsame Warnung für ihn.

Fe.

De Rudolpho Suevico, Comite de Rhinfelden, Duce, Rege, deque ejus illustri familia ex Augusta Ducum Lotharingiae prosapia apud D. Blasii sepulta, Cryptae huic antiquae nova Austriacorum principum adjuncta, per *Martinum Gerbertum*, Monasterii et Congregationis S. Blasii in silva nigra Abbatem S. Q. R. I. P. Typis, san Blasianis. 1785. gr. 4.

Nach einer eleganten Zuschrift an den Erzherzog von Oesterreich Maximilian, jetzigen Kurfürsten von Kölln, zeigt der Hochfürstliche Verf. in der Vorrede die erste Gelegenheit, die Ihn zu diesem historischen Aufsatz gebracht hat, nämlich, daß in der alten Stiftskirche zu S. Blasien auch das uralte Ge-

Geschlechtsbegräbniß der Grafen von Rheinfelden befindlich, selbiges in der neuerbauten, neben der Crypta, worin die Gebeine der Habsburg. Oesterreichischen Fürsten aus der Schweiz gebracht sind, gleichfalls dahin verleget worden. Ein alter Codex in dem Kloster Mur, den vormals ein Mönch aus S. Blasien geschrieben, der Berchtoldus gemeiniglich genannt, eigentlich aber Bernoldus heißt (indem Bertholdus ein anderer ist,) und vorzüglich die Geschichte vom Jahre 1066 — 1091. begreift, die bekanntermaaßen den Gegenkaiser Rudolff betreffen, wovon der Berchtold als Verfasser ein Anhänger war, hat hiernächst noch mehr dazu Ursach gegeben, weil er weit mehr enthält, als was davon im Urstisio und auch bey dem Oefele im I. Th. der Baierschen Geschichte S. 643. abgedruckt ist. Wozu noch kömmt, daß der Verf. in diesem Codice gesucht hat, seine vorige Schreibart und Nachrichten von den Streitigkeiten zwischen dem K. Heinrich und dem Pabst Gregor VII. etwas zu mildern, jedoch giebt er die ausführlichsten Nachrichten davon, die hier in dieser Schrift pragmatisch genutzet sind, und die Sache ganz anders vorstellen, wie sie bisher die Schriftsteller behandelt haben. Noch ein anderer Codex in gedachtem Kloster Mur hat ebenfalls viele brauchbare Nachrichten von dem Geschlechte der Grafen von Rheinfelden hergegeben, und von ihrem Ursprunge aus dem Geschlechte der Herzoge von Lothringen, wie in der Ausführung selbst alles dieses vortrefflich benutzet ist. Sie ist in 4 Kapitel eingetheilet, davon das

Iste Kapitel, die Handlungen des Rudolffs Grafen von Rheinfelden Herzogs von Schwaben begreifet. Das IIte Kapitel aber seine Handlungen als Gegenkaisers. Das IIIte untersucht sein Geschlecht, so zu S. Blasien begraben; und das IVte handelt von Friederich Rocke Grafen von Diessen, so ebenfalls zu S. Blasien begraben ist.

Im Isten Kapitel findet man §. 1. und 2. von dem Ursprunge und Anfange der Stadt und der Grafen von Rheinfelds Nachricht. Die Stadt hat wie Basel aus den Ruinen der berühmten Röm. Pflanzstadt *Augusta Rauracorum* (Augst) seinen Anfang genommen. Was man von dem Geschlechte der Grafen dieses Namens mit Gewißheit angeben kann, übersteigt das XIte Jahrhundert nicht, und begreift vorzüglich das Leben und die Handlungen dieses Rudolffs

dolffs. Man hat ihn auch — *Ducem de Rinfelden*, in Urkunden und bey gleichzeitigen Geschichtschreibern genannt, aber irrig, weil er Herzog von Schwaben war, wozu Rheinfelden gehörte. Noch irriger haben andere Schriftsteller Rheinfels am Rhein bey S. Goar dem Rudolff zugeeignet, desto gewisser kann man behaupten, daß er nach dem Tode Ottens von Schweinfurt ums Jahr 1057. das Herzogthum Schwaben erhalten hat. S. 3.

Die Ursache warum der Herzog Berthold von Zäringen und andere Fürsten mehr dem K. Heinrich IV. nach und nach aufsätzig geworden sind, findet man §. 4. entwickelt. Indessen hatte Rudolff noch das völlige Zutrauen, und er mußte im Namen des Königs in der Schweiz 1063. gewisse Streitigkeiten schlichten, wovon die Orig. Urk. hier in *App.* mitgetheilet, und dessen Aechtheit, ohngeachtet das Datum fehlerhaft, S. 8. 9. erwiesen ist. Er hat auch keinen Antheil daran gehabt, daß der junge König Heinrich seine Mutter entzogen, in die Hände und Erziehung der Erzbischöfe von Kölln und Bremen, vorzüglich des letztern gekommen ist. §. 8. Die Sächsischen Fürsten waren schon unter dem Vater des Königs aufgebracht, und bey der jetzigen schlechten Regierung des jungen Herrn vermehrte sich der schon eingewurzelte Haß noch weit stärker, indem seine ausschweifende Lebensart auch die andern Fürsten von Deutschland aufmerksam machte. Seine brave Mutter that zweymal eine weite Reise aus Italien zu ihm, um ihn zu ermahnen, von seinen Ausschweifungen abzustehen, und die Regierung so zu führen, daß er die Liebe der Fürsten wieder zu erhalten, wenigstens den Haß derselben zu mindern suchen sollte. Alles war bey ihm vergeblich, weil die Grundlage vorzüglich in der schlechten Erziehung des Erzbischofs Adelberts von Bremen lag. Bey allen diesen blieb doch der Herzog Rudolff ihm noch am längsten getreu, wie der hohe Verf. sehr gründlich aus den besten Quellen in den folgenden §. gezeiget hat. Wie es aber der König zu weit trieb, und den Herzog Otto Baiern, dem Bertolff von Zäringen, das Herzogthum Kärnthen ohne Ursache genommen, so schlug sich endlich auch unser Herzog Rudolff seit dem J. 1073. auf die Seite der mißvergnügten Fürsten, wie der gleichzeitige *Bertholdus* (*Bernoldus* eigentlich) *Constantiensis* und das Chronic. Petershusanum Mstum vor andern bezeuget, wovon die Stellen hier S. 23. angeführet sind.

Die

Die Sächsischen Fürsten aber waren die ersten, die gegen den König mit den Waffen aufstunden, wozu sie aber auch die Bedrückungen, die Lambert von Aschaffenburg am besten S. 355. beschreibt, gereizet haben. Indessen war doch der Herzog Rudolff mit dem Könige im J. 1074. wieder ausgesöhnet, wie hier S. 26. erwiesen ist, weil der König aber es nicht redlich gemeint, vielmehr nach des Herzogs Leben getrachtet haben soll, so soll auch Rudolff wieder zurückgetreten seyn, und gegen den König machinirt haben. Es ist aber hier aus dem *Codice Msto Bernoldi* zu Mur eine weitläuftige Stelle angeführt, die den Umstand etwas anders beschreibt, und es ist §. 17. sehr wahrscheinlich gemacht, daß nach 1075. der Herzog die Parthie des Königs gehalten hat, und zwar dieses auf Bitten der Mutter des Königs. Welches auch noch mehr bestärket, daß der Herzog in der Schlacht, die die Sachsen an der Unstrut im J. 1075. verlohren, mit den Schwäbischen Völkern sich besonders zum Vortheil des Königs hervorgethan hat. §. 18. Weil aber der König nach gewonnener Schlacht die Vorschläge des Herzogs Rudolffs u. s. w. sich nunmehro mit den Sächsischen Fürsten zu versöhnen, nicht annehmen wollte, so neigten sich diese Fürsten auch auf die Sächsische Seite, zumal da der König sich der Simonie offenbar schuldig gemacht hatte §. 21. welches vorzüglich den Pabst Gregor VII. so weit brachte, daß er den König nach Rom citirte, und hernach in den Bann that. Die damalige Aufführung des Königs beschreibt Lambert von Aschaffenburg (*ap. Pistor. Tom. I. p. 400.*) sehr lebhaft, wenn er sagt, daß der Erzbischof Anno von Kölln sich viele Mühe gegeben, den König zu bessern — Neque enim lasciviae regis vel ratio modum faciebat, vel aetatis accessus, vel amici cujuscunque objurgatio, sed quotidie se ipso deterior efficiebatur, et ruptis omnibus humani, ne dicam christiani pudoris frenis, in omne quod animus suggessit, flagitium praecipitantior ruebat.

In dieser Lage kamen die Fürsten sowohl von Schwaben als Sachsen im J. 1076. zu Tribur am Rhein zusammen, worunter auch der Herzog Rudolff war, deliberirten über die Absetzung ihres Königs, und über die Wahl eines neuen, wogegen der zu Oppenheim anwesende König, Gesandte nach Tribur sandte, und das Beste versprach. Wie er aber nach Italien gieng, und zu Canossa unter schimpfli-

chen Anzeigen und Versprechungen von dem Bann entlediget ward, so wählten die Fürsten zu Forchheim, selbst durch Päbstlichen Betrieb im J. 1077. den Herzog Rudolff zum Könige. Indessen wird sowohl seine Wahl, als auch Krönung sehr unterschieden von den damaligen Geschichtschreibern beschrieben §. 2. und 3. im IIten Kapitel, welches die *Facta et Fata Rudolphi Anti Caesaris* von S. 42. an, ausführlich vorlegt. Seine Krönung oder Einweihung die der Erzbischof Sigfried von Maynz errichtete, war tumultuarisch und tragisch zugleich S. 47. Ob der Pabst Gregorius zu dieser Wahl gestimmet, und sie mit betrieben, wird hier gleichfalls S. 48. untersuchet, doch bleibt die Hauptsache dunkel, und es scheinet, daß man überall dem Pabst zu viele Gewalt bey den deutschen Königswahlen u. s. w. einräumet, auch ihn in seinem Betragen zu entschuldigen suchet. Die angeführten Stellen der damaligen Schriftsteller, die lauter Geistliche waren, erzählen den ganzen Vorgang sehr unterschieden, jeder nach seinem Interesse. u. s. w. Doch glaubt der Fürstliche Hr. Verf. daß der Abt Tritheim (in *Chronic. Hirsaug. Tom. I.* S. 249.) noch am richtigsten den ganzen Umstand angezeigt habe, der deutlich schreibt, daß der Pabst die Wahl des Rudolffs nicht gemißbilliget, sondern ihm die Krone mit den bekannten Versen gesandt habe S. 54. In dem VIten §. ist ein weitläuftiger Extract aus dem *Codice Murensi* mitgetheilet, der die Handlungen von den Jahren 1077. und 78. zum Theil ganz anders angiebt, wie die edirten Schriftsteller, welcher verdient ganz im Zusammenhange [illegible] zu werden. Von dem Tode des Herzogs Bertholds von Zäringen, giebt eben derselbe Verfasser des *Chronici Murensis* Msti eine ausführliche Nachricht, die hier S. 61. mitgetheilet ist. Derselbe erzählt auch, wie der K. Heinrich gesucht, durch Friedensvorschläge den König Rudolff einzuschläffern, ihn aber plötzlich überfallen, und von jenem völlig geschlagen sey. Diese ist die erste Schlacht bey der Unstrut im J. 1078. die zwischen dem Rudolff und dem K. Heinrich gehalten ist, deren nachher mehr gehalten sind; in welchen aber der erste öfters unten gelegen hat. Die Nachrichten von der Schlacht bey Mellerstad an der Strowe wird von den Geschichtschreibern so unterschieden angegeben, daß man nicht sagen kann, welcher von beyden sie gewonnen hat S. 61. 66. Eine andere Schlacht bey dem Schlosse Wartburg wird ebenfalls in Absicht des Sieges zweifelhaft angegeben,

ben, doch stimmen die mehresten in Absicht des Sieges für den Rudolff S. 72. Die letzte Schlacht, worin Rudolff zwar auch siegte, aber dabey sein Leben verlohr, ist an der Elster nicht weit von Merseburg im October 1080. gehalten, worin alle Geschichtschreiber übereinkommen, und eine hier S. 73. angeführte Stelle aus dem *Codice Mšo Petershusano* erläutert den Umstand noch mehr. Nach dem Alberico soll der Herzog Godfried von Lothringen dem Könige die tödtliche Wunde beygebracht haben. Nachdem die damaligen Geschichtschreiber gesinnet waren, und es theils mit ihm, oder mit dem K. Heinrich, oder auch mit dem Papst Gregor VII. hielten, so findet man auch ihre Nachrichten und Urtheile, die hier treu angeführet, und mit Kritik behandelt sind, wovon wir vorzüglich S. 81. Proben finden. Darin kommen auch die mehresten überein, daß Rudolff scharf verwundet, nach Merseburg gebracht, und daselbst endlich gestorben, und begraben ist §. 11. Verschiedene Vorwürfe, so ihm ungünstige partheyische Schriftsteller gemacht haben, findet man hier S. 81. und 82. gründlich widerlegt. Ueberhaupt hat noch niemand die Geschichte dieses Gegenkönigs so ausführlich und aus den besten Quellen mit Hülfe der alten ungedruckten Handschriften ausgeführet, und mit scharfsinniger Kritik untersuchet, wie hier in diesem Werke geschehen ist.

Hierauf folgt das IIIte Kapitel, worin eine sehr mühsame kritische Untersuchung über das Geschlecht der Grafen von Rheinfelden, die zu S. Blasien begraben sind, angestellet ist. S. 84. ff. In dem ersten §. sind die Stellen, worin der Grafen von Rheinfelden bey den alten Geschichtschreibern gedacht wird, angezeiget und beurtheilet, unter welchen der alte Genealogist, so den bekannten *Actis Murensibus* (deren *Vindicias* Fridolinus Kopp herausgegeben hat) vorgesetzet ist, davon also schreibt — Ista est genealogia nostrorum principum, *Theodricus* Dux Lotharingorum et *Chonno comes de Rhinfelden* fratres fuerunt; horum soror fuit *Ita* comitissa de Hapsburg reparatrix hujus Murensis coenobii, und gleich darauf — *Chonno Comes de Rinfelden* genuit *Rudolfum regem*, et ille genuit *Agnetem* matrem *Conradi Ducis* (*Zaringensis*.) Die neuern Schriftsteller, wie *Lazius* und Henninges (die aber nach unsrer geringen Einsicht beyde wenig Glauben in jenen

Zei-

Zeiten verdienen, und viele Fabeln eingemischt haben) gehen viel höher hinauf, allein ihre Geschlechtsreihe hängt nicht zusammen. Den Großvater des Herzogs Rudolffs Grafen von Rheinfelden, giebt Schöpflin (in *Alsatia diplomat.* *Tom. I. p.* 124. 140. und in *Hist. Zaringo Bad. Tom. III. p.* 335.) mit Namen Konrad einen Grafen von Mortenau aus 2 Urk. der K. Ottens I. und II. an. Aber auch seine angegebne Genealogie sowohl, wie die vom Kalmet, Vignier u. s. w. hängt nicht recht zusammen, und wird hier §. 3. verworfen, wenigstens sehr verdächtig gemacht. Mit mehr Wahrscheinlichkeit ist also hier §. 4. aus der Stiftungsurkunde des Benedict. Klosters Busendorff im Elsaß (*Bosonisvilla*) vom J. 1123. S. 159. in App. eine andere Geschlechtsreihe aufgestellet, nach welcher Gerhard II. Herzog von Lothringen 2 Söhne hinterlassen, nämlich *Theodericum* und *Gerhardum III.* von seiner Gemahlin Gisela, wie aber Gerhard II. verstorben, so soll eben die Gisela zum zweytenmale wieder geheyrathet und noch eine zahlreiche Nachkommenschaft nach einer andern Stelle dieses Stiftungsbriefes hinterlassen haben, worunter auch Cuono und Ita benannt sind, davon nach den angezeigten *Actis Murensibus* der erste des Theodorici Bruder, und die andere seine Schwester war, die zwar von der Gisela, aber nicht von dem Gerhard abstammen, sondern von einem andern, der des Herzogs Rudolffs, nachherigen Königs Großvater gewesen seyn soll. Ein Zweifel, so aus den *Actis Murensib.* herrühret, worin die Ita als eine Schwester des Bischofs Wernarius von Straßburg angegeben ist, wird §. 5. gehoben. Nach dieser Ausführung ist also Cuno, den Schöpflin umgedacht, aus 2 Urk. einen Grafen von Mortenau nennet, der Großvater des Gegenkönigs Rudolffs als Grafen von Rheinfelden, und ein anderer Zweifel wegen des Radepoto u. s. w. wird gleichfalls §. 7. und 8. weggeräumet.

Der 9te §. zeiget also im Zusammenhange, daß von dem Lothringischen Herzoge Theodorich, mit welchem der Murische Genealogist anfängt, oder vielmehr dessen Bruder Cuno die Grafen von Rheinfelden anfangen, und sie also aus dem Lothringischen Hause eigentlich abstammen. Doch scheinet der gemachte Zweifel aus den *Actis Murensibus* wegen des Radepoto nicht völlig darin gehoben zu seyn, weil darin viel

ckel supponiret wird S. 101. Vortrefflich hergegen ist die diplomatische Bemerkung, die Seite 105. ff. wegen des Dati und der Zeitrechnung in den Diplomen der beyden Kaiser Otten I. und des II. gemacht ist, indem beydes sehr ofte nach der Regel nicht richtig, dieserwegen aber nicht bloß allein das Diplom für unächt und interpolirt zu halten, wenn sonst nicht noch mehr Kennzeichen der Falschheit darin vorkommen, weil bekanntermaaßen die Notarien darin sich gar oft geirret haben. In dem 12ten §. ist die mütterliche Abstammung des Königs Rudolffs dargethan, wobey uns aber wundert, daß bey einer Geschlechtsuntersuchung von so entfernten Zeiten ein Henniges öfters angeführt und auch beständig widerlegt ist, da es doch eine ausgemachte Sache ist, daß dieser Genealogist in alten Zeiten gar zu viel fabelhaftes hat und fast ganz unbrauchbar ist, zumal da er in einem Zeitpunct lebte, (er schrieb nämlich in der letzten Hälfte des XVIten Jahrhunderts und starb 1597.) wo noch gar wenig Schriftsteller der mittlern Zeit gedruckt, und Urkundensammlungen fast noch gar nicht vorhanden waren, mithin war es ihm an sich unmöglich, hierin etwas, auch nur mittelmäßiges, zu liefern. So theuer sein *Theatrum genealogicum* auch ist, wenn alle IV Tomen zusammen sind, so wenig ist solches in alten Zeiten von Nutzen, und nicht der Mühe werth, seine Sätze zu widerlegen. Selbst in der Gegend, worin er schrieb, im Herzogthum Br. Lüneburg, ist er in alten Zeiten ganz unbrauchbar.

Der 13te §. beweiset, daß Adelbero Bischof von Worms und nicht Adelbert des Königs Rudolffs Bruder, oder Vaters Bruder gewesen ist. Die beyden folgenden §. untersuchen seine Gemahlinnen, bey welchen viele Irrthümer der Schriftsteller gerüget werden. Die sicherste davon ist Adelheid, die im J. 1079. gestorben, und zu S. Blasien begraben ist S. 123. Sein Sohn Berthold ist jung im J. 1090. gestorben S. 127. Dieser wird von vielen Schriftstellern mit dem Herzoge Berthold von Zäringen verwechselt. Seine Tochter Agnes war an den Herzog Berthold vermählt, und die andere Adelheit an den Ungarischen König den H. Ladislaum S. 137. 138.

Die alten Genealogisten, worunter auch der theure Lazius und Henninges 2 Fabelschmiede sind, schreiben dem Könige Rudolff noch 2 Töchter zu, mit Namen Bertha,

und

und Mechtild, wovon die erste anfänglich den Grafen Ulrich von Bregnez zum Gemahl gehabt haben, nachher aber an den Markgrafen Siegfried von Brandenburg verheyrathet seyn soll, (wovon aber die Brandenburgische Geschichte nicht das geringste weiß) die zwote aber den Oesterreichischen Markgrafen Ernst, allein diese Angaben scheinen noch nicht erwiesen zu seyn S. 143. und vielleicht mag auch wohl die Bertha unter dem Namen Mechtild, oder umgekehrt vorkommen S. 145. Hiemit endiget sich diese mühsame und mit vieler Belesenheit geschriebene genealogische Untersuchung. Ungeachtet der grundgelehrte Fürst mit erstaunendem Fleiß und scharfsinniger Kritik den Ursprung des Geschlechts untersuchet hat, so werden dennoch dem kritischen Geschichtforscher in Absicht dessen manche Zweifel aufstoßen. Es ist unleugbar, daß wenn dergleichen genealogische Untersuchung in das hohe Alterthum hinaufsteigt, selbige ein *ingratus labor* ist, wovon das Resultat bey manchen Fällen doch nur in Muthmaßungen und Wahrscheinlichkeiten bestehet. Genug, daß hier die Lotharingische Abkunft des Herzogs und Gegenkönigs Rudolffs erwiesen und auch, sonst manche andere genealogische Entdeckung gemacht ist.

In dem IVten Kapitel ist von dem *Friderico Rocke Comite de Diessen seu Andechs*, der auch zu S. Blasien begraben worden, eine Untersuchung angestellet S. 147. Die Baierschen Geschichtschreiber und Necrologia gedenken seiner häufig, und man läßt ihn aus dem Karolingischen Geschlechte von väterlicher Seite abstammen. Hier wird nur seine Abkunft von mütterlicher Seite untersuchet, und gezeiget, daß eine gewisse Kunigunda, Gräfin von Oeningen, die Großmutter dieses Friederichs gewesen sey, eine Gemahlin Friedrichs II. Grafen von Andechs, mit welcher er unter andern Kindern einen Leopold Grafen von Andechs gezeuget, so der Vater dieses Friederichs Rocke ist, S. 149. Wahrscheinlich ist er der Stifter der Grafen von Wolfrathshausen, ob er aber auch Herzog von Meran gewesen, wird bezweifelt. Vermuthlich ist er im Kriege in der Gegend von S. Blasien umgekommen, und daher in der Begräbnißstelle der Grafen von Rheinfelden, seiner Verwandten, zu S. Blasien begraben worden S. 151.

Der Appendix liefert zwar nur wenige aber wichtige Urkunden von Urschriften. Z. B. die Stiftungsurkunde des

Stifts

[illegible] vom K. Otto I. im J. 963. gegeben, des Herzogs Rudolfs von Schwaben (nachherigen Gegenkönigs) vom J. 1063. wozu das Siegel gehört, nebst den 2 Münzen, die zusammen auf dem Titelblatt abgestochen sind, und andere mehr. Von dem Stiftungsbriefe der Abtey Bussendorf (*Buosonisvilla*) ist hier nur eigentlich ein Extract S. 158. vorhanden. Die Urkunde selbst aber gehört unter die Gattung, die man *Notitias* nennet. Sie ist mit gelehrten Anmerkungen von dem Fürstlichen Herrn Verfasser begleitet, und daraus diese Geschlechtsreihe S. 162. formiret:

Adalbertus I. †. 1032.

Cuno I. †. 1012. Uxor *Gisela*	Gerardus II. †. 1050. ead. Uxor *Gisela.*
Cuno II.	Gerardus †. 1070. Theod. Ita.
Rudolphus (Dux Sueviae.)	Theodericus †. 1115.

woraus die ausgeführte genealog. Untersuchung erläutert in die Augen fällt. Zuletzt ist die Genealogie, so den *Actis Murensibus* vorangesetzt ist, deren wir gleich Anfangs gedacht haben, ganz abgedruckt, und unten in der Note b) mit der aus dem Stiftungsbriefe der Abtey Busendorf (*Buosonisvilla*) verglichen u. s. w. worauf ein Register dieses mühsame gelehrte Werk beschließt.

Das schon 1772. herausgekommene Werk — *De translatis Habsburgo Austriacorum eorumque conjugum Cadaveribus etc.* ist hierbey mit einem neuen Titelblatt: *Crypta San Blasiana nova Principum Austriacorum translatis eorum cadaveribus ex cathedrali ecclesia Basileensi et monasterio Königsfeldensi in Helvetia A.* 1770. *ad conditorium novum monasterii S. Blasii in Nigra Silva per Martinum Gerbertum Typis San Blasianis* 1785. gr. 4. beygefüget, sonst aber dem ersten Abdruck völlig gleich.

Hr.

9. Di

9. Gelehrtengeschichte.

Anleitung für angehende Bibliothekare, und Liebhaber von Büchern. Augsburg, bey Rieger. 1786. 11½ Bog. in 8.

Daß nicht allein viele angehende, sondern auch alte Bibliothekare genug, es nicht verstehen, welche Forderungen man an sie zu machen berechtigt sey, das lehren gar oft traurige Erfahrungen, und die Bibliotheken selbst, die ihnen anvertrauet sind. Unser Verf. will nicht für die Vorsteher der fürstlichen Bibliotheken schreiben, sondern nur für Bibliothekare der mittlern und niedern Gegenden, auch für Privatpersonen, die Bücher zu sammeln anfangen, und für junge Leute, denen Bücherkenntnisse unentbehrlich sind, hauptsächlich in seinen Gegenden.

Er handelt daher im ersten Hauptstücke von den Bibliotheken überhaupt, und einigen Schriften über dieselben. Hier ist für denjenigen, der von dieser Materie noch nichts weiß, zwar allerley Dienliches gesammelt; aber nicht mit gehöriger Wahl und Genauigkeit. So wird S. 5. gesagt, Sylla und Licinius (wird wohl Lucullus heißen sollen!) hätten in ihren Mayerhöfen ansehnliche Büchersäle errichtet. S. 13. wird gewünscht, daß (der lange verstorbene) Kollar den Gelehrten ferner mit seinen Reichthümern beyspringen möge. Auch wird S. 20. fg. eine Menge mittelmäßiger katholischer Bücher aus dem „Bekenntnisse des Glaubens in der wahren Kirche gegen alle Verirrungen in derselben, oder den hellern Zügen einer gelehrten Geschichte der „Gottesgelahrheit,“ (das sich, nach S. 141. auch von unserm Verf. herschreibt,) zu Ingredienzien einer theologischen Bibliothek empfohlen.

Im 2ten Hauptstücke werden die Bibliothekare nach den Eigenschaften, die sie besitzen müssen, abgeschildert. Auch hier trifft man das Bekannte, z. E. von der nöthigen allgemeinen Gelehrsamkeit und litterarischen Kenntniß des Bibliothekars, u. dgl. m. nicht übel vorgetragen an; nur etwas weitschweifig, und ohne scharfsinnigere Bemerkungen, die

die recht zur Bildung künftiger Bibliothekare genützt werden könnten. Mehr Bekanntschaft mit italiänischen Schriftstellern empfiehlt der Verf. S. 37. fg. ganz besonders, und rechnet eine Menge derselben her, deren Gelehrsamkeit und Menge ihrer vortrefflichen Werke wir niemalen genug bewundern werden können. Nun was das Bewundern anlangt, da möchte bey keinem derselben, am wenigsten bey einem Mamachi, Mansi, Costodoni, Zaccaria, (den er überhaupt oft anpreiset,) viel Stoff dazu seyn; ob man gleich einige unter ihnen, z. B. einen Muratori und Maffei, vorzüglich hochschätzt. Den Beschluß dieses Hauptstücks (S. 61.) müssen wir doch hersetzen, weil er des Verf. Geist und Schreibart kund macht. „Endlich wird sich ein „Bibliothekar insbesondere zu kennen geben, wenn er einige „Werke zum Drucke befördert haben wird. Werke, die in „alle Hände kommen, wovon man die Denkungsart, Er„fahrung, Einsicht, Gelehrsamkeit, Bescheidenheit und „Gottseeligkeit des Verfassers einsehen kann, werden die „sichersten Zeugnisse ablegen, die von den Eigenschaften der„selben, die man mit Rechte davon fordert, genaue Rechen„schaft geben können.

Drittes Hauptstück, von der Einrichtung und Anordnung der Bibliotheken. Nach einem Gemeinplatze von Ordnung und Unordnung, werden allerley Bücher von der Anordnung der Bibliotheken genannt. Darauf wird die Einrichtung der Corsinischen Bibliothek zu Rom weitläufig beschrieben, S. 70—76. Besonders dringt nun der Verf. darauf, S. 78. fg. daß ein Bibliothekar die gefährlichen Geistesprodukte von nützlichen Werken abzusondern, und jenen einen besondern Ort anzuweisen verstehe, und sie nur Leuten in die Hände liefere, welche die Erlaubniß sie zu lesen gut zu gebrauchen wissen. Bey folgender Stelle (S. 80.) konnten wir unmöglich ernsthaft bleiben: „Wird „wohl ein Bibliothekar die Schriften der Heiden ohne Unter„schied, das Buch von der Welt des Lucanus Ocellus, „(heißt eigentlich Ocellus Lucanus,) die drey Bücher wider „das Christenthum des wollüstigen Philosophen zu Ni„comedien, die zwey Bücher dawider des Hierokles, das „Gespräch des Lucian, die sieben Bücher wider das Chri„stenthum Julians des Kaisers, die zwey Bücher des „Claudius Rutilius über die Juden und Christen,

„Olympiodors, eines Aegyptiers, Geschichte in zwey und „zwanzig Büchern, des Zosimus, Exadvocatus Fisci, Ge„schichte in sechs Büchern, und anderer Heiden Schriften, „einem jeden vor Augen legen können?“ Wie aber, mein Herr Autor, wenn ich Ihnen nun eine Erlaubniß diese Bücher zu lesen vorzeigte, wie wollten Sie es anfangen, mir die gedachten Werke des Hierokles, Julianus und Olympiodorus vor die Augen zu legen? Wissen Sie denn, der Sie für angehende Bibliothekare schreiben, noch nicht, daß diese Bücher schon seit vielen Jahrhunderten nicht mehr vorhanden sind? Auch muß ich Ihnen noch etwas ins Ohr sagen: hüten Sie Sich ja, jedem ohne Unterschied die Werke des heil. Cyrillus von Alexandrien vor die Augen zu legen: denn dieser hat, welches Sie ihm kaum zutrauen sollten, von Julians Werke eine Menge garstiger Stellen aufbewahrt, die längst in den Indicem librorum expurgandorum hätten gesetzt werden sollen. Doch dieses sey für den Verf. genug; unsern Lesern brauchen wir manche andere Lächerlichkeiten der eingerückten Stelle nicht erst zu entwickeln. Auf der folgenden Seite wird der Bibliothekar gewarnet, auch einer Menge gefährlicher Werke vom 16ten Jahrhunderte an, wie der gottlosen Schrift von den drey Betrügern, den Schriften Ochins, Campanella, Bodinus, (hier kommt eine lange Reihe, besonders deistischer Schriftsteller, und endigt sich mit (Leßing, Nicolai, Wunsch, Stark und Semler, nicht einen Platz unter den übrigen Büchern einzuräumen. Darauf werden, um einige Beyspiele dieser Art zu geben, Bahrdts Prüfung des Plans und Zwecks Jesu, zwey Schriften von Semlern, und andere solche Schriften recensirt; welches alles nicht hieher gehörte. Ferner wirft der Verf. etliche unbeträchtliche Perioden über Münzkabinette, Naturalienkammern, u. dgl. m. hin; spricht von der verschiedenen Art, Bibliotheken auszuzieren, und erläutert solches mit einer Beschreibung der vom Card. Quirini zu Brescia gestifteten, die desto weniger musterhaft ist, da sie auch viele Denkmäler seiner bekannten Eitelkeit enthält.

Im vierten Hauptstück ist wieder allerhand von den Katalogen und Verzeichnissen der in den Bibliotheken enthaltenen Dinge, zusammengetragen. Zuerst tritt hier, man sieht nicht weswegen, die Pariser Encyklopädie auf, die „gleich

der

der Schlange Mosis, die die Schlangen der Aegyptier auf- rieb, alle andere Werke in die Finsternisse verbannen soll," und von der überhaupt nachtheilig geurtheilt wird. Sodann beschreibt der Verf. eine Menge von Verzeichnissen ansehnlicher Bibliotheken, worunter auch kritische sind, und manche etwas ausführlich. Er selbst empfiehlt dem Bibliothekar, drey Catalogen zu verfertigen, wovon der erste ein allgemeines System der Wissenschaften und Künste, in verschiedene Klassen eingetheilt; der andere in Form eines Wörterbuchs, nach alphabetischer Ordnung, alle Gegenstände enthälte, die in den Büchern vorkommen; endlich der dritte nach gleicher Ordnung die Schriftsteller nebst ihren Schriften in sich fasse. Vielleicht aber, meynt er, könnte ein einsichtsvoller Bibliothekar alle drey Katalogen nach dem ersten richten, und alles was in dreyen vorkommen kann, in einem anbringen. Nachdem er noch von den Verzeichnissen anderer Schätze, über welche der Bibliothekar die Aufsicht führt, etwas gesagt hat, fügt er im

Fünften Hauptstücke vermischte Gedanken von den Bibliothekaren und Bibliotheken hinzu. Sie wollen insgesammt nicht viel sagen; allgemeine Raisonnemens, Titel von Büchern, die sich zum Theil wundern, neben einander zu stehen, manchmal in kauderwälschem Deutschen, (z. E. des Abt Du Bois (dü Bos) Erwägungen über die Dicht- und Malerkunst, und gleich darauf Tetens philosoph. Versuche über die menschliche Natur) seltsame Vorschläge u. dgl. m. Der Entwurf einer Allgemeinen Bibliothek aus den Mémoires de Trévoux vom J. 1715. S. 131. fg. hätte insonderheit wegbleiben können. Zur Belustigung kann man es endlich wohl lesen, daß die allgemeine Bibliothek dreyfach seyn, eine große, eine mittlere und eine kleine ausmachen; die große aus 3000 Büchern bestehen sollte, davon tausend in Folio, tausend in Quart, und die übrigen in Duodez erscheinen müßten; und was der unverdäueten Einfälle mehr ist. Eben so lustig ist es, wenn der Verf. S. 157. den Ausspruch thut: „Unser Jahrhundert ist das seelige Zeitalter, „vor welchem sich fast alle philosophische Schriften der vori- „gen Zeiten verbergen müssen!"

Allem Ansehen nach ist der Verfasser dieses tröstlichen Werkchens irgendwo in Schwaben oder in der Nachbarschaft ein Klosterbibliothekarius, der vielerley gelesen und gesammelt hat, aber noch nicht weit genug über den angehenden Biblio-

thekar hinaus ist, um für denselben schreiben zu können. Aus den mehrmals schief gerathenen deutschen Wendungen und Latinismen, z. B. heute statt jetzt, sollte man fast schliessen, daß es eine Uebersetzung aus dem Lateinischen sey.

Ub.

Gottlieb Emanuel von Hallers — Bibliothek der Schweizer-Geschichte, und aller Theile, so dahin Bezug haben. Systematisch-chronologisch geordnet. Fünfter Theil. Bern, bey Haller. 1787. 618 S. in gr. 8. mit dem Register.

Loben wollen wir ein Werk weiter nicht, dessen Werth schon so bekannt ist; aber den Inhalt dieses Theils müssen wir wenigstens angeben. Er faßt im fortgesetzten **Neunten Abschnitte** die zur **Schweizerischen Spezialgeschichte des Mittelalters**, besonders vom **dreyzehnten Jahrhunderte** an, bis in das erste Viertel des jetzigen, gehörigen Bücher, Abhandlungen, Aufsätze und Handschriften aller Art, unter 2066 Nummern in sich. Zuerst stehen, nachdem der Verf. gestanden hat, daß die Helvetische Geschichte des Mittelalters noch fast ganz öde und unbearbeitet sey, die allgemeinen Quellen dieser Geschichte. Durch ein Versehen ist S. 5. unser guter **Lambert von Aschaffenburg** unter dem Namen **L. von Schaffenburg** aufgeführt, und solchergestalt auch in das Register gebracht worden; vermuthlich kommt es daher, weil er Schaffnaburgensis heißt. Von S. 17. an werden die Schriften nach den Jahrhunderten beschrieben, deren Geschichte sie betreffen; die vom 18ten gehen S. 456. an, und die letzte vom 1725. ist eine italiänisch geschriebene Handschrift über des Nuncius Paßionei Händel zu Lucern.

Ob es gleich kaum nöthig wäre, die reiche Vollständigkeit und große Genauigkeit der Nachrichten dieser würklich kritischen Bibliothek durch Beyspiele darzuthun; so wollen wir doch auch bey diesem Bande etwas zur Probe beybringen. S. 23. fg. findet man die Schriften über **Wilh. Tell**, und darunter auch die so berüchtigte: Guill. Tell, fable Danoise, 1760. Hr. v. H. sagt von dieser Schrift, vor deren Verfasser er selbst eine Zeitlang gehalten wurde; deren französischen Druck er aber nur veranstaltete: Das Stillschweigen aller

ster zu gleicher Zeit mit dem Tell lebender Schriftsteller, die Gleichheit mit dem Dänischen Locko, und einige als unwahrscheinlich angesehene Umstände, haben dem Pfarrer Uriel Freudenberger zu Ligerz scheinbare Waffen wider die Glaubwürdigkeit der Geschichte in die Hände gegeben. Man hat aber vielmehr Ursache zu vermuthen, daß der Verf. lediglich getrachtet habe, irgend einen Patrioten aufzuwecken, um die Tellische Geschichte in ein heiteres Licht zu setzen. Diese Schrift ist von besondern Folgen gewesen. Der löbl. Stand Uri hat sie verbrennen lassen, und durch ein dringendes Schreiben vom 4. Brachm. 1760. übrige Cantone bewogen, verschiedentlich ihr Mißfallen über diese Abhandlung zu bezeugen. Vielleicht würde eine frühere Nachricht oder gültige Urkunde über das Daseyn dieses Mannes mehr bewiesen haben, als eine gerichtliche Verdammung. Uebrigens ist Freudenberger nicht der erste, der diese Geschichte in Zweifel gezogen hat. Guilliman hat es schon 1607. gethan; Rahn zweifelt auch in seiner grossen Chronik gar sehr daran, wie auch Voltaire, Iselin, und andere." Hierauf giebt der Verf. Nachricht von (Joseph Anton Felix von Balthasar) Défense de Guill. Tell, 1760. 8. worinne Tells Geschichte auf das gründlichste gerettet worden sey; — von des General von Zurlauben Guill. Tell. Paris, 1767. 12. von gleicher Gründlichkeit; — und unter andern auch von seiner eigenen Vorlesung: Wilh. Tell, Bern, 1772. 8. worinne er sich bemüht habe, die Wahrheit der Geschichte, so bündig als er konnte, darzuthun; das Oratorische derselben müsse man den Umständen zu gute halten.

S. 172 — 157. findet man einen lesenswürdigen Auszug aus der in mehrern Pariser Bibliotheken, auch in der öffentlichen Berner befindlichen Handschrift: Recueil de ce qui s'est passé aux affaires générales de Suisse, Genève, Savoye, et autres lieux, où Mr. *Nicolas Brulard*, Sieur de *Sillery*, Ambassadeur du Roi en Suisse, a été employé depuis l'an 1587. jusqu' en 1592. die vermuthlich von einem Sekretär dieses Gesandten herrührt.

Von dem seltenen und merkwürdigen Buche: Heutelia, das ist, Beschreibung einer Reiß, so zween Exulanten durch Heuteliam gethan, u. s. w. 1658. in 8. einer satyrisch bittern, aber auch oft falschen Abschilderung der Schweiz, wird S. 367. ff. ein vollständiger Begriff gegeben.

Auch war S. 383. bis 388. die genauere Anzeige des Inhalts und der Urkunden von „Einer löblichen uralten Stadt Solothurn vieljährigen Streithandlung, u. s. w. Solothurn, 1667. Fol. werth, eingerückt zu werden, weil diese Schrift von der äußersten Seltenheit ist, zwar auf Befehl des Standes Solothurn verfertigt und gedruckt worden; aber aufs möglichste geheim gehalten wird; so daß sogar ihr Daseyn fast allen Kennern der Helvetischen Geschichte unbekannt ist. Ein Exemplar davon besaß der Verf. und eines ist im Bernischen Archiv.

Noch nennen wir die von einem K. Pohln. und Kfstl. Sächsis. Obersten Baron le Jay voreilig im Jahr 1702. ausgestreuete und zu Schafhausen gedruckte Kapitulation (S. 467.) auf 2 oder wenigstens ein Regiment, welche dem Könige von den Schweizern gestellt werden, und beständig unter der Protektion des Großkanzlers in Sachsen, Grafen von Beichlingen, (nicht Bauchlingen) stehen sollten; eine Kapitulation die nie zu Stande kam.

Wenn S. 569. von gewissen Briefen Clemens XI. gemeldet wird, daß sie ihrer Wichtigkeit und Seltenheit wegen, in die Helvet. Bibliothek eingerückt worden wären; so fällt die Seltenheit derselben, seit dem Frankfurter Nachdruck der Breven und Bullen des gedachten Papstes weg.

Dm.

Neue Beyträge zur Geschichte der Altstädter Schule in Hannover — von Friedr. Christ. Rühlemann, Direktor der Altstädter Schule. Hannover, bey Schlüter. 1786. 71 S. in 8.

Die Altstädter Schule zu Hannover hat zu fünf Classen sieben Lehrer, deren Benennungen hier ihre eigne Bedeutungen haben. Der erste heißt Director, der zweyte Rector, der dritte Conrector u. s. w. und dieß durch diese Veranlassung, weil zwey Lehrer, die auf andern Schulen bereits den Character eines Rectors und Conrectors gehabt hatten, mit Beybehaltung ihrer vorigen Titel in die zweyte und dritte Lehrstelle eingesetzt wurden: und seitdem sind auch bey ihren Nachfolgern diese Benennungen Ehrenhalber beybehalten worden. Die neuen Beyträge nun zur Geschichte dieser

Schule

Schule bestehen in Lebensbeschreibungen ihrer Lehrer von 1748. an, weil bis auf dieses Jahr der sel. Baring bereits Notizen von den Hannövrischen Schullehrern gesammlet hatte. Die Directoren dieses Zeitraums sind, Joh. Ludw. Bünemann, gest. 1759.; Ludw. Wilh. Ballhorn, der als Superint. zu Neustadt am Rübenberge 1777. starb. Der Rec. freute sich, daß der Verf. den Verdiensten dieses rechtschaffenen und gelehrten Mannes, seines akademischen Freundes, Gerechtigkeit wiederfahren läßt. M. Joh. Dan. Schumann, itzt Superint. zu Münden an der Aller; Jul. Bernh. Ballenstedt, gest. 1784. und der Verf. gebohren zu Halle 1753. Auch die Verzeichnisse der übrigen Lehrer sind nicht leer an Namen gelehrter Männer, die wir aber uns, auszuzeichnen, der Kürze wegen nicht erlauben können. Man muß besonders die feine Art bemerken, wie der Verf. theils die Verdienste seiner Collegen lobt, oder Schwächen zudeckt. Lesenswürdig ist ein schön geschriebener lateinischer Brief des 1778. zu Weimar gestorbenen Consistorialrath Seidlers, dem man in jüngern Jahren die Subconrectorstelle angetragen hatte, die er aber ausschlägt, weil Mangel und Verachtung verhindern, viel Gutes zu stiften. Der Verf. macht von seiner Schrift eine doppelte Anwendung, einmal an das Hannövrische Publikum, den öffentlichen Unterricht einer mit guten Lehrern besetzten Schule dem Privat- und Hausunterricht vorzuziehen, mit der Erinnerung, daß man nicht gleich auf verfallene Disciplin schließen müsse, wenn der Schüler lebhafter, fröhlicher und munterer sey, als der Geschäfftsmann. Die zweyte Anwendung ist die Ankündigung einer Rede, die der Verf. zu Ehren der 50jährigen Amtsjubelfeyer des Hrn. Senior Pollmanns, Pastors zu St. Jacobi und Georgii, gehalten hat.

Zf.

Uebersicht der allgemeinen Litteratur- und Kunstgeschichte von M. Sam. Gottl. Wald. Erster Theil. Halle, bey Hendel. 126 S. in 8. ohne Vorrede. 1786.

Die Geschichte der Litteratur und Kunst in einen so kurzen Abriß zusammen zu fassen, daß er von dem angehenden Ge-

lehrten leicht übersehen, und als Leitfaden zum Gebrauche grösserer Werke genutzt werden kann, ist ein ganz guter Gedanke. Der Verf. urtheilt auch ganz richtig, daß der Grund zu dieser für den wahren Gelehrten so nöthigen Kenntniß schon frühe gelegt werden müsse, wenn sie mit der Zeit ausgebreitet und für den Mann brauchbar werden soll; urtheilt richtig, daß, die eigentliche Entstehung, die nach und nach erfolgten Fortschritte, die endliche Ausbildung aller menschlichen Kenntnisse, die Ausbreitung derselben unter mehreren Völkern bemerkbar und die erstern Erfinder, die grössesten Meister, die merkwürdigsten Lehrer derselben kennbar zu machen, die Hauptsache des erstern Unterrichts in der Geschichte der Litteratur und Kunst seyn müsse. Er theilt in diesem erstern Theile in fünf ganz gut gewählten Abtheilungen eine Uebersicht der ganzen Litteratur- und Kunstgeschichte von ihrem erstern Anfange bis zur Zeit der Reformation mit, setzt jeder Abtheilung eine kurz aber sorgfältig gefaßte Erzählung der wichtigsten in jeder Periode sich ereigneten litterarischen Revolutionen vor, nennt darauf die in derselben sich um das Wachsthum der menschlichen Kenntnisse verdient gemachten Männer, bemerkt unter diesen die eigentlichen Erfinder und Vollender einer Wissenschaft oder Kunst, die erstern Dichter, Redner, Geschichtschreiber und Künstler jeder Nation genau, würdigt ihre Verdienste und Geisteswerke mit wenigen Worten, ohne sich in eine nähere und für den erstern Unterricht unnöthige Erzählung ihrer eigentlichen Lebensumstände einzulassen, und macht dabey auf den Gang aufmerksam, den die menschlichen Kenntnisse in ihrer Ausbreitung genommen haben. Damit wird seine Arbeit nicht ein bloßer in die Kürze gedrängter Auszug aus den grösseren Werken eines Hambergers, nicht ein bloßes Namenregister, sondern wirkliche Anleitung, die Litteratur- und Kunstgeschichte mit wahrem Vortheil zu studieren. Die erstre Abtheilung fängt mit Hermes an und geht bis zum Zoroaster, also vom Jahre 2507. bis 3496; die zweyte faßt den Zeitpunkt von 3496. bis 3682. von Pythagoras bis zum Theophrast, also den blühenden Zeitpunkt der Künste und Wissenschaften unter den Griechen, die dritte die Zeit von 3682. bis 4033. die Zeit der Ptolemäer und Römer bis auf Christum in sich; die vierte geht bis 468 nach Chr. Geb. und die fünfte durch das ganze Mittelalter bis auf das Jahr 1515. bis zum Erasmus fort. Daß der Verf. nicht alle von Hambergern aufgezeichnete

Schrift-

Schriftsteller in sein Buch aufgenommen hat, tadeln wir gar nicht; aber doch hätten verschiedene merkwürdige Männer des Alterthums, die er übergangen hat, wie Musäus, Paläphatus, eine Stelle unter den genannten verdient. Auch des Antonius Musa, des Leibarztes des K. August, hätte Hr. W. gedenken sollen, da er den spätern Scribonius Largus, den wahrscheinlichen Uebersetzer der Schrift des erstern, de diaeta, unter den um die Arzeneykunde sich verdient gemachten Männern angeführet hat. Der Verf. bestimmt die Verdienste der von ihm in jeder Periode angeführten merkwürdigen Männer und Schriftsteller kurz; nur zuweilen wie vom Herodian „schrieb eine Geschichte, die wegen seiner gesunden Urtheile und seines angenehmen Vortrages gelobt worden ist,“ zu unbestimmt. Die Ursachen der Ausbreitung und des Verfalls der Wissenschaften sind in den kurzen von dem Verf. jeder Periode vorgesetzten Erzählung mehrentheils richtig angegeben, aber wenn er von dem Zeitalter der Ptolemäer sagt: dagegen verlohr die Beredsamkeit, weil sich unter Monarchen keine Volks- und Staatsredner bilden konnten, so heißt das dem verjährten Vorurtheile zu sehr nachgesprochen, das den republikanischen Staat für das einzige Vaterland, für die einzige Schule der Volks- und Staatsberedsamkeit angesehen wissen wollte. Eine gleiche Einschränkung verdient die vom Verf. S. 2. gemachte Bemerkung, daß die Dichtkunst falle, wenn die Philosophie steige. Auch die folgende Erinnerung, die der Verf. bey der Kirchengeschichte des Eusebius macht, „da die Geschichte aufgehöret hatte, Sache des Volks zu seyn, und angefangen, Monopol der Gelehrten zu werden, so sank die historische Kunst unter Mitwirkung anderer nachtheiligen Umstände ausserordentlich herab“ ist nicht ganz richtig gefaßt. Die Geschichte war lange Sache des Volks, ohne daß die historische Kunst gewonnen hätte. Die Sache genau erwogen, so rückte die historische Kunst mit den übrigen Wissenschaften in gleichem Schritte fort, und sie gewann und verlohr von jeher bis itzt, je nachdem die Bearbeitung einer Geschichte in die Hände eines Mannes fiel, der mit einem helldenkenden, aufgeklärten Kopfe Gelegenheit und Talente genug hatte, die Quellen selbst zu prüfen und zu gebrauchen, und nach ihnen die Thatsachen mit ihren Ursachen und Folgen in ihrem wahren Zusammenhang und nach ihrem ganzen Interesse vorzustellen. Gut und für

den Endzweck des Verf. dienlich wäre es unsrer Meynung nach gewesen, wenn bey jedem Schriftsteller des Alterthums nur einige, nur die besten Ausgaben seiner in späteren Zeiten gesammleten Werke angezeigt worden wären; oder hat sich der Verf. die Anzeige derselben mit der Anzeige ihrer Verfasser in dem zweyten Theile vorbehalten?

Fe.

10. Philologie, Kritik und Alterthümer.

Theodor. Gerhard. Timmermann, M. D. et in Academ. Ernestina Prof. primar. etc. diatribe antiquario medica de daemoniacis Evangeliorum. Rintelii, ap. Bresendahl. 1786. in 4. 90 Seiten.

Schade, daß die, welche so wenige Geschicklichkeit haben, als der V. sich in der latein. Sprache auszudrücken, doch in derselben ihre Gedanken dem Publikum vorlegen! Wir würden dieser Schrift mehr Leser versprechen können, wenn sie deutsch geschrieben wäre. Daß die Besessenen deren die Evangelia erwähnen, eigentliche Kranke, die melancholisch, hypochondrisch, epileptisch oder rasend waren, gewesen sind, wird mit guten Gründen bestätigt, worunter uns doch keine neue noch die Geschichte mehr aufklärende vorgekommen sind.

Bw.

Philonis Iudaei opera omnia graece et latine, ad edit. *Th. Mangey* collatis aliquot MSS. edenda curavit *Aug. Frideric. Pfeiffer*, Ser. Marggr. Brandenb. a consil. aulae, lingu. Orient. P. P. O. etc. *Vol. II.* Erlangae, sumtu Waltheri. 1786. pagg. 466. 8.

In

In diesem 2ten Theil sind folgende Abhandlungen enthalten: de Cherubim, de sacrificiis Abeli, et Caini, de eo quod deterius potiori insidiari soleat, de posteritate Caini, de gigantibus, quod Deus sit immutabilis. Dem Verleger und Drucker macht dieses Werk viele Ehre. Wäre er in die Hände eines Gelehrten gefallen, der sich nicht damit begnügt hätte, ein paar unbedeutende oder aus andern Codd. schon bekannte Lesarten aus einem Augsburger MS. zu excerpiren, und hin und wieder auf Hornemann Spec. nachzuweisen, oder andere kleine unerhebliche Zusätze zu machen, wäre er mit den Schriften des Philo, ehe er ihn zu ediren unternahm, auf eine vertraute Art bekannt gewesen, hätte er den Text vorher emendirt, die Uebersetzung ganz durchgesehen, und umgearbeitet, hätte er den vielfältigen Nutzen, der zur Interpretation des N. und A. T. und zur Geschichte der Auslegungskunst, und Philosophie aus dem Philo gezogen werden kann, mit neuen und zweckmäßigen Exempeln bewiesen: so würden wir wieder den Ausländern ein Werk in weit bessere Gestalt, als wir es von ihnen erhielten, zurückgeschickt haben.

Innocentii Feßler, SS. Theolog. Doctoris, LL. OO. et Hermeneutices Vet. Test. in universitate Leopolitana professoris publici ordinarii, Anthologia Hebraica e sacris Hebraeorum libris depromta. Adiecta est versio latina et adnotationes. Leopoli, typis Piller. 1787. in 4. 62 Seiten Text, 164 Seiten Version und Noten.

Exemplare von der hebr. Bibel des Reineccius fehlten, und die von der Hällischen des Simonis waren zu kostbar als daß sie ein jeder Anfänger in der hebr. Sprache sich anschaffen konnte. Der Verf. wurde also durch Lokalumstände seines Aufenthaltortes, Lemberg, der von großen Buchhandlungen zu entfernt ist, veranlaßt, den Anfängern zu Gefallen einige Kapitel aus dem A. T. im Hebräischen abdrucken zu lassen. In dieser Rücksicht wollen wir es ihm nicht verdenken, daß er die Anzahl hebräischer Chrestomathien, gegen die wir sonst über-

überhaupt genommen, viel zu erinnern haben, verwehrt habe. Inzwischen sollten wir doch meynen, daß Exemplare hebräischer Bibeln, wenn gleich nicht von den beyden vorher angeführten Ausgaben, durch die im Lande wohnenden Juden zu Lemberg leicht zu haben wären. Wir glauben auch, daß er den armen Studenten einen wichtigern Dienst erwiesen hätte, wenn er die Noten abgekürzt, und dafür mehr Text hätte drucken lassen. An der Wahl der abgedruckten Stücke kann man tadeln, daß nur wenige historischen Inhalts aus den ersten neun Capiteln des 1 B. Mos. genommen, und die übrigen aus dem Hiob, den Psalmen, Jes. u. ff. größtentheils für Anfänger zu schwer sind. Die Typen sind groß und leserlich, und der Text ist mit vieler Sorgfalt gedruckt. Der Uebersetzung müssen wir das Lob geben, daß sie gut und fliessend ist, und ohne zu sklavisch getreu zu seyn, oder in eine Paraphrase auszuarten, den Sinn des Originals in reinem und verständlichem Latein ausdrückt. Hin und wieder würden wir anders übersetzt haben; wir können auch nicht allenthalben den Grund finden, warum der Verf. gerade so übersetzt hat; z. E. 1 Mos. III. 17. quia audivisti uxorem tuam ist offenbar zu hebräisch, besser quia obtemperavisti uxori tuae. V. 23. e horto voluptatis. Vorher hatte er aber Eden als ein nomen propr. angesehen, II. v. 15. und dieses thut er auch gleich nachher III. 24. Warum nun auch hier nicht? IV. 1. קניתי peperi und zwar in Cursivschrift, so daß man glauben sollte, es entspräche diesem Worte keines im Original. Die Bedeutung ist dazu unerwiesen, und die gewöhnliche von possidere, acquirere dem Zusammenhange sehr angemessen. Der Verf. hätte also nicht Kain oder wie er schreibt Kajin durch partus erklären sollen. V. 14. quicquid me invenerit, occidet me und V. 15. omne quod occiderit Kajin septuplum luet. Und doch in eben diesem Verse — ne laedere eum *quispiam* audeat. Die Geschichte der Sündfluth ist sowohl im Original als in der Uebersetzung so gestellet, wie sie nach der Eichhornischen Hypothese in zwey Denkmähler zu zerlegen ist. Da die ganze Sache nur auf einer Muthmaßung beruhet, die nie erwiesen werden kann, und eine Versetzung der Verse, so wenig als irgend eine andere kritische Conjectur von dem Herausgeber in den Text aufzunehmen ist, so wünschten wir, der Verf. hätte die Ordnung in dem Original ungeändert gelassen. Im 10ten Kapitel hat er hin und wieder z. E. V. 10. 27. die Namen

nach

nach der neuern Geographie in die Uebersetzung gerückt. Da diese Namen erst nach Mosis Zeiten aufgekommen sind, so müssen sie in einer Version der Mosaischen Schriften, die so viel möglich ihrem Urbilde getreu seyn muß, wegbleiben. Wer würde es an einer Uebersetzung des Tacitus de moribus Germanor. billigen, wenn anstatt der von Tacitus gebrauchten Namen der Länder und Ortschaften, die jetzt gewöhnlichen gesetzt würden? Der Titel den das 49ste Kapitel 1 B. Mos. hat: Cygneum carmen Iacobi morientis ist eine am unrechten Orte angebrachte Uebersetzung von Schwanengesang, womit der Seegen Jakobs verglichen ist. Den 3ten und 4ten V. giebt er so: eminentia dignitatis et potentiae tuae protervorum fluctuum instar (*praeteriit*) das pronom. tuae ist nicht im Original. Woher das Adjectiv protervorum komme, weiß ich auch nicht. Soll vielleicht פחז damit ausgedrückt seyn? Dieses ist aber ein verbum und entspricht vielleicht dem praeteriit der Uebersetzung, obgleich dieß letztere nur als ein Ergänzungswort da zu stehen scheint.

Die Anmerkungen sind größtentheils aus den besten Auslegern der neuesten Zeit, Michaelis, Dathe, Eichhorn und andern genommen. Es macht dem Verf. Ehre, daß er durch keine Vorurtheile sich hat abschrecken lassen, die Arbeiten der Protestanten zu nutzen, und daß er den Nutzen, den ihm das Studieren derselben gewähret hat, öffentlich gesteht. Wir wollen ein paar Proben geben. Mit Recht streitet der Verf. dagegen, daß ברא ein Schaffen aus Nichts anzeiget. Wenn er es aber von בר Sohn ableitet, und ihm daher ברא zunächst creavit, genuit liberos zu bedeuten scheint: so verräth er keine tiefe Kenntniß der Sprache. Woher wäre das א dem בר am Ende angehängt. Das Ebenbild Gottes bestimmt er nach der von Zachariä in biblisch. Theolog. Th. II. angegebenen Theorie. Gegen die Meynung einiger Theologen, daß in den Worten 1 Mos. I. 26. *Lasset uns Menschen machen*, eine Spur von einer gewissen Mehrheit in der Gottheit anzutreffen sey, erinnert der Verf. mit Recht, daß, wenn dergleichen Begriffe auf eine so dunkele Art vorgetragen wären, es den rohen und unwissenden Israeliten nicht zu verargen gewesen wäre, wenn sie Vielgötterey darin gefunden hätten. Daß 1 Mos. III. 15. auf Christum gehe, wird aus guten Gründen geläugnet. Ein Stück aus dem Fragment des Phönicischen Geschichtschreibers Sanchuniathon wird

wird bey 1 Mos. IV. angeführt und erläutert. Die übertriebene Vorstellung, die Whiston und Silberschlag von der Bevölkerung der Welt zur Zeit der Sündfluth haben, wird aus dem damaligen physischen Zustande der Welt, der Lebensart ihrer Bewohner, der Schwierigkeit zu emigriren, der vermuthlich geringen Anzahl ehelicher Verbindungen, den Lastern und dem mancherley Widerwärtigkeiten, denen das menschliche Leben damals unterworfen seyn mußte, widerlegt. Die Sündfluth wird durch verschiedene Aphorismen, denen ein weitläuftiger Commentar beygefügt ist, nach den Beobachtungen der neuern Physiker erörtert. In allen Bemerkungen die über die poetischen Stücke kürzer sind, als über die historischen, findet man zwar keine tiefe philologische Kenntniß, keine Erklärungen, die neu oder aus einer vertrauten Bekanntschaft mit andere orientalischen Schriftstellern entstanden wären, aber viele gesunde Beurtheilungskraft, richtigen Blick in das Ganze, und in die Verbindungen einzelner Theile, und eine anständige Freymüthigkeit. Wenn z. E. Gazzaniga die Ausleger, die Jes. XV. 13. von gefallenen Engeln verstehen, mit dem Ehrennamen graves theologi belegt: so thut der Verf. darauf gerne Verzicht, wenn der Titel durch so ungereimte Erklärungen erkauft werden muß. Obgleich der Styl des Verf. reiner ist, als er bey Mitgliedern seines Ordens zu seyn pflegt (dem Vernehmen nach ist er ein Capuciner) so stößt man doch nicht selten, auf sehr unlateinische Wörter, als personificavit, despotismus, reflexiones u. ff.

Sw.

De origine ac vi verborum, ut vocant, deponentium et mediorum graecae linguae praesertim latinae. Monasterii, sumtibus Perrenon. 1787. 3 Bog. in 8.

Der Verf. geht von dem Begriff aus, den Küster in seinem bekannten Buch von den verbis mediis festsetzt, daß diese, so wie die deponentia, bestimmt wären, den reciproken Gebrauch eines Zeitworts auszudrücken; setzt hinzu, daß dieser auf eine doppelte Art statt habe, wenn wir von unsrer Handlung zugleich das Subject und Object sind, und wenn wir die

Hand-

Handlung uns selbst zum Besten thun; meynt aber, daß dieser Grundsatz zur Erklärung aller verborum mediorum und deponentium nicht hinreichend sey, und nimmt daher an, daß diese Gattung von Zeitwörtern gebraucht würde; 1) bey lebhaften Empfindungen, wo die Seele zugleich der handelnde und leidende Theil sey, z. E. ἥδομαι laetor, ἀνιάομαι tristor, σπλαγχνίζομαι misereor; 2) bey unbestimmten, ungewissen Urtheilen, als ἡγέομαι, λογίζομαι, opinari, arbitrari, suspicari etc. weil unsre Seele alsdenn medium inter agere et pati statum habe — das ist etwas subtil. 3) Bey Handlungen, die mit Ueberlegung, Eifer und Heftigkeit geschehen, als lacrymari, vociferari, ulcisci, θιᾶσθαι — eine Menge andrer Beyspiele hat der Verf. mit Zwang hieher gezogen. 4) Bey Handlungen, die wir nach des Andern Leitung und Veranlassung thun, als sequor, imitor, comitor, assentior, ἕπομαι, μιμέομαι, und wieder viele andre, auf die der angegebene Nebenbegriff nicht paßt. 5) Bey Zeitwörtern, die von nominibus personalibus gemacht würden, als vaticinari, famulari, lenocinari, philosophari — die griechischen verba fehlen. 6) Statt des activi mit dem dativo und accusativo des pronom. reciproci, als statt merere sibi, mereri; statt pignus capere sibi, pignerari; statt volnere se, volui. 7) Bey Handlungen, die zugleich von zweyen Seiten geschehen, als rixari, amplecti, praeliari, pacisci, συνθέσθαι, λοιδορᾶσθαι. Jedoch weil sich auch dadurch noch nicht alle deponentia und media erklären lassen, nimmt er ferner zu folgenden Axiomen seine Zuflucht: 1) wenn die gewöhnliche Bedeutung gegen den eigentlichen Begriff eines deponentis seyn müsse, man die ursprüngliche Bedeutung aufsuchen, als operari; den Gottesdienst pflegen, tueri scharf ansehen, nachher schützen, welches zumal bey solchen deponentibus gelte, die active Bedeutung haben, als moror, molior, cunctor u. a. die aber doch ursprünglich intransitiv gewesen wären, welches mit vielen Beyspielen erwiesen wird. 2) Wenn zusammengesetzte deponentia keine reciproke Bedeutung vertragen, als aggredi, persequi, so haben sie doch ihre primitiva und simplicia. 3) Oft sey das Stammwort verlohren gegangen, aus dem sich das deponens erklären lasse, wie bey licitari, polliceri, adipisci u. a. 4) Die Geister der Sprachen hätten nur aus dunkeln Analogien gehandelt, und daher vergessen manche Handlungen durch deponentia auszudrücken, wo es nöthig gewesen wäre, wie bey dormio,

dormio, jaceo. 5) Aus Verschiedenheit der Grundsätze und Lebensarten brauchten die Griechen φιλοσοφεῖν, der Römer philosophari. 6) Viele deponentia wären durch Mode und Veränderlichkeit der Sprache entstanden, die ursprünglich die active Form gehabt hätten. 7) Manche deponentia wären durch Nahahmung griechischer Dichter entstanden, als induitur galeam, lacrimis oculos suffusus. Wir haben des Verf. Gedanken bloß ausgezogen, und haben uns bey der Kürze seiner Schrift, nicht erlauben mögen, unsre Anzeige davon durch Erinnerungen gegen seine Grundsätze und Beyspiele zu verlängern. Im Grunde kann man eben nicht sagen, daß die lateinische Grammatik viel dadurch gewonnen habe. Aus der Inschrift an den Hrn. Bar. von Fürstenberg sehen wir, daß Hr. Kistemaker, dessen Grammatik für die Münsterschen Schulen wir ohnlängst angezeigt haben, der Verf. dieser kleinen Schrift sey. Er hatte daselbst schon seine Theorie angebracht, und glaubt, daß auch die Deutschen die Form der deponentium in ihren neutris nachahmen, die ihre perfecta mit dem Hülfswort seyn bilden.

Pf.

C. *Valerii Flacci* Setini Balbi Argonauticon Libri Octo ad optimas editiones collati. Praemittitur notitia litteraria. Accedit Index. Studiis Societatis Bipontinae, 1786. in 8.

Die Einrichtung ist auch hier, wie bekannt. Der Burmannsche Text ist mit einigen Berichtigungen aus der Harlesischen Ausgabe abgedruckt. Voran geht das Burmannsche Verzeichniß der Argonauten, und die Geschichte ihrer Unternehmung von Laurentius Balbus. Das angehängte Register von Vulpi ist vermehrt worden. Zweckmäßiger konnte freylich auch diese Ausgabe so wie die übrigen werden, wenn die Herausgeber selbst Hand anlegen, und den eigentlichen Bedürfnissen der studierenden Jugend abhelfen wollten. Denn wozu erst das Leben des Dichters wörtlich aus Krinitus und Gyraldus widerhohlt, mit allen Fehlern? Wozu die beyden andern Abhandlungen, welche nach so vielen neuern Untersuchungen jetzt großen Theils unbrauchbar, wenigstens unrichtig sind? Alles konnte in einer kleinen Einleitung kür-

zer

zer, und nach neuern Schriften richtiger angemerkt, auch der größte Theil des Namenverzeichnisses hinten in das Register mit den nöthigen Erläuterungen gebracht werden.

Caji Plinii Secundi naturalis historiae cum interpretatione et notis integris *Ioh. Harduini*, itemque cum commentariis et annotationibus *Hermolai Barbari*, *Pintiani*, *Rhenani*, *Gelenii*, *Dalechampii*, *Scaligeri*, *Salmasii*, *Is. Vossii*, *I. F. Gronovii*, et variorum. *Volumen Sextum.* Recensuit varietatemque lectionis adjecit *Ioh. Georg. Frid. Franzius.* Lipsiae, impensis Sommeri. 1787.

Die Einrichtung ist bekannt. Das Ende wird zeigen, ob der Herausgeber Wort hält, und die Ausgabe einen Werth durch Zusätze und eigne Beobachtungen erhält.

Sw.

Ueber einige in der Gegend von Erfurt gefundene Alterthümer mit historischen und kritischen Erläuterungen von J. F. Hetel. Mit einer Kupfertafel. Erfurt, bey Keyser. 1787. 31 Seiten in 4to.

Ein ungefähr drey Stunden von Erfurt gefundener Armring von Bronze, mit dem edlen Rost versehen, welcher vier Pariser Zolle 3 Linien im Durchmesser und zwey und eine halbe Linie dicke ist, hat diese Schrift veranlasset, und annoch von drey Andern dergleichen Erwähnung zu thun Gelegenheit gegeben. Der Armring war ein Schmuck bey den alten Völkern, hier ist nun die Frage, ob die hier erwähnten den Römern oder einem deutschen Volke zuzuschreiben seyn? Nach der in das Auge leuchtenden schönen Form, können solche römisch seyn, ihre ausnehmende Größe aber macht sie den Körpern der alten Germanen anpassend, vielleicht sind es Blutringe der alten Katten; Tacitus erwähnt ja deren Ringe

von Eisen; getäuscht vielleicht durch deren rostige Ansicht, oder weil das Kupfer erst nachhero in Brauch gekommen. Diese erst schimpfliche Fessel, ward hierauf, kriegerisches Sakrament, geheiligtes Symbol der Freyheit, welches die ersten Beförderer des Christenthums, als eine Verpflichtung gegen den Teufel zu verdrängen suchten, und welches nachmals zu den edelsten Bestimmungen wieder auflebte, da vielleicht diese Ringträger der erste Keim der nachherigen Ritterorden waren. —

Als ein Zusatz zu der deutschen Alterthumskunde muß uns diese Schrift willkommen seyn. Ob aber diese Armbänder, nach allen hier vorgetragenen mühsamen Muthmaßungen, den alten Deutschen zuzuschreiben sind, bleibt ungewiß.

Am.

Psalmi ex recensione textus Hebraei et versionum antiquarum latine versi notisque philologicis et criticis illustrati a *Ioanne Augusto Dathio*, S. Theol. Doct. et Prof. linguae hebr. ord. in Academia Lipsiensi. Halae, sumtibus orphanotrophei. 1787. 466 S. 8.

Die große Menge der Uebersetzungen und Erklärungen von den Psalmen macht die gegenwärtige nicht überflüßig. Denn, zu geschweigen, daß fast alle Neuern, die sich an die Psalmen gewagt haben, sie ins Deutsche übersetzten, so hat Dathe in seiner Uebersetzungsmanier so viel leichtes und natürliches und in seinen Erklärungen so viel richtige Sprachkenntniß und gesundes Urtheil, daß er nicht Gefahr läuft, von der Menge verdrängt oder in Vergessenheit gebracht zu werden. Der Fleiß, womit auch dieser Theil der Schrift von dem V. bearbeitet ist, ist unverkennbar. Durch die Abtheilung des Textes in gewisse Zeilen, ist die Poesie und das Metrum anschaulich gemacht; und da die Anmerkungen auf derselben Seite mit dem Texte, wozu sie gehören, abgedruckt sind: so wird die Vergleichung jener mit diesem sehr erleichtert. Vorzüglich aber wird es den Lesern angenehm seyn, daß die Anmerkungen zu diesem Buche häufiger sind als zu irgend einem

der

der vorigen. Und ob sie gleich nicht in einer so großen Anzahl vorhanden sind, daß der Anfänger eines jeden andern Commentars völlig entrathen könnte: so glauben wir doch, daß er mit Zuziehung der Dathischen Noten sich durch die größesten Schwierigkeiten hindurch arbeiten könne. Der sehr umständlich angezeigte Inhalt der Psalme wird ihm hiezu behülflich seyn können. In der Vorrede werden die neuern Uebersetzungen und Erklärungen angeführt, die der Verf. benutzt hat. Die von Moses Mendelssohn wird nicht genannt; wir haben sie auch nicht in den Noten citirt gefunden, in denen so viele Spuren von der großen Belesenheit des V. in sowohl alten als neuern Commentaren über die Psalmen anzutreffen sind. Den masoretischen Text hält er nicht für so corrumpirt, als viele der Neuern thun. Beweise dazu findet man durch das ganze Buch z. E. Ps. XXX. 8. vertheidiget er להררי montem roboris mei. Berg Zion steht nach einer bekannten Metonymie für das ganze Reich. Daher auch in der Version: Etenim tu, Iova, pro tua benevolentia regnum meum firmaveras. XXXV. 7. שחת wird von vielen mit רשתם transponirt und zur folgenden Zeile gezogen. Der Verf. läßt die Worte unverrückt, ändert auch nichts an der masoretischen Abtheilung und supplirt bey der zweyten Zeile בור oder ein anderes Wort für Grube. Etenim sine causa rete mihi abdiderunt perniciosum, sine causa foveam mihi foderunt. XXXV. 15. 16. corrigirt fast ein jeder bald auf diese bald auf jene Art. Der Verf. bleibt bey dem gedruckten Text, und übersetzt so: At illi in calamitate mea laetantur et conveniunt, conveniunt contra me miseri isti, quod non expectabam, convitiis, me proscindunt, neque cessant. Inter profanos, qui lucri causa me derident, frendent super me dentibus. Die Uebersetzung ולא ידעתי quod non expectabam scheint sich nicht gut in den Context zu schicken. Daß schlechte, elende, gottlose Leute ihn verläumden würden, war nichts unerwarteters. Ich ziehe daher die Worte zum folgenden: Unbekannte verläumden mich; und es ist freylich höchst ungerecht, wenn ganz Fremde, die weder Gutes noch Böses von jemand erfahren haben, die Zahl der Verläumder vermehren. An der andern Seite hat Dathe zu viele Gelehrsamkeit, als daß er den masoretischen Text ohne Ausnahme in Schutz nehmen sollte. Er findet daher gar oft Gelegenheit von ihm abzugehen, z. E. XXVII. 13. scheinet ihm לולא auszulassen zu seyn. —

XXVIII. 7. lieset er ובשירי ob er gleich erinnert, daß man die gewöhnliche Lesart aus CXXXVII. 3. vertheidigen könnte — v. 8. לעמו - XXXI. 7. שנאתה. Dergleichen Exempel giebt es gar viele vom Anfange des Buches bis zu Ende. Eigentlich neue Erklärungen sind vielleicht gar nicht vorhanden. Denn auch bey denen, davon der Urheber nicht ausdrücklich genannt wird, kann gar leicht ein schon gedruckter Commentar zum Grunde liegen. Da die Psalmen so oft und so glücklich bearbeitet sind, so ist es auch leicht möglich, daß selbst die Erläuterungen, worauf eigenes Nachdenken den V. geführt hat, schon in andern Büchern stehen. Daß der V. die Meynungen anderer geprüft habe, siehet man auch daraus, daß er bisweilen nur zum Theil seinen Führern beypflichtet, z. E. XXXII. folgt er hauptsächlich Schnurrer. V. 9. wo Schnurrer die Worte ורסן עדיו לבלום übersetzt hatte aut capistro ornatus ad constringendum, erinnert er mit Recht, daß der Zaum das Pferd nicht zieren, sondern in Ordnung halten soll. Er nimmt also עדי in der Bedeutung maxilla, und metonymisch für os. Aber würden im Hebräischen die Worte nicht so folgen לבלום עדיו wenn der Sinn wäre ad constringendum os eius? — XXXIX. 6. übersetzen Döderlein und Knapp נצב infirmus, debilis. Der Verf. bleibt bey der gewöhnlichen Bedeutung omnis homo admodum caducus est, dum firmissime constitutus videatur. — LXIV. 7. möchte er beynahe lieber תמו perfecerunt lesen, als טמנו occultarunt, das in so vielen Codd. statt תמנו stehet. In den letzten Worten hält er לב עמוק profunda malitia vergl. Jer. 17, 9. für das Subject und קרב איש für das Prädicat prof. malit. animo cuiusque insidet. Daß seine Erklärung durch das Vav vor לב erschwert werde, wird von ihm bemerkt. — Da 1 Chr. XV. 7. ein Lied vorkömmt, das von David gesungen wurde, als er die Bundeslade aus dem Hause Obededoms nach dem Berge Zion brachte, so scheint dem Verf. Ps. LXVIII. bey einer andern Gelegenheit verfertiget zu seyn, vielleicht, als er die Lade mit in den Krieg nahm, welches ohne Zweifel mit gewisser Feyerlichkeit geschah. Bey der Erklärung des Psalmes sind die Schnurrerschen Bemerkungen gebraucht, von denen der Verf. aber auch oft abgeht. Den Messianischen oder prophetischen Psalmen von Christus hatte schon die Vorrede das Wort geredet. Auffallend war es uns indessen, die alte Meynung wieder aufgewärmt zu finden, daß ein Psalm auf mehr als einen

Gegen-

Gegenstand auf David und auf Christum gehe, obgleich der Uebergang von einem Sujet zu dem andern nicht genau angezeigt werde; z. E. Ps. 22. hat viele Stellen, die sich allein für David schicken, z. E. V. 12. 13. 21. 22. 15. 16. 3. demohnerachtet soll David nicht das einzige Sujet des Psalmes seyn, sondern jener im prophetischen Geiste, da er von sich und seinen Angelegenheiten dichtete, zugleich den sterbenden Messias beschreiben. Unter andern beruft sich der Verf. auf die V. 19. erwähnte Austheilung der Kleider durchs Loos, nicht weil der Umstand in dem Leben Davids nicht vorkömmt (er hätte von seinem Biographen ausgelassen seyn können,) sondern weil es nicht wahrscheinlich war, daß der unstäte und flüchtige David außer dem Kleide, das er auf dem Leibe trug, noch andere bey sich hatte, die in der Feinde Hände gekommen wären. Woher mag H. Dathe diese genaue Nachricht von der Garderobe des Königes Davids haben?

Rw.

Joannis Davidis Michaelis Grammatica Syriaca. Halae, impensis, orphanotrophei. 1784. in 4. 299 Seiten.

Da so viele Hülfsmittel zur Kenntniß der syrischen Sprache seit kurzem bekannt geworden sind, so entschloß sich der Verf. sie bey der Ausarbeitung einer neuen vollständigen syrischen Grammatik zu gebrauchen. Er legte bey derselben seines Vaters Syriasmus Halae 1741. zum Grunde, von dem sehr wenig weggelassen, die Ordnung hin und wieder verändert, und das Ganze mit Zusätzen vermehret ist, die aber von den Worten des ursprünglichen Verfassers durch keine Zeichen unterschieden sind. Obgleich die Seitenzahl dieser neuen Grammatik um mehr als 120 die alte übersteigt, so müssen wir doch in Wahrheit gestehen, daß dieser Unterschied hauptsächlich von den größeren Typen und den weit von einander gerückten Zeilen, und vielen Absätzen herrühre. Im Ganzen genommen ist sie von dem Syriasmus des Vaters nicht viel unterschieden, und mit keinen Zusätzen, die uns in das Innere der Sprache eine tiefere Einsicht gewähren, bereichert. Der sehr weitläuftige Paragraphus V. von den Alphabeten der Syrer ist neu. Der Estrangelo Charakter soll

von ܣܪܛ Schrift und ܐܢܓܠ abgekürzt für Evangelium seinen Namen haben, und Evangelienschrift oder christliche Schrift, im Gegensatz der Arabischen, deren sich die Muhamedaner bedienen, anzeigen. Das syrische Wort ܣܪܛ hat aber nicht die Bedeutung Schrift, sondern ܣܪܛܐ, womit der Verf. jenes verwechselt hat. Ueberdem wäre zu untersuchen, ob nicht der Name Estrangelo einer gewissen Art Schrift lange vor Entstehung des Muhammedanismus beygelegt wäre. Das von dem Verf. genannte Adlerische Alphabet ist nicht von Hr. Adler zuerst entdeckt, sondern schon lange vor ihm von Assemani in cat. biblioth. Vatic. T. 2. p. 70. bemerkt. Es geschieht also H. Adler zu viel Ehre, wenn es mit seinem Namen belegt wird. Die Nachricht von den 5 Vocalen, deren sich die Syrer ehemals bedient haben, §. VII. gehört unter die Zusätze dieses Buches, ist übrigens schon aus andern Schriften des Verf. bekannt. Die Lehre von den Veränderungen, die mit den Consonanten vorgehen, war von dem seel. Michaelis dem ersten Capitel von den Consonanten einverleibt, so wie er auch in das 2te Capitel von den Vocalen alles was sie angehet, gebracht hatte. Der Sohn hat die Regeln, die Veränderungen der Consonanten und Vocalen betreffend, von der Vorschrift, wie sie zu bezeichnen und zu benennen sind, getrennt, und die Folge der Capitel ist daher diese: I. de literis f. consonantibus; II. de vocalibus; III. de notis diacriticis; IV. de tono; V. de consonantium mutationibus seu accidentibus; VI. de vocalium accidentibus et mutationibus u. s. Ein besonderes Capitel de lectione vermissen wir, und wer keinen mündlichen Unterricht genossen hat, wird aus diesem sehr weitläuftigen Werke viele Schwierigkeiten, die ihm beym Lesen aufgestoßen, sich nicht heben können. Daß die Syntaxis bis auf wenige Veränderungen, z. E. §. 130. so geblieben ist, wie sie der seel. Michaelis ausgearbeitet hat, befremdet uns. Dieser Gelehrte, dessen Gründlichkeit von wenigen Philologen erreicht ist, abstrahirte seine Regeln bloß aus der Uebersetzung des A. und N. T. Sollte aber der, der die Assemanischen Schriften, anderer Bruchstücke der syrischen Litteratur, die neuerlich bekannt gemacht sind, nicht zu gedenken, durchläse, um syntactische Regeln daraus zu bilden, nicht

auf

auf manche Regel stoßen; womit die Syntaxis noch zu bereichern wäre, oder sollte man nicht die Exempel zur Syntaxis hauptsächlich aus solchen Schriften entlehnen, worin die syrische Sprache in ihrer vorzüglichen Vollkommenheit zu finden ist? Daß dieses der Fall mit den alten Uebersetzungen nicht seyn kann, ist eine ausgemachte Sache, und doch werden diese nur fast allein citirt.

Sw.

Fata et res gestae Iesu Christi graece, ex quatuor Evangeliis ordine chronologico in usum scholarum et praelectionum academicarum. Berolini, sumt. Viewegii sen. 16 plag. in 8vo. 1787.

Das ist eine Harmonie der vier Evangelisten, deren Text aber nicht, wie ehemals, in vier parallelen Columnen neben einander steht, sondern in eine zusammenhängende Erzählung gebracht worden ist, so daß entweder die Theile derselben aus den verschiedenen Schriftstellern hinter einander folgen, oder die kleinen Verschiedenheiten und Zusätze der andern Evangelisten in Parenthesen eingeschoben werden. Das Ganze ist ohne Rücksicht auf unsre gewöhnliche Capiteleintheilung in 264 Abschnitte getheilt. Die Arbeit kann bey dieser Zusammenstellung guten Nutzen haben, der zumal bey der Auferstehungsgeschichte zur Vergleichung der verschiedenen Zeugenaussagen gar sehr in die Augen fällt, ob sie gleich, da wir bereits Griesbachs Synopsis besitzen, minder nothwendig war. Allein es war dem Verf. vermuthlich noch um eine andere Absicht zu thun, die er durch die Inhaltsanzeigen jedes Abschnitts zu erreichen hoffte, nämlich um dadurch seine Lieblingshypothese, die er sich vom Zweck Jesu und der Apostel gemacht hat, von einer Verabredung mit Johannes, von einer Ordensgesellschaft, in die Christus seine Jünger aufgenommen habe, von falschen Wundern und andern Grillen, die Christum in die Classe der Betrüger herabsetzen, mit dem Evangelischen Text selbst zu verbinden, und nach und nach in mehreren Umlauf zu bringen. Man lese hier nur einige solcher Ueberschriften, um den Verf. sogleich an seiner Sprache zu erkennen. 7. Fuga in Aegyptum, ubi postea prima rudi-

menta liberalioris institutionis accepisse videtur. 10. Iesus cum Ioanne consobrino suo consilium de propaganda meliori religione coeptum exsequi instituit, sic ut Ioannes prior in publicum prodeat, excitaturus populares suos ad excipiendum novum doctorem. Luc. 3, 1. 2. Ueber der Versuchungsgeschichte Christi steht: Quidam, consiliis Iesu invidens, confundere ipsum et alias ad partes trahere, mox, cum movere eum non possit, risui ipsum exponere tentat: idque eo tempore, quo Iesus, gravissimis deliberationibus precibusque assiduis occupatus animo et corpore maxime infirmus erat. Vom ersten Wunder zu Cana heißt es: Tertio post sumtam Messiae personam die Iesus primum facinus patrat, quod discipuli una cum reliqua spectantium et audientium turba inter prodigia retulerunt. — Iuvenem, quem pro mortuo Nainitae exportabant, in vitam revocat. Zu Luc. 7, 28. Testimonium Iesu de Ioanne, quem prophetis omnibus potiorem dicit, propterea quod isti contigerit, novae societatis sapientum praeconem esse: minorem contra suis comitibus, quibus contigerit eius membra et autores evadere. Zu verschiedenen Stellen, wo es heißt: Christus lehrte, oder sprach in Gleichnissen — Iesus parabolis uti tecteque de nova societate, *) quam stabilire decreverat, (de eius natura, impedimentis, finibus, commodis, propagandique eam methodo) sodales interioris admissionis monere instituit.

Wo wir uns aber recht entsinnen: so ist das Buch entweder nur eine neue Auflage, oder hat gar nur einen neuen Titelumschlag bekommen; denn wir glauben schon vor einigen Jahren etwas ähnliches gelesen zu haben.

*) Haec sodalitas, ut ego quidem conicio, tres fere gradus admissionis habebat. Intimum obtinebant ii omnes, qui doctrinam Iesu moralem amplectebantur, sed exuere praeiudicia inveterata nondum didicerant. Secundum: quibus natura et fines societatis aperiebantur, nempe extirpatio omnium sectarum sacrorumque, reductioque hominum ad rationis lumen, clericorum fraudibus hactenus obscuratum. Intimae admissionis, in gradu tertio erant, familiares Christi, quibuscum consilia sua agendique methodum communicabat, postquam se obstrinxerant, se vitam suam omnem huic divino operi esse consecraturos.

Pf.

11. Erziehungsschriften.

Kurze Erzählungen zur Beförderung der Tugend und eines guten Herzens. Ein Lesebuch für Kinder und junge Leute. Mit Kupfern. Nürnberg, bey Zeh. 1787. 3¾ Bog. 8.

Der Erzählungen sind vier und zwanzig. Sie sind alle ohne Ausnahme höchst elend, und die Kupfer wahre Sudeley. Man sollte nicht glauben, daß solche Abgeschmacktheiten noch Abgang fänden!

Df.

Die ältesten Geschichten der Bibel in Erzählungen für Kinder an Feyerabenden. Zweyter Theil, welcher die Geschichten der Juden vom Moses bis auf Christum enthält. Erfurt, bey Keyser. 1787. 16 Bog. in 8.

Der Verf. nennt sich nunmehr am Schluß der Vorrede, Candidat Kosting in Erfurt. Die Geschichten Mosis, Josua, Simsons, (warum nicht auch Jephtha) Samuels, Sauls, Davids, Salomons und seines Sohns nehmen den meisten Raum dieses Theils ein: das übrige wird des Zusammenhangs wegen kurz eingeschoben oder fortgesetzt. Größtentheils trifft der Verf. so ziemlich den Ton, wie man Kindern, ohne selbst kindisch zu werden, erzählen muß. Oft aber, nicht immer, klebt er zu sehr an den Worten der biblischen Erzählung, häuft dadurch das Wunderbare, und erschwert dadurch für seine Leser die Verständlichkeit. Oft fällt er auch, um sich zur Kindersprache herabzulassen, ins Platte und Pöbelhafte. Ueberhaupt ist seine Sprache nicht edel, nicht einmal rein, wir wollen nicht sagen, elegant genug, um Kindern zu einem Muster zu dienen. Z. E. S. 7. Je höher die Noth zu steigen pflegt, desto näher ist dem lieben Gott seine Hülfe. S. 34. Wenns dem Priester seine Kinder nicht

besser machen u. s. w. S. 113. Was, so ein Kerl (Goliath) will uns, dem Volke Gottes spotten? S. 124. Wenn er (Jonathan) noch lebte, ich gieng gewiß zu ihn und böth ihn um seine Freundschaft. S. 125. Es solle wegen dem David alles vergessen seyn. S. 168. Da hast Du's. Pauf, Pauf. Und dergleichen mehr. Auch die Nutzanwendungen und Lehren, die er aus seinen Erzählungen zieht, sind nicht immer entweder passend genug, oder tiefer als von der Oberfläche abgeschöpft. Noch weit weniger als das Innere, nimmt sich das Aeußere des Buchs, Druck und Papier aus. Fünf Druckfehler sind angezeigt; wenn man aber alle Verwechselungen des daß und das, den und dem, denen und deren, auszeichnen wollte, so würden sie leicht zu hunderten anwachsen.

Zf.

Erleichterte Methode des Lernens lateinischer und französischer Vocabeln von einem Freunde der Jugend. Mannheim, bey Schwan und Göz. 1787. 120 S. in 8.

Der Verf. giebt folgende Regeln, die wir mit Uebergehung ihrer Erläuterungen, auszeichnen wollen. 1) Man lerne vor allen Dingen die erste und eigentliche Bedeutung — deren Anwendung in sechs andern Regeln gezeigt wird. 2) Man suche die wahre Bedeutung der Wörter zu finden, wozu hauptsächlich die Etymologie dient. 3) Man lerne die Endungen der Wörter wohl verstehen, wovon der Verf. 23 Gattungen sammelt. 4) Man suche die Aehnlichkeiten zwischen der eigentlichen und ersten und den abgeleiteten Bedeutungen eines Worts auf: und weil hierzu eine Kenntniß der Tropen nöthig ist, so wird deswegen die ganze Lehre von den Tropen eingeschoben. 5) Man erwerbe sich eine Kenntniß von den Doppelwörtern. (Der Verf. will sagen: von der eigenthümlichen Kraft und Bedeutung der Bestandtheile, woraus Wörter zusammengesetzt werden — die er der Reihe nach durchgeht, z. E. am, con, re, dis, und der Präpositionen, und auch mit den Vorsetzsylben und Endungen der deutschen zusammengesetzten Wörter erläutert. Er läßt darauf ein Verzeichniß einiger Wörter folgen, deren richtige Bedeutung und

Gebrauch

Gebrauch entwickelt wird, zur Ausübung voriger Regeln, welches 50 Seiten einnimmt. Alle diese Erleichterungsvorschläge bey Erlernung lateinischer Vocabeln sind zwar gegründet; wir glauben aber, daß sie jeder Lehrer der Grammatik, der Vocabeln lernen läßt, in Ausübung zu bringen suchen werde. Von S. 96. an handelt der Verf. vom bequemen Erlernen der französischen Wörter. Das Vornehmste ist eine ziemlich vollständige Entwickelung der Regeln, wornach Franzosen ihre Wörter von ihren eignen Stammwörtern oder auch hauptsächlich aus dem Lateinischen herleiten, und was im letzten Fall für Veränderungen an den lateinischen Wörtern zu Anfang, in der Mitte und zu Ende vorgenommen werden — die sich dem beobachtenden Sprachlehrer freylich von selbst darbiethen.

Pf.

Anweisung zur Glückseligkeit, ein Elementarbuch für Schulen, verfaßt von Joh. Heinrich Martin Ernesti. Coburg, bey Ahl. 1787. 12 Bogen in 8vo.

Unter diesem Titel hat der Verf. seine 1782. herausgegebene, uns aber unbekannt gebliebene, Moral für Kinder, unter einer veränderten Gestalt aufs neue in Umlauf zu bringen gesucht. Sie ist nicht im erzählenden Ton abgefaßt, wie andere Sittenlehren für die Jugend, sondern besteht aus eigentlichen kurzen moralischen Vorschriften, mit angehängten genauern Bestimmungen und Ausführungen, und angehängten Versen und Liederstrophen, auch kurzen Sentenzen, die das gesagte bestätigen. Zum Selbstlesen für Kinder möchte das Buch freylich etwas trocken, auch hie und da, z. B. bey dem, was der Verf. von der Einbildungskraft sagt, etwas unverständlich seyn. Doch da es der Titel zum Gebrauch für Schulen bestimmt, so kann der Lehrer Trockenheit und Dunkelheit leicht verbessern. Es besteht aus drey Abschnitten; Pflichten in Absichten auf uns selbst, mit ihren gewöhnlichen Unterabtheilungen; Pflichten in Absicht auf den Nächsten (man sollte doch nach und nach anfangen, diesen biblischen Ausdruck mit einem allgemein verständlichen zu vertauschen,) und Pflichten in Absicht auf Gott, welchem einige Tugend-

mittel

mittel, und Resewitzens Grundsätze der Klugheitslehre angehängt sind. Das Papier sieht wahrem Löschpapier ähnlich, welches bey Schriften für Kinder am wenigsten seyn sollte.

Abwechselungen für Kinder zu einer angenehmen und nützlichen Selbstbeschäfftigung. Von einem Kinderfreunde. Vtes Bändchen. Breslau und Hirschberg, bey Korn dem ältern. 1787. 14 Bogen in 8.

Noch immer gehen also diese Abwechselungen ihren Gang fort. Schwindel und Kopfweh wird kein Kind durch Lesung dieses Büchleins bekommen, aber freylich auch keines das Herz verderben. Inzwischen ist Unschädlichkeit und mit unter auch moralische Nützlichkeit des Inhalts noch keine Rechtfertigung der schlechten Schriftstellerey. Viele Artikel sind wirklich äußerst schlecht und trivial, und scheinen bloß da zu stehen, die Bogenzahl mit voll zu machen, manche haben gar kein Interesse, oder sind höchst langweilig erzählt; die Verse sind noch immer äußerst elend. Drollicht ist es, daß der V. ein Gespräch zweyer schlesischen Bauern in ihrem Provinzialdialekt, mit einer hochdeutschen Uebersetzung begleitet — ein Gespräch überdem, woraus eigentlich, wie aus so vielen andern, keine Hauptlehre genommen werden kann. Die leidlichsten Aufsätze sind noch, die Geschichte des Muttersöhnchens, nur bis zum Eckel weitläuftig erzählt; die Nachtigallen und das erwachte Kind; und die Nachricht von dem Tode des hoffnungsvollen Sohnes des Hrn. Rector Schellers. Das schönste ist noch, daß der Verf. bey Gelegenheit eines abermaligen Briefs der Demoiſ. Korn, und auf die Aufmunterung eines Recensenten, den er nicht zu kennen versichert, wie ehemals der Verf. der Nürnbergischen Kinderzeitung, alle Kinder auffordert, Briefe an ihn, aber NB. postfrey, zu schreiben, die er sodann mit seinen Antworten drucken lassen will. Nun da werden dann die Abwechselungen noch interessanter und lehrreicher werden. — Dieses Recensentengewissen möchten wir auch nicht haben. Den Schluß macht eine poetische Epistel an einen Jüngling von Adel, der sich dem Soldatenstand widmete, von einem Offizier — bey weitem das Beste im ganzen Band. Und der Herausgeber schämt

schämt sich nicht, sie unter dem Titel: Lehren in Reimen, und mit einer Entschuldigung, daß es keine Poesie wäre, einzurücken! Der Mann muß es gar nicht fühlen, daß es seine elenden Verse noch weit weniger sind, gegen die wenigstens diese Epistel das Verdienst, wo nicht erhabner Poesie, doch einer reinen Versifikation und edler Gedanken hat.

Abhandlung über die Art wie Briefe für Kinder zu schreiben sind. Berlin, bey Hesse. 1787. 3½ Bogen in 8.

Anweisung zum Briefschreiben. Ein Weyhnachtsgeschenk für Kinder, auch für Erwachsene brauchbar. Leipzig, in Commission bey Albrecht und Compagnie. 1787. 19 Bog. in 8.

Auch unter dem Titel:

Briefe für Kinder zum Nutzen und Vergnügen. V. Bändchen, welches die Anweisung zum Briefschreiben enthält.

Elender und unerheblicher ist uns doch wahrlich in langer Zeit nichts unter die Hände gekommen, als die Abhandlung über die Art, Briefe für Kinder zu schreiben. Das wichtige Thema ist, wie man zur Lectüre für Kinder von 3 — 5 Jahren, oder gar in ihrem Namen, Briefe schreiben soll? Wir würden darauf geradezu antworten: gar keine. Der Verf. aber beweiset erst auf einigen Blättern, daß ein Unterschied zwischen Kindern von 2 bis 10 Jahren ist. Dann giebt er seine Regeln, an deren keine wir denken würden, wenn wir würklich den unseligen Einfall haben sollten, für ein Kind von 3½ Jahren, wie er in Sinn hat, einen Brief zu schreiben. Die Regel ist die Natürlichkeit, die der Verf. in Absicht auf ein Kind also bestimmt, daß man einen Hauptgedanken nehme, der dem Fassungsvermögen eines Kindes angemessen ist — als wenn überhaupt ein Hauptgedanke zum Wesen eines Briefs gehörte, und Kinder gewohnt wären, bey dem, was sie reden und schreiben, einen Hauptgedanken

zu

zu haben. Hierauf folgen Regeln in Ansehung der Worte und Redensarten, welches aber überhaupt Regeln der guten Schreibart sind, und die der Verf. gleichwohl mit Zeugnissen des Cicero, Quinctilian, Vives und Lipsius belegt. Darauf flickt er einen Theil der Rhetorik, die Lehre nämlich von den Figuren ein, die wir gewiß zuerst vergessen würden, wenn wir den Einfall haben sollten, für ein Kind von 5½ Jahren Briefe zu schreiben. Den Schluß macht eine Abhandlung über den Nutzen solcher Kinderbriefe. Wenn sich der Verf. nicht selbst einen Geschäfftsmann genennt hätte, so würden wir zweifeln, ob ein Mann so was habe schreiben können.

Das zweyte Buch ist ein würklicher Briefsteller für Kinder, das für sie seinen guten Nutzen haben kann; denn der Verf. ist auf dem richtigen Weg, gute Briefe schreiben zu lehren. Kürzer zwar könnte sein Buch seyn, ohne deswegen etwas an seiner Brauchbarkeit zu verliehren; allein der Glaube ist nun einmal allgemein, daß jedes Buch zum Unterricht der Kinder durch Erzählungen aus der Kinderwelt unterbrochen seyn müsse, die inzwischen der Verf. zu Veranlassungen zu Kinderbriefen nützt. Wir wollen nur kürzlich den Inhalt seiner Kapitel angeben: 1) Beweis, wie leicht es sey, einen Brief zu schreiben — sehr richtig aus dem Zweck eines Briefes. 2) Von den Mitteln, schnell zu einer Fertigkeit im Briefschreiben zu gelangen — Uebung seine Gedanken nieder zu schreiben, und Briefe zu lesen. 3) Uebersicht von den Vortheilen und dem Angenehmen, was die Kunst einen guten Brief zu schreiben, mit sich führt. 4) Vom Briefstyl, oder der Schreibart in Briefen, und der Bestimmung ihres Inhalts. 5) Von der Beurtheilung eines Briefs, und der Bestimmung der Schönheiten oder Fehler desselben. 6) Von Titulaturen in Briefen. 7) Von verschiedenen Erfordernissen eines Briefs. 8) Von der Eintheilung der Briefe in verschiedene Gattungen. 9 — 12) Beyspiele von Geschäfft - belehrenden, freundschaftlichen, und Antwortsbriefen.

Moralische Novellen für die Jugend. Aus dem Italienischen des P. Francesco Soave. Leipzig, bey Schneidern. 1787. 12 Bog. in 8.

In

In der A. d. B. Band LXVIII. S. 579. haben wir bereits ein Buch unter dem nämlichen Titel, gleichfalls aus dem Italienischen übersetzt, angezeigt, das seine Verfasser, Capacelli und Altanesi zur Concurrenz für einen zu Brescia auf ein Buch, das in 25 moralischen Novellen eine Sittenlehre für die Jugend liefern würde, gesetzten Preiß von hundert Ducaten, geschrieben, aber aus Ungeduld noch vor Ertheilung des Preißes durch den Druck bekannt gemacht hatten. Wir bekannten damahls unsre Unwissenheit, ob und an wen dieser Preiß nachher ertheilt worden sey. Hier nun erhalten wir wieder moralische Novellen eines andern Italieners: und es ist sehr wahrscheinlich, daß auch sie durch obige Preißaufgabe veranlaßt worden, wo nicht vielleicht gar selbst die Preißschrift sind. Denn der Uebersetzer ist so ungefällig gegen seine Leser gewesen, von diesem allen auch nicht ein Wort in der Vorrede zu sagen, außer daß der Verf. als ein Ordensgeistlicher in der Lombardey lebe, und bereits Idyllen und eine italienische Grammatik herausgegeben habe, und daß das Original in der 2ten Ausgabe 1785. erschienen sey, und 32 Novellen enthalte, von denen er aber 19 übersetzt liefere, weil die übrigen in Deutschland schon bekannt wären. Wirklich sind diese Novellen oder Erzählungen (wir haben an a. O. bereits die Unschicklichkeit der Beybehaltung des ital. Novelle gerügt) weit anziehender, lehrreicher und besser erzählt als die vorigen. Auch die Uebersetzung ist gut, außer daß einmal ein kleiner Acker für ein kleines Landguth gesetzt ist. Wir wollen den Inhalt von einigen hersetzen. Das Gemälde — von Raphael, das ein Maler seinem unwissenden armen Besitzer für wenige Paoli abdrückte, für 200 Ducaten verkaufte, und die nämliche Summe dem ersten Besitzer zur Strafe bezahlen mußte. Alimek oder die Glückseligkeit — die schon aus andern arabischen Geschichten bekannte Lehre, daß weder ein wunderthätiger Ring noch ein Beutel der sich mit Gold füllte, so oft es der Besitzer wünschte, den Finder glücklich mache. Erelred — die wandelbare Liebe der Großen und deren Bestrafung. Friedrich Lanucci — eine schauderhafte Geschichte eines Unterdrückten, der in Gefahr ist, als geglaubter Mörder seines Wohlthäters hingerichtet zu werden, dessen Unschuld aber doch noch an den Tag kommt. Der tugendhafte Arme — der durch seine dringende Noth nicht einmal verleitet werden konnte, gefundenes

Gut

Gut zu behalten, und dadurch glücklich wurde. Eine rührende Erzählung, wie die folgenden — Tiohang, der Chineser — Beyspiel der endlichen Bestrafung eines Unterdrückers der Unschuld. Die Habsucht — verblendete ein Mädchen, ihre Wohlthäterin, die ihr ein Kästchen mit Jubelen zu vermachen versprochen hatte, zu vergiften; diese aber wurde gerettet, und rächte sich an der Undankbaren, indem sie ihr das bey Lebzeiten schenkte, dessen Besitz sie nicht hatte erwarten können. Der großmüthige Freund, der von dem andern ein Glück verachtete, ihn durch seine Schuld verarmt aufsuchte und nährte. Die beyden Brüder, davon der eine den andern, mit Recht enterbte, in die Gemeinschaft des Vermögens aufnimmt. Der Bankrutt, durch großmüthige Unterstützung eines Freundes verhütet, eine Englische Geschichte. Der vergütete Mord. Ein von einem Unbesonnenen zum Zweykampf gereizter Jüngling ersticht den Sohn einer Mutter, die ihn, ohne es zu wissen, in Schutz nimmt, der aber hernach ihren andern Sohn noch in der Nacht der Entweichung gegen Mörder das Leben rettet. Die wieder gutgemachte Beleidigung — eine Geschichte von Hyder Ali — aber aus dem Bericht eines Franzosen. Wilhelm Penn. Der großmüthige Bruder. Almanzil, oder der Gebrauch des Reichthums. Der edelmüthige Feind, der seinem Feind gegen einen Löwen das Leben rettete — eine Japanesische Geschichte. Der glückliche Tausch — zweyer Kinder, die sich durch ihre Heyrath glücklich machen. Der Graf von Orengo. Die Ehe — glücklich, weil sie durch Grundsätze geschlossen wurde.

Bf.

Elementarbuch für den Unterricht der Jugend in Schulen und Gymnasien. I. Theil, für die ersten Anfänger in der untersten Klasse.

Auch unter dem Titel:

Nützliches Lesebüchlein für Kinder von 5 bis 7 Jahren. Münster und Hamm, bey Perrenon. 1787. 4 Bog. in 8.

Elemen-

Elementarbuch für den Unterricht der Jugend der untersten Klasse auf Gymnasien. I. Theil, zweyte Abtheilung, welcher (welche) die Elementar-Geographie von der Grafschaft Ravensberg, die Elemente der Zahlenkunde, und die lateinischen Elemente, enthält. Hamm. in der Perrenonschen Buchhandlung. 1786. 9 Bog. in 8.

Der erste Theil dieses Elementarbuchs, das ursprünglich nicht auf zwey Abtheilungen zugeschnitten zu seyn scheint, und dessen zweyte Abtheilung gleichwohl ein Jahr früher erschienen ist, erhält in zweyerley Abdrücken, die wir vor uns haben, 1) Entwickelung der ersten Religionsbegriffe für Kinder von 5 bis 7 Jahren in 6 Unterredungen. Sie sind ganz gut und ziemlich sokratisch; sie scheinen aus Campens Schriften genommen zu seyn, doch mit einigen Veränderungen. Doch sollte man sich bey solchen Unterredungen billig aller nicht ganz richtigen Vorstellungen enthalten, und bloß solche wählen, deren sich das Kind noch einst in männlichen Jahren erinnern kann, ohne dabey zu fühlen, daß es einst durch Scheingründe sey getäuscht worden. So heißt es z. E. hier: daß Gott uns gegenwärtig sey, ob wir ihn gleich nicht sähen, sehe man aus seiner Würkung, dem Schlagen des Herzens, so wie wir aus den Würkungen der Seele, dem Vernünftigsprechen, schlüßen, daß die Seele gegenwärtig sey. Allein, ist denn der Pulsschlag in eben dem Verstand eine Würkung Gottes, wie die willkührliche Aussprechung eines Wortes eine Wirkung der Seele ist? Eigentlich zu reden, kann doch wohl jeder einzelne Pulsschlag nur in so fern ein Werk Gottes genannt werden, als Gott den Mechanismus des menschlichen Körpers also eingerichtet hat, daß der Blutumlauf in demselben durch Pulsschläge merklich wird: so wie der Schlag einer Uhr ebenfalls nur in so ferne das Werk des Uhrmachers ist, als er den Mechanismus der Uhr darzu eingerichtet hat, daß sie diese Schläge hervorbringen kann. Wer wird aber aus dem Schlagen einer Uhr auf die Gegenwart des Uhrmachers schließen? Kurz darauf heißt es: Gott müsse alle unsre Gedanken kennen, sonst würde er weniger weise seyn, als ein Uhrmacher, der alles wisse, was in seiner Uhr vorgehe. Auch diese Instanz paßt nicht genau. Eigentlich weiß der

Uhrmacher nur das, was durch den Mechanismus seiner Uhr in ihr möglich ist; oder er weiß ihre Würkungen aus der Structur und Verbindung ihrer Theile zu erklären, sind denn aber die Wirkungen der Seele nothwendige Folgen immer mechanischer Ursachen, wie die gleichförmige Herumdrehung eines Zeigers? Unregelmäßigkeiten in dem Gang der Uhr, die durch äußere Ursachen veranlaßt werden, kann der Uhrmacher nicht wissen: und ist denn nicht jede Handlung der Seele, die ihrer ursprünglichen Bestimmung entgegen ist, eine solche, meistens durch äußere Ursachen, und nicht durch ihre innere Kraft bewürkte Unregelmäßigkeit? Uebrigens sind diese Gespräche, welches wir sehr billigen, unvermerkt zur Erklärung der katechetischen Formeln, die doch einmal die Kinder gewöhnlich lernen müssen, angewandt worden. 2) Biblische Geschichten, von der Schöpfung, von der Sündfluth, von Abraham, Joseph, Mose, David und Salomo, Rehabeam und Jerobeam, Nebukadnezar, Kores, vom Judas dem Makkabäer, von Jesus, und von der Zerstöhrung Jerusalems. Sie sind sehr gut erzählt.

Aus der Vorrede des Hrn Rector Borheks zu Bielefeld zur zweyten Abtheilung, sehen wir, daß dieses Elementarbuch eigentlich zum Unterricht für das dasige Gymnasium seit der vorgenommenen Schulverbesserung, bestimmt sey. Sie enthält, wie schon der Titel sagt, dreyerley Elemente. 1) Eine Elementar-Geographie der Grafschaft Ravensberg, von Hrn. Subconr. Weddigen. Wir billigen es gar sehr, daß man den geographischen Unterricht bey Kindern mit Beschreibung ihres Vaterlandes anfange: aber so ganz isolirt und von aller übrigen Geographie abgeschnitten, sollte doch diese Beschreibung nicht ausfallen, als wenn die vaterländische Provinz eine von der ganzen übrigen Welt getrennte Insel des stillen Meers wäre. Wir würden ohngefähr den Anfang also gemacht haben: „Der Ort, wo wir leben, heißt Bielefeld; der ist die Hauptstadt der Grafschaft Ravensberg, die dem Könige in Preußen gehört. Dieser ist ein Herr von sehr vielen andern Ländern. Die Grafschaft Ravensberg aber liegt in Westphalen, welches einer von den zehn Kreisen ist, in die ganz Deutschland getheilt wird. Deutschland aber ist eines von den Reichen, die zu Europa gehören: und Europa ist einer von den fünf sogenannten Welttheilen, in welche alles feste Land der ganzen Erde getheilt wird.“ Dieß mußte noth-

nothwendig vorausgehen, ehe sich der Verf. in die Beschreibung seines Landes einließ. Bey Angebung der Gränzen werden auch die Weltgegenden beschrieben; da heißt es: „die Gegend, in welcher die Sonne aufgehet, nennen wir Osten, wo sie untergeht, Westen.“ Wird hiedurch ein Kind nicht irre geführt, auch die Gegend, wo die Sonne am längsten und kürzesten Tag auf- und untergeht, Osten und Westen zu nennen? Der Verf. rechnet übrigens das Land 18 □Meilen groß, und auf eine Meile 4000 Menschen. 2) Die Elemente der Zahlenkunde lehren bloß, wie man Zahlen lesen, schreiben, addiren und subtrahiren soll. 3) Die lateinischen Elemente (nichts als Elemente! wir lieben Neologien in Büchern für Kinder gar nicht) nehmen den meisten Raum ein. Sie enthalten das vornehmste aus der lateinischen Grammatik, in dem Ton, und in der Deutlichkeit, wie eine Grammatik für die allerersten Anfänger geschrieben seyn muß, erstrecken sich aber nicht über das Decliniren und Conjugiren. Bey dem letzten sind die participia gar übergangen worden, welches wir um deswegen nicht billigen, weil der Verf. doch nicht Umgang haben konnte, beym Conjugiren selbst, in verschiedenen temporibus z. E. im Infinitiv, und beym praeteritum passivum, die Participia zu brauchen, ohne daß er ihrer in ihrer Ordnung, weil er vermuthlich ihren Begriff zu schwer fand, erwähnt hätte. Den Beschluß machen ein Verzeichniß lateinischer Wörter, zur Uebung im Lesen, bey denen aber die schweren genitivi hätten angegeben werden sollen; sodann leichte Exempel in Sätzen, Erzählungen und Fabeln, zur Uebung im Uebersetzen, mit einem Vocabularium für die darin enthaltenen Wörter, wobey aber im Gegentheil auch solche genitivi ausgedrückt werden, die das Kind gar nicht verfehlen konnte.

Pf.

12.

Anzeige der durch den Tod Friedrichs des Zweyten, Königs in Preußen, und die Thronbesteigung Friedrichs Wilhelms des Zweyten, veranlaßten Schriften.

Es war ganz natürlich, daß der zwar lang vorhergesehene aber für den Unterthan sowohl als jeden Verehrer doch noch zu frühe Tod Friedrichs des Zweyten, der noch nach Jahrtausenden als Regent, Held und Weiser die Bewunderung der Welt ausmachen wird, wie in der politischen so in der litterarischen Welt Sensation erwecken mußte. Eigentlich ist und bleibt Friedrich der Große ein Gegenstand nur für eine Meisterhand. Aber der große Mann steht nun einmal vor aller Augen da, vor den Augen des vielumfassenden, Größe empfindenden, Genies und wahren Schriftstellers sowohl als des mittelmäßigen und schwachen Kopfes, jeder sieht ihn, jeder staunt ihn an, ob ihn gleich nur Einer umfassen und würdigen kann; also kein Wunder, wenn er nach seinem Tode so viele Köpfe und Hände in Thätigkeit setzt. Es wird, wie wir denken, unsern Lesern ganz angenehm seyn, wenn wir ihnen hier eine Uebersicht aller der Schriften mittheilen, die über den Tod, das Leben, den Charakter und die Thaten des großen Königs von Freunden und Feinden, aus Beruf und aus bloßem Drang, zur Belehrung und zur Unterhaltung geschrieben worden sind. Freylich ist ihre Anzahl groß und zu groß, als daß wir uns über eine jede derselben ausführlich ausbreiten könnten; sowohl die Schonung der Leser als die Schonung des Platzes erfordern es, daß wir unser Urtheil so kurz als möglich zusammenfassen, und den Geist, den Werth jeder Schrift nur mit wenigen Worten kennbar zu machen suchen.

Zur Erleichterung dieser Uebersicht werden wir erst die Produkte der prosaischen Schriftsteller von den Produkten der Dichter absondern, und jede Classe zusammen hinstellen.

I. Pro-

I. Prosaische Schriften.

1) Letzte Stunden und Leichenbegängniß Friedrichs des Zweyten, Königs von Preußen und Beschluß der letzten Stunden und des feyerlichen Leichenbegängnisses — Potsdam, bey Horwath. 1786. zusammen 99 S. in 4. nebst 2 Kupfertafeln.

Eine genaue Beschreibung der Beysetzung des Königlichen Leichnams und des darauf erfolgten feyerlichen Leichenbegängnisses nebst einigen Bemerkungen von der Krankheit und den letztern Stunden des Königs, so wie sie schon aus den Zeitungen bekannt sind. Die Kupfer stellen im ersten Stücke die Sterbe- und Krönungsmedaillen, und im zweyten Stücke das Leichenparadezimmer vor Augen.

2) Sammlung von Reden, Predigten und Gedichten auf den Tod Königs Friedrich des Großen. Berlin, bey Decker. in 8. mit einer Vorrede des Hrn. Mörschels.

Auf höchsten Befehl wurden die Gedächtnißpredigten den 10ten Sept. 1786. über die vorgeschriebenen Worte 1 B. der Chron. 18, 7. *Ich habe dir einen Namen gemacht, wie die Großen auf Erden Namen haben*, gehalten. Von diesen Gedächtnißpredigten findet man hier:

1) Die von dem Herrn Bischof von Kulm in der Römischkatholischen Kirche zu Berlin gehaltene Trauerrede über die Worte Sirachs 39, 12—13. *Viele werden seine Weisheit prüfen, und sein Gedächtniß wird nicht abgehen, und man wird nach seinem aus einem Geschlechte in das andere fragen.*
2) Die Predigt des H. Oberconsistor. Rath W. A. Tellers in der Petrikirche gehalten. 1½ Bog.
3) Die in Gegenwart Sr. Maj. des Königs und des Königl. Hauses in der Domkirche gehaltene Gedächtnißpredigt des Herrn Hofpred. Friedr. Sam. Gottfr. Sack. 2 Bogen.
4) Die vor der verwittweten Frau Königin zu Schönhausen vom H. Hofpred. Carl Ludewig Conrad gehaltene Predigt. 2 Bog.

5) Die in der reformirten Parochialkirche gehaltene Predigt des H. Pred. Friedr. Ernst [illegible]. 1 Bog.

6) Die von H. J. Dan. [illegible] in der Jerusalemskirche gehaltene Predigt. 1 Bog.

7) Die von H. Joh. Christian [illegible] in der Berlinischen Garnisonkirche gehaltene Predigt. 1½ Bog.

8) Die von Hrn. [illegible] vor einer aus Studirenden und Berlinischen Einwohnern gemischten Versammlung gehaltene Predigt. 1½ Bog.

Alle diese Predigten haben das gemeinschaftliche Verdienst, daß sie die glückliche, thatenreiche und für die Preußischen Staaten so wohlthätige Regierung des verstorbenen großen Königs ihren Zuhörern als Wohlthat Gottes an das Herz legen, daß sie mehr das Lob des wohlthätigen Landesvaters und weisen guten Königs, als das Lob des ruhmvollen Monarchen und Helden predigen, und allen Unterthanen die ganz vorzüglichen Tugenden, die er als Mensch hatte, seine Arbeitsamkeit, seine Liebe zu Ordnung, seine Erhabenheit über alle sinnliche Vergnügungen, seine Gerechtigkeitsliebe zur Nachahmung vor Augen zu stellen. Eine jede derselben hat in Ansehung sowohl der Anordnung und Zusammenstellung, als der Bearbeitung und Darstellung der Gedanken ihre eignen Vorzüge; indessen haben Hr. Teller und Hr. Sack ihren Gegenstand ohnstreitig mit einer Faßlichkeit und Würde behandelt, die ihrem ganzen Vortrage einen Werth zum voraus giebt. Hr. Wilmsen weiß in der Untersuchung seines Hauptsatzes „was es für eine Namensgröße und Unsterblichkeit sey, die Gott dem verewigten Könige Friedrich dem II. gab," zu sichtbarer und wirklicher [illegible], und Hr. Cube entwickelt den Antheil, den die Vorsehung an der Regierung der Könige hat, zu ängstlich. Zuweilen trägt auch Hr. Cube ganz wahre Gedanken in einem falschen Lichte, mit einer erniedrigenden Vorstellung vor. „Wer ist „denn nun das Wesen, sagt er S. 11. das allein im Stande „ist, alle diese verschiedene Dinge, die sich vereinigen müssen, „einen König zu einem wahrhaftig großen König zu machen, „zu einer und eben derselben Zeit seiner Regierung zusammen „zu bringen? Wahrlich kein Anderer, als der, der die unge„heure unabsehliche Kette von Ursachen und Wirkungen, in „welche die Stärke oder Schwäche der Fürsten eingeflochten „ist, selbst gemacht hat, der mit Kronen und Scepter spielt, „und sie bald diesem, bald Jenem zuwirft; der nicht mehr

„Ach-

„Achtung für Könige hat, als für uns gemeine Menschen, „da er Könige nicht aus besserem Staube gemacht hat als „uns arme Menschen; der den Königen den Gurt der Ehre „umgürtet, aber auch wieder ablöset.“ Unter allen bleiben Hr. Teller und Sack bey ihrem gedankenreichen Vortrage in dem Lobe des Königs ihrem eigentlichen Berufe am getreuesten. „Wir ihm ergeben gewesene Unterthanen, sagt Hr. „Teller, können nur das wenigste seiner so viel umfassenden „Größe beurtheilen, und es geziemt uns auch nicht. Wir „können in ihm weder den Helden noch den Weisen, noch „den Staatsmann, noch den für das Beste seines Landes „wachenden und sorgenden Vater je nach Würden schätzen; „wir müßten denn bey Allen seine Vertraute gewesen seyn, „und wir würden es doch auch fürs Ganze nicht thun können. „So manches Andre in der Denkkraft seines Geistes, in der „Uebung und Anwendung derselben mit allen frühen und spä„ten Veranlassungen ist nun vollends uns ganz verborgen, „und dem Allwissenden allein bekannt. Was aber wir richtig „schätzen können, und so auch hochschätzen sollen, ist das in „seinen Thaten und Anstalten Offenliegende, und dann der „Geist, der durch diese alle durchschimmerte.“ — Es macht allen diesen geistlichen Rednern Ehre, daß sie den Geist der Religionsduldung, den Friedrich der Zweyte durch sein eignes Beyspiel in seinen Staaten ausbreitete, und die mit demselben verbundne Gewissensfreyheit einstimmig für die größeste unter der Regierung dieses Regenten von Gott empfangene Wohlthat ansehen. Der Schluß der Predigt des Hrn. Mörschels ist nicht übel. Das Ende der Predigt des Bischofs von Kulm hat das Besondere, daß derselbe ein Vivat ausrief.

Die andern Schriften sind:

3) Kurze Nachricht vom Tode Friedrichs des Zweyten; ein Schreiben aus Potsdam. Berlin, bey Unger. 1786. 1 Bog. 8.

Eine kurze, mit Geist und Empfindung geschriebene Erzählung von dem Tode und der Beysetzung des Königes. Nachdem, schreibt der Verf. der ein Offizier zu seyn scheint, dem entseelten Leichnam die Uniform des erstern Bataillons Garde angelegt worden war: erhielten wir die Erlaubniß, in das Trauerzimmer zu treten. Jeder näherte sich mit heiliger Ehrfurcht der Hülle des

grossen Mannes, heftete einen scharfen Blick auf die grosse vom Todeskampfe nicht entstellte Gesichtsbildung, die auch jetzt noch die Weisheit ihres ehemaligen Bewohners ausdrückte. Nur Wenige giengen mit ungerührtem Herzen, mit trocknen Augen weg.

4) Der Lauscher, eine in Berlin herauskommende Wochenschrift

liefert in dem 5ten 7ten und 8ten Stücke seiner Blätter eine Nachricht von dem Tode des Königs und seinen Verdiensten für die Aufklärung, die Verbesserung und Erhebung seiner Staaten mit einigen Anekdoten aus dem Leben desselben, die aber schon aus andern Sammlungen bekannt sind. Das 9te Stück enthält eine Anekdote aus Dreßden, die noch hie und da ungekannt seyn dürfte. Ein Gastwirth in Dreßden stellte bey der Nachricht des Todes des großen Königs die Büste desselben mit Flor behangen auf die Tafel in dem Speisezimmer, legte für jeden Tischgenossen einen Trauerflor unter den Teller, und las darauf der ganzen Versammlung eine von ihm selbst verfertigte Ode auf den verstorbenen Bundsgenossen Sachsens vor. Jeder Tischgenosse legte die ihm zugetheilte Trauer gern und willig an; das Gedicht des treuherzigen Gastwirthes hält immer noch manchem bey dieser Gelegenheit in Berlin erschienenen Gedichte die Wage. Hier die letztre Strophe desselben:

„Gekrönt mit Ruhm verläßt sein Geist dieß Leben,
„Und stolz erhebt sich seine Zeit
„Die er mit Thränen ehrte — hoch erheben
„Wird ihn die späte Ewigkeit.

5) Einige Züge aus dem großen Charakter Friedrichs des Unvergeßlichen, nebst einem Gedichte des H. Carl Fr. Wegener und einigen von ihm bey dem Tode Friedrichs niedergeschriebenen Empfindungen.

stehen in dem 9ten Stücke der Brieftasche. Die erstern, ein Gedicht des Verfassers des Berlinischen Zuschauers, stehn so weit unter dem Mittelmäßigen herab, daß wir sie eher in einem alten Liederbuche, als in einer in Berlin geschriebenen

Wochen-

Wochenschrift gesucht haben würden. Wir können unser Urtheil nicht bündiger bescheinigen, als wenn wir einige Verse des Verf. hieher setzen:

Als Mensch trug Er, in welcher Brust
Ein Herz, das unvergleichlich dachte,
Das stets sich eine seelge Lust
Aus andrer Menschen Wohlfarth machte.

Nicht ird'sche Herrlichkeit wird Ihn
Für seine Größe dort belohnen,
Kein größrer Lohn ist Ihm verliehn
Die Beßte aller Ehrenkronen.

Das Gedicht des Herrn C. Fr. Wegeners ist nicht viel besser und seine Empfindungen sind leere Deklamation. Friedrich ist Leiche, ruft H. Wegener aus, — ist Beute des Grabes — Raub der Verwesung! — Ohne Ehrfurcht vor Purpur, Krone und Scepter schlug Ihn die Sichel des Todes; und jede Nerve des Landes zitterte bey diesem Schlage. Purpur und Staub — Krone und Verwesung — Scepter und Asche — welcher Contrast — — — ja wohl welcher Contrast, wenn die Dinge so mit einander verbunden werden!

Die Freymaurerlogen beeiferten sich um die Wette, ihrem verstorbenen Königlichen Bruder und Beschützer Denkmahle zu setzen, daher

6) Sammlung der Reden nebst einem Gedicht zum Gedächtniß Friedrichs des Großen, in der feyerlichen Trauerloge zu den drey Weltkugeln in Berlin gehalten den 13ten Sept. 1786. Berlin, bey Decker.

Diese Reden sind 1) die Rede des H. Oberconsistor. Raths Gedike, deputirten Meisters zur Loge der Eintracht, zum Andenken Friedrichs; eine mit dem ganzen Gefühl der Größe des verewigten Monarchen, mit Wärme, mit Würde in den Gedanken und im Ausdruck, mit dem gerechten Stolze, den ein Beherrscher, wie Friedrich, einflößen muß, geschriebne Rede. Es würde schwer werden, die schönste Stelle auszeichnen zu wollen — hier nur eine S. 12.: „Jahrtausende „werden vergehen und voll Ehrfurcht und heiligem Schauer

 „wird

„wird die Nachwelt vor Friedrichs Bilde vorübergehn und „weinen, daß sie nicht mit uns oder vielmehr mit ihm lebte. „Alle Fürsten der kommenden Zeit, die den großen Beruf, „den die Hand der Gottheit ihnen anvertraute, in seinem „ganzen Umfange kennen, werden vor seinem Bilde schwören, „ihm auch in der Ferne nachzustreben, um wie er die Liebe ih„rer Unterthanen ins Grab zu nehmen. Und wenn einst am „Ende der Tage der allmächtige Baumeister diese Welt wie „ein Buch zusammenrollt, so wird dennoch auf dem letztern „Blatte dieses großen Buchs Friedrichs Name mit unaus„löschlicher Schrift stehen." 2) Rede von dem Bruder Großredner Z. eine Lobrede der Verdienste Friedrichs des Zweyten um die Maurerey. 3) Rede vom Br. Prof. D. Als Rom, fängt der Redner an, dem Cäsar Octavius die höchste Gewalt übertragen hatte, wollte es demselben einen Namen geben, der über alle Namen gienge, und so will auch Hr. D. daß dem verstorbenen Friedrich, einmüthig von den Maurern und andern einsichtsvollen Männern der Nation ein Name beygelegt werde, aber nicht der Name des Großen, auch nicht des Größesten, weil Friedrich weder an der Spitze noch an der Seite der Alexander und Ludwige stehen dürfe, eben so wenig der Name des Einzigen, weil es der Name eines Sonderlings scheinen könnte, sondern der Name des großen Königs, so wie der Churfürst Friedrich Wilhelm den Namen des großen Churfürsten habe. Am Ende könnte der Name, der große König, eben so einer Zweydeutigkeit unterworfen seyn, wie der Name Friedrich der Einzige. Wird denn nicht alles Große und Fürtreffliche Einzig in seiner Art genannt? 4) Rede von Bruder C.— ein schönes, wahres Bild Friedrichs, des Vaters des Vaterlandes. Ein gleich gut getroffenes Bild des verstorbenen Königs liefert

7) Die Rede des Herrn Goyaur: Bey der Urne Friedrichs des Großen Königs, eine Rede, welche in der Loge Royale Yorck zur Freundschaft in Berlin ist gehalten worden, vom Bruder Goyaur. Cüstrin, bey Trewitzsch. 1786. 1 Bog. 4.

8) Trauerrede auf den verewigten König, Friedrich den Zweyten, gehalten in einer zahlreichen Versamm-

sammlung edler Freunde vom Legationsrath und landgräflich Hessen - Homburgischen Residenten Reckert. Berlin. 1786. 1 Bog. 8.

Als Redner schreibt Hr. Leg. R. Reckert nicht korrekt genug, und als Dichter, und wenn er auch bloß als Leichendichter gelten will, lebt er um 25 Jahre zu spät. Hier eine Probe von ihm:

„Wo wird ein solcher Fürst gefunden;
„Mit dem die Weisheit so verbunden?
„Wen rühret nicht mein Gram, mein Leid?
„Die Wahrheit und Gerechtigkeit;
„Vereint mit allen edlen Gaben,
„Des Landes Freude ist begraben,
„Und jede Preußische Provinz,
„Beweinet diesen großen Prinz.

Gerade so lauteten die Leichencarmina vor 25 Jahren auch.

9) Ueber Friedrichs des Einzigen Tod: eine Vorlesung in der litterarischen Gesellschaft zu Halberstadt am 23sten Aug. 1786. von G. N. Fischer. Berlin, bey Maurer. 1 Bog. 8.

Nach den Gedanken, nach dem Ausdruck und nach der Ausführung eines der vorzüglichen bey dieser Gelegenheit erschienenen Geistesprodukte. Ohne sich in eine Zergliederung der Regierung und Thaten Friedrichs des Einzigen einzulassen, entwickelt Hr. F. die wahre sowohl in seinen kriegerischen Unternehmungen als in den großen Denkmahlen seiner Staatsklugheit, Geschäfftigkeit, Liebe zur Menschenwohlfarth und Gerechtigkeit liegende Größe des unvergeßlichen Monarchen. Hr. Fischer spricht wie Hr. Gedike mit einem Enthusiasmus von seinem Gegenstande, der mit der richtigen Schätzung desselben unmittelbar verbunden ist. Daher haben wir in der Rede des Einen und des Andern verschiedene Gedanken angetroffen, die beyden Männern nur allein eigen sind. Schön und zuversichtlich sind die Aussichten, die Hr. F. seinen Mitbürgern von der Fortdauer des von Friedrich II. auf einem so hohen Gipfel erhobenen Staatenwohls auch unter der jetzigen Regierung verspricht.

10) Rede bey dem Tode Friedrichs des Großen, gehalten den 27sten Sept. von Fr. Heidekamp, Prof. der Eloquenz und Geschichte zu Lingen. Lingen, in der Jülicherschen Buchhandlung. 1786. 3 B. 8.

Die Rede des Verf. hat weder das Gefallende und Geschmeidige, noch das Hinreißende und Interessante der Rede seines Vorgängers — nicht den kurzen, präcisen Blick derselben, zwar viele wahre Gedanken, aber oft in einer falschen Stellung, noch öftrer in einem mißgerathenen Gewande und fast durchaus ohne Schwung vorgetragen. Wenn sich ja der Verf. einmal hebt, so hebt er sich, um wieder zu fallen. Hier ein Beweis davon: Friedrichs Schwerdt, sagt Hr. Heidekamp bey der Erzählung des Baierischen Krieges S. 36. war das flammende eines Cherubs: die Göttin der Gerechtigkeit hatte es ihm in die Hände gegeben; es War des Sieges gewohnt! Josephs Schwerdt War mächtig und furchtbar, aber es War nicht Friedrichs Schwerdt. Ruhig steckte Er's in die Scheide, und Friedrich siegte ohne Schwerdtschlag. In der Orthographie sondert sich der H. Prof. wie man aus dieser Stelle sieht, von allen bekannten deutschen Schriftstellern ab. Diese Eigenheit macht den Leser oft irre. — Eine andre in Schlesien erschienene Rede ist.

11) Rede, welche am Tage des solennen Leichenbegängnisses Friedrichs des II. Königs von Preußen, in der Versammlung der Breßlauischen Kaufmannschaft gehalten worden von dem Hof- und Criminalrath Berger, als Syndicus der Kaufmannschaft. Breßlau, den 9ten Sept. 1786. 1 Bog. in 8.

Die Breßlauische Kaufmannschaft hatte zu Bezeugung ihres ehrfurchtsvollen Andenkens an ihren großen König die Abrede genommen, am Tage des solennen Leichenbegängnisses ihre Gewölber und Laden verschlossen zu halten. Sie versammlete sich um 11 Uhr in dem großen Saale ihres Zwingerhauses, wo der Verf. diese Rede hielt, welche die Herren Generale und Minister mit ihrer Gegenwart beehrten. Bey

dieser Stimmung der Zuhörer konnte die Rede, so mittelmäßig sie ist, freylich Eindruck machen; indessen hätten wir doch etwas Mehreres von den besondern Verdiensten Friedrichs um Schlesien, besonders um die dortige Handlung, in derselben erwartet.

Einen eigentlichen Panegyristen fand der große König in dem Verfasser

12) Der Lobrede auf Friedrich den Großen, König von Preußen. Berlin, bey Hesse. 1786. 2 Bogen in 8.

Wer in Deklamationen, prunkvollen Beschreibungen und Bildern die Stärke der Beredtsamkeit setzt, der mag diese Rede sehr schön finden. Uns hat sie nicht behagt. Indessen mag der Leser aus einer Stelle, die wir hieher setzen wollen, selbst urtheilen. „Aber in geheim, heißt es S. 8. 9. „sinnet der erzürnte Feind auf eine grausame Rache, und stärzt „seinen Arm durch mächtige Bündnisse. Die Eifersucht erreget die Fürsten der Erde wider Friedrichs beneidete Staa„ten. Fast ganz Europa waffnet seine Heere! stolz auf ih„re große Macht, theilen sie schon den Raub unsrer Länder. „Von allen Seiten ziehen schwarze Gewitter über unsre Häu„pter zusammen, verhüllen den Himmel in eine finstre Nacht, „und drohen mit schrecklicher Wuth unsern Untergang. Tage „der Angst und Schrecken! Noch bebet mein Herz bey dem „Andenken an diese furchtbare Zeiten. Wie viele Flammen „brennender Dörfer! wie viele Aschenhaufen zerstörter Städ„te! Ströme mit Blut gefärbt! Felder mit den Leichnamen „unsrer Helden bedeckt! O Tempel der Götter! Heerd unsrer „Väter! Unglückliches Vaterland! sollen nur deine blühende „Fluren in wilde Einöden! deine prächtige Städte in ein „schreckliches Grab verwandelt werden!“ Das ist die Beschreibung des siebenjährigen Krieges, und damit unsre Leser nicht denken, daß der Verf. nur in dieser Stelle so schreibe, so wollen wir ihnen zum Ueberfluß die S. 12. befindliche Beschreibung des Königl. Friedeneinzugs noch vorlegen. „End„lich tönt die freudige Trompete, und die Luft ward mit lau„tem Jubel erfüllt; indem von weißen Pferden der goldne „Siegeswagen durch die prächtige Pforte gezogen wird, auf „welchem der Königliche Held in unsern Mauern einziehet.“ —

Doch

Doch genug. Solche Redner und Schriftsteller halten sich gewöhnlich nur an das Glänzende, an das Auffallende, mithin oft an Kleinigkeiten, dringen aber nie in den Geist der Sache ein. Und doch ist der Verf. der Einzige, der eine eigentliche Lobrede auf Friedrich den Einzigen zu schreiben gewagt hat; Teller, Engel, Gedike trauten sich nicht so viel zu.

13) Deutschlands Genius. Berlin, 1786.

Aus dem 67sten Stück der Erlanger Zeitung dieses Jahrs genommen. Mit deutschem Geiste gedacht, und nicht übel geschrieben!

14) Wahrheiten, mit Ueberzeugung gesagt, am Grabe Friedrichs des Großen — weder Lobgedicht noch Trauerrede von den Verf. der freymüthigen Bemerkungen über Aufklärung und Reformen unsrer Zeit. Wien, bey Hartl. 1786. 20 Seiten in 8.

Eine zusammengedrängte, ungeschminkte Vorstellung der in Friedrich dem II. zusammenkommenden wahren Regentengröße. Diese Wahrheiten sind Wahrheiten eines Ausländers, haben also ein desto reineres Gepräge der Unpartheylichkeit. Man wird den Landsmann aus seinem eignen Bekenntnisse erkennen. Selbst den Bürger, sagt er S. 8. in feindlichen Staaten behandeltest du mit Menschenliebe, und wenn dich oft Betragen und Umstände zur Härte nöthigten, so warst du von Grausamkeit doch immer weit entfernet. Dieß zeigtest du immer in meinem Vaterlande, dessen Fürst ungereizt, sich ohnmächtig wider dich auflehnte, und Glück für sein Volk, welches seinen Fehler büßen mußte, daß es einem so großmüthigen Feinde in die Hände fiel.

15) Spuren der göttlichen Regierung in dem Leben und Absterben des den Preußischen Staaten durch den Tod entrissenen großen Königs Friedrichs. Leip-

Leipzig, in der Weygandschen Buchhandlung. 1786. 2 Bog. 8.

Die Schrift eines gutmeynenden, wenn auch hie und da etwas kurzsichtigen Theologen. Er sieht Friedrichen, das Beyspiel aller Fürsten, als ein Geschenk der Vorsehung für die Protestanten an, sieht die Vorsehung darin, daß Friedrich in den jüngern Jahren nicht zur katholischen Religion übergetreten sey, daß er mit seiner Irreligion weder in- noch ausserhalb seinen Staaten einen noch größern Schaden gestiftet habe, und hofft endlich, daß ihn Gott, seiner Abneigung gegen den Christenglauben ohngeachtet, doch um seiner andern großen Verdienste willen, zu Gnaden aufnehmen werde. Die Bemerkung, daß Friedrichs Beyspiel die Fürsten gegen den Fürstenschimmer gleichgültiger, und als Menschen unter Menschen desto leutseeliger und herablassender gemacht habe, ist gut.

16) Ueber das Sterben der Könige, und die Belohnungen der Ewigkeit für die Guten unter ihnen. Berlin, in Commission bey Matzdorf. 1786. 20 Seiten in 8.

Was der vorige Schriftsteller aus Christenliebe hoffte, das glaubt dieser aus andern Schlüssen gewiß. Der Hang, sich mit den Königen zu beschäfftigen, schließt er, ist so natürlich, daß er sich auch bey ihrem Tode nicht in uns verliehrt, sie vielmehr bis jenseits des Grabes hinüberbegleitet, und eine Unsterblichkeit für sie wünscht, wenn wir auch für uns keine zu glauben geneigt seyn sollten. Die ganze Welt hat nichts von Belohnung für einen guten König, und doch ist er das Herrlichste in der Natur, in der Schöpfung, doch interessirt alles, was er thut, Gott und die Natur so sehr — kein Mensch, nur Gott kann die Größe und den Umfang der Königlichen Majestät messen und belohnen — alles wahr und gut geschlossen.

17) Friedrich in Elysium. 1786. 127 S. 8.

Die Ankunft Friedrichs setzt das ganze Elysium in Bewegung, alle die verschiedenen Schattenheere kommen dem neuen Ankömmling entgegen, das Heer der alten und neuen Gelehrten

Gelehrten unter der Anführung Homers und Voltaire, das Heer der Staatsmänner unter Anführung des Duc de Choiseul, die Schatten der Könige mit dem König Heinrich dem IV. und die Schatten der Helden mit dem Herkules an ihrer Spitze, und alle diese wählen Friedrichen zu ihrem Oberhaupt. Ganganelli, Luther, Salomon, David, Moses, Adam, Rozier, erscheinen unter den übrigen Schatten, und machen die Unterredung noch unterhaltender, bis endlich Friedrich zu seinen Ahnherren aus dem Hause Hohenzollern kommt. Am Ende erscheint Minos und fällt nach geprüften Verdiensten des königlichen Schattens das Urtheil: Jauchzet ihm, ihr Schatten! und erkennet Friedrich den Einzigen, als Elysiums König und Beherrscher!

18) Friedrich II. des Großen und Einzigen Feyer im Elisyum. Ein Schauspiel mit Gesang in 3 Aufzügen. Sr. Königl. Maj. Friedrich Wilhelm II. am Huldigungsfeste der Stadt Bielefeld geweihet von Aug. Christ. Borhek. Münster und Hamm. 1786. 72 S. 8.

Cyrus, Marc Aurel, Herrmann, Carl der Große, Gustav Adolph führen Friedrich II. in das Elysium der Brandenburgischen Fürsten, wo schon der Tempel Friedrichs unter den Tempeln des Churfürsten Friedrich Wilhelms, der Könige Friedrich des I. und Friedrich Wilhelm des I. und unter den Lauben der preußischen Helden prangt. Friedrich wird von seinem Bruder Wilhelm zu dem Tempel geführt, und dort von den beyden Königinnen Sophie Charlotte und Sophie Dorothea empfangen. Solon und Lycurg öpfern dem Könige mit den übrigen Weisen, aber Voltaire und Alexander dürfen nicht opfern. Minos erscheint und fällt das Urtheil — Dein Geschäfft sey, die Geister der ungebornen künftigen Könige deines Volkes zu Völkerbeglückern, wie du warst, vorzubilden und deine Herrscherkunst zu lehren. Ob Friedrich mit dieser Bestimmung zufrieden seyn sollte? — Hr. Borhek hat dafür gesorgt, das, was der Handlung in der Vorstellung fehlen möchte, durch reichliche Spiele für das Auge und das Ohr zu ersetzen. Ohne diesen Behelf dürfte diese Feyer als Schauspiel wenig Eindruck machen.

19) Frie-

19) Friedrichs Aufnahme im Elysium, ein Sinnbild aus der Eingabe eines Traums, benebst einem Sendschreiben an einen auswärtigen Patrioten zum Andenken des unvergeßlichen Königs und der Thronbesteigung seines Nachfolgers. Berlin, den 21sten Aug. 1786. bey Börnstiel. 1½ Bog. in 4.

Sieht einem Traume ähnlich! Wie der Verf. schreibt, mögen die Leser aus folgender Stelle urtheilen: *Nun entzog sich, sagt er, der sterbende Geist seinem zeitlichen Eingehülle, und gelangte an diejenige Ueberfahrt, wo der sonst ganz gleichgültige Charon, straks beym ersten Anblick, seine Gondel mit Palmen schmückte, und in einer aufmerksamen Bewunderung der Vorzüge eines so sonderbar ausgezeichneten und mit 4 Genien umgebenen Uebergängers die sanfte Stille des itzt sich aber in etwas blähenden Styls durchruderte bis an die heiligen Ufer. — Schnell entwiche dem sitzenden Ruderer sein einstweilig Kleinod, welchem er nachblickte, wie einst Elisa dem Himmelfahrer.* Ein Gedanke ist dem Verf. eigen, daß Friedrich dem großen Churfürsten Friedr. Wilh. seine Memoirs von Brandenburg, dem Könige Friedrich I. seinen Philosophen von Sanssouci und der Königin Sophie Dorothee einen Riß von dem neuen Schlosse so zu Potsdam zu seiner Legitimation mitbringen muß. Friedrich bleibt König im Elysium, wie er es auf Erden war.

20) König Friedrich am Höllenfluß — eine Scene aus der Unterwelt der Wahrheit zum Besten auf die Oberwelt gebracht von einem unterirdischen Passagier. Danzig. 1786. 30 S. 8.

Von einem unterirdischen Passagier, also kein Wunder, daß Neid und Schmähsucht das Hauptingrediens dieser elenden Brochüre sind. Charon schwatzt dem großen Friedrich seinen Helden- und Reformatorenruhm rein ab, und führt ihn erst nach einem demüthigen Bekenntniß seines Scheinruhms, in der Gesellschaft der beyden auch im Elysium eifersüchtigen Rivalen, des Voltaire und des Maupertuis, über den Fluß hinüber. Wes Geistes Kind der Verf. sey, kann man

man aus dieser einzigen Stelle sehen: „Wem der chimäri„sche und im Grunde ohnmächtige Fürstenverein den „Kopf nicht schwindlich gemacht, oder der Posaunenschall oft „gedungener Zeitungsschreiber nicht lauter, als die Stimme „der Wahrheit klingt, wird bekennen müssen, daß ich im „Tempel des Nachruhms dem grossen Friedrich den Platz an„gewiesen, der ihm gebühret. Zugleich aber glaube ich, daß „die übrigen würdigen Fürsten an dem unverschämten Troß „unsrer Zeitungsschreiber durch diese kleine Schrift in etwas „gerächt werden.“ So spricht der Verf. in der Vorrede, und macht es damit sehr wahrscheinlich, daß der wahre Verlagsort mit einem andern aus guten Gründen verwechselt worden sey.

21) Friedrich der Große im Reiche der Schatten. Selbstgeständnisse. Nürnberg, bey Grattenauer. 1787. 158 S. 8.

Auch Einer von den Wenigen, die das Andenken Friedrichs des Großen, und noch darzu in einem Gewäsche von vielen Bogen, mit einer schändlichen Rüge beschmitzen möchten. Große Unternehmungen von ihrer tadelhaften und Staatseinrichtungen von ihrer mangelhaften Seite vorzustellen, nachdem man sie aus ihrer Verbindung mit dem Ganzen herausgerissen hat, darzu gehört weiter nichts, als eine Dosis muthwilligen Witzes. Auch Friedrich hatte wirkliche und anscheinende Fehler begangen, und sie selbst als König bekannt. Diese Fehler nun aber aus seiner Regierung allein ausheben, jede von ihm getroffene Einrichtung nur von ihrer mangelhaften Seite zeigen, oder ihr auch falsche mit der großen Denkungsart und andern wohlthätigen Anstalten Friedrichs gar nicht verträgliche Absichten andichten, oder ihm nur Handlungen zum Verdienste anrechnen zu wollen, in denen der König selbst kein Verdienst suchen würde, so wie es der Verf. dieser Selbstgeständnisse thut, das heißt gegen alle Menschen- und Schriftstellertreue handeln, ist hämisch. Wie gut indessen der Verf. mit dem Preußischen Staate bekannt sey, sieht man daraus, daß er den strafbaren Minister von Görne, einen Herrn von Geeven, und den Neumärkischen Regierungspräsidenten Grafen von Finkenstein einen Grafen von Fickerstein nennt. Es würde wirklich was Leichtes seyn, mit dem Verf. in das Detail zu gehen, und alle

seine

seine hämischen Ausfälle zu widerlegen, wenn wir unsren Lesern einen eben so großen Zeitverlust abdringen wollten, als uns der Verf. abgedrungen hat.

22) Friedrichs Sternendenkmal, vorgelesen in der Versammlung der Königl. Akademie der Wissenschaften den 25sten Jan. 1787. von Herrn Bode, Astronom und ordentlichem Mitgliede der Akademie. Mit einer Kupfertafel. Berlin, 1787. ½ Bog. in 4.

Eine ingeniöse Idee, ein bisher noch nicht völlig bestimmtes Sternbild nach Friedrich dem Großen zu benennen. Hr. B. bildet es aus 76 zum Theil erst kürzlich von ihm beobachteten Sternen und 2 Sternhäuflein, und macht nur die Abänderung, daß er die eine Hand der Andromeda durch etwas mehr östliche Sterne legt, und die Eidere in eine westlichere Lage und schicklichere Gestalt bringt. Das Bild kommt also zwischen der Cassiopea, dem Cepheus und Pegasus zu stehen. Hr. Ramler hat den Namen Friedrichs Ehre vorgeschlagen, Hr. Rode die Figur auf eine von H. Bode gezeichnete Charte getragen, und Hr. Berger sie in Kupfer gestochen. Das Bild setzt Hr. Bode aus einer Stralenkrone, und aus einem Schwerdt, einer Feder und einem Oehlzweige, die mit einem Lorbeer umwunden unter der Krone hängen, zusammen. Indessen ist es doch auffallend, daß Friedrich auch am Himmel um seines Sternendiadems willen, mit einer Dame in Collision kommen muß.

23) Friedrich als teutscher Mann und Gelehrter betrachtet. 1787. 1 Bog.

Weil Friedrich groß, edel, thätig, wie ein Deutscher, dachte; übrigens ganz alltägliche Bemerkungen, und unter diesen der sonderbare Gedanke, daß die Schöngeisterey nicht allemal verderblich sey, auch keinen Antheil an Friedrichs Niederlage gehabt haben würde, wenn er ja im siebenjährigen Kriege untergelegen hätte.

24) Leben Friedrichs des Großen, dargestellt von Karl Hammerdörfer. Leipzig, bey Beer. 1786. 75 S. in 8. mit dem Brustbilde des Königs auf dem Titelblatt.

Als etwas trockner Unterricht der bekannten Lebens- und Regierungsgeschichte Friedrichs des Großen ganz gut bearbeitet. Hr. Hammerdörfer begnügt sich nicht mit der Erzählung der Begebenheiten allein, sondern will auch in den Geist der Regierung selbst eindringen, welches ihm aber eben nicht allemal geräth. Sehr gut ist die Idee des Hrn. Hammerdörfers, seinen Lesern eine Schilderung der Preußischen Staatsverfassung von 1740 vorzulegen, um die große Reform derselben unter der Regierung Friedrichs desto sichtbarer zu machen, aber weder die Schilderung vor 1740. noch die nach 1740. ist völlig treffend. Die beyden Schlesischen, und der siebenjährige Krieg, sind nach ihren Triebfedern und ihren Folgen kurz, aber mit historischer Einsicht erzählt. Was Hr. H. von der Toleranz und dem Charakter des verstorbenen Königs sagt, ist lesenswürdig. Die Sprache, der Vortrag ist gut, bis auf wenige Stellen, davon wir einige hier anzeigen wollen. S. 3—4. Man hat sehr unschicklich diesen großen Mann fast immer nur von der Seite des Eroberers angesehen — — — — — — und vergessen, ganz den Geist überzuziehen, der seine Regierung auf eine so merkwürdige Weise unterscheidet. S. 53. Sein Privatleben war dabey so ordentlich eingerichtet, wie das Leben eines Mönchs — auch das Leben des regelmäßigsten Mönchs bleibt mit dem Leben des Königs, das ein ununterbrochener und stets in gleichem Gange fortdauernder Zusammenhang von großer Thätigkeit war, in zu großem Abstand, als daß beyde mit einander verglichen werden können. S. 58. Auch hat diese glorreiche Handlung viele von denen in Verehrer von Ihm verwandelt, die vorher nicht die besten Gesinnungen gegen Ihn hegten, ist nicht gut ausgedruckt. — Noch belehrender aber ist:

25) Friedrichs des II. vollendete und Friedrich Wilhelms II. beginnende Regierungsepoque zu Beendigung

digung des ersten Hefts der Annalen fürs Jahr 1786. von Cranz, Königl. Preußischen Kriegsr. von S. 100 bis 176. (auch besonders abgedruckt.)

Der Hr. Kriegsr. Cranz hat in diesen wenigen Bogen die Standpunkte mit einem unpartheyischen Untersuchungsgeiste vorgezeichnet, von welchen der Geschichtschreiber ausgehen muß, wenn er die Lebens- und Regierungsgeschichte Friedrichs richtig darstellen will. Friedrich Wilhelm der Große erwarb dem Brandenburgischen Hause Respekt, Friedrich I. gab ihm durch die errungene Krone äußeren Glanz, und Friedrich Wilhelm I. durch Oekonomie und Sittenstrenge ein großes erspartes Vermögen, brave von Weichlichkeit entfernte Männer, und eine Armee von 80000 Mann. So fand Friedrich II. vorgearbeitet, so fand er den Staat, auf den er baute. Die Unternehmung auf Schlesien sowohl nach ihren Bewegungsgründen, als nach ihrer Ausführung und ihrem Erfolg gut beurtheilt. Im Frieden vermehrte der König seine Armee doppelt so stark, gab aber diesem militärischen Staate eine so weise Einrichtung, daß er mit dem Civilstaate in der gehörigen Würde stand, und, seiner angewachsenen Größe ohngeachtet, für seine Staaten doch nicht so lästig war, als es das Militär seines Vaters gewesen war. Diese Einrichtung war ganz das Werk des großen Friedrichs, so wie es sein Werk war, daß die Preußische Armee das Wunder der Kriegskunst und die Lehrerin aller übrigen Puissancen wurde. Friedrich benutzte auch die Friedenszeit zur Aufnahme der Künste und Manufakturen, des Handels und der Gewerbe, zur Verbesserung der Justiz. Der siebenjährige Krieg mit seinen Ursachen und aller zur Fortsetzung desselben vorgenommenen Operationen richtig vorgestellt. Nach demselben die Einführung der Regie, die Hr. Cranz freymüthiger als Hr. Hammerdörfer beurtheilt. Er nennt sie eine forçirte, gemißleitete Operation. Die Absicht des Königs war gut, die allergemessenste Abgabe auf jeden Consumtionsartikel auf das allergenaueste einzuziehen; aber die alte Biedertreue der Brandenburgischen Kaufleute wurde durch dieselbe verdorben, weil sie nicht den König, sondern die Regie zu betrügen glaubten. Doch konnte die Regie nicht so, wie die französischen Generalpächter, zum Nachtheil des Unterthans agiren. Desto mehr wurden der Ackerbau, die Industrie, der Kunstfleiß be-

hebert, Colonien angebaut, Canäle angelegt, Fleiß und Thätigkeit belohnt, und der Unterthan allenthalben, wo er Schaden gelitten hatte, aus den Mitteln des Königs unterstützt. Alle Lebensmittel waren stets zu einem billigen Pretße in seinem Staate vorhanden, alle Magazine voll, so daß in den Jahren der Theurung allein im Brandenburgischen kein Mangel war. Lauter Operationen Friedrichs, dieses universellen stets wirkenden Genies. Baierischer Krieg. In dem erstern Kriege eroberte Friedrich das, was seinem Hause unrechtmäßigerweise entrissen worden war, in dem zweyten vertheidigte er das Eroberte, und in dem dritten vertheidigte er die Rechte seiner Mitfürsten. Friedrich arbeitete bis an seinen Tod mit gleicher Thätigkeit fort, starb in der größesten Seelenruhe, und starb ohne weitere Vorbereitung, als daß er seinen großen Minister von Herzberg bey sich behalten hatte. Friedrich Wilhelm I. hinterließ einen Schatz von 20 Millionen, Friedrich der II. wie man sagt, (aber auch nur wie man sagt, denn beyde Angaben können wohl durch nichts bestärkt werden, und nach einer wahrscheinlichen Rechnung, ließen sich starke Zweifel dawider machen) einen Schatz von 200 Millionen, eine dreyfach stärkere Armee, geübte, erfahrne Generale und Krieger, einen blühenden Staat und einen würdigen Regenten.

Ausführlicher behandelt die Geschichte Friedrichs der Verfasser der Schrift:

22) Friedrich der Große. Versuch eines historischen Gemäldes. Weimar, bey Hofmanns Wittwe und Erben. Erstes und zweytes Heft 1786. und drittes Heft 1787. zusammen 194 S. 8.

Der Verf. hat den Plan dieses historischen Gemäldes so gut angelegt, daß man den Gang, den Friedrichs Geist zu seiner Bildung und Größe genommen hat, und das eigentliche Merkwürdige seiner Regierung und seiner Unternehmungen mit demselben ganz vor Augen hat. Das erstre Heft begreift die Epoque von 1712 — 1740. Es enthält die bekannten Nachrichten von der frühen Erziehung, von dem erstern Unterrichte Friedrichs, von seinem Exil in Cüstrin, (nicht richtig) von seinem nachherigen Aufenthalte, und seinem Leben in Rheinsberg, von seinen dortigen Gesellschaftern, die

die sich als eingebildete Günstlinge zum Theil mit falschen Hoffnungen schmeichelten. Es ist hier kurz angezeigt, wie Friedrich jede Abwechselung seines Lebens, jeden Auffenthalt zu seinem Vortheil mit Rücksicht auf seine künftige große Bestimmung zu benutzen wußte. Das zweyte Heft faßt den Zeitraum von der Thronbesteigung Friedrichs bis zum Breßlauer Frieden von 1740 bis 1742.; und das dritte Heft die Zeit bis zum Dreßdener Friedensschluß 1745. in sich. Es sind nur die bekanntesten Gegenstände. Auch in dieser Schrift findet man den Zustand der ganzen Preußischen Staatsverfassung bey der Thronbesteigung Friedrichs sehr gut geschildert, die erstern Verfügungen des Königs, und seine darauf erfolgten Unternehmungen ziemlich aus dem rechten Gesichtspunkte vorgestellt, und die Begebenheiten sehr gut erzählt.

27) Gespräch im Reiche der Todten zwischen Maria Theresia und Friedrich dem Zweyten, worinnen dieser hohen Personen Leben und Merkwürdigkeiten bis zu ihrem Tode unpartheyisch erzählet werden. Istes bis Vtes Stück. Maltha. 1786. 4. (wahrscheinlich Ulm.)

Also noch in unserm Decennio ein Gespräch im Reiche der Todten nach Faßmanns Manier! Wirklich sind Produkte von der Art unter der Critik. Wenn auch die Begebenheiten hie und da ganz richtig erzählt werden, so läßt der Verf. die beyden großen Personen so langweilig plaudern, sich solche Ungereimtheiten und Plattitüden ins Angesicht sagen, in so eckelhafte Wiederhohlungen fallen, daß man das ganze Gespräch zehnmal bey Seite legt, ehe man bis an das Ende kömmt. Auch in der Schreibart hat es vor seinen ältern Brüdern nichts zum voraus.

28) Anekdoten und Charakterzüge aus dem Leben Friederich des Zweyten. 1786. Erste Sammlung. 124 S. 1787. Zweyte Sammlung. 130 S. Dritte Sammlung. 118 S. Vierte Sammlung. 123 S. Fünfte Sammlung. 124 S. 8. Berlin, bey Unger.

Es kommen in diesen Sammlungen außer der Beschreibung der Person und der Eigenschaften des Königs, außer den bey verschiedenen Gelegenheiten von ihm gehaltenen Anreden, den Kabinetsbefehlen, und dem schon vor mehrern Jahren gedruckten Theil des Briefwechsels mit dem General Foucquet, viele merkwürdige den Charakter Friedrichs bezeichnende, auch theils schon bekannte, Anekdoten vor. Man hat freylich alles fast zu bereitwillig in diese Sammlungen aufgenommen, was man nur von Friedrich dem Großen in Erfahrung gebracht hat, und was gerade nicht allemal sehr merkwürdig ist; unterhaltend ist indessen alles, und jede hier bekannt gemachte Anekdote kann etwas darzu beytragen, die Denkungsart, den Charakter des großen Monarchen von ihren mancherley Seiten kenntbar zu machen. Viele sind im eigentlichen Verstande merkwürdig, und verdienten es, gesammlet zu werden, wenn sie auch schon aus Zeitungen oder andern Nachrichten bekannt waren. Daß manche falsche Anekdoten mit unterlaufen, ist bey einer solchen Sammlung fast nicht zu vermeiden.

B.

II.

Sämmtliche Poesien auf den Tod König Friedrichs II. von Preußen, und den Regierungsantritt Friedrich Wilhelms, so viel uns davon bekannt geworden sind; an der Zahl 68.

Es würde herkulische Arbeit seyn, alle diese gereimte, und reimfreye, deutsche und französische Poesien anzuzeigen, und mit einem umständlichen Urtheil zu begleiten. Also nur einige Bemerkungen über Stücke, wo die Muse dem Dichter günstig war. Dahin gehören

I. unter den deutschen Stücken

1) die Gedichte von Gleim. Z. B. a) Friedrich der alte nach seinem irdischen Leben; b) der Monarch; c) an den königlichen Sarg; d) Gesang der Musen und Landleute. — Empfindung aus der Fülle des Herzens; Neuheit; Einfalt mit Erhabenheit verbunden; und treue Darstellung der Gegenstände, zeichnen sie aus. In dem Gedicht der Monarch, welches eins der schönsten ist, heißt es:

„War

„War wenig nur in Worten Christ,
„In Thaten desto mehr —

und:

„Er ließ uns alle Freyheit, selbst
„Die Freyheit — dumm zu seyn.“ —

In dem Gedichte an den königlichen Sarg, vermissen wir hier und da die Feile: denn in der 11. Z. sollte es statt „Was „um dir ist das schweige“ heißen: was um dich ist u. s. w. So will uns auch die Versetzung des Zeitworts haben in den Stellen:

„Der so vortrefflich hat wie Cicero geschrieben. —
„Der so viel Thaten hat gethan. —
„Daß Friederich nicht hat, wie Lavater geglaubt.“

nicht recht gefallen.

Der Gesang der Musen und Landleute ist ein allerliebstes kleines Stück; wo unter andern die schöne Stelle hervorsticht:

„Er ließ uns denken, was wir wollten,
„Gab keinen schrecklichen Befehl,
„Daß wir wie Fürsten denken sollten. —

Viel gesagt! Ueberhaupt haben wir in diesen Gleimischen Stücken Zeilen gefunden, die ein zweyter Longin zu Mustern des Erhabenen wählen könnte.

2) Die Ode auf die Huldigung des Königes von Preußen Friedrich Wilhelm 1786. und die Kantate auf dessen Krönung 1787. beyde von Ramler; worüber sich Rec. keine Kritik anmaßt.

3) Friedrich der Einzige, ein Obelisk von Schubart auf Hohenasperg. Der Dichter unterhält sich erst mit der Muse, die ihm bey diesem großen Sterbefall zu singen gebeut. Laß Friedrichs Barden singen! sagt er. (Wäre da nicht Preußens Barden besser gewesen? denn daß Friedrich keine deutsche Dichter unterhielt, ist ja allbekannt: oder sollten die Sänger Friederichs dadurch verstanden seyn, dann wäre der Ausdruck nicht bestimmt genug. —) Die Muse antwortet, sie lägen von Schmerz stumm und betäubt. — Er singt. — Sein Wunsch:

„An deine Sternenburg, Himmelerhobener,
„Schlage mein Sterbegesang.“

war wohl zu stolz.

„Des Lebens Uhr die mit dem Finger des Titus
„Dem Thatenstrebenden Manne

„Nie eine verflossene Stunde wies,
„Rasselte ab. —

Das Bild, wo der Finger des Titus zum Uhrzeiger wird, hat etwas groteskes. Weisen ist unedler, als zeigen. Vortrefflich ist, bis auf den Uebellaut der beyden ersten sich ähnlichen Worte;

„Sank sanft an Herzbergs Brust
„Der Erdenbürd entlastet“

und

„Schnell von des Todes Betäubung besonnen“

Desto widerlicher die Stellen, wo Friedrich zum Allmächtigen spricht:

„Vor einem Erdengott aus Leim geknetet,
„Hab ich mich nie gebeugt. Doch dir, der Größe
„Ewiges, einziges Urbild,
„Küß ich den Saum des Gewands“

Ein sehr sonderbares Kompliment, gegen Gott in einem sterblichen Munde!!

„Der Allgroße lächelt ihm Gnade“

Man glaubt hier einen gutherzigen Erdengott zu sehn, den ein feiner Lobspruch seines Günstlings aufheitert. — Ueberhaupt hätte S. seinem Klopstock mehr ablernen sollen, Szenen aus dem Himmel zu malen.

„Raum für Geister deines Gleichen
„Sich drinn zu wälzen“

Das wälzen klingt hier etwas komisch.

Die Charakterzüge des Königs, die nachfolgen, sind vortrefflich. So das Gleichniß.

„Völkerschaaren flohen
„Wie Hornissenschwärme
„Vor der praßelnden Flamme“ —
„Der geschaffene Gedanke
„Sprang in voller Rüstung aus Friedrichs
„Hirn
„Und ward zur That.“

Eine sehr sinnreiche Anspielung auf die bekannte Fabel; der Gedanke ist originell und lehrreich zugleich; so auch der folgende;

„Nie riß sich ihm ein Vermögen der Seele
„Von dem andern los, zur Misgestalt
„Seinen Genius aufzudunsen;
„Seines Geistes Kräfte klangen zusammen.“ —

Nur

Nur wünschten wir eine edlere Harmonie, als Glockengeläute; der heulende Krieger S. 12. will uns auch nicht behagen.

Niemand wird das wirklich erhabene in diesem Gedicht ableugnen, aber wenn es nicht erreicht werden konnte, ohne in Schwulst und Dunkel zu schwimmen; so ist dieß ein neuer Beweis, wie selten Genie und Geschmack in einem Dichterkopfe zusammentreffen.

Von eben diesem Dichter sind auch einige vortreffliche Strophen, unter der Rubrik: Preußens Genius an Friedrich Wilhelm herausgekommen.

4) Die Gedichte der Frau Karschin. Sie haben ihre Schönheiten, aber viele darunter entwischten ihr zu früh, und noch im Pudermantel.

Die Ode zur ersten Geburtsfeyer auf dem Thron der regierenden Königin von Preußen, ist ein verunglücktes Produkt ihrer Muse, und voll harter Stellen, z. B.

„Er kömmt wie dein Gedank geflogen,
„Der ihm entgegen ward gesandt." —
Ingleichen:
„Du hoffest auf ihn unterm Creyse
„Der schön gebornen Kinder, so
„Wie wir auch Wiederkunft des Frühlings von der Reiß
„In andre Länder warm und froh." —

Das Prädikat schön geboren, ist eben so mager, als das Vielgeliebt in der 6ten Z. Dieses scheinet zum Reim, und jenes zur Füllung eingeflickt. Der Vergleich der Hoffnung der Königinn auf die Wiederkunft ihres Gemahls, mit dem Hoffen auf die Wiederkunft des Frühlings, ist die schönste Stelle im ganzen Gedichte, aber der Gedanke warm und froh, ist isoliret, und schickt sich weder zum Frühling noch zu denen, die auf ihn warten. — Die letzten Zeilen der 6ten und 7ten Strophe macht die Versetzung, und gänzliche Weglassung des Zeitworts dunkel.

Besser als diese Reime, und der Zuruf an den Fremdling beym Sarge des großen Friedrichs, hat uns das Gedicht an die Sonne beym Leichenbegängniß Friedrichs des Großen, und an die himmlisch verklärte Mutter Friedrich Wilhelms am Geburtstage im Namen seines Volks, gefallen. Allein mehr davon zu sagen, als daß

daß die Dichterin darin reiner, und weniger schwach, als in jenen gesungen habe, verbietet hier der Raum.

5) Die Burmannischen Stücke. Es herrscht darin kein hoher Schwung der Begeisterung, doch fehlt es ihnen nicht an glücklichen Gedanken. Der gefällige Ton der Huldigungslieder, davon das 5te am besten, und das 3te am schlechtesten ausgefallen ist, verdient im Ganzen Beyfall. Doch könnten die Stücke noch einige Feilstriche vertragen, und mancher Gedanke mag im Strohme der Begeisterung so mit fortgeflossen seyn, ehe er zu seiner Reife gedieh.

6) Monolog beym Tode Friedrich des Großen, von Seidel, und

7) Gedicht beym Grabe Friedrich des Einzigen von einem jungen Patrioten. Enthalten artige Gedanken, sind fließend und lesbar.

9) Friedrichs Uebergang in die Elisäischen Gefilde. Halle, bey Hendel. 1786.

Dieses Stück belebt eine gesunde Laune, und hat uns ohnerachtet seines niedrig komischen Tons, weit besser gefallen, als manches gezierte, etwas seyn sollende Nichts. Sonderbar ists doch, daß unter den Halberstädtischen Erleuchtungsdevisen, und den Berlinischen Gesundheiten keine einzige sich durch Scharfsinn aushebt.

II. Unter den lateinischen Stücken ist außer der schon recensirten vortrefflichen Inschrift des Hrn. von Birkenstolz nur noch die vortreffliche Trauerkantate des Herrn Marquis von Luchesini, anzumerken. Von den verschiedenen Uebersetzungen derselben, hat uns die freyere am besten gefallen.

III. Unter den französischen Reimen zeichnet sich unsers Erachtens Poeme sur la mort de *Frederic* II. Roi de Prusse, avec des notes historiques, par M. *Milon*. Cleves. 1786. 4. noch am vortheilhaftesten aus. Die Israelitische Gemeinde in Breslau hat auch ein hebräisches Gedicht auf den Huldigungseinzug des jetzigen Königes drucken lassen, welches wir Kennern dieser Sprache zu beurtheilen überlassen müssen.

Ueberhaupt aber müssen wir gestehen, daß unsre Erwartung durch keines der erschienenen Gedichte auf Friedrichs II. Tod, einen Gegenstand, wo Gedankenfülle dem Dichtergenie sich von selbst aufdrang, ganz befriediget worden.

Oft

Oft scheinen die Geister sehr zur Unzeit zu schlafen. Wird man sie vielleicht erst durch Preise ermuntern müssen? Oder ist es genug, daß Friedrich in der Geschichte, durch simple Wahrheit, ewig königlich glänzt?

Pg.

III.

Der größeste Theil dieser hier angezeigten Schriften gedachte schon der glücklichen Aussichten, welche die Preußischen Staaten mit ihrem itzigen Beherrscher vor sich haben; die Thronbesteigung und Huldigung desselben wurde aber auch durch einige besondere Schriften merkwürdig gemacht, die wir hier, so weit wir sie in Händen haben, anzeigen wollen.

1) Von der in Berlin geleisteten Huldigung sind gedruckt worden:

Reden und Gedichte auf den König Friedrich Wilhelm den Zweyten und die in Berlin ihm geleistete Huldigung, nebst einer kurzen Uebersicht dessen, was der König in den zwey ersten Monathen seiner Regierung that. Berlin, bey Decker. 4½ Bog. 8.

Außer der Erzählung der schönen Handlungen, mit welchen der jetzige König den Anfang seiner Regierung bezeichnet hat, enthält die vorangesetzte Uebersicht die Briefe des Königs an Ramlern und Gleim, und seine an den Großkanzler von Carmer wegen der Vollendung des angefangenen neuen Gesetzbuchs ausgefertigten merkwürdigen Cabinetsordres. Auf diese folgt die von dem Hrn. Hofpred. Friedr. Sam. Gottfried Sack am zweyten October gehaltene Huldigungspredigt über die Worte Esra Kap. 10. V. 4. 5. So mache dich auf, denn dir gebühret es u. s. w. Die Predigt ist ein Muster einer schönen, vernünftigen Texteserklärung und der Anwendung derselben auf diese für den König und die Unterthanen gleich große Feyerlichkeit, ein Muster einer sanften, ungezwungenen, das Herz rührenden Beredtsamkeit. Die angehängten Gedichte sind eigentlich die für diesen feyerlichen Gottesdienst verfertigten Gesänge, von zwi-

zwischen und nach der Predigt. Sie empfehlen sich durch Gedanken, Ausdruck und Kürze.

Huldigungsreden, den 2ten Octbr. 1786. bey Decker. 2½ Bog. 8.

Diese Huldigungsreden sind:
1) Die Anrede des würklichen Geheimen Staats- und Justizministers Freyherrn von der Reck an die Churmärkischen Prälaten, Grafen, Herren und Ritterschaft,
2) Die Beantwortung Sr. Durchl. des Herzogs Friedrichs von Braunschweig, als Domprobstes zu Brandenburg und ersten Landstandes.
3) Die Anrede des Staatsministers, Freyherrn von der Reck an die Bürgerschaft.
4) Die Antwort des Hrn. Geh. Kriegsraths, Polizeydir. und Stadtpräsidenten Philippi im Namen der Städte und Bürgerschaft.

Diese Reden sind schon aus den Zeitungen bekannt, und schon bey der erstern Bekanntmachung mit vollem Beyfalle gelesen worden. Sie haben ganz die Würde, die man bey solchen Feyerlichkeitsreden, von solchen Verfassern derselben erwarten kann.

2) Die am 19ten Sept. 1786. in Königsberg vorgegangene Erbhuldigungsfeyerlichkeit ist beschrieben in der

Historischen Nachricht von denen Feyerlichkeiten, welche bey der am 19ten Sept. 1786. von Ihro Kön. Maj. — Friedrich Wilhelm, Könige von Preussen höchst selbst eingenommenen Erbhuldigung und der Eröffnung des Landtages vorgefallen sind. Mit darzu gehörigen Beylagen. Königsberg, bey Hartung. 24 und 35 S. 4.

Eine umständliche Beschreibung der ganzen Feyerlichkeit und in derselben auch die bey der Erbhuldigung von dem Königl. Staatsminister und Canzlern des Königr. Preußen, Reichsgrafen von Finckenstein, von dem Cammerpräsidenten von Ostau im Namen der Ost- und von dem Westpreußischen Regierungspräsidenten, Baron von Schrötter, im Namen der Westpreußischen Stände gehaltenen Reden. Unter den Beyla-

Beylagen befinden sich außer den Königlichen Trauerreglement und Convocationspatenten, das Verzeichniß der Mitglieder der beyden Oberstände bey dem Landtage von 1786, der Landtagsdeputirten der Städte von Ostpreußen, die vom Königl. Oberhofprediger D. Joh. Ernst Schultz den 17ten Sept. gehaltene Huldigungspredigt und einige Gedichte.

3) Die in Schlesien eingenommene Huldigung hat eine besondere Schrift veranlaßt:

Die Erblandeshuldigung Schlesiens den 15ten Octbr. 1786. geleistet Friedrich Wilhelm dem Zweyten, König von Preußen. Nebst einer historischen Nachricht von den ältern Schlesischen Erblandeshuldigungen. Mit Beylagen. Breßlau, bey Korn. 1787. 98 S. 4.

Diese Beschreibung der in Breßlau gefeyerten Erbhuldigung wird durch die vorangeschickte kurze Nachricht von den ältern Schlesischen Erbhuldigungen wichtig. König Johann von Böhmen nahm die erstre Huldigung den 4ten Apr. 1327. in Breßlau ein. Bey der Huldigung des K. Rudolphs wird zum erstenmal des von den Wällen abgefeuerten Geschützes erwähnt. Am Tage des Einzugs wurden, weil der König erst des Abends in die Burg kam, zur Erleuchtung der Straßen Fackeln, Feuerpfannen und Laternen ausgesteckt. Die letztre feyerliche Huldigung war die Huldigung des unglücklichen Friedrichs V. von der Pfalz. Ferdinand III. und Leopold nahmen die Huldigung durch Commissarien ein, und Joseph und Karl VI. ließen sich gar nicht huldigen. Also war seit 1620. kein König von Böhmen als Oberherzog von Schlesien in das Land gekommen, und seit 1657. hatten die Schlesier keine feyerliche Huldigung, wenigstens nicht in ihrem Vaterlande geleistet. Erst Friedrich II. nahm den 7ten Nov. 1741. wieder eine feyerliche Erblandeshuldigung in Breßlau ein, deren ganze Feyerlichkeit hier genau beschrieben wird. Diese Nachrichten werden mit der Beschreibung der von Friedrich Wilhelm II. eingenommenen Landeshuldigung beschlossen. Unter den Beylagen findet man die Liste der bey der Huldigung gegenwärtig gewesenen Deputirten der Stände und Städte, die Rede des Etats- und Cabinetsministers

Grafen

Grafen von Herzberg, die Antwort des Oelsnischen Regierungspräsidenten von Seidlitz, die Assecurationsakte für die Stände und die Einhohlung des Königs zu Breßlau.

Die andern zur Ehre Friedrichs Wilhelms geschriebenen Schriften sind:

4) An meine Mitbürger zur Vorbereitung auf den Huldigungstag Sr. Maj. des Königs Friedrich Wilhelm II. von C. Fr. Wegener; aus der Brieftasche 12. Stück.

Hr. C. Fr. Wegener bereitet seine Mitbrüder wie ein alter Trostprediger zur Huldigung vor. Er führt ihnen erst alle seit vielen Jahren empfundenen Schreckenstage wieder vor die Seele zurück, um sie zum Genusse des einen frohen Tages desto empfänglicher zu machen. Wir haben schon vorhin Proben von des guten Mannes Denk- und Schreibart gegeben, hier wieder einige: Nachdem er alle Todesfälle des Brandenburgischen Hauses von dem Tode der Königin Sophie Dorothee an erzählt hat, so schließt er mit den Worten: und endlich gieng nach so vielen untergegangenen Sternen an dem Preußischen Fürstenhimmel auch die Sonne an demselben unter, Friedrich. Von dem Huldigungstage sagt er: Ich weiß nicht, was sich bey diesem Gedanken in meinem Herzen reget. — Eine ungewöhnliche starke Empfindung! Sie netzet mir das Auge, aber nicht mit jenem bittern Naß, welches der Schmerz erpresset. Eine Freudenzähre ist es, welche mir still aus dem Auge die Wange hinabschleichet. In dem 11ten Stück der Brieftasche legt Hr. W. seinen Lesern Weissagungen für die Preußischen Unterthanen aus Blicken in die Zukunft hergeleitet, vor, die noch das erträglichste sind, was wir von ihm gelesen haben. Aus der Festigkeit der auf einen langgebauten Grund ruhenden Preußischen Staatsverfassung weissagt er eine feste glückliche Fortdauer derselben auch unter dem itzigen liebenswürdigen König. Der Monolog eines Patrioten über Friedrichs Wilhelms Abreise nach Preußen im 11ten Stücke aber, ist wieder leere Deklamation.

5) Samm-

5) Sammlung der Reden und Gedichte am Geburtsfeste Friedrich Wilhelm des Zweyten, in der feyerlichen Loge zu den drey Weltkugeln in Berlin gehalten den 25sten Septbr. 1786. Berlin, bey Decker. 3½ Bog. 8.

Die Reden sind 1) die Rede des Br. Großredners Z. 2) Die Rede des Brud. P. 3) Die Rede des Bruders P. Secretairs der Loge zur Eintracht. Alle schön, mit Wärme, mit Enthusiasmus zum Lobe des Königs und der Gesellschaft. Unter den Gedichten ist das den 25sten Sept. 1779. nach dem Baierischen Kriege auf den jetzigen König, damaligen Kronprinzen, vom Hrn. Oberconsist. Rath Gedike bekannt gemachte, aber wenig bekannt gewordene ganz im Pindarischen Geist und Schwung geschriebene Gedicht, dessen neuer Abdruck von Jedem mit Dank angenommen werden wird.

6) Empfindungen eines getreuen Unterthanen bey dem Geburtsfeste seines geliebten Königs Friedrich Wilhelm II. — eine Rede in der feyerlichen Versammlung der ehrw. Fr. M. Loge La Royale York de l'Amitié in Berlin den 25sten Sept. 1786. gehalten von Ernst Friedrich Klein, Assistenzr. beym Kammergericht und Assessor des Oberregiegerichts. Berlin und Stettin, bey Nicolai. 1786. 1 Bog. 8. — und in das Französische übersetzt: Discours prononcé à Berlin le 25. Sept. 1786. dans la Loge la Royale York de l'amitié à l'occasion de l'anniversaire de *Frederic Guillaume II.* par Mr. E. F. Klein traduit de l'Allemand par Mr. Mayer, Directeur des Fabriques du Roi de Prusse. à Berlin, de l'Imprimerie de Wegener. 1786. ½ Bog. 8.

Diese Rede des H. Kleins unterscheidet sich sehr zu ihrem Vortheil. Sie breitet sich, ohne vom Maurerverdienst zu reden, allein über die Verdienste des jetztregierenden Königs, über seinen Eifer für die Erziehungs- und Justizver-

äusserung, über seine Liebe zur Religion aus, von welcher der Verf. dem Staate bey der Einsicht und Klugheit des Königs die glücklichsten Aussichten verspricht. Erst, sagt Hr. Klein S. 10. schenkte uns die Vorsehung einen König, dessen Hauptverdienst war, die Fesseln des Geistes zu lösen, und nun giebt sie uns einen Monarchen, der diesen freyen Schwung des Geistes zum Heil seiner Völker anzuwenden versteht, und mit dem Lichte der Aufklärung die Wärme eines von Religionsgefühlen durchdrungenen Herzens verbindet. Alles ist schön gedacht und schön geschrieben.

7) Rede am Geburtstage des Königs, den 25sten Sept. 1786. Gehalten von J. J. Engel. Berlin, bey Voß und Sohn. 4 Bog. 8.

Hr. Engel läßt freylich alle seine Mitredner bey weitem zurück; außer Gedike und Klein, die neben Ihm gehn. Man ist es von ihm schon gewohnt, daß er jeden Gedanken, jede Wahrheit nach ihrer ganzen Fruchtbarkeit, nach ihrem ganzen Werthe durchzudenken, und eben so fruchtbar und schön darzustellen weiß. In dieser ganzen Rede herrscht durchaus der denkende, tiefeindringende Kopf, der Mann, der mit der feinsten geprüftesten Sprachkenntniß, mit der sorgfältigsten und glücklichsten Wahl im Ausdruck, mit einem ihm eigenen delikaten Gefühl jeden Gedanken in seinem ganzen Lichte darstellt. Unter allen den Rednern, die für Friedrich den Zweyten und Friedrich Wilhelm den Rednerstuhl betreten haben, hat Keiner das Große, das Edle, was in der Denkungsart und dem Charakter dieser beyden Könige liegt, die großen für den Staat daher entsprungenen und noch zu entspringenden Vortheile, das Schöne Ihrer Handlungen so gut gefaßt, so schön bearbeitet, wie Hr. Engel. Wir müßten die ganze Rede abschreiben, wenn wir jede schöne Stelle auszeichnen wollten. Um indessen unsre Leser, die mit diesem neuen meisterhaften Produkte des Verf. noch nicht bekannt seyn sollten, auf dasselbe desto aufmerksamer zu machen, wollen wir nur eine Stelle aus derselben hiehersetzen: S. 30—32. „Wer erräth hier nicht schon, daß ich vor allem „von dem Grundsatze der Duldung, von der Schonung des „ersten und heiligsten aller Rechte der Menschheit rede, des „Rech-

„Rechtes zu denken, zu forschen, ewige Wahrheiten mit be„scheidnem Ernst, aber laut und ohne Rückhalt, zu prüfen?
„Traurig für den Freund der Wahrheit und des Menschenge„schlechts, daß je ein Volk es als Vorzug hat rühmen, es als
„Gnade und Huld hat empfinden müssen, wenn es nicht an
„seinem innersten wesentlichsten Eigenthume gekränkt und ge„waltthätig des besten und schönsten Guts beraubt ward,
„das über alle Güter der Erde eben so weit erhaben ist, wie
„der unsterbliche Geist über den Staub! Traurig, daß je ein
„Volk hat frohlocken müssen, nicht in Fesseln zu schmachten,
„die dem edelsten Theil der Natur mit der Freyheit der Be„wegung auch seine Kraft, seine Gesundheit, nehmen! Und
„doch ist dieses traurige Schicksal noch immer das Schicksal
„von Millionen; doch ist unter den Monarchien Europens
„die unsrige fast die einzige, wo Staatsklugheit und Men„schen jene entehrende Fesseln nicht bloß weiter gehängt, nicht
„bloß erträglicher und leichter gemacht, sondern sie zerrissen,
„zerbrochen haben. Mit dieser einzigen ewig unvergeßlichen
„Wohlthat — wie viel Seegen hat Friedrich der Gütige,
„der Gerechte, über sein Volk ergossen! Wie viel Adel und
„Muth hat er dem Herzen, wie viel Nerven und Schwung„kraft dem Geiste; den Wissenschaften wie viel Ausbreitung
„und Licht; dem Geschmacke wie viel Aechtheit und Feinheit
„gegeben! Und in alle dem — wie viel nie versiegende Quel„len der Glückseeligkeit, des reinsten, untadelhaftesten, süße„sten Genusses hat er geöffnet! — Friedrich Wilhelm, so
„viel er schon menschenfreundliche, große Gesinnungen, so
„viel Er königliche erhabene Worte zu Seinen Edlen sprach,
„— Er hat noch kein größeres, würdigeres, königlicheres ge„sprochen, als das, womit Er die Erklärung Seiner Ehr„furcht für die Religion, seines Eifers, sie zu befördern, ver„siegelte: daß er Duldung liebe, und Verfolgung verab„scheue.“ Wir haben mit Bedacht gerade diese Stelle gewählt, weil der Hauptgedanke derselben von allen andern Rednern auch vorgetragen, aber von keinem, außer Herrn Engel, mit allen in demselben liegenden Wahrheiten so ganz umfaßt und so gut bearbeitet worden ist.

8) Rede auf den frohen Geburtstag Sr. Maj. Friedrich Wilhelms, Königs in Preußen, gehalten im Namen der Königl. Universität zu Frankfurt

 an

an der Oder, von Joh. Christ. Andreas Meyer, Königl. Hofr. und Prof. der Arzeneywissenschaft, den 25sten Sept. 1786. Berlin, bey Decker. 2½ Bog. 8.

Diese Rede athmet warmen, reinen Enthusiasmus für den König, für den Staat, für die Wissenschaften, besonders die Lieblingswissenschaften des Verfassers, hat viele wahre, schöne Gedanken, einen ausgearbeiteten Vortrag, nur nicht immer einen ganz leichten ebenen Gang, der einer durchdachten, gutgeordneten, gedankenreichen und sonst schön geschriebenen Rede die wahre gefallende Schönheit giebt. Wir wollen zur Bestätigung unsers Urtheils nur eine Stelle S. 7—8. auszeichnen. „Nicht jeder Zug, sagt der Verf. von „dem itzigen Könige, der leutseligsten Herzensgüte, nicht „alles unermüdete Streben nach dem Guten und Edlen, was „Friedrichs Wilhelms Laufbahn schon verschönerte, kennt die „Welt, nicht alle halb durchwachte Nächte, geweiht der „Erwerbung nützlicher Kenntnisse, durch die Er einst in der „Regierungskunst, oder wie Er, der Liebling seines Volks, „sie nennt, in der Kunst, jeden Unterthan zu beglücken, Sich „selbst genug thun wollte, durch die Er sich Arbeit und lohnendes Vergnügen zugleich schaffen wollte, hat die Neugier „erfahren, und die Beweise der innigsten christlichen Gottesverehrung, welche die Würde der größesten Monarchen so „vorzüglich erhebt und verschönert, welche sie — ich schäme „mich des Ausdrucks nicht — in ihrem Diadem mit Engelglanz, mit der Glorie der Unsterblichkeit umherstrahlen läßt, „konnten, als Friedrich Wilhelm noch vom Throne entfernt „war, nicht alle Seine jetzige Unterthanen ganz übersehen, „ganz fühlen."

9) Discours prononcé à l'Assemblée publique de l'Academie Royale des Sciences et Belles-Lettres de Prusse le Jeudi 27. Sept. 1786. Jour de la Reception du Marquis Lucchesini. à Berlin, Imprim. chés Decker, 1½ Bog. 4. mit der Reponse du Secretaire perpetuel.

Der

Der Hr. Marquis Lucchesini beschließt seine Rede mit der Erinnerung an den großen Geist Friedrichs des Einzigen, der den Ruhm, den ihm seine Geisteswerke erworben hatten, jedem andern Ruhme vorzog, und der Hr. Geh. Rath Formey wünscht der Akademie zu der glücklichen Epoke unter einem Könige Glück, der es zu einem der erstern Regierungsgeschäffte machte, dieser Gelehrtenversammlung durch die Wahl der würdigsten Mitglieder einen neuen Glanz mitzutheilen.

10) Discours prononcé dans l'Assemblée publique de l'Academie Royale des Sciences et Belles-Lettres le 25. Ianv. 1787. par le Secretaire perpetuel. à Berlin, chez Decker, 1 Bog. 8.

Eine Eloge, ohne den mindesten Anstrich von Schmeicheley, aus der Fülle des Herzens hingeschrieben, das dem alten würdigen Greiße Ehre macht, der nun die Mitglieder, die er mit seinem Eintritt in die Akademie vorfand, alle überlebt hat.

Bi.

---

13. Vermischte Nachrichten.

Schleswig-Holsteinische Provinzialberichte. Erster Band. Altona, bey Eckhardt. 1787. XVI. und 411 S. in 8.

Man hat Ursache, sich zu freuen, daß itzt in mehreren deutschen Staaten Männer auftreten, welche sich durch die Herausgabe nützlicher Zeitschriften für ihr Vaterland insbesondere Nutzen zu stiften, und zugleich die genaue Kenntniß von demselben immer heller aufzuklären, beeifern. Solche Unternehmungen müssen für die deutsche Erdbeschreibung, Geschichte und Statistik nicht nur, sondern auch für die Staatswirthschaft und Staatsverwaltung selbst von wichtigem Nutzen seyn,

besonders wenn sie mit so vielem Fleiße und so großer Freymüthigkeit, wie der vor uns liegende Band der Schleswigholsteinischen Provinzialberichte geschrieben sind. Diese gereichen nicht nur der Gesellschaft, welche wir hier zuerst kennen lernen, und ihrem Herausgeber, sondern auch der Dänischen Regierung, welche die Preßfreyheit itzt wirklich so ganz uneingeschränkt begünstigt, zu nicht geringer Ehre. Sie erscheinen, wie der Umschlag und die vorläufige Nachricht anzeigen, unter der Aufsicht der Schleswigholsteinischen patriotischen Gesellschaft, und ihr Herausgeber ist der beständige Secretär derselben, M. Niemann zu Kiel. Die Gesellschaft hat sich im vorigen Jahre zu Kiel vereinigt, und Wirksamkeit zur Beförderung der Landeskunde und des bürgerlichen Wohlstandes als ihren Zweck festgesetzt. Es ist ihre Absicht, die einzelnen Beyträge zur nähern Kenntniß ihres Vaterlandes zu sammeln, und sie in diesen Nachrichten bekannt zu machen. Sie wollen auf diese Weise bedacht seyn, auch eine vollständige Topographie der Herzogthümer Schleswig und Holstein zu verfassen, und einen umgearbeiteten und verbesserten Dankwerth zu liefern. Freymüthigkeit in Darstellung und Beurtheilung versprechen sie, und dieser erste Band liefert davon auch schon erhebliche Proben. Ihre gesellschaftliche Einrichtung, welche wir dem Zwecke sehr gemäß finden, ist in der vorläufigen Nachricht dargelegt, und von dem Justizrath Christiani als dermaligem Director, und dem M. Niemann unterzeichnet. Die übrigen Mitglieder werden vermuthlich in der Folge hier auch angezeigt werden. Unter den Aufsätzen, welche dieser Band liefert, zeichnen sich vorzüglich folgende aus: **Verzeichniß der Schiffe, welche vom 18ten October 1784 bis zum Ende des May 1787. bey der Holtenauer Zollstätte gemeldet worden sind.** Man lernt daraus die Beträchtlichkeit der Schifffarth auf dem Schleswigholsteinischen Canal kennen, welche freylich noch nicht sehr groß, aber doch für die ersten Jahre groß genug ist, um die Güte des Werks und seinen künftigen Nutzen zu beweisen. **Nachricht von der Aufhebung der Leibeigenschaft auf dem Gute Eckhof, welches dem Grafen Holck zugehört.** Es verdiente diese Thatsache allerdings erzählt und gerühmt zu werden; aber in diese Erzählung hat sich allzu viele Schmeichelen gemischt, und man sieht es ihr an, daß der Verf. ein sehr unphilosophischer Beobachter ist. Die Leibeigenschaft kann, wie hier gleich

Anfangs

Anfangs behauptet wird, nicht auf einmal weggeschafft werden, weil sie zu tief in andere gute Einrichtungen verflochten sey. Das ist denn nun so eine Behauptung, welche vermuthlich bloß hingeschrieben ist, um andern Guthsbesitzern, die noch weit davon entfernt sind, menschlich und klug zu seyn, ja nicht zu misfallen. Die Art, wie der Graf H. bey der Aufhebung zu Werke gegangen ist, wird zwar sehr geprie- sen, aber es finden sich dabey mehrere Umstände, welche nichts weniger, als Lob verdienen. Er schrieb z. B. den Bauern, ohne sie auch nur im Mindesten zu befragen, alle Bedingungen vor, welche er wollte; und darunter ist auch diese, daß alle Streitigkeiten, welche zwischen dem Gutsherrn und den Bauern über die Erbpachtsverträge entstehen, von einem Gerichte, welches die Gutsherrschaft anordnet, entschieden werden sollen, und von diesem keine weitere Appellation Statt finden soll. Man sieht leicht, zu welchen Ungerechtigkeiten gegen die Bauern diese Bedingung künftig Anlaß geben kann; auch ist sie eine wahre Beleidigung der Landeshoheitsrechte, welche doch in Holstein wohl nicht erlaubt seyn wird? Die Erzählung, wie sich die Bauern betragen haben, als ihnen ihre Freylassung angekündigt wurde, ist wirklich lustig. Bey Anhörung der Verträge waren sie ganz Gefühllos. Nachdem sie aber gegessen und getrunken hatten, sagt der Verf. „ward allmählig der Freyheitssinn „rege, und der keimte und sproßte noch denselben Nachmittag „und Abend so lebhaft hervor, daß wir alle mit wahrem Ver„gnügen die edlen moralischen Folgen davon schon wahrnah„men." (Freyheitssinn war also hier durch Bier, Brantewein und Tanzen erweckt! Eine wirklich feine Bemerkung.) **Büsumer Schuldgeschichte.** Schade, daß nicht alle hieher gehörige Acten abgedruckt sind. Die Sache ist wichtig, und wir sind auf den Ausgang begierig. Wahrscheinlich wird die Publicität auch hier gute Folgen äußern. **Zustand der Manufacturen und Fabriken in Altona am Schlusse des J. 1786.** Ein interessanter Aufsatz. **Professorenwittwenkasse zu Kiel.** Der Stiftungsbrief war schon im Kielischen Magazin abgedruckt. Wozu also dieser neue Abdruck? **Von dem klinischen Institute in Kiel.** Eine Anstalt, welche dem dortigen Prof. Medic. Weber zu großer Ehre gereicht. **Nachricht von den Tuchmachern in Neumünster. Ueber die Leibeigenschaft nach Gründen des Naturrechts**, eine Vorlesung in der patriot. Gesell-

sellschaft vom M. Christiani. Sehr passend für den Ort, wo sie gehalten wurde, und mit ächtem philosophischen Geiste geschrieben. Möchte sie doch auch in dem Vaterlande des Verf. gute Wirkungen hervorbringen! **Beurkundete Geschichte und gegenwärtige Lage der Handlungsgesellschaft zu Glückstadt.** Sehr lehrreich. **Von der Entstehung, dem Zwecke und dem Zustande der königl. Jägercorps.** Mit großer Einsicht geschrieben. Der Zweck derselben ist, erstlich in Friedenszeiten einen tüchtigen Stamm zu einem im Nothfalle stärkern Jägercorps zu bilden, und zweytens die besten Subjecte zu wissenschaftlichen Forstleuten zu erziehen. Die Einrichtung zur Erreichung dieses Zwecks ist musterhaft, und es kann nicht fehlen, daß solche von vielem Nutzen für ein Land seyn muß, welches tüchtige Forstbedienten sehr nöthig hat. Daß eine solche Verbindung von Civil- und Militäreinrichtungen auch allerdings nützlich sey, wird sehr gut bewiesen. **Nachrichten über den Zustand der Manufacturen und Fabriken in der Stadt Husum.** Gut und freymüthig geschrieben. **Dänischer Geldcours von 1736 bis 1787 nebst einigen Anmerkungen.** Ein erheblicher Aufsatz, dessen Interesse dadurch noch wächst, daß man itzt in Dänemark mit der Ausführung eines Plans zu einer neuen Münzeinrichtung beschäfftigt ist. Der Verf. hat sich nicht genannt, man erkennt aber durchgehends einen Mann von tiefen Einsichten, welcher dabey mit großer Freymüthigkeit urtheilt. Sein Aufsatz kommt daher sehr zu rechter Zeit, und wir wünschen, daß er in seinem Vaterlande beherzigt werden möge. Denn was wir bisher von dem neuen Münzplane, womit man dort umgeht, gelesen haben, scheint uns den sehr richtigen Grundsätzen des Verf. nicht gemäß zu seyn. **Ueber Lombards, ihre Absicht und Einrichtung, mit beygefügter Nachricht von einigen einheimischen Lombarden.** Auch ein schöner Aufsatz, der sehr gelesen zu werden verdient. Die Fehler, welche hier bemerkt werden, sind erheblich, und verdienen von gewissenhaften Vorstehern solcher Anstalten erwogen und verbessert zu werden. **Nachrichten von wohlthätigen Anstalten und Einrichtungen. Oekonomische Bruchstücke.** Ein sehr zweckmäßiger Auszug aus der schönen Reise des Kammerherrn von Buchwald, welche der Professor Heinze deutsch herausgegeben hat. **Von der Fruchtbaumzucht in den Herzogthümern. Altonaische Schiffarthsliste von**

1777.

1777. bis 1786. **Lebensnachrichten von verstorbenen Landesleuten.** Diese sind der Subrector **Marcus Wilhelm Müller** zu Altona, der Propst, **Friedrich Christian Reichenbach** zu Elmshorn, und der Professor **Joachim Michael Geuß** zu Kopenhagen. **Ueber die neue Münzeinrichtung in den Herzogthümern**, ein Auszug aus einer darüber erschienenen Schrift des **Etatsrath Joega**, von welcher in dieser Bibliothek nähere Nachricht gegeben werden wird. **Schleswigholsteinisches Schriftenverzeichniß vom Jahre 1786.** Es wird zugleich auf Recensionen derselben verwiesen.

Deutsches gemeinnützlges Magazin. Ersten Jahrgangs erstes Vierteljahr. Leipzig, bey Crusius. 330 Seiten, gr. 8.

Von dieser neuen periodischen Schrift, deren Herausgeber der Professor **Eggers** zu Kopenhagen ist, soll vierteljährig ein Stück von 20 Bogen erscheinen. Es scheint indessen nicht, daß dieses sehr pünktlich gehalten werden wird, indem itzt am Schlusse des Jahres noch nicht mehr, als das erste Stück, erschienen ist. In diesem findet man manches Gute unter vielem Mittelmäßigen und Schlechten vermischt. Wir wollen den Inhalt für diesmal etwas umständlicher anzeigen, künftig aber können wir nur eine kurze Nachricht davon geben. I. **Ueber das Gemeinnützige und Unterhaltende bey wissenschaftlichen Gegenständen, in Rücksicht auf dieses Magazin.** Der Herausgeber zeichnet hier die Art vor, wie er die Aufsätze für dies Magazin abgefaßt wünscht. Kein wissenschaftlicher und unterhaltender Aufsatz ist davon ausgeschlossen, wenn er nur gemeinnützig ist. Nur theatralische Arbeiten, metrische Gedichte und Musikalien werden nicht aufgenommen. II. **Ueber die ersten Gewächse unsers Erdkörpers, und den vom Schöpfer eingeschränkten Platz ihres Aufenthalts, von O. F. Müller.** Eine sehr lesenswürdige Abhandlung. Die kahlen Felsen bis an den ewigen Schnee sind mit ihren eigenen Pflänzchen versehen; und, was, wie der Verf. glaubt, bisher niemand bemerkt hat, selbst für die niedrigen ganz nackten Felsen, welche hie und da die Meerbusen einschließen, hat Gott besondere Pflänzchen erschaffen, und ihnen den engen Raum, der zwischen dem

Steigen und Fallen der Fluth liegt, angewiesen. Sie sind wahrscheinlich die erste Vegetation, oder das erste im Pflanzenreiche, nach der Erschaffung oder Umänderung unsers Erdbodens; denn sie brauchen nur einen nackten Felsen und das Anspülen des Meerwassers, um zu vegetiren und sich fortzupflanzen. Sie gehören zu den sogenannten Aftermoosen der Botaniker, und sind hier beschrieben und auf einer beygefügten Kupfertafel abgebildet. III. **Bemerkungen über die itzige Verfassung der katholischen Kirche in den südlichen Theilen Deutschlands, von F. Münter.** Der V. giebt sich zwar das Ansehen, als ob er uns viel Neues sagte; aber es sind Alles ganz bekannte Dinge, die noch dazu mit manchen sehr unrichtigen Behauptungen vermischt sind. Wer kann z. B. wohl die Versicherung für wahr halten, daß nur die Jesuiten politische Zwecke gehabt hätten, und es andern Mönchen daran zu denken nicht einfiele? Einen Beobachter, der dies bemerken und behaupten konnte, wird man wohl auch eben nicht für sehr zuverläßig halten, wenn er versichert, daß die Jesuiten an den Religionsvereinigungsplanen gar keinen Antheil hätten. Uebrigens sieht der Verf. den Fall der Hierarchie für leichter und näher an, als er wohl seyn mögte, und glaubt auch, daß sich alsdenn die katholische Kirche der protestantischen immer mehr nähern werde. Das sind aber vor der Hand noch sehr gutgemeinte aber eitle Träume. Nicht einmal der Papst, noch weniger die so wichtige und konsequente Hierarchie wird fallen. Daß sich die katholische Kirche der protestantischen Kirche nähere, ist nicht möglich, denn sie will unfehlbar seyn. IV. **Einige Reisebemerkungen über das südliche Deutschland, von ebendemselben.** Sie gehen von Eisenach aus durch das Fuldaische und Hanauische bis nach Darmstadt, und sind ungleich besser, als der vorhergehende Aufsatz; nur loben sie zu viel, und sind nicht freimüthig genug geschrieben. V. **Ueber Lobreden mit Anwendungen auf Friedrich den Großen und Rousseau, von dem Herausgeber.** Ein seichter Aufsatz. Als den Hauptzweck der Lobreden nimmt der Verf. Anfeurung zu ähnlichen Thaten an, welches doch nur Nebenzweck ist. Daher leitet er denn folgende Regeln für den Lobredner her: 1) er müsse den Helden so schildern, wie er war, wobey er ihm jedoch mit allzu vieler Gefälligkeit das Recht einräumt, sein Bild zu verschönern; die Bewegungsgründe, die Umstände der Begebenheiten, so vorzutragen, wie er sie

seinem

seinem Endzwecke am angemessensten findet; und aus dem
Reiche der Möglichkeiten das als wirklich anzunehmen, was
ihm am besten scheint. Wie diese Dinge mit der Wahrheit
bestehen können, mag der Verfasser wissen. Recensent hat
nicht Scharfsinn genug, um dergleichen Widersprüche zu
vereinigen. Das Beispiel, was er hiebey anführt, ist auch
sehr unglücklich gewählt. Er sagt: „Es ist möglich, daß
„der große Friedrich bey seinen weisen Anstalten zur Beför-
„derung der Toleranz nicht gerade die heiligen Rechte der
„Menschheit immer vor Augen gehabt habe; es ist möglich,
„daß er aus einer Art der Gleichgültigkeit gegen die christ-
„liche Religion so könnte gehandelt haben.“ Was in der
Welt giebt denn dem Verfasser Veranlassung, diese Mög-
lichkeiten anzunehmen? Und wie kann er Friedrich's
Anstalten zur Beförderung der Toleranz weise nennen,
wenn sie nicht aus richtigen Begriffen von den Rechten
der Menschheit entsprangen? Gut könnte er sie alsdenn
wohl nennen; aber weise doch nimmermehr. Denn An-
ordnungen aus unrichtigen Begriffen können doch wohl nim-
mer weise in Ansehung dessen heißen, der sie machte.
2) Der Lobredner müsse entwickeln, wie sein Held das
wurde, was er war. Das muß wohl der Biograph thun,
aber nicht der Lobredner. 3) Er müsse auch durch die Art
der Darstellung seinen Endzweck, Nacheiferung zu beför-
dern, zu erreichen suchen, und zu dem Ende den Verstand
zu überzeugen, und das Herz zu rühren suchen. Lustig ist
es, daß er bey dieser Gelegenheit dem Lobredner das Recht
einräumt, nachsichtiger, als der Geschichtschreiber, bey
der Wahl seiner Quellen zu seyn. Auch das reimt sich
eben so wenig mit der ersten Regel, die Wahrheit zu beob-
achten, als eine andere Stelle in dieser Schrift, wo dem
Lobredner sogar das Recht eingeräumt wird, ein Schmeich-
ler zu werden, ungeachtet vorher auch die Regel gegeben
war, die Fehler des Helden nicht zu verschweigen. Eben
so seltsam finden wir es, daß er dem Lobredner die Ordnung
der Zeitfolge, als die natürlichste, vorschreibt. Eine
unnatürlichere wäre, dächten wir, bey einer Lobrede
wohl nicht möglich. Wir können auch gar nicht begreifen,
wie diese Abhandlung zu dem Zwecke des Gemeinnützi-
gen passe, welchen sich der Verfasser als den Hauptzweck
seiner Sammlung vorgeschrieben hat. Ganz zweckwidrig
wird

wird sie indessen durch die schlechte Ausführung. Hätte doch der Verfasser erst den Quintilian und Cicero studirt! Aber das hielt er vielleicht, für überflüßig, und so ist denn hier eine Anweisung zu Lobreden zum Vorschein gekommen, wornach ja niemand eine Lobrede ausarbeiten mag. VI. Kammuva, Einweihungsformular zum zweiten Grad der Bomanischen Mönche in Ava, aus der heiligen Sprache der Bomanen übersetzt, vom Professor Adler. Die Urschrift ist von einem Missionar 1775. aus Ava nach Rom gebracht, und wird in der Bibliothek der Propaganda bewahrt. Eine Probe derselben liefert ein beygefügter Kupferstich. Ein Barnabit, der als Missionar in Ava und Pegu die Sprache studirt hatte, hat solche ins Italienische übersetzt, und Professor Adler erhielt eine Abschrift derselben, nebst einigen nothwendigen Erläuterungen von dem Prälaten Borgia zu Rom geschenkt. Daraus hat er denn die hier gelieferte deutsche Uebersetzung verfertigt, und gute erläuternde Anmerkungen beygefügt. VII. Ueber die verschiedenen Wirkungen des Papiergeldes in den verschiedenen Situationen einer Nation, die sich dessen bedienet. Dieser Aufsatz enthält zwar nichts Neues, entwickelt aber die nachtheiligen Folgen des Papiergeldes ganz faßlich. Ueber einige Punkte ließen sich indessen noch Erinnerungen machen, zu denen aber hier kein Platz ist. VIII. Geschichte der itzigen Verfassung des Altonaischen Krankenhauses. Ein vorzüglich lesenswürdiger Aufsatz, da auch die Einrichtung dieses Hauses andern Städten zum Muster dienen kann. IX. Ueber die vermeinten seeräuberischen Unternehmungen der sogenannten Nordmänner oder Dänen wider die Franzosen im neunten oder zehnten Jahrhundert, vom Professor Hegewisch. Der Verfasser will beweisen, woran kein Mensch je gezweifelt hat, daß die großen Unternehmungen der Nordmänner gegen die Franken öffentliche Kriege, und nicht Privatunternehmungen von Seeräubern gewesen sind. Zwar sagt er, daß alle Geschichtbücher das letztere behaupteten; aber Recensent, welcher die alten und neuern Geschichtbücher, welche zur dänischen Geschichte gehören doch auch kennt, kann sich nicht erinnern, je eine solche Behauptung gelesen zu haben. Daß aber selbst öffentliche Kriege nicht selten, besonders in je-

nem

nem Zeitalter, nichts weniger als gerecht waren, und daher wohl mit dem Namen der Geträubereien belegt werden können, ist eine so bekannte Sache, daß man darüber nicht zu streiten nöthig hat. Uebrigens ist die ganze Abhandlung mit noch grösserer Nachläßigkeit geschrieben, als man sonst schon an diesem Verf. gewohnt ist. Van allen den Geschichtbüchern, welche hier widerlegt werden sollen, wird uns auch nicht ein einziges genannt. Das heißt den Haß gegen das Citiren sehr weit treiben. Vielleicht soll das gemeinnützig schreiben heissen. Wenn aber alle historische Aufsätze in diesem Magazine so gemeinnützig abgefaßt werden sollen: so ersuchen wir den Herausgeber, sich lieber gar nicht mit der Geschichte zu befassen; denn er wird mit solchen seichten Abhandlungen keinen Dank verdienen. X. *Geschichte eines Kindermordes, nebst einigen allgemeinen Betrachtungen, vom Herausgeber.* Beide hätten, ohne Schaden, ungedruckt bleiben können. Die allgemeinen Betrachtungen sind nicht nur von der Oberfläche abgeschöpft, sondern auch hin und wieder falsch, wie z. B. die Behauptung, daß der Kindermord kein Verbrechen gegen den Staat sey. Und der besondere Fall, der hier erzählt wird, zeichnet sich durch keine besondere Merkwürdigkeit, weder der That selbst noch des Urtheils, aus. Die peinliche Rechtsgelehrsamkeit kann durch die Sammlung solcher Fälle gar nichts gewinnen. XI. *Sittliche Schilderungen aus dem gesellschaftlichen Leben.* Sie betreffen den Ton de Persiflage, und zeigen den schlechten Ursprung und die schädlichen Wirkungen desselben. XII. *Rüge auffallender Fehler in allgemein beliebten Schriften.* Hier wird eine Stelle aus *Raynal's Gemälde von Europa* beleuchtet, worin er, in dem ihm gewöhnlichen Tone, alle rein monarchische Regierungsform, und namentlich auch die dänische, für scheußlichen Despotismus, und die Unterthanen derselben für niedrige Sklaven, erklärt. Der Verf. zeigt dagegen aus der Geschichte der grossen dänischen Staatsveränderung, daß es damals sehr weise gehandelt war, den Königen die uneingeschränkte Gewalt zu übertragen, weil kein anderes Mittel gegen den schrecklichen Despotismus des Adels vorhanden war. Daß man nicht auf einen Mittelweg dachte, daß man nicht den Uebeln der bisherigen Verfassung durch eine andere eben so wirksame, aber minder gewaltsame, Kur abzuhelfen suchte, war eine Wirkung der Umstände. Alle grossen Revolutionen werden übereilt. Der Taumel der Lei-

herrschaft fesselt den Blick der Ueberlegung; in der Gefahr, seinen Endzweck ganz vereitelt zu sehen, ist man nur darauf bedacht, die entgegenwirkende Kraft zu zerschmettern, und denkt nicht an die vollkommenste Erreichung des Endzwecks. So konnten diejenigen, welche die Revolution bewirkten, nicht wohl anders handeln, und das Volk folgte ihnen, wie gewöhnlich, ohne zu denken. Auch die Art, wie die Staatsveränderung geschah, ist nichts weniger, als erniedrigend. Das Volk selbst übertrug den Königen die unumschränkte Gewalt. Nicht Usurpation, nicht Bestechungen, nicht das Recht der Waffen, gab sie ihnen. Auch haben wirklich die Dänen bisher nicht Ursache gehabt, sich jenen raschen Beschluß reuen zu lassen. Keine Regierung übertrifft die dänische an Milde, und jeder Bürger genießt Freyheit im Denken und Handeln; Toleranz und Preßfreiheit herrschen itzt in Dänemark im höchsten Grade, und der vortreffliche Character des itzigen dänischen Thronerben, seine Liebe zum Volke, und sein Wunsch, dasselbe glücklich zu machen, sichern der Zukunft die Fortdauer der glücklichsten Regierung. Es ist auch überhaupt nicht wahr, was Raynal sagt, daß die uneingeschränkte monarchische Regierung dem menschlichen Geiste Fesseln anlege, und den Character der Menschheit erniedrige. Bürgerliche Freiheit beruht nicht auf irgend einer Regierungsform, sondern kann mit einer uneingeschränkten Monarchie sehr gut bestehen. XIII. Ueber die zweckmäßigste Vereinigung der Wachsamkeit des Staats über wahre Gottesverehrung mit Religionsduldung und Gewissensfreiheit. Eine im Ganzen überaus wohl abgefaßte Abhandlung, deren Fortsetzung künftig folgen soll. XIV. Characteristische Züge zur Menschenkenntniß. Einige ganz artige Anecdoten.

Y.

Aus den Papieren einer Lesegesellschaft. Erster Band. Riga, im Hartknochschen Verlag, 1787. 298 Seiten in 8.

Vorlesungen welche in den Zusammenkünften einer Lesegesellschaft gehalten sind, und zwar größten Theils Uebersetzungen interessanter Aufsätze. Bey der Ueberschwemmung von Schriften, bleibt es immer der Mühe werth, dergleichen

merk-

merkwürdige Aufsätze besonders zu liefern, da sie oft ganz unbemerkt bleiben müssen. Zu den besten Aufsätzen rechnen wir den, über die Frau von Buchwald von dem Herrn von Dalberg, man muß ihn selbst lesen, um den feinen Beobachtungsgeist des Verf. zu bewundern. Für Frauenzimmer ist dies Bild einer bejahrten Frau aller Aufmerksamkeit werth, es zeigt, was dem weiblichen Geschlechte im reiferen Alter noch für die Welt zu thun übrig ist. Die Klagen der Frau von Kingling gegen ihren Mann können wir als ein Muster einer guten Vertheidigungsschrift empfehlen: nur müßte die Schreibart etwas gemäßigter seyn; da sie doch in verschiedener Rücksicht genöthiget war, sich selbst anzuklagen. Die diätetischen Regeln, in Absicht auf die Qualität und Quantität der Speisen, von Dr John Fothergill sind sehr schön. Nicht alles was in dieser Sammlung gutes ist, können wir auszeichnen, sie verdient immer, auch in andern Lesegesellschaften aufgenommen zu werden, da Geschmack und gute Auswahl darin herrscht.

Aph.

Neue Prüfung des Philosophischen Bauers, nebst einigen Blicken auf den Genius dieses Jahrhunderts, und andere den Menschen interessirende Gegenstände. Von Herrn K. Hirzel, M. D. Rathsherrn, Stadtarzt und Examinator der Kirchen- und Schulen in Zürich. Zürich, bey Orelly. 1785.

Der noch lebende würdige Biograph des nun verstorbenen Kleinjoggs, der durch ein Versehen in dieser Bibliothek mit ihm selbst verwechselt worden ist,*) (der Vater eines jungen Arztes, von Talenten, der auch ein Buch über die Hebammenkunst geschrieben hat) nimmt bey Bekanntmachung einiger neuerer Nachrichten von diesem aufgeklärten Landmann Gelegenheit, sich über einige wichtige Gegenstände gegen einige Freunde zu erklären. Es finden sich hier fürtreffliche, richtige, psychologische, durch Erfahrung erprobte Bemerkungen über Menschen, bürgerliche Verhältnisse u. s. w., gesunde

*) S. A. D. B. 67 Bd. 1stes St.

de, antifanatische Grundsätze der Religion. Ueberall leuchtet
ein lobenswürdiger Enthusiasmus für das Gute, wo es sich
findet, in der Bauernhütte wie auf dem Thron hervor.
Vorzüge, die den V. berechtigen, Nachsicht gegen diejenigen
Fehler zu erwarten, die er selbst mit lobenswürdiger Beschei-
denheit in der Vorrede anzeigt! In dem ersten Stück, wo
der Verf. von der Zusammenkunft einiger fürtrefflicher Män-
ner auf dem Gute des Kl. Nachricht giebt, nimmt er Gele-
genheit über die Verschiedenheit der Stände, ihre Würde und
individuellen Werth viele lehrreiche und zweckmäßige Bemer-
kungen beyzubringen.

In dem 2ten Aufsatz „über Aufklärung und Volks-
erleuchtung dieser Zeit“ worin der Verf. eine Art von
Darstellung der literarischen Revolutionen dieses Jahrhun-
derts zu liefern versucht, findet sich manche treffliche Bemer-
kung zum Vortheil der gemeinnützigen Bemühungen im Feld
der Litteratur, die von des Verf. Begierde zeigen, dem Ver-
dienst überall Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Diesen
Aufsatz eignet er einem Mann zu, der, wie wir aus der vor-
kommenden Schilderung schließen, ein würdiger vortrefflicher,
aber in der litterärischen Welt unbekannter Prediger ist, (H.
Pf. Näf bey Zürich.). Er verdient gewiß keine Mißbilligung,
einen Mann hervorgezogen zu haben, der die Pflichten seines
Berufs getreu erfüllt, und in seinem angewiesenen Wirkungs-
kreis (ohne eitele Begierde glänzen zu wollen) sein Licht
leuchten läßt. Solche Männer, die im Stillen ohne Geräusch
gern Gutes wirken, und besonders vor der unseligen Schreib-
sucht, dieser epidemischen Krankheit unserer Tage, verwahren,
verdienen gewiß nicht weniger ihr Lob, als Schriftsteller, die
ihren Zeitgenossen durch gute Schriften nützen. Auch der lie-
benswürdige Character und die Bescheidenheit des fürtreflichen
Mannes, der hier aufgestellt wird, verdiente dies öffentliche
Merkmal von Achtung. In diesem Aufsatz kommen nicht
weniger viele richtige Bemerkungen, nebst warmen Aeußerun-
gen des Beyfalls über die Fortschritte der Wissenschaften in
unserm Zeitalter vor. Was der Verf. über die Romane —
über den Luxus des Geistes — über Kultur und Aufklärung,
über die spielende Lehrmethode unserer Zeit, und einige Aus-
wüchse unserer Litteratur sagt, verdient Beyfall. Sehr le-
senswürdig ist was der Verf. von der Religion, als Mittel
der Volksaufklärung sagt, unter welcher er eigentlich aber
nur

nur den physischen und moralischen Wohlstand eines Vols zu verstehen scheint. In dem Gesichtspunkt des Verf. betrachtet, hat die Religion allerdings ihren Einfluß auf Volksaufklärung. Wollte man aber das Wort im gewöhnlichen Sinn nehmen, so würde manches nothwendiger Weise unrichtig seyn. Die Religion befördert unstreitig auch die äußerliche Wohlfahrt der Menschen, indem sie dieselben zur Arbeitsamkeit und Fleiß anfeuert, ihren Muth und Kräfte ihren Beruf abzuwarten erhöht. (Indeß zeigt auch die Erfahrung, daß Frömmigkeit und äußerer Wohlstand eben nicht unzertrennliche Dinge sind.) Schade daß der Verf. nicht Zeit gehabt hat, seine Begriffe etwas genauer zu bestimmen und zu ordnen; alsdenn würde dieser Aufsatz, dem es so nicht an Vorzügen fehlt, noch einen höhern Werth erhalten haben.

Im dritten Stück, welches eigentlich dieser Sammlung den Titel gab, theilt Hr. Hirzel die neuesten Nachrichten von seinem Helden mit. Er hatte sich, durch boshafte Gerüchte, die ihm von Kl. zu Ohren gekommen waren, bewogen, persönlich nach der Wahrheit derselben, erkundiget, und wurde von seiner Unschuld aufs festeste überzeugt, und von neuem ganz für ihn eingenommen. Die Beschreibung, die er von seiner Art zu leben, seinen Bemühungen zur Verbesserung der Landwirthschaft, seinem Hauswesen, und der Erziehung seiner Kinder giebt, stellt den Charakter eines Bauers gefreubar, der seinem Stand Ehre macht, und ganz von der Eitelkeit derer frey ist, die, sobald sie einen größern Grad von Einsichten erreicht haben, als Leuten ihres Standes sonst eigen ist, sogleich ihn mit einem höhern zu vertauschen wünschen. Wir hoffen, es gebe in und außer der Eidgenossschaft noch viele solcher rechtschaffener und in ihrem Beruf mit Eifer thätiger Bauern, die Unschuld der Sitten und Redlichkeit mit jeder ihrem Stand angemessenen häuslichen Tugend verbinden. Noch eine Anmerkung können wir nicht hinterhalten. Der Verfasser scheint unter einem philosophischen Bauer einen Mann zu verstehen, der seinem Beruf nach ächten Grundsätzen obliegt. Nun mögen wir ihm diesen Titel gönnen. Da er aber zu unrichtigen Nebenideen verleiten könnte, scheint es nicht überflüßig, zu bemerken, daß man insgemein denjenigen einen Philosophen nennt, der entweder so geheißene philosophische Kenntnisse besitzt, oder nach überdachten vernünftigen Grundsätzen, derer er sich bewußt ist,

handelt. Mancher, der den Namen eines Philosophen nicht trägt, hat sich gewisse Maximen zu eigen gemacht, denen er folgt, weil er sie bewährt erfunden hat. Auch in diesem Aufsatz herrschen gute und gesunde Grundsätze, die zwar längst nicht mehr neu sind, aber immer von neuem in Umlauf gebracht, und in allerley schicklichen, frappanten Einkleidungen empfohlen zu werden verdienen. In dem letzten Stück giebt der V. in einem Brief an Fr. von la Roche, darin abermal freundschaftliche Ergießungen seiner Empfindungen die ihn bey Betrachtung edler Charaktere beseelen, nebst einer offenherzigen Schilderung seines eigenen Charakters vorkommen, von einem merkwürdigen Bauer aus dem 15ten Jahrhundert Nachricht, womit sich diese Sammlung schließt.

Gzf.

Nachrichten.

Schreiben aus dem Neckarstrom, den 20. März, 1788.

Das Licht, welches Josephs Toleranz und Preßfreyheit in seinen Erbländern aufgesteckt hat, ist, wie Sie wohl bemerken, bisher noch Dämmerung, die denen, welche die Finsterniß mehr lieben, als das Licht, immer noch ein Greuel ist. Daher verfolgen sie alle in deren Seelen es heller werden will. Ein neues Beyspiel davon haben gegen das Ende des vorigen Jahres die ehrwürdigen Kapuzinerväter zu Rotenburg am Neckar gegeben. Unter ihnen ist ein aufgeklärterer Mann P. Amianus, der den Fehler hat, daß er erbaulicher predigt, also seine Zuhörer vom Aberglauben und kraftlosen Gebräuchen zurück, und auf das Wesentliche des Christenthums führt, seine kranken Beichtkinder fleißig besucht, und mit Akatholiken und andern, die nicht alles blindlings glauben, was die Kirche glaubt, Umgang hat, auch dabey das Mechanische des Mönchslebens nicht so fleißig mitmacht, als die, welche das Wesen ihres Berufs in solche körperliche Uebungen setzen. Wider diesen hat der ganze Convent folgende Klagschrift bey dem P. Provincial eingegeben.

Litterae
Venerabilis Familiae Rottenburgensis
ad
A. R. P. Provincialem
d. d. Rottenburgensi 18. Nov. 1787.

Omnes infra scripti rogant et implorant per Mem. V. M. R. per Deum et in Deo, quatenus misereatur nostri, reconcilietur hujati familiae, avertat indignationem suam a Nobis et, si non destructio conventus nostri mente iam conclusa sit, indilate mutare dignetur A. R. P. Amianum concionatorem ad S. Martinum ordinarium.

Praedicatoris officium est, oves christianas pascere verbo et exemplo; neutrum implet; eo quod in S. pulpito saepe saepius assertiones proponat innumeras, quin eas probet, verba dicat, quae acriter pungunt; contemptibiliter loquatur de sacramentalibus, confraternitatibus, sanctorum cultu, aliisque piis Christianorum operibus. Hoc si quandoque omittat, laus eius consistit in eo, quod delectet quidem, sed non moveat, nec doceat. Sane multum declinans est a pia admonitione Regulae Conventus: „Sint eorum colloquia ad utilitatem et aedificationem populi." Rem ita se habere, testes si requirantur, vix non tot adhibebimus, quot illi sunt auditores adhuc pie credentes, ecclesiasticos et saeculares, ac distinctos quidem, quorum aliqui eum insanum, alii stultum, alii mendacem, alii haereticum proclamant.

Oves non pascit exemplo, quia se non ad normam praecursoris praeparat in Eremo, sed quotidiana eius conversatio est in mundo, et quidem cum Acatholicis, vel saltem iis, quorum fides nulla fides, vel ad summum naturalis est; sub specie quidem pietatis invisit aegrotos, sed plerumque puellam, morbo caduco laborantem, apud quam fere quotidie plures per diem ac etiam per noctem horas conversari solet.

S. Obedientiae, aliarumque religiosarum functionum contemptor iure merito nominatur, quin saepius exit, quin a superiore licentiam petat; domum redit, quando libet; confitens, meditans, breviarium recitans, chorum frequentans raro fuit visus.

Miseria nostra propter hunc hominem est inexplicabilis; comedit et bibit nobiscum pro valore saltem 200. florenorum; nocet autem in *Eleymosinis* urbe et orbe alias

 acqui-

acquisitis etiam per 200. flor. Ergo quoad lucrum cessans et damnum emergens obest ad minimum 400 flor.

In tanta miseria constituti confugimus ad Patrem filii rogantes et obsecrantes, ut ocyus remedeatur; secus brevi timendum, ne A. R. P. Amianus vel publice prostituatur, vel cives plurimi una cum Sacerdotibus adeant magistratum, magistratus autem conveniat Excell. Dominum Comitem, Comes devolvat querelas ad primam Curiam, et permagna oriatur confusio. Queis filialiter insinuatis omnes humillime supplicantes signamus.

P. Cyriaus Guard.
— Engelhardus Vicar.
— Marcellianus Senior.
— Fabritius.
— Beda.
— Honoratus.
— Apollonius.
— Linus.

Den Bürgern zu Rottenburg dient es zur Ehre, daß sie feyerlich ihre Bereitwilligkeit erklärt haben, ihren Prediger eher aus eigenen Mitteln zu unterhalten, als zuzugeben, daß er durch die unverantwortlichste Cabale in ein anderes Kloster fortgeschleudert wurde. Doch dies war nicht nöthig; der Provinzial hat den Klägern ihr unnützes Klagwesen nicht nur nachdrücklich verwiesen, sondern ihnen auch auferlegt, dem P. Amianus eine christliche Abbitte zu thun.

* * *

Des so sehr bekannt gewordenen im Jahre 1787. verstorbenen Genealogici Heinrich August Lindners hinterlassene genealogische Sammlung, bestehend in 13. Voluminibus, nebst General- und Specialregister, worinnen, außer der großen Menge Stammbäume, unter andern über 300. adeliche Geschlechter bis zu ihren ersten bekannt wordenen Ahnherren ausgearbeitet, und daher dieses Werk wegen seiner vortheilhaften Einrichtung das einzige in seiner Art, und daran über 50 Jahre gearbeitet worden ist, wird zum Verkauf bekannt gemacht, und kann man sich deshalb in Dresden auf der Schreibergasse in No. 26. eine Treppe hoch, melden; wobey zu bemerken, daß in dem Specialregister die-

jeni-

jenigen adelichen Geschlechter, welche in den Ahnentafeln und Stammbäumen vorkommen, und aus welchem Lande sie sind, angezeigt zu finden. Es können auch die unter 68. Numern verzeichnete genealogische Bücher dazu verlassen werden.

* * *

Von des sel. Cantors Homilius musikalischer Verlassenschaft sind, nach Art der 1775 von ihm im Druck herausgekommenen Passionscantate, noch 8 Cantaten, nämlich 7 Passions- und 1 Ostercantate übrig, lauter neue und über gute Poesien gesetzte Werke, die noch in niemands Händen sind. Wer eins derselben als Eigenthum zu besitzen wünscht, dem soll es, in Originalpartitur und ausgeschriebenen Stimmen, für 30 Rthlr. überlassen werden, weswegen man sich bis Michael an die Homiliusschen Erben in Dresden, auf der Wilsdruffer Gasse Numer 241 zu wenden hat. Ebendaselbst liegen auch die Poesien und Compositionen zum Ansehen bereit, nur daß letztere nicht vor baar erlegtem Kaufpreise aus den Händen gegeben werden können.

* * *

Im Vandenhoek-Ruprechtischen Verlage zu Göttingen wird vierteljährlich ein Göttingisches Magazin für Industrie und Armenpflege erscheinen.

* * *

Gemeinnützige Blätter; eine Wochenschrift zum Besten der Armen, von der litterarischen Gesellschaft zu Halberstadt, wird vom Monat May 1788 an, im Scheidhauerschen Verlage zu Magdeburg ausgegeben werden. Bisher hatten sie den Titel: Halberstädtische gemeinnützige Blätter.

* * *

Unter dem Titel: Annalen der neuesten theologischen Litteratur und Kirchengeschichte, wird eine Gesellschaft zu Rinteln eine Zeitung wöchentlich erscheinen lassen; Hr. Professor Hassencamp daselbst ist Herausgeber.

* * *

Die Erlangische wöchentl. erscheinende gelehrte Zeitung wird v. J. 1788 an, Annalen der gesammten Litteratur heißen.

Beförderungen.

1788.

Im Jänner sind die beyden Mitglieder des Consistoriums zu Darmstadt, Hr. Hofprediger Petersen, und Hr. Director Wenk, auch zu Definitoren ernannt worden.

Zu Straßburg ist der Hr. D. und Professor Müller Präses des Kirchenconvents, Hr. M. Blessig, bisheriger außerordentlicher Professor der Theol. ordentlicher Professor derselben bey hiesiger Universität und Amtsprediger an der neuen Kirche, so wie der Hr. Professor Oberlin zugleich Gymnasiarcha geworden.

Der König von Preußen hat den bisherigen Professor zu Greifswalde, Hrn. D. Bernhard Christian Otto, zum ordentlichen Professor der Arzneykunde auf der Universität zu Frankfurt an der Oder an die Stelle des nach Berlin versetzten Hrn. Geheimenraths Mayer berufen.

Bey der Universität zu Halle sind die außerordentlichen Professoren der Medicin, die Herren Junghans, Gren, Bertram und Reil zu ordentlichen, und Hr. M. Ewenbeck zum außerordentlichen Professor der Philosophie ernannt worden. Zugleich hat Hr. Prof. Reil, an des verstorbenen Goldhagens Statt, die Direktion des Klinikums erhalten, doch so, daß das chirurgische Institut davon getrennt, und Hrn. Prof. Meckel übergeben worden ist.

Der Churfürst von Mainz hat den durch seine vortreffliche Schriften bekannten Herrn Johann Müller zum Cabinets-Secretair mit dem Prädicate eines geheimen Legationsraths ernannt. Seinen Posten als Bibliothekar hat der berühmte Herr Geheimerath Forster der jüngere erhalten. Die beiden außerordentlichen Professoren der Kameralwissenschaften, Herr Spaet und Herr Schlebenstein, sind zu ordentlichen Professoren erhoben worden. Herr Heinse, Leser beym Kurfürsten, ist als außerordentlicher Pro-

Professor der griechischen Sprache, bey der dortigen Universität angestellt worden. Die Herren Sömmering und Weidmann haben den Hofrathscharakter, und letzterer auch die Würde eines kurfürstlichen Leibwundarztes erhalten.

Hr. Magister Plessing zu Wernigerode, bekannt durch sein Memnonium und andere Schriften, ist zum ordentlichen Professor der Philosophie auf der Universität zu Duisburg ernennt worden.

Hr. Inspektor und Professor Löfler zu Frankfurt an der Oder ist auf dortiger Universität ordentlicher Professor der Philosophie geworden.

Hr. Prof. Tiedemann in Marburg ist von dem Landgrafen von Hessencassel mit dem Hofrathscharakter und einer ansehnlichen Zulage begnadiget worden.

Todesfälle.

1787.

Am 26. Sept. 1787. starb zu Straßburg Hr. Joh. Phil. Beykert, der heil. Schrift Doctor und ordentlicher Professor, Amtsprediger an der Neuen Kirche, Gymnasiarcha und Vicepräses des Kirchenconvents, in einem Alter von 74 Jahren und einigen Monaten.

Zu Ende des obigen Jahrs starb in Zürich Hr. Prof. Johann Jakob Gesner, ein berühmter Numismatiker, im 81sten Jahr seines Alters.

1788.

Im Januar starb Hr. Johann Ulrich Sponsel, hochfürstl. Brandenburgischer Superintendent und Pastor zu Burgbernheim im Fürstenthum Bayreuth, alt 67 Jahre. Sein merkwürdiger Lebenslauf ist beschrieben in Mayers Nachrichten von Anspachischen und Bayreuth. Schriftstellern.

Am 28sten Januar starb in Nürnberg Hr. D. Johann Konrad Feuerlein, erster Konsulent dieser freyen Reichs-

stadt,

stadt, erster Assessor des Ober- und Appellationsgerichts, wie auch des Bancogerichts, und Prokanzler der Universität zu Altdorf, in seinem 63sten Jahr. Einer unserer vorzüglichsten Litteratoren, der eine zahlreiche Bibliothek hinterläßt, welche wahrscheinlich zerstreuet werden wird.

Im Februar starb zu Greifswalde Hr. D. Bernhard Friedrich Quistorp, erster Professor der Theologie bey dortiger Universität und Generalsuperintendent über Schwedischpommern und Rügen, im 70. Jahr seines Alters.

Am 6ten Februar starb in Halle Hr. Daniel Gottlieb Niemeyer, der Glauchischen Gemeine Pastor, ein Bruder des Professors gleiches Namens, in seinem 43sten Jahr.

Am 17ten Dito starb in Jena Hr. Georg Wilhelm Konstantin von Wilke, der durch mehrere Schriften über die Gärtnerey bekannt ist.

Am 22sten Februar starb in Culmbach Hr. Gottl. Wilhelm Ehrenreich Wanderer, Hochfürstl. Brandenburgischer Superintendent und Hauptpastor, wie auch Ephorus der Schulen daselbst, im 45sten Jahr seines Alters.

Druckfehlen.

Im LXXVII. Bande I. und II. Stück.

S. 305. Z. 14. eine statt keine. S. 561. Z. 8. jene statt diese.

Im LXXVIII. Bande I. und II. Stück.

S. 49. Z. 23. Joseph statt Jakob. S. 615. Nürnberg lies Lüneburg.

Im LXXIX. Bande II. Stück.

S. 542. Z. 16. leicher, l. leichter. Z. 21. würden, l. wurden. S. 543. Z. 27. abdrücken, l. abdrucken. S. 617. statt Kochrel lies Rabrell.

Allgemeine deutsche Bibliothek.



Des achtzigsten Bandes zweytes Stück.

Mit Röm. Kayserl. Königl. Preußischen, Chursächsischen und Churbrandenburgischen allergnäd. Freyheiten.

Berlin und Stettin,

verlegts Friedrich Nicolai, 1788.

Verzeichniß

der im zweyten Stücke des achtzigsten Bandes recensirten Bücher.

Kurze Nachrichten.

I. Gottesgelahrheit.

a) Protest. Gottesgelahrheit.

b) Katholische Gottesgelahrheit.

2. Rechtsgelahrheit.

3. Arzneygelahrheit.

4. Schöne

4. Schöne Wissenschaften.

5. Schöne Künste.

6. Romane.

7. Weltweisheit.

8. Naturlehre und Naturgeschichte.

9. Geschichte, Erdbeschreibung, Diplomatik.

H. San-

10. Gelehrtengeschichte.

11. Philologie, Kritik und Alterthümer.

12. Erziehungsschriften.

13. Handlungs- und Finanzwissenschaft.

14. Vermischte Nachrichten.

Nachrichten.

IV. Pro-

III.

Proceß über den Verdacht des heimlichen Katholicismus zwischen dem Darmstädtischen Oberhofprediger D. Starck als Kläger, und den Herausgebern der Berlinischen Monatsschrift, Oberconsistorialrath Gedike und Bibliothekar Dr. Biester als Beklagten, vollständig nebst der Sentenz aus den Akten herausgegeben von den losgesprochenen Beklagten. Berlin, bey Unger. 1787. 280 Seiten in gr. 8.

Die Ursache des Processes, wovon hier die Akten geliefert werden, ist aus der Berliner Monatsschrift, vielen Zeitungen, und auch aus unserer Anzeige der Berlin. Monatsschr. im 76sten Bande dieser Bibliothek S. 279 ff. unsern Lesern bekannt. Es war sehr natürlich, daß dieser Proceß dem größten Theile des lesenden, und besonders des gelehrten Publici wichtig seyn mußte, da nicht nur das, was man dem D. Starck Schuld gegeben hatte, erheblich genug war, um alle Protestanten aufmerksam zu machen, sondern da auch die Frage hier entschieden werden mußte: wie weit die Rechte der Preßfreyheit in Dingen, welche von der äußersten

Wichtigkeit für Gelehrsamkeit, und für das Wohl des Protestantismus sind, giengen, und ob ein Schriftsteller deshalb ein Injuriant sey, weil er öffentlich sein Befremden über bekannt gewordene bedenkliche Schriften und Verbindungen eines andern Gelehrten äußert? Diejenigen, welche das Licht scheuen, worin die Preßfreyheit ihre Handlungen setzen kann, und welche daher geschworne Feinde dieser wohlthätigen Wirkung der Aufklärung unsers Zeitalters sind, würden triumphiret haben, wenn es dem Kläger geglückt wäre, seine Absicht zu erreichen. Die freymüthigen Schriftsteller, welche das Herz haben, Thorheit und Unvernunft bis in geheime Schlupfwinkel zu verfolgen, würden haben furchtsam werden müssen; und schwerlich würde man es künftig haben wagen dürfen, Intriguen und Cabalen öffentlich die Larve abzureißen, Bosheit und Arglist der Verachtung, und Aberwitz und Thorheit dem Spotte des Publici Preis zu geben, und die Rechte der Menschheit, der Religion und der Vernunft gegen öffentliche Angriffe und geheime Machinationen in Schutz zu nehmen. Starck würde bald Nachahmer gefunden, und eine Menge von Injurienprocessen alle Preßfreyheit erstickt haben; wie denn schon Lavater und Baron von Hirschen den ungläubigen Berlinern, welche weder die Cirkelbriefe, und weder die Anpreisung eines katholischen Gebetbuchs, noch die Desorganisation billigen, und das Luftsalzwasser nicht für eine Universalarzeney anerkennen wollten, mit Injurienprocessen droheten. Aber damit wird es denn nun vor der Hand wohl keine Noth haben, nachdem der gegenwärtige Proceß so entschieden worden ist, wie man es von so aufgeklärten Richtern, in einem Lande, welches auch in Ansehung der Justizpfle-

ge,

ge, wie in andern Stücken, längst ein Muster für
ganz Europa gewesen ist, mit Recht erwarten konnte.
Recensent, welcher weder in Berlin noch in irgend
einem Theile der Preußischen Staaten lebt, weder
den Kläger, noch die Beklagten je gesehen, oder mit
ihnen in der mindesten Verbindung gestanden hat,
auch nie in irgend ein Ordensgeheimniß eingeweihet
worden, sondern als ein unpartheyischer Freund der
Wahrheit in der Ferne ein aufmerksamer Zuschauer
der ganzen Sache gewesen ist, kann bey der Anzeige
der vollständigen Acten dieses Processes nichts thun,
als nur ganz kurz die Hauptsachen daraus den Lesern
vorlegen.

Die Veranlassung zu der Injurienklage des D.
Starck ist an dem angeführten Orte in unserer Biblio-
thek angezeigt, daher wir darüber hier nichts weiter
zu sagen nöthig haben. Man findet sie auch in die-
sen Acten gleich Anfangs wieder abgedruckt, wobey
jedoch durch einen Druckfehler S. 1. so wie auch in
der Inhaltsanzeige Julius 1787. statt 1786. steht.
Dagegen erklärt nun St. in seiner Klage alle gegen
ihn vorgebrachten Beschuldigungen für vorsetzliche
Verläumdungen und Injurien. Er gesteht, in
jüngern Jahren Freymaurer gewesen zu seyn, und
zur stricten Observanz damals gehört zu haben, als
solche eingeführt worden, und man ziemlich allgemein
geglaubt habe, das wahre Geheimniß des Ordens
bestehe in der heimlichen Fortpflanzung des Tempel-
herrnordens. Wenn die Mitglieder in den sogenann-
ten hohen oder innern Orden hätten treten wollen, so
hätten sie vorerst ein gewisses Noviziat aushalten
müssen; dann wären sie equites, socii, armigeri,
commendatores, praefecti, subpriores und priores

geworden, (das alles klingt doch sehr katholisch,) ja es sey sogar eine beträchtliche Anzahl vorhanden gewesen, welche *secundum regulam Sti. Bernardi Claraevallensis* förmlichen klösterlichen Profeß abgelegt und monachalische Obedienz (equites professi) angelobt hätten. (Das klingt noch katholischer. Zur Steuer der Wahrheit muß der Rec. indessen beyfügen, daß ihm von gewesenen Tempelrittern ist versichert worden, sie hätten als Equites einen solchen Eid nicht geleistet. Sie hätten wohl von einem besondern Grade, dem Eques professus, gehört, wüßten aber nicht dessen Inhalt noch Verbindlichkeiten. Die gemeine Meynung sey gewesen, dieser Grad des *Equitis professi* sey von den *Clericis* in den Orden gebracht worden, um diese Equites professi mit ihrem klericalischen System und mit dem Orden genauer zu verbinden. — Der Rec. muß gestehen, daß wenn es gegründet seyn sollte, daß erst durch die Clerici dieser besondere Grad mit dem offenbar katholischen Eide in den Orden gebracht worden sey, (welches er gern dahin gestellt seyn läßt, und näherer Erörterung überläßt) so würden doch die Clerici ein ganz besonderes Ansehen haben, und dieser so anstößige Eid, der in keinem Falle etwas für Hrn. Starcken zu beweisen scheint, würde in diesem Falle sehr viel wider ihn beweisen.) Andere, wozu auch er gehörte, hätten sich, als sie jene entdeckten, *Clerici* genannt. (So umständlich Hr. Starck bey den Tempelrittern ist, so kurz ist er bey den Clericis. Er sagt nicht ein Wort von deren Beschaffenheit. Haben sie auch Noviciat, monachalische Obedienz und klösterliche Profeß gehabt oder nicht? Dieß müßte er doch billig sagen.) Diese Clerici wären eben so gut, wie jene, auf die Idee des Tempelherrnordens verfallen. Nichts sey

natür-

natürlicher; als daß beyde Gesellschaften einander näher kennen zu lernen, und sich mit einander zu verbinden gewünscht hätten. So wie jene ihre Ritter, Socios etc. bey den alten Tempelherren gefunden und nachgeahmt hätten: eben so hätten die Freymaurer, zu denen er gehörte, ein Clericat bey dem alten Tempelorden gefunden gehabt, das sie nun auch hätten fortsetzen wollen, damit sie bey der Verbindung auch etwas vorstellen, und, gleich den Rittern und Commendatoren, gewisse Vorrechte genießen könnten. In Ansehung des Ordens selbst sey die Absicht dabey gewesen, die Aufnahmen und die damaligen sogenannten Capitel brillanter und dem Johanniterorden angemessener zu machen. Nie aber sey es ihm oder einem Andern eingefallen, den Catholicismus dadurch zu verbreiten, und eben so wenig sey er je mit einem Jesuiten in mittelbarer oder unmittelbarer Verbindung gewesen, und habe sich auf keine Weise zur Erreichung ihrer wirklichen oder vorgeblichen Absichten gebrauchen lassen, wie er auf Erfordern vor einer jeden rechtmäßigen Obrigkeit so heilig versichern können, als es jemals von ihm verlangt werden könnte. Wenn man nun dabey bedächte, daß dem Tempelherrnsysteme nur allein in Deutschland wohl mehr als tausend Personen, und unter diesen Fürsten, Grafen, Minister u. s. w. zugethan gewesen wären, und wie man hörte, unter verändertem Namen noch zugethan seyn sollten, ohne daß nur einem einzigen derselben, wenn er gleich sogar förmlichen klösterlichen Profeß auf des h. Bernhards Regel gethan, und monachalische Obedienz geleistet habe, deshalb der mindeste Vorwurf gemacht, ein heimliches Verbrechen, eine verborgene böse Absicht Schuld gegeben worden sey, (und wie er überzeugt wäre, auch nicht

Schuld gegeben werden könnten,) so wäre es doch in der That unbegreiflich, wie nur ihm allein das Schicksal habe vorbehalten bleiben sollen, ihn für einen tonsurirten Jesuiten der vierten Classe auszuschreyen, bloß deswegen, weil er inter clericos gehört, und die clerici von unbekannten Obern geredet hätten; da doch, wenn man auf Wortklaubereyen und Buchstabenjagd sich legen wollte, jene Ausdrücke von sociis, Prioren und Subprioren, von Professen und der gelobten Obedienz, weit mehr nach dem Catholicismo, und insbesondere dem Jesuitismo, schmeckten, als die unschuldige auf alle christliche Religionen passende Benennung eines clerici. Und was die unbekannten Obern beträfe, dergleichen überhaupt bey der stricten Observanz anzutreffen gewesen wären: so habe man gewöhnlich bey derselben die ersten Obern nur dem Ordensnamen nach gekannt, ja sogar der Hauptobere oder Großmeister sey Anfangs niemandem genannt, und endlich eine Zeitlang gar der Prätendent davor gehalten worden, ein unter der Macht und Gewalt des Papstes und in dessen Solde und Unterhaltung stehender catholischer Herr. Am wenigsten hätte er sich wohl einfallen lassen, daß Briefe im Enthusiasmus geschrieben, und denen man es ansähe, daß die Begierde, nach Ordensgeheimnissen zu forschen, sie hervorgebracht habe, ihm zur Last gelegt werden könnten, da Männer von größerm Verstande, Einsicht und Erfahrung sich von jenem Enthusiasmo hätten hinreißen lassen, und diese Begierde zur damaligen Modesucht geworden wäre. Auch könne man es einem Manne, welcher eine Menge der damals im Schwange gehenden geheimen Gesellschaften, ihr Benehmen, und ihre Chiffresprache kennen zu lernen Gelegenheit

gehabt

gehabt hatte, nicht als eine gefährliche Unternehmung aufmutzen, wenn er einen neu aufstehenden Geheimnißkrämer (Schröpfer) in der Chiffresprache auszuforschen suchte. Jene versuchte Vereinigung der Freymaurer des Tempelherrnsystems hätte indessen am Ende den Eindruck auf ihn gemacht, daß er, so wie schon damals, und noch mehr nachher, von den einsichtsvollsten Maurern geschehen sey, das Leere, Schwankende, Unhaltbare, und Unsichere des ganzen Systems nach und nach einsehen gelernt, sich mit den Rittern, Sociis u. s. w. nicht weiter eingelassen, auch sich von aller Idee eines Tempelherrnclericats zurückgezogen, und endlich seit mehr als neun Jahren, durch mancherley Verdruß und widrige Schicksale genug gewitziget, sogar von Allem, was Freymaurerey ist und heißt, dergestalt in der Stille abgewandt habe, daß er daran **auch nicht den entferntesten** Antheil nähme. Demohngeachtet suche man ihn zu beschimpfen, zu verketzern, ihm Ehre und guten Namen, vielleicht auch sein Brod und seinen Dienst zu rauben, durch eine Cabale, die nothwendig feindselige Menschen angesponnen haben müßten, und durch eine Injurie, welche die abscheulichste in ihrer Art sey. Denn wenn man einen Doctorem Theologiae, Oberhofprediger, und Beichtvater eines der angesehensten und dem Königl. Preußischen Hause so nahe verwandten protestantischen Fürstenhauses nicht nur als einen heimlichen Catholiken, sondern sogar als ein Mitglied des Jesuiterordens von der vierten Classe, ausposaunte, und ihn sogar zum Examen und Prüfung vor ein eigenmächtig niedergesetztes litterarisches Forum vorforderte, und ihm die Verbreitung des Katholicismus in seinen Predigten Schuld gäbe: so enthielte

das die schwärzeste Injurie gegen einen solchen Mann, die seine Ehre und guten Namen auf das gröbste schändete, und ihn zu einem Meineydigen, und zum gefährlichsten Falsario machte, der nichts Geringeres vorhätte, als entweder, durch heimliche Bekehrungen in der Fürstl. Familie, Ruhe und Zufriedenheit zu stören, oder sonst auf andere Art jesuitische Streiche auszuführen. Und diese abscheulichen, gewiß nicht aus christlicher Liebe und protestantischem Eifer, sondern ganz offenbar animo iniuriandi et nocendi gegen ihn ausgegossenen Beschuldigungen enthalte die Berl. Monatsschr. theils wörtlich, theils flößen sie aus dem daselbst gesagten durch die natürlichsten (?) Folgerungen. Lange vor dem Anti St. Nicaise hätten die Beklagten in der B. M. das Gerücht verbreitet, daß es einen protestantischen Geistlichen in der Gegend des Rheins gäbe, welcher ein heimlicher Jesuit sey. Nachher würden sie wohl durch heimliche Insinuationen dafür gesorgt haben, daß er unter den Leuten genannt worden wäre, (denn vor jenem Anfalle habe kein Mensch daran gedacht.) Endlich aber, nachdem sie ihre Absicht erreicht, und so viel selbst ausgerichtet hätten, daß beynahe öffentlich davon gesprochen worden wäre, versteckten sie sich klüglich unter verschiedene anonymische Anbringer. Der Mensch, der jemals eine Tonsur an ihm gesehen hätte, sollte aufstehen, und es laut sagen. Mehr als unverschämt sey der Vorwurf, daß seine Predigten jesuitisch und überhaupt nicht protestantisch lauteten. Er betheuert, daß er der protestantischen Christusreligion mit Mund und Herzen, und nach seiner innigsten Ueberzeugung, von jeher zugethan gewesen sey, und sie immerdar treulichst bekennen werde. Er leugnet, daß er je, so lange er die Kanzel betreten habe,

das Mindeste vom Priesterthum in seine Predigten hätte einfließen lassen. Er hält es vor eine absichtliche Verläumdung, daß Biester im Januar der M. S. von 1786. S. 39. zwischen ihm und einem andern unvorsichtigen betrogenen protestantischen Geistlichen eine Parallel zieht, und diesen für unvorsichtig, ihn aber für einen solchen erklärt, der wohl gewußt zu haben scheine, was er gethan hätte. Auch habe eben derselbe (im May S. 453.) aus eigener Bewegung behauptet, daß sein, Starck's, Clericat bewiesen sey, und ihn zur Vertheidigung aufgefordert, wenn er könnte. Er, Biester, sey also der geflissentliche rastlose propalator der einmal in sein Journal aufgenommenen Injurie. Daß er, Starck, nachher im Anti St. Nicaise genannt sey, könne die Beklagten nicht entschuldigen, da sie nicht nur die in dieser Schrift gegen ihn enthaltenen Beschuldigungen verbreitet, sondern auch alles dasjenige, was in der M. S. von einem protestantischen Geistlichen, der ein Jesuit sey, behauptet worden, auf ihn angewandt hätten, obgleich im Anti St. Nicaise nicht einmal gesagt würde, daß er jesuitische Predigten halte, und darin vom Priesterthum zu reden affectire. Er richtet daher endlich sein Gesuch dahin: „die Be„klagten als Ehrenschänder, wenigstens als Ver„mehrer und Verbreiter der Injurien, zur öffent„lichen, auch Privatgenugthuung, und zur eidli„chen Manifestation aller ihrer Consorten, und der „angeblich anonymischen Aufsätze, die ihn betroffen „haben, anzuhalten, und zu verurtheilen."

Gegen diese fürchterliche Klage wenden nun die Beklagten hauptsächlich Folgendes ein: Sie leugnen den animum iniuriandi, indem sie den Kläger

nicht eher gemeint hätten, bis er im 2ten Theile des Anti S. N. als der in der M. S. erwähnte Archidemides genannt sey. (Welches denn auch wohl augenscheinlich ist. Jeder unbefangene Leser muß sich wundern, daß Hr. Starck, wenn er ja eine Klage anstellen wollen, nicht vielmehr den Verf. des Anti-St. Nicaise, der ihn geradezu beschuldigte, verklagte. Dieser berief sich außerdem auf Dokumente. Wenn es Hrn. Starck bloß um Erläuterung der Wahrheit zu thun gewesen wäre, so hätte er doch wohl selbst die Bekanntmachung dieser Dokumente wünschen sollen. Daß aber er, der heftige Mann, und der so viele zur Sache nicht gehörige Dinge einmische, den Verf. des Anti-St. Nicaise beynahe so ganz außer Konnexion läßt, und wider die Natur der Sache bloß die Verf. der Berl. M. S. zur Verantwortung ziehen wollte, macht von seiner Aufrichtigkeit keinen ganz vortheilhaften Begriff.) Sie leugnen, daß sie das Gerücht, daß St. unter dem mehrerwähnten protestantischen Geistlichen gemeynt sey, durch heimliche Insinuationen verbreitet hätten, und acceptiren den ihnen darüber deferirten Eid, wenn dessen Zuschiebung für rechtlich geachtet werden sollte. Zum Beweise, daß das Vorgeben des Klägers falsch sey, als ob niemand ihn vorher in den Verdacht des heimlichen Katholicismus gehabt habe, berufen sie sich 1) auf das Buch: Ueber das Ganze der Maurerey, welches 1782. also lange vorher, erschienen sey, und worin S. 56. mit ausdrücklicher Benennung des Hrn. Starck solche Umstände angeführet sind, welche seinen Zusammenhang mit catholischen Geistlichen ausdrücklich angeben; 2) überreichten sie den 2ten Theil des Anti St. N. woraus erhellet, daß der Verfasser dieses Buchs selbst bemerkt: er

besitze

Besitze die darin herausgegebenen Briefe schon seit geraumer Zeit; 3) überreichten sie ein Schreiben des S. Meinungischen Obristlieutenant Keßler von Sprengseysen, vom 23sten Dec. 1786. nebst beygefügtem Notariatsinstrument, wodurch die Aechtheit der im Anti St. N. abgedruckten Briefe erwiesen wird, und wodurch also der Kläger schon lange zu dem Verdachte eines Zusammenhangs mit den Katholiken Anlaß gegeben habe. D. Biester leugnet die ihm zur Last gelegte absichtliche Verläumdung des Klägers, welche dieser aus der zwischen ihm und einem unvorsichtigen Geistlichen gezogenen Parallele herleitet, weil darin vielmehr ein Compliment für den Verstand des Klägers liege, und es sehr natürlich sey, sich von einem Manne, welcher in den Ruf gestanden, Gesandter eines geheimen Ordens zu seyn, sich des Ausdrucks zu bedienen: daß derselbe sehr wohl zu wissen scheine, was er thue. Was die vom Kläger angeführte Stelle betrifft, worin D. Biester das Clericat desselben als bewiesen ausgegeben, und ihn zur Vertheidigung aufgefordert hat, so wird darauf erwiedert, daß über das erstere auch itzt gar kein weiterer Streit übrig bleibe, nachdem der Kläger solches selbst eingestanden habe; und daß das letztere zum eignen Beßten desselben, und nicht zu seiner Beleidigung, geschehen sey, indem dieß (wie es doch auch wohl augenscheinlich ist) der einzige Weg wäre, sich zu rechtfertigen. Ferner leugnen die Beklagten, daß in der M. S. jemals behauptet worden, daß der Kläger jesuitische und unprotestantische Predigten gehalten habe, sondern nur, daß er in seinen Predigten vom Priesterthum zu reden affectire. Dieß glaubten sie zwar für ihre Person, wollten aber darüber keinen juristischen Beweis führen,

ren, welches auch um so weniger nöthig sey, da im April 1785. S. 365. ausdrücklich erklärt sey, daß aus diesem Umstande nichts Nachtheiliges folge. Auch könne der Kläger nicht Alles, was von einem protestantischen Geistlichen überhaupt, und nicht von ihm in *specie* gesagt worden sey, auf sich ziehen; (welches doch auch wirklich sehr natürlich ist, zumal wenn man die Natur eines solchen Journals bedenkt, das fast aus lauter von verschiedenen Orten eingeschickten Aufsätzen bestehet.) Im Julio aber, wo von ihm die Rede gewesen sey, wäre jener Umstand nicht mit erwähnt worden. Und überhaupt könne er nur für das, was in diesem Stücke von ihm namentlich behauptet worden, Verantwortung fordern. Darunter gehörten aber die Umstände nicht, welche in frühern Stücken angeführt worden: daß er eine Tonsur habe, und daß es beynahe schon öffentlich gesagt werde, daß er ein Jesuit der vierten Classe sey. Diese Facta ließen sie, ohne Uebernehmung eines juristischen Beweises, auf sich beruhen. Alles aber, was im Julio 1786. angeführt worden, beruhe auf Thatsachen und Documenten, deren Richtigkeit Kläger selbst nicht in Abrede stelle. Es wäre überdem aus dem 2ten Theile des Anti St. N. genommen, und könne daher den Beklagten um so weniger etwas zur Last gelegt werden, da sie bloß die vom Kläger selbst herrührenden Facta aus dem Buche entlehnt, und an den übrigen Aeußerungen des Verfassers keinen Antheil genommen hätten. Um aber die daher genommenen Beweismittel noch mehr zu unterstützen, verlangten sie des Klägers bestimmte Erklärung: ob er der Verfasser folgender ihm allgemein zugeeigneten Schriften sey: 1) Der Apologie des Freymaurerordens; 2) des Stein des Anstoßes und Fels des

Aergernisses; 3) vom Zweck des Freymaurerordens; 4) Ueber alte und neue Mysterien; 5) des St. Nicaise; und trügen dahin an, ihn, wenn er sich hierüber nicht bestimmt erklärte, in contumaciam für den Verfasser dieser Schriften zu halten, zumal ein großer Theil derselben in Meusel's gelehrtem Deutschlande unter seinem Namen aufgeführt, und diesem vom Kläger nie widersprochen worden sey. Beklagte hätten auch, ihre Privatüberzeugung abgerechnet, den Zusammenhang des Klägers mit den Katholiken in der M. S. nie als völlig gewiß behauptet, sondern nur die Gründe des Verdachts angezeigt, und ihn, in Rücksicht auf die Wichtigkeit der Sache, zur Erklärung darüber aufgefordert. Wenn daher derselbe von Cabalen redete, so sey solches ein bloßes Hirngespinnst, und sie glaubten, daß, bey ihrem bekannten Charakter, sie niemand solcher ränkevollen Absichten fähig halten werde. Uebrigens aber erklärten sie, daß sie sich auf keinen Fall für verbunden hielten, die Verfasser der in der M. S. eingerückten Aufsätze zu nennen, indem sie für Alles, worüber der Kläger von ihnen eine Vertretung der M. S. zu verlangen berechtigt gehalten werden könnte, diese Vertretung allein über sich nähmen. Sie widersprächen auch der verlangten öffentlichen und Privatgenugthuung, und zwar der letztern um so mehr, da Kläger sich derselben durch den höchst beleidigenden und ehrenrührigen Aufsatz in der Gothaischen gelehrten Zeitung verlustig gemacht hätte, im Fall jemals darauf hätte erkannt werden können. Sie bäten daher: „den „Kläger mit seiner Klage abzuweisen, und ihn in „die Kosten zu verurtheilen."

In der Folge bringt der Kläger in den Hauptsachen noch Folgendes vor. Ueber die Aechtheit der

der

im Anti St. N. abgedruckten Briefe und die Glaubwürdigkeit des Notariatsinstruments, lasse er sich gar nicht ein, da er die Briefe nicht gesehen, und *notarium et testes* nicht kenne. Aus jenen lasse sich nur höchstens dieses beweisen, daß er zur stricten Freymaurerobservanz, und darunter zu denjenigen gehört hätte, welche sich Cleriker genannt. Diese Briefe wären also in gegenwärtiger Rechtssache ganz unnütz. (Das ist doch fast ein wenig zu arg, dieß zu behaupten; denn erst als diese Briefe gedruckt waren, und wegen dieser Briefe ward er in der B. M. S. genennet.) Was indessen den Brief beträfe, worin er aus Paris geschrieben haben sollte, daß er eine Pension vom Clergé de France erhielte: so müßte er sagen, daß er vor 21 Jahren die Aussicht gehabt habe, durch Hülfe des sel. Academicien Caperonnier, der weder Geistlicher noch Jesuit gewesen sey, bey der Königl. Bibliothek, zur Verfertigung des Catalogi der morgenländischen Mspte, mit einer Pension angestellt zu werden. Es sey aber unterblieben, weil ihn sein Vater zurückgerufen habe, daher daraus nichts gegen ihn genommen werden könne. (Es ist bekannt, und erhellet abermals aus der jetzt geschehenen Ertheilung eines Civiletats an die Protestanten in Frankreich, wie sehr widrig gesinnet die Regierung in Frankreich von jeher wider die Protestanten gewesen ist. Es ward gesetzmäßig supponirt, es wären keine Protestanten in Frankreich. Daß jemand ein Amt in Frankreich, und zumal bey der Königl. Bibliothek in Paris erhalten könne, der nicht katholisch ist, kann nach der gewöhnlichen Verfassung in Frankreich noch jetzt nicht, geschweige damals, vermuthet werden. Dieß mußte Hr. D. J. A. Starck, jetzt und auch damals sehr wohl wissen. Es war also wohl ganz begreif-

greiflich, daß, ohne die geringste Verbindung, zu seinem Nachtheil, die Hr. Starck allenthalben finden will, schon durch die Nachricht, er sey im Begriff eine Stelle bey der K. Bibliothek in Paris anzunehmen, sich auch die Nachricht verbreiten müßte, er sey katholisch geworden. Eins scheint aus dem andern zu folgen. Lambeck in Wien, und Holstein in Rom konnten nicht Bibliothekare werden, ohne katholisch zu werden, eben so wenig, scheint es, konnte jemand bey der Bibliothek in Paris angestellt werden, ohne die Religion zu verändern, am wenigsten ein protestantischer Theologe. Es ist daher sehr sonderbar, daß er hier den Umstand von der Religion ganz übergeht. Wenn die Religion gar keine Hinderung seiner Beförderung in Paris war, so müßte entweder in Ansehung seiner, eine ausdrückliche Ausnahme haben gemacht werden sollen, und daß dieß ihm versichert worden, und von wem es sey versichert worden, hätte er wohl sehr deutlich beweisen müssen; oder es möchte doch, aus diesem Vorfall, allerdings etwas gegen ihn genommen werden können.) Verdachtsgründe gegen Jemand, zumal ohne Beweiß, auszustreuen, sey und bleibe eine Injurie, um so mehr, da die Beklagten gar keinen Beruf dazu gehabt hätten. Wenn gleich Beklagte allein verantwortlich seyn wollten, so müsse er doch darauf bestehen, sie dahin anzuhalten, alle seinetwegen eingesandten Nachrichten eidlich zu ediren, und die Personen ihrer Einsender und Mithelfer eidlich namhaft zu machen, weil ihm daran gelegen sey, alle diese Leute zu kennen, um darnach seine Rechts- und Sicherheitsmaßregeln zu nehmen. (Seltsam war wohl dieß Begehren, sobald die Herausgeber der Monatsschrift die Einsender vertreten wollten. Aber noch seltsamer, da Hr. Starck

selbst

selbst verschiedene Personen besonders einen in dieser Sache sehr wichtigen Ploddes sich zu nennen weigert.) Ein ganz sonderbares Begehren sey es übrigens, daß er sich erklären sollte, ob er Verfasser verschiedener Schriften sey, und wenn er es nicht thäte, in contumaciam dafür gehalten werden sollte. Denn gesetzt, er könnte für den Verfasser erkannt werden, und gesetzt, es könnten aus diesen Büchern nachtheilige Folgerungen auf ihn gezogen werden, so könnte dieß den Beklagten nicht helfen, weil dergleichen neue Entdeckungen *facta illicita* anteriora nicht legitimiren könnten; daher er nicht schuldig zu seyn glaube, sich darüber zu erklären. (Daß Hr. St. hier nicht ganz aufrichtig zu Werke gegangen sey, fällt wohl dem unbefangenen Leser sehr in die Augen. Die Verf. der Berl. M. S. wollten ja, nur, die Wahrheit in einem sonderbaren geheimnißvollen Benehmen, das schon 1767. seinen Anfang genommen hatte, heraus bringen. Also wären die 5 Bücher nicht facta *anteriora*, und wenn facta *illicita* von jemand sollten können erwiesen werden, anteriora oder nicht; so haben sie doch wohl viel Einfluß, wo so viel verdächtiges Benehmen erscheint.)

Als hierauf dem Kläger bey Regulirung des status controversiae, mit Beziehung auf die Vorschrift des Corp. iur. Frider. Part. I. tit. 6. §. 23. eine bestimmtere Erklärung über die an den Baron von Hund geschriebenen Briefe, welche im Anti St. N. abgedruckt sind, aufgegeben war: so erfolgte dieselbe dahin: die Vereinigung der Ritter mit den Clerikern habe die Wismarsche Loge eigentlich betrieben, wobey der Baron Vegesack, als Meister vom Stuhl, die Direction geführet, auch mehrere Männer, z. B.

der

der Major von Böhnen, als Vorsteher, ingleichen Herr von Raven und der Obristlieutenant von Both Theil genommen, er, Kläger, aber die Correspondenz geführt habe. Nun sey es richtig, daß dergleichen zur Vereinigung abzielende Briefe, als in dem Anti St. N. abgedruckt wären, dem allgemeinen Inhalte nach, geschrieben, und von ihm unterschrieben worden. Es hätten aber alle jene Männer, vornehmlich aber der Baron Vegesack und Herr von Böhnen, daran noch eher mehrern Antheil, als er, gehabt, wie auch zum Theil aus dem A. S. N., wenigstens in Ansehung der beyden ersten, erhelle. Ob nun jene abgedruckten Briefe diejenigen wären, welche wirklich geschrieben worden, ob sie ganz unverfälscht wären, etwas ausgelassen oder zugesetzt sey, vermöge er nicht zu beurtheilen, da er weder die Concepte in Händen habe, welche der Meister vom Stuhl behalten, noch die dem Notario vorgelegten Briefe gesehen habe, noch den Notarium selbst und seine Zeugen kenne. Es sey ihm also auch nicht möglich, mehreres von diesen Briefen zu erklären. (Es giebt ja eine innere Wahrheit, die jemand der in einem solchen Geschäffte so thätig die Hände gehabt hat, doch wohl beurtheilen kann. Hierauf sollte sich jemand, von welchem ein Gericht eine bestimmte Erklärung verlangt, doch wohl auch erklären, und solche Briefe bestimmt, entweder ableugnen oder anerkennen. Zumal, wenn die Richtigkeit von Briefschaften, durch Notarien und Zeugen bestätigt ist, ists wohl eine sonderbare Einwendung des Schreibers solcher Briefe, daß er den Notar und die Zeugen nicht kenne; zumal wenn diese Briefschaften wesentlich zum Processe gehören.)

Zur gütlichen Beylegung, welche ohnehin keiner von beyden Theilen begehrte, konnte, bey den wechselseitig geäußerten Gesinnungen, kein schicklicher Ausweg gefunden werden. Wenn nun gleich, der Regel nach, keine Deductionen in Injuriensachen von den Parteyen im Preußischen erfordert werden, so wurde dießmal doch vom 7ten Mai an eine vierwöchentliche Frist zur Einbringung der Deductionsschriften verstattet. Die Beklagten überreichten auch die ihrigen bereits am 4ten Junii, der Kläger aber blieb damit aus. Unerachtet nun das Decret dahin lautete, daß binnen vier Wochen, bey Verlust derselben, die Deductionen eingebracht werden sollten: so wartete man doch auf die Deduction des Klägers bis zum 5ten Julii. Als sie aber da nicht erschienen war, präcludirte man ihn. Indessen wurde doch noch den 25sten Julii eine Eingabe des Klägers, statt der Deduction, angenommen, worin er sich auf eine zu druckende Vertheidigungsschrift in zwey Bänden bezieht, und welche sonst nichts Neues enthält, als daß er der Privatgenugthuung, worauf er mit geklagt hatte, entsagt. (Er wußte freylich schon, mit welchen heftigen und injuriösen Ausdrücken er diese gedruckte Schrift angefüllt hatte, und daß er schon durch dieses Benehmen, sich selbst aller Privatsatisfaktion, wofern sie ihm je hätte zuerkannt werden können, den Rechten nach verlustig gemacht hatte, daher war diese Entsagung, eine sehr unwirksame Formalie.) Die zu druckenden Bücher, die der Kläger ankündigte, konnten aber ohne Vernachläßigung der gesetzlichen Vorschriften, nicht weiter erwartet werden, zumal da etwanige neue Beylagen auf die Entscheidung keinen Einfluß haben konnten, in-

dem

dem diese nur auf die Thatsachen, wie sie zur Zeit der Beleidigung lagen, gegründet werden mußte.

Die beyden Deductionen der beyden Beklagten, welche hier mit abgedruckt sind, wird man wegen der deutlichen und ganz bestimmten Auseinandersetzung mit Vergnügen lesen, wir müssen sie aber übergehen, da wir noch das Wichtigste, nämlich das Urtheil und die Entscheidungsgründe anzuführen haben. Das wichtige Urtheil vom 16ten Aug. 1787. lautet, wie folget:

„In Sachen des Fürstl. Hessen Darmstädt„schen Oberhofprediger, Consistorialrath und Defi„nitor D. Johann August Starck, Kläger eines, „wider den Oberconsistorialrath Gedike, und den „Bibliothekar D. Biester, Beklagte andern Theils, „erkennen Wir Friedrich Wilhelm von Gottes Gna„den König von Preußen rc. den verhandelten Acten „gemäß, hiemit für Recht: daß die Beklagten von „der wider sie angestellten Injurienklage, sowohl „in Absicht der Privat- als öffentlichen Genugthu„ung zu entbinden, der Kläger abzuweisen, und „für schuldig zu achten sey, den Beklagten die, „durch diesen Proceß, verursachten Kosten, nach „deren vorgängigen Angabe und richterlicher Er„mäßigung, zu erstatten. Von Rechtswegen."

Die Entscheidungsgründe, welche dieses Urtheil bewirkt haben, wollen wir, so kurz es möglich ist, ausziehen. Die Klage ist nicht gegründet. Die Injurie ist eine vorsätzliche Anmaßung, durch Geberden, Worte oder Handlungen, die Ehre eines Andern zu kränken. Derjenige, wider welchen sie gerichtet ist, muß benannt, oder durch unverkennbare

Merkzeichen deutlich bezeichnet seyn. Derjenige, welcher sie ausstößt, muß die, in der Regel nicht zu vermuthende, Absicht, vorsätzlich zu beleidigen gehabt haben. Sie wird alsdenn vermuthet, wenn dasjenige, was zur Verkleinerung eines Andern gesagt, oder geschrieben ist, schon an sich Beschimpfung enthält, und geradezu zu eines Andern Beleidigung abzweckt. Die Wahrheit der entehrenden Behauptung soll auch nur alsdenn die Klage aufheben, wenn die Beschuldigung von der Art ist, daß ihre Ruchtbarmachung nützlich ist. Selbst, wenn die Injurie an und für sich nicht bestritten werden kann, wird doch der Injuriant entschuldiget, wenn er scheinbare Gründe gehabt hat, dem Beleidigten seine Mängel vorzuwerfen, oder solche zu verbreiten; und es wird zu den besondern Milderungsursachen gezählt, wenn der Beleidigte zu der ihm wiederfahrnen Verunglimpfung die Veranlassung gegeben hat. Dieses, als ganz bekannt vorausgesetzt, leidet es an und für sich keinen Zweifel, daß die Beschuldigung eines protestantischen Gottesgelehrten, wovon hier die Rede ist, aus aller Verbindung und Veranlassung herausgezogen, eine Injurie sey. Es ist ferner wahr, daß in dem Laufe des Processes weder diese Beschuldigung überhaupt, noch besonders solche Verbindungen des Klägers erwiesen sind, welche die Verbreitung der Römischkatholischen Religion zur Absicht haben. Aber demungeachtet sind die Beklagten nicht strafbar. Wäre es zuförderst bey den Aufsätzen bis zum May 1786 geblieben, so wäre auch nicht der allergeringste Grund zur Anstellung einer Injurienklage vorhanden gewesen; denn bis dahin wurde der Kläger weder genannt, noch kenntlich gemacht. Es war incerta persona, von welcher die Rede war. Hieraus fällt

fällt zugleich alle Ahndung der Aeusserung, daß dieser Gottesgelehrte in seinen Predigten vom Priesterthum zu reden affectire, von selbst über den Haufen. Denn sie ist nachher nicht wiederhohlt; auch ist es keine Aeusserung, welche an sich eine Beschimpfung enthält. Daß die Beklagten den Gottesgelehrten, welchen sie weder nannten, noch bezeichneten, (unerachtet der zur Vertheidigung des Klägers geschriebene Brief, dessen im December 1785. gedacht worden, in der Urschrift oft vielfältig von einem Mann redete, den er mit Hr. D. St. bezeichnete,) zu seiner Vertheidigung aufforderten, war freylich eine, nicht mit Zwangrecht begleitete, Rüge; sie war aber weder unbefugt, noch strafbar, da die Kundbarmachung heimlicher, folglich auch verbotener Bemühungen, wodurch einem Corpori Abbruch geschehen sollte, welches durch die Reichsgrundgesetze gegen allen öffentlichen Angriff gesichert ist, einem jeden Mitgliede desselben unverwehrt seyn muß. Denn dieß ist das eigentliche *expedire* vel interesse, wovon L. 18. D. de iniur. spricht, und welches die Lossprechung der Beklagten begründen soll. Was ferner die Benennung des Klägers in den nachherigen Aufsätzen der M. S. betrifft, so haben die Beklagten bewiesen: 1) daß von des Klägers Verbindungen mit katholischen Geistlichen in Rücksicht der Freymaurerey, schon 1782. in einem Buche: über das Ganze der Freymaurerey S. 56. Erwähnung geschehen ist; 2) daß in dem Anti S. N. der Kläger vorher, als derjenige protestantische Gottesgelehrte, genannt worden, wovon die Berl. M. S. die mehrerwähnten Nachrichten mitgetheilt hat. Es beruhet daher die Entscheidung auf der Erörterung der Fragen:

1) Ist

1) Ist es strafbar, daß die Beklagten den Auszug aus einem gedruckten, in den Preußischen Landen nicht verbotenen, Buche geliefert haben, dessen wirklicher Inhalt solche Beschuldigungen des Klägers enthält, durch welche seine Ehre gekränkt wird; und

2) war es strafbare Unvorsichtigkeit, diese Beschuldigungen zu verbreiten, oder waren solche mit scheinbaren Gründen unterstützet?

Die erste Frage beantwortet sich beynahe von selbst. Die Beklagten haben unter öffentlicher Autorität und Genehmigung den Zweck und Inhalt ihrer M. S. angegeben, und dahin gehört auch die Erscheinung, welche zu diesem Streite die Gelegenheit gegeben hat. Alle diese Aufsätze sind unter der öffentlichen Censur des Staats gedruckt; und bey der bekannten Preßfreyheit in den Preußischen Landen, und nach dem darüber ergangenen Edict vom 1sten Junii 1772. §. 10. konnte diese Rüge kaum verhindert werden, da die Beklagten den anständigst gesittetesten Ton beybehielten, treu dem Inhalt des Anti S. N. anzeigten, nur diesen Nachrichten zu Folge dasjenige behaupteten, was sie schrieben, und dies Buch allein als ihren Gewährsmann, namhaft machten. Wäre indessen in diesem Buche eine bloße unbescheinigte Schmähung des Klägers enthalten gewesen, so würde den Beklagten eine unvorsichtige Verbreitung derselben zur Last fallen. Aber eben in den Handlungen des Klägers liegt ihre Vertheidigung. Dahin gehört: 1) die mit dem berüchtigten Schröpfer geführte Correspondenz. Seine Aeußerungen: daß er Eines Ursprungs mit ihm sey, und mit ihm zu Einem Zwecke gehe; seine mystischen Ausdrücke: daß er Florenz kenne, und nicht weit davon das Heiligthum

thum in Gold dreyfach gekrönet, sind auffallend für Jeden, der sich an den gewöhnlichen Wortverstand hält. Und da hier nur allein davon die Rede seyn kann, in wie fern der Kläger durch seine Handlungen zu nachtheiligen Urtheilen Veranlassung gegeben hat: so ist dieser Brief nicht für die unwichtigste zu halten. Zwar hat der Kläger selbst im 3ten Theile seiner Kirchengeschichte S. 460. einer mit Schröpfer'n geführten Correspondenz erwähnt; aber eine so allgemeine Erwähnung entfernt den Anstoß nicht, der aus einem zweydeutigen Inhalte der vorgelegten Briefe selbst entsteht; und daß derselbe anstößig sey, bedarf keines Beweises. 2) War der Kläger, nach dem allgemeinen Rufe, nach der unwidersprochenen Meuselschen Anzeige, und nach dem fast wörtlichen Inhalte des Anti S. N. der Verfasser des St. Nicaise. Dieser war zum Besitze des größten Geheimnisses gelangt, pries sich dadurch vollkommen glücklich, beschloß aber doch seine Tage in einer Französischen Abtey. Die Apologie dieses gewählten Standes ist der Gegenstand des letzten Briefes im S. N. Auch dieß vermehrt die Entschuldigungsursachen des Beklagten. Eine analogische Anwendung der Regel, welche der scharfsinnige Verf. des Buches: Ueber Preßfreyheit und deren Grenzen S. 166. aus der Natur der Sache giebt, vertheidigt die Beklagten. Unerachtet der Kläger aufgefordert ist, sich zu erklären: ob er der Verf. des St. N. sey? hat er doch diese Einlassung von sich abgelehnt. Das ihm bekannt gemachte Gesetz im Corp. iur. Frid. P. I. t. 6. §. 23. besiehlt aber, in diesem Falle einen solchen Umstand für zugestanden zu halten, und es kann ihn daher nicht befremden, daß er, so weit es der itzige Gegenstand

der Sache erfordert, für den Verf. des St. N. ge-
achtet wird; 3) und hauptsächlich, ward die Be-
schuldigung im Anti St. N. durch die mit dem Bu-
che herausgekommenen Anlagen, bescheiniget. Die
Beklagten verfuhren, da sie solche für die seinigen
hielten, nach der allgemeinen gesetzlichen Regel, wel-
che nie ein Verbrecher, also auch nie eine Ver-
fälschung, vermuthet. Und daß sie sich nicht geirret
haben, beweiset seine itzige Einlassung. Er hat kei-
ne Unrichtigkeit dieser Beylagen nachzuweisen ver-
mocht; und wenn gleich mehrere Personen an dem
Inhalte derselben mögen Theil genommen haben, so
schrieb er sie doch, als die seinigen, und man mußte
ihn auch für den alleinigen Verfasser halten. Nach
diesen erschien er als Presbyter Cleric. des Tempel-
herrenordens, den man zu restauriren trachtete. Er
und seine Brüder verlangten: „bey der stricten Ob-
„servanz nach unserm Rechte, das unsere Vorfahren
„die Clerici gehabt, und wir noch besitzen, begegnet
„zu seyn." (War dieß Recht das Hr. Starck und
seine Nebenclerici zu besitzen vorgaben, eine Erdich-
tung von ihnen, machten sie sich selbst zu Clericis,
um auch etwas vorzustellen, so kann man dieß fast
nicht anders als einen Betrug nennen; und wäre es
auch pia fraus gewesen, so erscheint der Erfinder ei-
nes solches Vorgehens, er sey wer er wolle, bey schlich-
ten geraden Leuten nicht im besten Lichte, und Hr.
Stark, da er jetzt ganz davon geschieden seyn will,
hätte doch in solchem Falle wohl aufrichtig gestehen
und bereuen sollen, daß es Betrug gewesen. Ka-
men sie aber wirklich von den alten katholischen Cle-
ricis her, so war doch diese Succession bedenklich ge-
nug.) Er äußerten: „das Volk könne nie des In-
„nern des Ordens theilhaftig werden, sondern allein
„die,

„die, welche Eifer und Geduld zu einem dreymalge„segneten Vater durch einen gütigen Führer brin„get.“ Er legitimirte sich zu seiner Negociation mit den palingenisirten Tempelrittern durch die Vollmacht des u. s. w. Pylades: „Je donne au Frère *Jean Au„gust Starck, Fils et Frère des Peres, et de la Fa„mille des Scavans de l'ordre des Sages etc.*;“ und wer dieser Pylades sey, ist und bleibt noch itzt ein Geheimniß, da der Kläger keine, viel weniger eine befriedigende, Auskunft darüber gegeben hat, und eben so verdunkelt bleibt die ganze Existenz dieses H. Ordens, zu welchem er gehört haben will. In der Erkennungsacte gelobten die Clerici: „daß sie dem Orden der Tempelherren förmlich und wesentlich beytreten, auf nämliche Art und Weise, wie es von ihren Vätern sel. Andenkens, und von ihnen selbst, da sie die Gesetze und Gelübde des Ordens übernommen, geschehen sey.“ Daraus mußte denn wohl eine hinlängliche Veranlassung zur Beurtheilung des Klägers entstehen, da er selbst einräumt, daß in diesem, in den catholischen Zeiten gestifteten Orden, dessen erster Provincial, der Baron von Hund, sich viele Jahre lang heimlich, nach 1763. aber öffentlich, zur catholischen Religion, zu welcher er übergegangen war, bekannt hatte, diejenigen, welche in den sogenannten hohen, oder innern, Orden hätten treten wollen, ein gewisses Noviciat hätten aushalten müssen; dann wären sie equites, subpriores und priores geworden, so wie eine namhafte Zahl derselben secundum regulam Sti Bernardi Claraevallensis förmlichen klösterlichen Profeß abgeleget, und monachalische Obedienz (equites professi) angelobet hätten. Daß dieß, wofür es der Kläger itzt ausgiebt, ein Spiel gewesen sey, daß die Worte ganz anders

 ver-

verstanden werden müßten, kann wahr seyn; (und Hr. Starck hätte wohl durch irgend etwas auseinander setzen sollen, daß es ein Spiel, oder, was es sonst gewesen) aber dieß folgte nicht aus dem äußern Scheine, und hiernach sind die Beklagten zu beurtheilen. So ungegründet nun hiernach die Klage überhaupt ist, so ungegründet sind auch die einzelnen damit verbundenen Anträge. Das Unterliegen in der Hauptsache zieht die Verurtheilung in die Kosten nach sich.

Recens. fügt (nebst dem was er bey dieser Anzeige in parenthesi zu sagen nöthig fand,) diesem Allen nur noch die Nachricht bey, daß die Appellation des Klägers an eine zweyte Instanz durch ein Decret vom 20sten Septbr. 1787. gänzlich abgeschlagen worden ist.

Diese Proceßacten sind aber auch noch aus einer andern Ursache sehr wichtig. Denn sie dienen dazu, den gegenwärtigen Gang der Preußischen Justiz darzustellen, und die großen Vorzüge zu erkennen, welche solcher vor allen anderswo üblichen Arten des Processes hat. Man lieset diese Acten mit Vergnügen, da hingegen die nach dem an andern Orten üblichen alten Schlendriane abgefaßten Acten jeden Mann von Geschmack zurückschrecken. Vielleicht wird der Abdruck dieser Acten daher auch den Nutzen haben, heilsame und nothwendige Reformationen im Processe und Kanzleystyle auch in andern Ländern zu veranlassen.

Tf.

IV.

IV.

Johann August Starck — über Krypto-Katholicismus, Proselytenmacherey, Jesuitismus, geheime Gesellschaften, und besonders die ihm selbst von den Verfassern der Berliner Monatsschrift gemachte Beschuldigungen mit Acten-Stücken belegt. Frankfurt und Leipzig, bey Fleischer. 1787. Ister Theil. 608 S. ohne die Vorrede. IIter Theil. 404, 384, 54 und 152 Seiten in groß 8vo.

Dieß ist die Deduction, welche der Verfasser dem Publico und dem Kammergerichte zu Berlin zugleich überreichen wollte; es war dem gedachten hohen Kollegium aber wohl nicht zuzumuthen, sein Urtheil bis nach der Erscheinung einer Druckschrift, die nicht in der gesetzmäßigen Zeit eingereicht ward, aufzuschieben; um so viel mehr, da (wie oben S. 328. zu ersehen) nach der preußischen Gesetzverfassung, in der Regel, in Injuriensachen von den Partheyen keine Deductionen erfordert werden. Hr. Starck muß auch gar übel berathen seyn, wenn er im Ernste diese Schrift als eine gerichtliche Deduction hat einreichen wollen: denn nicht nur ist sogar vieles darin, was gar nicht zu dieser Sache gehört, sondern es sind in dieser Schrift, auch eine Menge der gröbsten und vor keinem Gerichte verzeihlichen Injurien enthalten, wodurch er wohl, wenn seine Gegner eine Redenunciation oder Reconvention würden angestellet haben, in die

die Strafe eines vorsetzlichen Injurianten wohl offenbar würde haben verfallen müssen. Seine Gegner hatten nie injurieuse Benennungen gegen ihn gebraucht, welche ohnedieß wohlgezogenen Menschen, besonders Gelehrten, unanständig sind. Wie ergiebig aber diese Schrift des Hrn. Starck an sehr injurieusen Benennungen und Ausdrücken ist, wird jeder der sie lieset auf allen Seiten finden, und sich wirklich wundern, wie jemand, der selbst über Injurien gerichtlich klagen will, selbst alle Schranken des Wohlstandes überschreiten und in solchen so sehr unanständigen Ausdrücken gegen die Beklagten schreiben könne. Es hat daher der Verf. nicht nur nichts verlohren, sondern ohne Zweifel dadurch noch gewonnen, daß diese mit der größten Heftigkeit, ja oft mit wahrer Wuth geschriebene Schrift nicht zu den gerichtlichen Akten gekommen ist, wie unsere nähere Anzeige derselben Jedem Leser zeigen wird. Gern hätte der Recensent, welcher schon bey der Anzeige der Proceßacten seine Unpartheylichkeit versichert hat, und daher diese Versicherung hier nicht wiederholen will, sich diesem Geschäffte entzogen; denn es ist warlich nicht angenehm, einen so angesehenen protestantischen Gottesgelehrten, dem Niemand einen guten Kopf und Gelehrsamkeit absprechen kann, so darstellen zu müssen, wie es hier traurige Pflicht ist, da er selbst kein Bedenken getragen hat, sich so, wie hier geschehen ist, dem Publico zu zeigen. Indessen will der Rec. den Verf. weder beschuldigen noch anklagen. Er wünscht, daß derselbe an allen dem, dessen er verdächtig geworden ist, ganz unschuldig seyn, und daß diese Unschuld so hell und klar erwiesen werden möge, daß Keiner mehr daran zweifeln kann. Aber er muß bedauern, daß der Verf. so wüthend heftig schreibt, daß er so viele unnütze

unnütze Dinge einmischt, welche gar nicht zur Sache gehören, und daß er viel zu wenig von den Hauptpunkten sagt, und nicht wenig ganz übergeht, wovon eigentlich die Frage ist. Hr. St. mag ganz unschuldig seyn; aber aus dieser Vertheidigung erhellet es nicht. Denn er gesteht selbst, daß er viele Dinge gethan habe, welche, bey aller seiner heftigen und weitläuftigen Vertheidigung, noch immer ganz unerklärbar und sehr widersprechend, zum Theil auch, wenn man sein ganzes Benehmen übersieht, verdächtig bleiben. Man lese diese ganze Vertheidigung von Anfang bis zu Ende durch, und lasse sich durch die unzählichen Wiederhohlungen, und durch die dem Verf. ganz eigene weitschweifige Art des Vortrags nicht ermüden, welches bey vielen Lesern gewiß nicht der Fall seyn wird: am Ende sieht man sich doch bey weitem nicht befriedigt, und vermißt in den Hauptpunkten alle die Aufklärung, welche man wünschte und mit Recht erwarten konnte. 1602 Seiten oder 4 Alphabet und 8 Bogen, ohne die Vorreden, waren indessen doch ein ansehnlicher Raum, auf dem die Erwartung aller Leser befriedigt werden konnte. Aber womit sind sie angefüllt? Weitschweifige, und weder ordentliche noch ruhige Dissertationen, über verwandte Materien, heftige Verunglimpfungen von Gelehrten, welche diese Materien vor unserm S. untersucht hatten, sehr wenig zu seinen eigenen Vertheidigungen über die sonderbaren geheimen Dinge, worauf es doch eigentlich hier ankommt, und dieses wenige, gar nicht in der gehörigen Ordnung, unter so viele allotria gemischt, daß fast gar nichts übersehen werden kann, oder im deutlichen Zusammenhange erscheint. Endlich aber eine Menge der gröbsten Schimpfwörter,

ter. Daß wir diese Schrift richtig schildern, wird folgende so viel möglich kurze Anzeige lehren.

Der erste Theil, welchen jeder Leser gewiß mit der Erwartung in die Hände nahm, wichtige Aufschlüsse über alle bekannt gewordenen sonderbaren und bedenklichen Schicksale und Aeußerungen des Verf. zu finden, liefert auf 608 Seiten in groß Octav weitläuftige Untersuchungen, oder vielmehr meist Declamationen über Cryptocatholicismus, Jesuitismus, und Proselytenmacherey im Allgemeinen, und ob solche der protestantischen Kirche gefährlich werden können, oder nicht, nebst den heftigsten Beschuldigungen und Schimpfwörtern. Von dem Verf. selbst aber, und von allen seinen Schritten, Briefen und Schriften, von den gar sonderbaren Vorfällen: daß er, ein protestantischer Theologe, ein Amt bey der K. Bibliothek in Paris haben sollte, das, nach der Verfassung von Frankreich niemand als ein Katholik bekleiden kann; daß er ein protestantischer Theologe, ein Clericus des Tempelordens zu seyn, und in dieser Qualität Rechte und *Iura stolae* von seinen Tempelrittern verlangt, welche sich auf eine Succession von den ehemaligen katholischen Priestern des aufgehobenen Tempelherrenordens gründen sollten; daß dieser geheime Tempelherrenorden, auch wenn es Protestanten waren, katholische Ceremonien und Gelübde hatten, und daß die Clerici, die ächten Geheimnisse, in deren Besitz zu seyn sie vorgaben, ihren protestantischen Layenrittern bringen wollten, diese Layenritter nicht vor den so anstößigen katholischaussehenden Noviciat, monachalische Obedienz u. s. w. warnten; daß Hr. Starck, ein protestantischer Theologe, an einen elenden Caffeeschenken und Geisterbanner, den

Schröpfer

Schröpfer in Leipzig, voll Ehrfurcht schrieb, sich ihm zum lehrbegierigen Schüler anbot, und sich gegen ihn auf Florenz, und das Heiligthum in Gold, dreyfach gekrönt, bezog; von diesen und mehrern seltsamen Vorfällen findet man darin nichts, einige Actenstücke ausgenommen, welche den Proceß desselben betreffen, und größtentheils auch in den von uns schon angezeigten Prozeßacten befindlich sind. Diese allgemeinen Untersuchungen oder Deklamationen hätte der Verf. sehr gut ersparen können, wenn es ihm nur bloß darum zu thun gewesen wäre, die Wahrheit oder Falschheit des wider ihn erregten Verdachts (worauf es doch hier nur allein ankam) deutlich vor dem Publikum auseinander zu setzen. Ueber jene Gegenstände hatten schon Andere vor ihm genung gesagt; und was etwa darüber noch zu sagen nöthig war, schickte sich besser für andere Männer, deren Urtheil das Publikum für unpartheyischer halten muß, als das seinige. Er war offenbar viel zu sehr Parthey, als daß er darüber kaltblütige Untersuchungen hätte anstellen können? Und was konnte er dadurch gewinnen, wenn seine eigene Rechtfertigung nicht so ausfiel, wie sie ausfallen mußte?

In der Einleitung werden gleich auf den ersten Seiten die Warnungen gegen den heimlichen Catholicismus mit den Auftritten verglichen, welche Lord Gordon vor einiger Zeit in England veranlaßte; auch werden hier, und weiter hin an vielen Stellen des Buchs Nicolai, Gedike und Biester mit diesem elenden Schwärmer und mit der Bourignon in Parallel gestellt. Schon dieser Anfang kann jeden Leser errathen lassen, ob hier wohl an irgend eine unpartheyische Untersuchung zu denken sey, und ob der Mann,

wel-

welcher mit solchen gehäßigen und gar nicht passenden Vergleichungen anfängt, in der Folge nicht noch ärger von seiner Heftigkeit werde hingerissen werden. Uebrigens enthält diese Einleitung nichts, als Vorläufer von den unanständigen Schmähungen und gehäßigen Insinuationen, welche von Anfang bis zu Ende des Buchs fortdauern, wider die, die er sich zu Gegnern wählt; (denn er zieht Hrn. Nicolai auch mit in diesen Streit, und fährt mit der pöbelhaftesten Grobheit über ihn her, der doch, so viel dem Rec. bewußt ist, nie wider ihn geschrieben hat,) und den Anfang der Geschichte seiner gerichtlichen Klage, welche, wie bekannt, so unglücklich für ihn abgelaufen ist, als es Jedermann erwarten konnte. Von dieser ist es nicht nöthig, etwas anzuführen; von jenen aber wollen wir in der Folge noch etwas sagen.

Nun folgt ein Abschnitt: über den angeblichen Kryptocatholicismus. Auch dieser fängt wieder mit einer gehäßigen Vergleichung zwischen den Kryptocalvinischen Unruhen und dem jetzigen Streite an, und sucht aus dem gegenwärtigen Zustande der Aufklärung unter den Protestanten, mit Gründen, welche Andere, besonders Garve, längst vorgetragen haben, zu beweisen, daß von den letztern gar nichts zu fürchten sey. Dabey wird denn das, was Nicolai und die Berliner M. S. von dem Geiste der Römischen Kirche gesagt haben, für lauter alte verlegene Waare erklärt. Wenn haben aber diese Männer je gesagt, daß das, was sie uns wieder ins Gedächtniß brachten, weil sie glaubten, daß dies nöthig sey, unerhörte und neue Dinge wären? Und was soll also dieser armselige Vorwurf nutzen? Sehr sonderbar und eine bloße Chicane ist es auch, wenn die Nachrichten

richten dieser Männer deshalb zweifelhaft gemacht werden, weil wir noch nicht wüßten, ob sie wirklich evangelische Christen, die unsere Augsburgische Confession und die übrigen symbolischen Bücher annähmen, oder ob sie nicht etwa heimliche Naturalisten und Socinianer, (ist das dem Verf. einerley?) ja vielleicht selbst heimliche Abgeordnete und Vorbereiter der Katholiken und Jesuiten wären. Man sieht leicht, wenn man die ganze Manier dieses Buchs aufmerksam betrachtet, wohin das erstere, das in der Folge noch öfterer und zuversichtlicher wiederhohlt wird, zielen soll; nämlich seine Gegner auf eine recht hämische Weise erst gehäßig und verächtlich zu machen, ehe er daran gehet, sich wider sie zu vertheidigen, um sich die Vertheidigung, bey welcher er sich so ziemlich drehen und wenden muß, um sie plausibel zu machen, durch solches im Anfange eingeflößte Vorurtheil zu erleichtern. Was in aller Welt sollten denn wohl Socinianer oder Naturalisten durch dergleichen Warnungen, wenn sie solche boshafter Weise ausstreueten, zu gewinnen suchen, oder gewinnen können? Dieß hätte doch der Verf. vor allen Dingen erst zeigen müssen, wenn sein albernes Geschwätze nicht jedem nachdenkenden Manne gleich als offenbare Chicane erscheinen sollte. Den letztern kindischen Einfall, daß seine Gegner vielleicht selbst Vorbereiter der Katholiken und Jesuiten wären, hat er, wenn wir nicht irren, seinem gelehrten und verdienstvollen Superintendenten de Marees, wie er ihn zu tituliren pflegt, abgeborgt, und er kommt in der Folge noch oft wieder zum Vorschein. Aber auf solche Armseeligkeiten antworten, hieße Zeit und Papier verschwenden.

Der Verf. fährt nun fort, die Schritte der Berliner Monatsschriftsteller wider den angeblichen Kryptocatholicismus im Jahr 1784. auf einer nachtheiligen Seite vorzustellen, welche hauptsächlich den Tadel der Einräumung der protestantischen Kirchen zum katholischen Gottesdienste betreffen. Hiebey wird denn zugleich die Toleranz in den kaiserlichen Staaten vertheidiget, und gesagt, jeder Menschenfreund müsse den tiefsten Unwillen gegen diejenigen empfinden, welche solche verdächtig machen könnten; (Gerade als wenn jemand diese Toleranz verdächtig gemacht hätte, gerade als ob Hr. Nicolai etwas anders gethan hätte, als die Gränzen und die wahre Beschaffenheit dieser Toleranz genau und unpartheyisch zu bestimmen. Von seinen Behauptungen hierüber hat noch niemand etwas zu widerlegen vermocht, da er alles aus den kaiserl. Mandaten selbst und aus österreichischen Schriften bewiesen hat. Das in Wien herauskommende treffliche Werk, Ueber den österreichischen Gottesdienst, liefert die besten Belege, zu Hrn. Nicolai Bestimmung der Beschaffenheit des Religionszustandes in Oesterreich.) Man sieht wohl, daß der Verf. mit Fleiß nicht sehen will, was er doch leicht sehen konnte, wenn es ihm um Wahrheit, und nicht um Rechthaberey, zu thun wäre. Da aber dies nur ein Nebenpunkt ist, so wollen wir uns darüber um so weniger einlassen. Was aber sein Urtheil über die Einräumung protestantischer Kirchen zum catholischen Gottesdienste betrifft, so läuft das doch am Ende dahinaus, daß dieses mit nöthiger Vorsicht von Seiten der Obrigkeit geschehen müsse. Und weiter wollten ja auch die Männer selbst, welche er bestreitet, nichts sagen, und dahin zielten bloß alle ihre Warnungen. Ueberhaupt verliert der Verf. bey aller

Gelegenheit den Umstand aus den Augen, oder beachtet ihn vielmehr gar nicht, daß einzelne Thatsachen, allein und für sich betrachtet, die Gefahr, welche der protestantischen Kirche droht, wenn sie nicht aufmerksam ist, nicht beweisen, sondern die ganze Menge von Thatsachen zusammengenommen und mit einander verglichen, welche nach und nach aufgestellt worden sind, und von denen immer einige, von denen selbst viele, als nicht genug erwiesen, oder als unerheblich, wegfallen können, ohne daß deswegen die Furcht vor Catholicismus und Proselytenmacherey, und die Warnungen davor, ungegründet und unzeitig wären.

Der weitläuftige Abschnitt, welcher hierauf von S. 148. bis 375. folgt: über geheime Proselytenmacherey, und die dazu angeblich dienenden Mittel, wimmelt insbesondere von Sophistereyen, Verdrehungen, hämischen Anschwärzungen und Schimpfwörtern. Jene alle auseinander zu setzen, und diese alle anzuführen, würde eine überflüßige Mühe machen, und unsere Recension zu einem Buche ausdehnen, daher wir nur bey einigen verweilen dürfen. Der Verf. nennt das, was seine Gegner darüber beygebracht haben, ein künstliches Gewebe der geflissentlichsten Verwirrung. Aber welcher Unpartheyischer wird wohl in Dingen, welche nur nach und nach mit großer Mühe zusammengetragen und ans Tageslicht gezogen worden sind, welche von ganz verschiedenen Personen, die von einander entfernt sind, in eine Monatschrift eingesendet worden, welche sich erst nach und nach entdeckt haben, ohne Partheylichkeit und Leidenschaft, einen künstlichen Plan suchen, oder glauben, daß solches mit Fleiß so gestellt sey, da doch die

Natur der Sache ergiebt, daß es nicht anders gestellt werden konnte? Auch ist darin wirklich gar keine solche Verwirrung, daß man nicht Licht darin finden sollte. Vielmehr ist nur leider gar zu viel Licht, und mehr Ordnung, als man wünscht, darin, wenn gleich nicht die Ordnung, welche der Verf. verlangt, um seinen Lesern ein Blendwerk vorzumachen; denn diese möchte vielleicht mehr für ihn, als gegen ihn, beweisen. Wahre Albernheit ist es ferner, wenn der Verf. ohne den geringsten Beweis zu geben, uns weismachen will, Nicolai und die Verfasser der Berl. Mon. Schr. giengen nach einer getroffenen Verabredung zu Werke; denn es ist ja ganz klar, daß Jeder von ihnen seinen eigenen Weg geht, wie ihre Schriften deutlich genug beweisen. Aber der V. möchte dadurch so gern etwas gewinnen, daß er diesen Männern einen Plan unterschiebt, welcher gar nicht vorhanden ist; und es geht ihm darin, aus einerley Ursachen, gerade so, wie gewissen Schriftstellern, welche, wenn ihre Thorheiten aufgedeckt, oder ihre Schwäche gezeigt wird, immer gleich Cabalen gegen sich argwöhnen, und ihren Recensenten, welche sich meistens einander gar nicht kennen, Plane und geheime Verabredung gegen sie Schuld geben. S. 164. ff. macht der Verf. ein entsetzliches Geschrey über die Behauptung eines Ungenannten in der Berl. M. Schr. welcher sagt: „man misbraucht den so „wahren Satz, daß Christen sich, als Brüder, lieben sollen, und schiebt dabey die schädliche Meynung unter, daß sie sich gegen Freygeister (von denen man so gräßliche als unbestimmte Vorstellungen verbreitet,) wie gegen gemeinschaftliche Feinde „mit Eifer vereinigen, und lieber selbst einander nachgeben, als jene aufkommen lassen müssen.“ So

was

was, sagt der Verf. kann nur ein heimlicher Freygeist behaupten. Und warum denn? Der Satz, so wie ihn sicher jeder Leser, welcher nicht, wie St. Gift aus Allem saugen will, verstehen muß, ist so wahr, daß Rec. ihn, ohne alles Bedenken, mit tausend andern wahren Christen jederzeit mit seinem Namen unterschreiben wollte. Aber freylich, wenn man verdrehen und mit Sophistereyen zu Felde ziehen will: so kann man auch die wahrsten Sätze gefährlich machen. So sagt z. B. der Verf.: „dieß sey ein arger „Kunstgriff, unsern Theologen den Mund zu stopfen „und die Hände zu lähmen, damit sie es ja nicht wag„ten, wider Irreligion und Freygeisterey zu schreiben, „um nur nicht des Kryptocatholicismus verdächtig „zu werden!“ Ist wohl eine ärgere Verdrehung möglich, als wenn man dies aus jenen Worten des Ungenannten folgern will? Ueberhaupt aber spielt der Verf. allenthalben mit den Wörtern: Deismus, Freygeisterey und Christenthum nach Belieben. So nennt er kurz vorher S. 163. den reinen theoretischen Deismus: Freygeisterey, und setzt hinzu: „Kann „die Gefahr der Freygeisterey, des häßlichsten Kreb„ses, der nur je an der Gesundheit des Staats na„gen kann, schrecklich genug vorgestellt werden?“ Der reine theoretische Deismus wäre also der häßlichste Krebs, der nur je an der Gesundheit des Staats nagen könnte? Das ist doch eine so arge Behauptung, als sie nur je aus einem verwirrten Kopfe gekommen ist. Sie verdient keine Widerlegung. Eine Theorie der Gottesverehrung, selbst wenn sie irrig wäre, kann nie dem Staate ein Krebs werden.

Ein anderer Kunstgriff, welchen sich der Verf. zu Schulden kommen läßt, ist dieser, daß er niemals

darauf Rücksicht nimmt, daß seine Gegner, wie wohl jeder billige Leser sehen wird, es nicht allenthalben wagen durften, alle von ihnen angeführten Umstände mit den neuesten Beweisen zu belegen. Daher thut er sich immer viel zu Gute, wenn einmal ein Umstand nicht aus den neuesten Zeiten bewiesen ist, und verachtet alle Beweise aus ältern Zeiten, da er doch selbst hin und wieder einräumen muß, daß sich der Geist des Römischen Hofes und die Denkungsart der Römischcatholischen Theologen in den Hauptsachen schlechterdings nicht geändert hat. Bey schwachen Lesern, welche von der neuesten Geschichte nichts wissen, als was gedruckt ist, und welche immer gedruckte Beweise verlangen, mag nun freylich dieser Kunstgriff einen ihm vortheilhaften Eindruck machen; aber gewiß nicht bey solchen, die einigermaßen den Lauf der Welt kennen, und wissen, daß man von vielen Sachen, die in der Welt vorgehen, öffentlich nicht reden kann. Wollte denn er wohl das Herz haben, Alles, was ihm bekannt ist, drucken zu lassen? Und man glaubt doch sonst wohl rechtschaffnen und glaubwürdigen Männern auch in Dingen, welche sie nicht gerichtlich zu beweisen im Stande sind, außergerichtlich, oder entsieht sich wenigstens, sie geradezu Lügen zu strafen, oder ihnen gleich böse Absichten beyzumessen, sondern läßt die Sache höchstens vor der Hand unentschieden. Warum also auch nicht hier, wo doch Sorge für die Sicherheit und Erhaltung des Guten das ist, was man durch Warnungen zu bewirken sucht? Aber an das Alles will der Verf. nicht denken; er will nur seine Gegner, wenn es möglich wäre, zu Schanden machen. So behält also auch, wie man leicht denken kann, der aus der Monatsschrift bekannte T—y in Allem Recht,

[illegible]; und Garve, welcher wirklich eines solchen Advocaten entbehren konnte, und an den der Verf. sich so gerne recht dicht anschließen möchte, (wenn gleich zwischen ihm und jenem vortrefflichen Gelehrten ein sehr großer Unterschied ist,) wird mit lauten Lobsprüchen erhoben, welche dem edeln Manne aus einer solchen Feder wohl schwerlich gefallen werden.

Wie erbärmlich seicht der Verf. ferner selbst bey den bekanntesten Thatsachen argumentirt, das beweiset unter andern auch das, was er S. 208. f. von dem Religionszustande in der Pfalz sagt. Man weiß es allgemein, wie sehr man die Protestanten in diesem Lande unterdrückt hat. Und doch findet der Verf. solches gar nicht arg, sondern führt uns viele Umstände an, welche beweisen sollen, daß es den Protestanten dort recht wohl gehe. Er spricht von Freyheiten, welche den Catholiken daselbst eingeräumt wären, als ob solche nicht die Grenzen des Rechts und der Billigkeit überschritten, sondern bloß von der Art wären, wie sie ihnen aus einer weisen Toleranz auch wohl protestantische Regenten in ihren Ländern zugestehen. Er fragt hönisch: ob der Protestantismus dort ausgerottet sey? Ausgerottet ist er freylich nicht, weil das bis itzt noch nicht möglich war; soll aber das nur Tadel verdienen, und hat man keine Ursache zu warnen, wenn man die Protestanten in einem Lande, wo sie gesetzmäßig ihren Sitz haben, nur nicht ausrottet? Hat man ihnen nicht Kirchen und Kirchengüter genommen, wenn sie gleich noch einige übrig haben? Ist der Kirchenrath im Stande gewesen, die Protestanten bey ihren Rechten zu erhalten, und gegen Eingriffe zu schützen? Werden in unsern Zeiten keine Pfälzer zum Catholicismus bekehrt?

Und was soll endlich der Umstand beweisen, daß der Verf. bey seinem Aufenthalte in der Pfalz, herzliche Anhänglichkeit gegen den Protestantismus daselbst wahrgenommen hat? Doch wohl nimmer, daß dieser dort ungekränkt im höchsten Flor sey? — Eben so seicht ist der Einwurf, wenn er S. 211. Sachsen und Hessen als Beweise anführt, daß Biester aus Unwissenheit oder mit Vorbedacht Beyspiele auslasse. Wozu sollte er diese Länder anführen? Die Einschränkungen, welche man daselbst den catholischen Landesherren gesetzt hat, hindern die nachtheiligen Folgen der Religionsveränderung der Landesherren sehr. Aber würden diese Einschränkungen allenthalben möglich seyn, und sind sie allenthalben? Können also diese Länder wohl zum Beweise dienen, daß die Religionsveränderungen der Landesherren ihren protestantischen Unterthanen schädlich oder unschädlich sind? Keins von beyden. Folglich ist auch der plumpe Ausfall, welcher bey dieser Gelegenheit auf Hrn. Biester geschieht, sehr am unrechten Orte angebracht. —

Wie sophistisch der Verf. streitet, beweiset zwar das Buch auf allen Bogen, und ist auch aus den von uns schon mitgetheilten Proben klar. Wer aber Lust hat, noch mehrere auffallende Beweise davon zu lesen, der schlage einmal S. 276. ff. auf, und er wird den Scharfsinn des Verf. zu bewundern Ursache finden. Wir können nicht Alles hier auszeichnen, sonst müßten wir den größten Theil des Buchs abschreiben. Damit er aber sehe, daß wir ihm auch gerne Gerechtigkeit wiederfahren lassen, wo wir es können: so wollen wir aufrichtig gestehen, daß uns seine Erklärung S. 338. ff. über die Feyerlichkeit der öfentlichen Andacht, wegen ihrer Offenherzigkeit, so wohl

gefallen

gefallen hat, daß wir wünschten, er möchte in dem ganzen zweyten Theile seines Buches, wo er von den Beschuldigungen redet, die gegen ihn vorgebracht sind, eben so offenherzig geschrieben haben. Zwar können seine Gründe uns von dem Vorzuge der Feyerlichkeiten bey der öffentlichen Andacht, und besonders der Feyerlichkeiten, welche er liebt, nicht überzeugen; aber wir sind auch weit davon entfernt, es ihm zur Last zu legen, daß er darin nicht eben so denkt, als wir. Schade nur, daß diese offenherzige Stelle in dem ganzen dicken Buche so einzig in ihrer Art ist! Gleich nachher stoßen wir wieder auf eine andere, welche ein sehr zweydeutiger Ausspruch ist, der, je nachdem man ihn versteht, halb wahr und halb falsch ist: „Aberglauben ist gewiß ein Acker, auf welchem „Laster aller Art recht gut gedeihen; Deisterey aber „und Naturalisterey ist sicherlich nicht weniger ein „Feld, auf welchem Schandthaten, Laster und Verbrechen aller Art so gut fortkommen, als sonst nirgends. Nur allein das Christenthum und wahre „Gottseligkeit, die gerechte Mittelstraße zwischen „Aberglaube(n) und Unglaube(n), macht recht tugendhafte und glückliche Menschen.“ Man sieht aus dieser und mehrern Stellen des Buchs wohl, daß der Verf. itzt mit einemmale den strengen Orthodoxen machen will, welchen man vormals nicht in ihm und seinen Schriften suchte. Aber durch solche Behauptungen, wie diese, wird er sich bey unsern aufgeklärten protestantischen Theologen so wenig, als bey andern verständigen Männern, Beyfall verschaffen. Denn es ist eine wissentlich niedergeschriebene Unwahrheit, daß Deisterey und Naturalisterey ein Feld sey, worauf Schandthaten und Laster so gut fortkommen, als sonst nirgends. Das Christenthum man-

 cher

welcher mit solchen gehäßigen und gar nicht passenden Vergleichungen anfängt, in der Folge nicht noch ärger von seiner Heftigkeit werde hingerissen werden. Uebrigens enthält diese Einleitung nichts, als Vorläufer von den unanständigen Schmähungen und gehäßigen Insinuationen, welche von Anfang bis zu Ende des Buchs fortdauern, wider die, die er sich zu Gegnern wählt; (denn er zieht Hrn. Nicolai auch mit in diesen Streit, und fährt mit der pöbelhaftesten Grobheit über ihn her, der doch, so viel dem Rec. bewußt ist, nie wider ihn geschrieben hat,) und den Anfang der Geschichte seiner gerichtlichen Klage, welche, wie bekannt, so unglücklich für ihn abgelaufen ist, als es Jedermann erwarten konnte. Von dieser ist es nicht nöthig, etwas anzuführen; von jenen aber wollen wir in der Folge noch etwas sagen.

Nun folgt ein Abschnitt: über den angeblichen Kryptocatholicismus. Auch dieser fängt wieder mit einer gehäßigen Vergleichung zwischen den Kryptocalvinischen Unruhen und dem jetzigen Streite an, und sucht aus dem gegenwärtigen Zustande der Aufklärung unter den Protestanten, mit Gründen, welche Andere, besonders Garve, längst vorgetragen haben, zu beweisen, daß von den letztern gar nichts zu fürchten sey. Dabey wird denn das, was Nicolai und die Berliner M. S. von dem Geiste der Römischen Kirche gesagt haben, für lauter alte verlegene Waare erklärt. Wenn haben aber diese Männer je gesagt, daß das, was sie uns wieder ins Gedächtniß brachten, weil sie glaubten, daß dies nöthig sey, unerhörte und neue Dinge wären? Und was soll also dieser armselige Vorwurf nutzen? Sehr sonderbar und eine bloße Chicane ist es auch, wenn die Nachrichten

richten dieser Männer deshalb zweifelhaft gemacht werden, weil wir noch nicht wüßten, ob sie wirklich evangelische Christen, die unsere Augsburgische Confession und die übrigen symbolischen Bücher annähmen, oder ob sie nicht etwa heimliche Naturalisten und Socinianer, (ist das dem Verf. einerley?) ja vielleicht selbst heimliche Abgeordnete und Vorbereiter der Katholiken und Jesuiten wären. Man sieht leicht, wenn man die ganze Manier dieses Buchs aufmerksam betrachtet, wohin das erstere, das in der Folge noch öfterer und zuversichtlicher wiederhohlt wird, zielen soll; nämlich seine Gegner auf eine recht hämische Weise erst gehäßig und verächtlich zu machen, ehe er daran gehet, sich wider sie zu vertheidigen, um sich die Vertheidigung, bey welcher er sich so ziemlich drehen und wenden muß, um sie plausibel zu machen, durch solches im Anfange eingeflößte Vorurtheil zu erleichtern. Was in aller Welt sollten denn wohl Socinianer oder Naturalisten durch dergleichen Warnungen, wenn sie solche boshafter Weise ausstreueten, zu gewinnen suchen, oder gewinnen können? Dieß hätte doch der Verf. vor allen Dingen erst zeigen müssen, wenn sein albernes Geschwätze nicht jedem nachdenkenden Manne gleich als offenbare Chicane erscheinen sollte. Den letztern kindischen Einfall, daß seine Gegner vielleicht selbst Vorbereiter der Katholiken und Jesuiten wären, hat er, wenn wir nicht irren, seinem gelehrten und verdienstvollen Superintendenten de Marees, wie er ihn zu tituliren pflegt, abgeborgt, und er kommt in der Folge noch oft wieder zum Vorschein. Aber auf solche Armseeligkeiten antworten, hieße Zeit und Papier verschwenden.

Der Verf. fährt nun fort, die Schritte der Berliner Monatsschriftsteller wider den angeblichen Kryptocatholicismus im Jahr 1784. auf einer nachtheiligen Seite vorzustellen, welche hauptsächlich den Tadel der Einräumung der protestantischen Kirchen zum katholischen Gottesdienste betreffen. Hiebey wird denn zugleich die Toleranz in den kaiserlichen Staaten vertheidiget, und gesagt, jeder Menschenfreund müsse den tiefsten Unwillen gegen diejenigen empfinden, welche solche verdächtig machen könnten; (Gerade als wenn jemand diese Toleranz verdächtig gemacht hätte, gerade als ob Hr. Nicolai etwas anders gethan hätte, als die Gränzen und die wahre Beschaffenheit dieser Toleranz genau und unpartheyisch zu bestimmen. Von seinen Behauptungen hierüber hat noch niemand etwas zu widerlegen vermocht, da er alles aus den kaiserl. Mandaten selbst und aus österreichischen Schriften bewiesen hat. Das in Wien herauskommende treffliche Werk, Ueber den österreichischen Gottesdienst, liefert die besten Belege, zu Hrn. Nicolai Bestimmung der Beschaffenheit des Religionszustandes in Oesterreich.) Man sieht wohl, daß der Verf. mit Fleiß nicht sehen will, was er doch leicht sehen konnte, wenn es ihm um Wahrheit, und nicht um Rechthaberey, zu thun wäre. Da aber dies nur ein Nebenpunkt ist, so wollen wir uns darüber um so weniger einlassen. Was aber sein Urtheil über die Einräumung protestantischer Kirchen zum catholischen Gottesdienste betrifft, so läuft das doch am Ende dahinaus, daß dieses mit nöthiger Vorsicht von Seiten der Obrigkeit geschehen müsse. Und weiter wollten ja auch die Männer selbst, welche er bestreitet, nichts sagen, und dahin zielten bloß alle ihre Warnungen. Ueberhaupt verliert der Verf. bey aller

Gele-

Gelegenheit den Umstand aus den Augen, oder beachtet ihn vielmehr gar nicht, daß einzelne Thatsachen, allein und für sich betrachtet, die Gefahr, welche der protestantischen Kirche droht, wenn sie nicht aufmerksam ist, nicht beweisen, sondern die ganze Menge von Thatsachen zusammengenommen und miteinander verglichen, welche nach und nach aufgestellt worden sind, und von denen immer einige, von denen selbst viele, als nicht genug erwiesen, oder als unerheblich, wegfallen können, ohne daß deswegen die Furcht vor Catholicismus und Proselytenmacherey, und die Warnungen davor, ungegründet und unzeitig wären.

Der weitläuftige Abschnitt, welcher hierauf von S. 148. bis 375. folgt: über geheime Proselytenmacherey, und die dazu angeblich dienenden Mittel, wimmelt insbesondere von Sophistereyen, Verdrehungen, hämischen Anschwärzungen und Schimpfwörtern. Jene alle auseinander zu setzen, und diese alle anzuführen, würde eine überflüßige Mühe machen, und unsere Recension zu einem Buche ausdehnen, daher wir nur bey einigen verweilen dürfen. Der Verf. nennt das, was seine Gegner darüber beygebracht haben, ein künstliches Gewebe der geflissentlichsten Verwirrung. Aber welcher Unpartheyischer wird wohl in Dingen, welche nur nach und nach mit großer Mühe zusammengetragen und ans Tageslicht gezogen worden sind, welche von ganz verschiedenen Personen, die von einander entfernt sind, in eine Monatschrift eingesendet worden, welche sich erst nach und nach entdeckt haben, ohne Partheylichkeit und Leidenschaft, einen künstlichen Plan suchen, oder glauben, daß solches mit Fleiß so gestellt sey, da doch die

Natur der Sache ergiebt, daß es nicht anders gestellt werden konnte? Auch ist darin wirklich gar keine solche Verwirrung, daß man nicht Licht darin finden sollte. Vielmehr ist nur leider gar zu viel Licht, und mehr Ordnung, als man wünscht, darin, wenn gleich nicht die Ordnung, welche der Verf. verlangt, um seinen Lesern ein Blendwerk vorzumachen; denn diese möchte vielleicht mehr für ihn, als gegen ihn, beweisen. Wahre Albernheit ist es ferner, wenn der Verf. ohne den geringsten Beweis zu geben, uns weismachen will, Nicolai und die Verfasser der Berl. Mon. Sch. giengen nach einer getroffenen Verabredung zu Werke; denn es ist ja ganz klar, daß Jeder von ihnen seinen eigenen Weg geht, wie ihre Schriften deutlich genug beweisen. Aber der V. möchte dadurch so gern etwas gewinnen, daß er diesen Männern einen Plan unterschiebt, welcher gar nicht vorhanden ist; und es geht ihm darin, aus einerley Ursachen, gerade so, wie gewissen Schriftstellern, welche, wenn ihre Thorheiten aufgedeckt, oder ihre Schwäche gezeigt wird, immer gleich Cabalen gegen sich argwöhnen, und ihren Recensenten, welche sich meistens einander gar nicht kennen, Plane und geheime Verabredung gegen sie Schuld geben. S. 164. ff. macht der Verf. ein entsetzliches Geschrey über die Behauptung eines Ungenannten in der Berl. M. Schr. welcher sagt: „man misbraucht den so „wahren Satz, daß Christen sich, als Brüder, lie„ben sollen, und schiebt dabey die schädliche Mey„nung unter, daß sie sich gegen Freygeister (von de„nen man so gräßliche als unbestimmte Vorstellun„gen verbreitet,) wie gegen gemeinschaftliche Feinde „mit Eifer vereinigen, und lieber selbst einander nach„geben, als jene aufkommen lassen müssen." So was

was, sagt der Verf. kann nur ein heimlicher Freygeist behaupten. Und warum denn? Der Satz, so wie ihn sicher jeder Leser, welcher nicht, wie St. Gift aus Allem saugen will, verstehen muß, ist so wahr, daß Rec. ihn, ohne alles Bedenken, mit tausend andern wahren Christen jederzeit mit seinem Namen unterschreiben wollte. Aber freylich, wenn man verdrehen und mit Sophistereyen zu Felde ziehen will: so kann man auch die wahrsten Sätze gefährlich machen. So sagt z. B. der Verf. a. „dieß sey ein arger „Kunstgriff, unsern Theologen den Mund zu stopfen „und die Hände zu lähmen, damit sie es ja nicht wag„ten, wider Irreligion und Freygeisterey zu schreiben, „um nur nicht des Kryptocatholicismus verdächtig „zu werden!“ Ist wohl eine ärgere Verdrehung möglich, als wenn man dies aus jenen Worten des Ungenannten folgern will? Ueberhaupt aber spielt der Verf. allenthalben mit den Wörtern: Deismus, Freygeisterey und Christenthum nach Belieben. So nennt er kurz vorher S. 163. den reinen theoretischen Deismus: Freygeisterey, und setzt hinzu: „Kann „die Gefahr der Freygeisterey, des häßlichsten Kreb„ses, der nur je an der Gesundheit des Staats na„gen kann, schrecklich genug vorgestellt werden?“ Der reine theoretische Deismus wäre also der häßlichste Krebs, der nur je an der Gesundheit des Staats nagen könnte? Das ist doch eine so arge Behauptung, als sie nur je aus einem verwirrten Kopfe gekommen ist. Sie verdient keine Widerlegung. Eine Theorie der Gottesverehrung, selbst wenn sie irrig wäre, kann nie dem Staate ein Krebs werden.

Ein anderer Kunstgriff, welchen sich der Verf. zu Schulden kommen läßt, ist dieser, daß er niemals

darauf Rücksicht nimmt, daß seine Gegner, wie wohl jeder billige Leser sehen wird, es nicht allenthalben wagen durften, alle von ihnen angeführten Umstände mit den neuesten Beweisen zu belegen. Daher thut er sich immer viel zu Gute, wenn einmal ein Umstand nicht aus den neuesten Zeiten bewiesen ist, und verachtet alle Beweise aus ältern Zeiten, da er doch selbst hin und wieder einräumen muß, daß sich der Geist des Römischen Hofes und die Denkungsart der Römischcatholischen Theologen in den Hauptsachen schlechterdings nicht geändert hat. Bey schwachen Lesern, welche von der neuesten Geschichte nichts wissen, als was gedruckt ist, und welche immer gedruckte Beweise verlangen, mag nun freylich dieser Kunstgriff einen ihm vortheilhaften Eindruck machen; aber gewiß nicht bey solchen, die einigermaßen den Lauf der Welt kennen, und wissen, daß man von vielen Sachen, die in der Welt vorgehen, öffentlich nicht reden kann. Wollte denn er wohl das Herz haben, Alles, was ihm bekannt ist, drucken zu lassen? Und man glaubt doch sonst wohl rechtschaffnen und glaubwürdigen Männern auch in Dingen, welche sie nicht gerichtlich zu beweisen im Stande sind, außergerichtlich, oder entsieht sich wenigstens, sie geradezu Lügen zu strafen, oder ihnen gleich böse Absichten beyzumessen, sondern läßt die Sache höchstens vor der Hand unentschieden. Warum also auch nicht hier, wo doch Sorge für die Sicherheit und Erhaltung des Guten das ist, was man durch Warnungen zu bewirken sucht? Aber an das Alles will der Verf. nicht denken; er will nur seine Gegner, wenn es möglich wäre, zu Schanden machen. So behält also auch, wie man leicht denken kann, der aus der Monatsschrift bekannte T—y in Allem

Recht,

Recht; und Garve, welcher wirklich eines solchen Advocaten entbehren konnte, und an den der Verf. sich so gerne recht dicht anschließen möchte, (wenn gleich zwischen ihm und jenem vortrefflichen Gelehrten ein sehr großer Unterschied ist,) wird mit lauten Lobsprüchen erhoben, welche dem edeln Manne aus einer solchen Feder wohl schwerlich gefallen werden.

Wie erbärmlich seicht der Verf. ferner selbst bey den bekanntesten Thatsachen argumentirt, das beweiset unter andern auch das, was er S. 208. f. von dem Religionszustande in der Pfalz sagt. Man weiß es allgemein, wie sehr man die Protestanten in diesem Lande unterdrückt hat. Und doch findet der Verf. solches gar nicht arg, sondern führt uns viele Umstände an, welche beweisen sollen, daß es den Protestanten dort recht wohl gehe. Er spricht von Freyheiten, welche den Catholiken daselbst eingeräumt wären, als ob solche nicht die Grenzen des Rechts und der Billigkeit überschritten, sondern bloß von der Art wären, wie sie ihnen aus einer weisen Toleranz auch wohl protestantische Regenten in ihren Ländern zugestehen. Er fragt hönisch: ob der Protestantismus dort ausgerottet sey? Ausgerottet ist er freylich nicht, weil das bis itzt noch nicht möglich war; soll aber das nur Tadel verdienen, und hat man keine Ursache zu warnen, wenn man die Protestanten in einem Lande, wo sie gesetzmäßig ihren Sitz haben, nur nicht ausrottet? Hat man ihnen nicht Kirchen und Kirchengüter genommen, wenn sie gleich noch einige übrig haben? Ist der Kirchenrath im Stande gewesen, die Protestanten bey ihren Rechten zu erhalten, und gegen Eingriffe zu schützen? Werden in unsern Zeiten keine Pfälzer zum Catholicismus bekehrt?

Und was soll endlich der Umstand beweisen, daß der Verf. bey seinem Aufenthalte in der Pfalz, herzliche Anhänglichkeit gegen den Protestantismus daselbst wahrgenommen hat? Doch wohl nimmer, daß dieser dort ungekränkt im höchsten Flor sey? — Eben so seicht ist der Einwurf, wenn er S. 211. Sachsen und Hessen als Beweise anführt, daß Biester aus Unwissenheit oder mit Vorbedacht Beyspiele auslasse. Wozu sollte er diese Länder anführen? Die Einschränkungen, welche man daselbst den catholischen Landesherren gesetzt hat, hindern die nachtheiligen Folgen der Religionsveränderung der Landesherren sehr. Aber würden diese Einschränkungen allenthalben möglich seyn, und sind sie allenthalben? Können also diese Länder wohl zum Beweise dienen, daß die Religionsveränderungen der Landesherren ihren protestantischen Unterthanen schädlich oder unschädlich sind? Keins von beyden. Folglich ist auch der plumpe Ausfall, welcher bey dieser Gelegenheit auf Hrn. Biester geschieht, sehr am unrechten Orte angebracht. —

Wie sophistisch der Verf. streitet, beweiset zwar das Buch auf allen Bogen, und ist auch aus den von uns schon mitgetheilten Proben klar. Wer aber Lust hat, noch mehrere auffallende Beweise davon zu lesen, der schlage einmal S. 276. ff. auf, und er wird den Scharfsinn des Verf. zu bewundern Ursache finden. Wir können nicht Alles hier auszeichnen, sonst müßten wir den größten Theil des Buchs abschreiben. Damit er aber sehe, daß wir ihm auch gerne Gerechtigkeit wiederfahren lassen, wo wir es können: so wollen wir aufrichtig gestehen, daß uns seine Erklärung S. 338. ff. über die Feyerlichkeit der öffentlichen Andacht, wegen ihrer Offenherzigkeit, so wohl gefallen

gefallen hat, daß wir wünschten, er möchte in dem ganzen zweyten Theile seines Buches, wo er von den Beschuldigungen redet, die gegen ihn vorgebracht sind, eben so offenherzig geschrieben haben. Zwar können seine Gründe uns von dem Vorzuge der Feyerlichkeiten bey der öffentlichen Andacht, und besonders der Feyerlichkeiten, welche er liebt, nicht überzeugen; aber wir sind auch weit davon entfernt, es ihm zur Last zu legen, daß er darin nicht eben so denkt, als wir. Schade nur, daß diese offenherzige Stelle in dem ganzen dicken Buche so einzig in ihrer Art ist! Gleich nachher stoßen wir wieder auf eine andere, welche ein sehr zweydeutiger Ausspruch ist, der, je nachdem man ihn versteht, halb wahr und halb falsch ist: „Aberglauben ist gewiß ein Acker, auf welchem „Laster aller Art recht gut gedeihen; Deisterey aber „und Naturalisterey ist sicherlich nicht weniger ein „Feld, auf welchem Schandthaten, Laster und Ver„brechen aller Art so gut fortkommen, als sonst nir„gends. Nur allein das Christenthum und wahre „Gottseligkeit, die gerechte Mittelstraße zwischen „Aberglaube(n) und Unglaube(n), macht recht tu„gendhafte und glückliche Menschen." Man sieht aus dieser und mehrern Stellen des Buchs wohl, daß der Verf. itzt mit einemmale den strengen Orthodoxen machen will, welchen man vormals nicht in ihm und seinen Schriften suchte. Aber durch solche Behauptungen, wie diese, wird er sich bey unsern aufgeklärten protestantischen Theologen so wenig, als bey andern verständigen Männern, Beyfall verschaffen. Denn es ist eine wissentlich niedergeschriebene Unwahrheit, daß Deisterey und Naturalisterey ein Feld sey, worauf Schandthaten und Laster so gut fortkommen, als sonst nirgends. Das Christenthum man-

cher Leute nährt solche eben so gut, und wohl noch mehr, als Deismus. Sehr listig aber schiebt er bey dem Christenthume die wahre Gottseligkeit mit ein. Sind sie wirklich allemal vereinigt? Steht nicht oft Christenthum mit dem Munde bekannt und zur Schau getragen, mit Lastern zusammen?

Nach diesem langen Abschnitte von der geheimen Proselytenmacherey, worin der Verf. mit einer äusserst ermüdenden Weitschweifigkeit und mit unzähligen Wiederhohlungen am Ende wirklich nichts wider seine Gegner erwiesen, sondern blos das, was Andere, und besonders Garve, weit besser gesagt hatten, wiederholt, und mit unzähligen Chicanen, Sophistereyen und Schimpfreden, von welchen letztern wir nachher werden reden müssen, ausgeschmückt hat, folgt von S. 376. bis 525. ein Abschnitt von Jesuiten, ihren wirklichen und angeblichen Machinationen zum Nachtheil der Protestanten. Und hier macht er es denn freylich um kein Haar besser, wovon wir auch nur einige Beyspiele anführen wollen. Alles reißt er aus dem Zusammenhange. Die bedenklichsten Umstände, sollen nicht bedenklich seyn, sollen nicht Aufmerksamkeit verdienen, weil er zum Theil mit den seltsamsten Sophismen auch eine andere Erklärung zu geben weiß, keine Thatsache soll können als wahr oder wahrscheinlich angenommen werden, wenn sie nicht mit den strengsten juristischen Beweisen wider alle nur erfindliche Ausflüchte kann gesichert werden. (Gerade als ob bey Dingen, welche geheime Machinationen betreffen, dergleichen Beweise möglich wären, und als ob nicht in solchen Fällen ein vernünftiger Mann, wiederholte bedenkliche Anzeigen verschiedener Art der Aufmerksamkeit werth halten würde,)

würde,) und wenn endlich Sachen selbst von Hrn. Starck nicht können geleugnet werden, so sagt er verächtlich, es wären allgemein bekannte Sachen, (gerade als ob alles, was in Büchern stehet, allgemein bekannt wäre.) S. 461. ff. steht eine lange Declamation gegen Nicolai, worin der Verf. ihm Schuld geben will, er hätte Leute als Jesuiten angeführt, welche es nie gewesen wären. Das macht denn freylich bey Leuten, welche nicht mit eigenen Augen zusehen, Eindruck. Wer aber diese Stelle mit dem Anhange zum 7ten Bande der Reisebeschreibung jenes Gelehrten S. 11. ff. vergleichet, der wird die Ungereimtheit und die Chicanen des D. Starck mit Händen greifen können. —

Hr. St. findet auch nicht das mindeste Bedenkliche darin, daß in geheimen Zirkeln des Jesuiten Storchenau Philosophie der Religion den Protestanten empfohlen worden ist. Und nun höre man einmal seine vermeinten Gründe, und Deklamation über diese Nachricht, die doch wohl jeder Protestant für sehr befremdend halten wird. (S. 408.) „Wie „viele Gründe können zur Empfehlung eines Buchs „seyn, und was berechtigt uns, eben die schlechtesten „herauszusuchen?" Wenn uns aber der Verf. doch nur gute Gründe hätte anführen können! Doch er führt ja folgenden an: „Storchenau und sein Verle„ger konnten glauben, auf solche Weise den Absatz „des Buchs zu befördern. — Gesetzt, fährt er „fort, daß es noch so viele den Catholicismus begün„stigende Stellen enthielte, — was liegt denn „daran? Soll darum ein Protestant ein solches Buch „nicht lesen? — Da sehen wir ja einen Catalogum „librorum prohibitorum, wie ihn nur die römische „Kirche

„Kirche immer haben kann, und in unsern Berliner
„Zionswächtern eine leibhaftige Commission des Ju-
„dex. Gewiß man hat nicht unrecht gehabt, daß
„man vor einem deistischen Pabstthum gewarnt.
„Kann denn ein Protestant nicht ein erzcatholisches
„Buch lesen, wegen des andern darin befindlichen
„Guten? Ich kenne das Buch nicht; (So! also
„auch nicht, ob es das geringste Gute und für einen
„Protestanten lesenswürdige hat!) aber der Autor
„sey Jesuite oder nicht, und es mögen nebenher noch
„so viele katholische Grundsätze darin vorkommen:
„so viel Religionseinsicht wird jeder etwas unterrich-
„tete Protestant haben, daß er das, was nicht für
„ihn gehört, absondern kann. — Aber ein solches
„Buch empfehlen? Und das thut ein lutherischer
„Prediger? Warum nicht? Welch Inquisitions-
„tribunal wird ihm das wehren; und wenn er Lust
„hat, auch den Koran obendrein zu empfehlen, worin
„auch manches Gute steht? Prüfet Alles, leset Alles,
„und das Gute behaltet." Nun, das ist doch, wie
man gestehen muß, eine Vertheidigung! Wer so
vertheidigen kann, mit dem ist wohl nicht weiter zu
streiten. — Noch ein anderes Beyspiel steht S. 412.
Man weiß, daß in der Mon. Schr. von dem ver-
borgenen Sinne des Buchs des Erreurs et de la Ve-
rité, eines Buchs, das zuverlässig einen verborgenen
Sinn haben muß, geredet, und eine Aufklärung
darüber gegeben war, indem man annahm, daß
hommes die Jesuiten, nature die nostros, Etre,
Dieu und Principes supérieurs den General, u. s. f.
bezeichneten. Diese Erklärung nennt nun Starck:
eine kabbalistische Dechiffrirkunst, und sagt, daß
man dadurch aus der Bibel ähnliche Deutungen her-
ausbringen könne, welches er denn mit vielem elen-

den

den Afterwitze zu erweisen sucht. Heißt das aber nicht wider besser Wissen und Gewissen das Publikum äffen? Denn jedermann sieht doch wohl, daß es ein großer Unterschied ist, in einem Buche, welches nach dem gewöhnlichen Wortverstande gar keinen vernünftigen Sinn giebt, worin selbst gesagt wird, daß es in einem verborgenen Sinn solle verstanden werden, einen verborgenen Sinn suchen, als diesen in die Bibel, ein Buch, welches ohne denselben sehr verständlich ist, hineintragen. Und doch nennt der Verf. Jenes in seiner feinen Hofsprache: wahre Tollhäuslereyen. Was soll man dabey denken oder sagen? —

Bey der Nachricht, daß die Jesuiten Missionen nach der Krimm anlegen, und die Missionen nach Riga und Petersburg nicht mehr von der Propaganda, sondern von dem Erzbischofe von Mohilow mit Jesuiten besetzt werden, sagt der Verf.: „Nun „was ists denn? wenn sie nur nicht zu uns, nur nicht „gar nach Berlin kommen?" Elender und abgeschmackter kann man doch wohl nicht antworten. — S. 441. ff. wird behauptet, daß in unsern protestantischen Haupt- und Fundamentalglaubenslehren, die auf die deutlichen Aussprüche der Bibel beruhen, eben so gut, wie in der katholischen Kirche, keine Veränderung Statt finden könne. Das ist denn nun wieder ein sehr zweydeutiger Satz. Man müßte zuvor wissen, was der Verf. unter Haupt- und Fundamentalglaubenslehren begreift, und ob die Worte: die auf die deutlichen Aussprüche der Bibel beruhen, so viel heißen sollen, als: welche alle, oder: in sofern solche auf die d. A. d. B. beruhen. Und dann ist doch noch immer ein wichtiger Unterschied zwischen der Ursache der Unveränderlichkeit

heit protestantischer und katholischer Glaubenslehren. Die lehren die auf deutlichen Aussprüchen der Bibel beruhen, sollen natürlich immer unverändert die Lehren des geläuterten und vernünftigen Protestantismus bleiben. Dahin führt die freye Untersuchung, die wesentliche Eigenschaft des ächten Protestantismus, mit redlichem Herzen, und mit den besten Gründen zu unterscheiden was biblisch ist, und was nicht ist. Aber die Unveränderlichkeit der katholischen Glaubenslehren gründet sich auf die Unfehlbarkeit, und hemmet alle Untersuchung. Das weiß Hr. Stark sehr gut, aber er mischt geflissentlich alles untereinander. Wer in wichtigen Untersuchungen so zweydeutig schreibt, dem muß es wohl um Wahrheit nicht sehr zu thun seyn. Oder rechnet der Verf. dergleichen Erinnerungen, wie diese, auch zu den Silbenstechereyen, mit denen er so oft um sich wirft, wenn man ihm, oder einem seiner Vertheidigten Vorwürfe macht, und ihre auf Schrauben gestellten Zweydeutigkeiten und auf Schrauben gestellten Erklärungen näher untersucht?

Endlich kommt der letzte Abschnitt: von der Religionsvereinigung als Mittel zur Beförderung der geheimen Proselytenmacherey. Da auch hier der Verf. sich ziemlich gleich bleibt, und wir ohnehin über andere Punkte noch genug zu sagen haben: so finden wir es überflüssig aus diesem Abschnitte noch etwas anzuführen. Von den beygefügten Beylagen sind die meisten in den schon von uns angezeigten Proceßacten befindlich, und die übrigen sind zu unerheblich, als daß es nöthig wäre, davon etwas zu bemerken.

ollen daher zum zweyten Theile, und
es aufrichtig, daß auch dieser dem ersten

in

in allen Stücken gleich ist, und daher einem unbefangenen Leser, der Hrn. Starkens Vertheidigung seiner selbst, und nicht seine leeren und seichten Deklamationen oder seine wüthenden Angriffe auf seine Gegner lesen will, unmöglich Genüge leisten kann. Der erste Abschnitt desselben handelt: von den geheimen Gesellschaften, als Mitteln zur Verbreitung des Catholicismus. Hier werden zuerst der Orden der göttlichen Vorsehung, die Gesellschaft zur Beförderung reiner Lehre und wahrer Gottseligkeit, die Rosenkreuzer, die theosophische Gesellschaft, und der wohlthätige Ritter aufgeführt. Der Verf. bemüht sich, diese alle zu rechtfertigen, unerachtet er versichert, zu keiner von ihnen je gehört zu haben. Sein ganzes Geschwätz darüber ist also sehr unnöthig. Er weiß, besonders von den geheimen Gesellschaften nichts recht gewisses, zu seiner Vertheidigung tragen auch alle diese Sachen nichts bey. Warum ließ er denn nicht alle diese Dinge dahin gestellt seyn, zumal da diejenigen, welche in die Berliner Monatschrift Aufsätze hierüber einsendeten, diese Gesellschaften zum Theil sehr genau kennen mußten. Aber er will auch, wie man deutlich sieht, nichts als zanken, und über seine Gegner einen Strom von hämischen Beschuldigungen und Schimpfwörtern ausgießen.

S. 118. erklärt er alle Socinianer, Deisten und Naturalisten, für einen Auswurf der Menschheit, die ihm, nächst Satan, die bedauerswürdigsten Geschöpfe wären. Man muß gestehen, daß dieser Ausspruch an einem Manne befremden muß, der seinen Gegnern so oft Ketzermacherey vorwirft. Oder glaubt er etwa, daß diese nur Doctoren der Theologie und Definitoren geziemen? — S. 133. ff. werden

den wieder die Bücher des Erreurs et de la Verité und Tableau naturel in Schutz genommen, und was im ersten Theile schon darüber gesagt worden ist, wiederhole. Es muß wirklich befremden, daß der Verf. unter der Vertheidigung so vieler andern seltsamen Dinge, sich auch die Vertheidigung dieser, doch offenbar unnützen, und in sofern sie thörigte Geheimnißsucht verbreiten, dem gesunden Menschenverstande gewiß schädlichen Bücher so sehr angelegen seyn läßt. Hier giebt er sich unter andern auch Mühe zu beweisen, daß mit dem angegebenen Schlüssel doch noch viele Stellen derselben unverständlich blieben. Wäre hier der Ort dazu, und wäre Hr. Starck der Mann, mit dem es im geringsten frommen könnte, über solche Sachen zu streiten, so ließen sich über seine vermeinten Beweise noch wohl starke Zweifel machen. Indessen, wenn es aber auch wahr wäre, was Hr. St. vorgiebt, was soll denn dadurch gewonnen seyn? Sind jene Bücher deshalb unschuldig, weil der angegebene Schlüssel dazu vielleicht nicht vollständig ist? Hätte der Verf. diese Bücher gründlich vertheidigen wollen: so hätte er uns eine richtigere Erklärung derselben geben sollen. Denn Chiffresprache ist darin, und der Verf. gesteht ja selbst in der Folge das Daseyn solcher Chiffresprache in geheimen Orden, gesteht, daß er selbst an den berüchtigten Schröpfer in Chiffern geschrieben habe. Wozu soll also das ganze Geschwätz über diese Bücher hier und im ersten Theile nützen? — Höchst unwürdig ist übrigens auch der Seitenhieb, welchen er S. 142. bey dieser Gelegenheit dem ehrwürdigen sel. Moses Mendelssohn giebt. Es zeigt die unwürdige Denkungsart des Hrn. Starck, daß er sich nicht schämt, eines so ehrwürdigen Mannes noch nach seinem Tode bey einer solchen vom Zaune gebro-

gebrochenen Gelegenheit zu spotten? Niemand wird diese Stelle ohne Unwillen lesen. —

Darauf kommt der Verf. zu den Illuminaten. Diese sucht er mehr verdächtig zu machen, als zu vertheidigen, weil er glaubt, ihrer zu sehr geschont zu haben. Er weiß auch die Ursachen dieser Schonung anzugeben; Ursachen, welche er erfunden hat, und die also, wie man leicht denken kann, ein nachtheiliges Licht auf seine Gegner werfen sollen. Seine hauptsächlichste Sophisterey besteht darin, daß die Herren Gedike und Biester und sogar Hr. Nicolai, alles so genau verantworten sollen, was in der Berlinischen Monatschrift stehet, als ob sie es selbst geschrieben hätten. Ja, sogar aus demjenigen was nicht darin stehet, ziehet der Verf. nachtheilige Folgen. Denn seinem Vorgeben nach soll jedes Wort nach einem Plan gesetzt seyn. Diese mit nichts bewiesene Voraussetzung erscheint sogleich als höchstungereimt, wenn man nur bedenkt, daß die Berlinische Monatschrift kein systematisches Werk, sondern eine Monatschrift ist, welche aus eingesendeten Beyträgen von allerhand Personen aus ganz Deutschland entstehen. Es ist ja nicht einmal eine bestimmte Gesellschaft. Jeder wer will sendet, wie es die gesunde Vernunft giebt, das ein, was er weiß, oder was er für wichtig hält. Die Herausgeber können wohl nichts weiter thun, als unter den eingesendeten Stücken eine schickliche Wahl treffen, und was sie nicht haben, können sie nicht bekannt machen. Es ist also nicht allein ungereimt, sondern auch wirklich hämisch, daß Hr. St. daraus, daß von irgend einer Sache oder gar von einer geheimen Gesellschaft in der Berlinischen Monatschrift wenig stehet, auf eine ganz be-

sondere Ursache des Stillschweigens schließen will. Denn, wenn diejenigen, die Lust haben, etwas in ein Journal einzusenden, nichts von den Illuminaten wußten, und diejenigen, die etwas davon wußten, nichts dahin einsenden wollten, so wird in beyden Fällen nichts davon ins Journal kommen; ohne daß daraus etwas weder für noch wider die Herausgeber zu schließen ist.

Hr. Starck hat, eben indem dieses Blatt seines Buchs gedruckt ward, in dem Nachtrage zu den Originalschriften der Illuminaten S. 28. in einem Briefe des Hrn. Hofr. Weishaupt gefunden: „auch Hr. Nicolai sey beym Orden der Illuminaten, et quidem contentissimus.“ Diese Nachricht führt er sogleich in einer Note an, und nach seiner Art mit drey —! —! —! ein. Der Recensent müßte sich an Hrn. Starckens bisher in diesem Streite so deutlich ausgezeichnetem Charakter sehr irren, wenn Hr. Starck, der aus allem Consequenzen ziehet, nicht in dem Nachtrage, den er noch zu seinem schon zu zwey dicken Bänden angewachsenen Buche zu liefern verspricht, auch aus dieser Nachricht gehäßige Consequenzen ziehen sollte. Da indessen dem Recensenten von dieser Sache nichts bewußt ist, so kann er weiter davon nicht urtheilen. Hr. Nicolai hat ihm aber, als er ihm die Recension dieses Buchs versprach, gemeldet, er werde am Ende derselben eine Erklärung an das Publikum, wegen dieser Sache hinzufügen,*) worauf der Rec. also die Leser verweiset.

Ueber-

*) Ich glaubte damals von dieser an sich sehr klaren Sache, in einer Erklärung von etlichen Blättern das Publikum völlig benachrichtigen zu können, da meine ganze Verbindung mit dem Illuminatenorden in nichts besteht, als

Ueberhaupt weiß und erzählt Hr. Starck vieles, was Niemand von ihm wissen wollte; aber das, wor-

als daß mir die Schriften der Grade dieses Ordens, und nicht einmal alle, zum Durchlesen mitgetheilt worden, da ich niemals mit diesen Schriften *contentissimus*, noch weniger in diesem Orden eine wirkende Person gewesen bin. Da ich aber Hrn. Starckens Nachtrag zu seinem dickleibigten Buche vom Kryptokatholicismus zu Gesichte bekam, sah ich, daß er sich darin sehr hämisch gegen mich betragen hatte. Die Konsequenzenmacherey hat wohl noch kein Schriftsteller so unverschämt getrieben, als Hr. Starck, hier mit mir. Er nimmt nicht nur für ausgemacht an, daß ich, wie Hr. Weishaupt (den ich nicht persönlich kenne, nie ein Wort mit ihm gesprochen, niemals mit ihm korrespondirt habe, oder mit ihm in der geringsten Verbindung bin) in einem Privatschreiben im J. 1782. meldete, *contentissimus* gewesen sey. Er nimmt nicht nur für ausgemacht an, daß ich im Jahre 1782. wirklich alle Schriften des Illuminatenordens müsse gesehen und gebilligt haben. (Da ich doch im Anfange 1782. nur die ersten und untersten Grade gesehen hatte.) Er nimmt nicht nur für ausgemacht an, daß ich nun alles was Hr. Weishaupt und der Illuminatenorden jemals gethan hat, verantworten müsse. Sondern er zieht auch alle Verläumdungen und falsche Beschuldigungen auf mich, und setzt noch die gehäßigsten und hämischsten Konsequenzen hinzu. Um den Ungrund seiner Vorspiegelungen zu zeigen, war daher eine ausführliche und deutliche Auseinandersetzung aller Umstände nöthig, welche für die A. d. B. zu weitläuftig werden mußte. Man wird sie in einer besondern Schrift finden, unter dem Titel: **F. N. öffentliche Erklärung über seine geheime Verbindung mit dem Illuminatenorden; nebst beyläufigen Digressionen betreffend Hrn. J. A. Starck und Hrn. J. K. Lavater.** Diese Schrift wird zugleich mit dieser Recension, und vielleicht noch eher erscheinen. Denn des 80n Bds. 1s St. war zu der Zeit schon beynahe bis zur Hälfte abgedruckt, ehe ich diese Recension in die Druckerey senden konnte. Leipzig, den 2ten May. 1788.

Fr. Nicolai.

cher Leute nährt solche eben so gut, und wohl noch mehr, als Deisterey. Sehr listig aber schiebt er bey dem Christenthume die wahre Gottseligkeit mit ein. Sind sie wirklich allemal vereinigt? Steht nicht oft Christenthum mit dem Munde bekannt und zur Schau getragen, mit Lastern zusammen?

Nach diesem langen Abschnitte von der geheimen Proselytenmacherey, worin der Verf. mit einer äusserst ermüdenden Weitschweifigkeit und mit unzähligen Wiederhohlungen am Ende wirklich nichts wider seine Gegner erwiesen, sondern blos das, was Andere, und besonders Garve, weit besser gesagt hatten, wiederholt, und mit unzähligen Chicanen, Sophistereyen und Schimpfreden, von welchen letztern wir nachher werden reden müssen, ausgeschmückt hat, folgt von S. 376. bis 525. ein Abschnitt von Jesuiten, ihren wirklichen und angeblichen Machinationen zum Nachtheil der Protestanten. Und hier macht er es denn freylich um kein Haar besser, wovon wir auch nur einige Beyspiele anführen wollen. Alles reißt er aus dem Zusammenhange. Die bedenklichsten Umstände, sollen nicht bedenklich seyn, sollen nicht Aufmerksamkeit verdienen, weil er zum Theil mit den seltsamsten Sophismen auch eine andere Erklärung zu geben weiß, keine Thatsache soll können als wahr oder wahrscheinlich angenommen werden, wenn sie nicht mit den strengsten juristischen Beweisen wider alle nur erfindliche Ausflüchte kann gesichert werden. (Gerade als ob bey Dingen, welche geheime Machinationen betreffen, dergleichen Beweise möglich wären, und als ob nicht in solchen Fällen ein vernünftiger Mann, wiederholte bedenkliche Anzeigen verschiedener Art der Aufmerksamkeit werth halten würde,)

würde,) und wenn endlich Sachen selbst von Hrn. Starck nicht können geleugnet werden, so sagt er verächtlich, es wären allgemein bekannte Sachen, (gerade als ob alles, was in Büchern stehet, allgemein bekannt wäre.) S. 461. ff. steht eine lange Declamation gegen Nicolai, worin der Verf. ihm Schuld geben will, er hätte Leute als Jesuiten angeführt, welche es nie gewesen wären. Das macht denn freylich bey Leuten, welche nicht mit eigenen Augen zusehen, Eindruck. Wer aber diese Stelle mit dem Anhange zum 7ten Bande der Reisebeschreibung jenes Gelehrten S. 11. ff. vergleichet, der wird die Ungereimtheit und die Chicanen des D. Starck mit Händen greifen können. —

Hr. St. findet auch nicht das mindeste Bedenkliche darin, daß in geheimen Zirkeln des Jesuiten Storchenau Philosophie der Religion den Protestanten empfohlen worden ist. Und nun höre man einmal seine vermeinten Gründe, und Deklamation über diese Nachricht, die doch wohl jeder Protestant für sehr befremdend halten wird. (S. 408.) „Wie „viele Gründe können zur Empfehlung eines Buchs „seyn, und was berechtigt uns, eben die schlechtesten „herauszusuchen?“ Wenn uns aber der Verf. doch nur gute Gründe hätte anführen können! Doch er führt ja folgenden an: „Storchenau und sein Verleger konnten glauben, auf solche Weise den Absatz „des Buchs zu befördern. — Gesetzt, fährt er „fort, daß es noch so viele den Catholicismus begünstigende Stellen enthielte, — was liegt denn „daran? Soll darum ein Protestant ein solches Buch „nicht lesen? — Da sehen wir ja einen Catalogum „librorum prohibitorum, wie ihn nur die römische „Kirche

„Kirche immer haben kann, und in unsern Berliner „Zionswächtern eine leibhaftige Commission des In„dex. Gewiß man hat nicht unrecht gehabt, daß „man vor einem deistischen Pabstthum gewarnet. „Kann denn ein Protestant nicht ein erzcatholisches „Buch lesen, wegen des andern darin befindlichen „Guten? Ich kenne das Buch nicht; (So! also „auch nicht, ob es das geringste Gute und für einen „Protestanten lesenswürdige hat!) aber der Autor „sey Jesuite oder nicht, und es mögen nebenher noch „so viele katholische Grundsätze darin vorkommen: „so viel Religionseinsicht wird jeder etwas unterrich„tete Protestant haben, daß er das, was nicht für „ihn gehört, absondern kann. — Aber ein solches „Buch empfehlen? Und das thut ein lutherischer „Prediger? Warum nicht? Welch Inquisitions„tribunal wird ihm das wehren; und wenn er Lust „hat, auch den Koran obendrein zu empfehlen, worin „auch manches Gute steht? Prüfet Alles, leset Alles, „und das Gute behaltet." Nun, das ist doch, wie man gestehen muß, eine Vertheidigung! Wer so vertheidigen kann, mit dem ist wohl nicht weiter zu streiten. — Noch ein anderes Beyspiel steht S. 412. Man weiß, daß in der Mon. Schr. von dem verborgenen Sinne des Buchs des Erreurs et de la Verité, eines Buchs, das zuverläßig einen verborgenen Sinn haben muß, geredet, und eine Aufklärung darüber gegeben war, indem man annahm, daß hommes die Jesuiten, nature die nostros, Etre, Dieu und Principes supérieurs den General, u. s. f. bezeichneten. Diese Erklärung nennt nun Starck: eine kabbalistische Dechiffrirkunst, und sagt, daß man dadurch aus der Bibel ähnliche Deutungen herausbringen könne, welches er denn mit vielem elen-

den

den Afterwitze zu erweisen sucht. Heißt das aber nicht wider besser Wissen und Gewissen das Publikum äffen? Denn jedermann sieht doch wohl, daß es ein großer Unterschied ist, in einem Buche, welches nach dem gewöhnlichen Wortverstande gar keinen vernünftigen Sinn giebt, worin selbst gesagt wird, daß es in einem verborgenen Sinn solle verstanden werden, einen verborgenen Sinn suchen, als diesen in die Bibel, ein Buch, welches ohne denselben sehr verständlich ist, hineintragen. Und doch nennt der Verf. Jenes in seiner feinen Hofsprache: wahre Tollhäuslereyen. Was soll man dabey denken oder sagen? —

Bey der Nachricht, daß die Jesuiten Missionen nach der Krimm anlegen, und die Missionen nach Riga und Petersburg nicht mehr von der Propaganda, sondern von dem Erzbischofe von Mohilow mit Jesuiten besetzt werden, sagt der Verf.: „Nun „was ists denn? wenn sie nur nicht zu uns, nur nicht „gar nach Berlin kommen?“ Elender und abgeschmackter kann man doch wohl nicht antworten. — S. 441. ff. wird behauptet, daß in unsern protestantischen Haupt- und Fundamentalglaubenslehren, die auf die deutlichen Aussprüche der Bibel beruhen, eben so gut, wie in der katholischen Kirche, keine Veränderung Statt finden könne. Das ist denn nun wieder ein sehr zweydeutiger Satz. Man müßte zuvor wissen, was der Verf. unter Haupt- und Fundamentalglaubenslehren begreift, und ob die Worte: die auf die deutlichen Aussprüche der Bibel beruhen, so viel heißen sollen, als: welche alle, oder: in sofern solche auf die d. A. d. B. beruhen. Und dann ist doch noch immer ein wichtiger Unterschied zwischen der Ursache der Unveränderlichkeit

keit protestantischer und katholischer Glaubenslehren. Die Lehren die auf deutlichen Aussprüchen der Bibel beruhen, sollen warlich immer unverändert die Lehren des geläuterten und vernünftigen Protestantismus bleiben. Dahin führt die freye Untersuchung, die wesentlichste Eigenschaft des ächten Protestantismus, mit redlichem Herzen, und mit den besten Gründen zu untersuchen was biblisch ist, und was nicht ist. Aber die Unveränderlichkeit der katholischen Glaubenslehren gründet sich auf die Unfehlbarkeit, und hemmet alle Untersuchung. Das weiß Hr. Starck sehr gut, aber er mischt geflissentlich alles untereinander. Wer in wichtigen Untersuchungen so zweydeutig schreibt, dem muß es wohl um Wahrheit nicht sehr zu thun seyn. Oder rechnet der Verf. dergleichen Erinnerungen, wie diese, auch zu den Silbenstechereyen, mit denen er so oft um sich wirft, wenn man ihm, oder einem seiner Vertheidigten Vorwürfe macht, und ihre auf Schrauben gestellten Zweydeutigkeiten und auf Schrauben gestellten Erklärungen näher untersucht?

Endlich kommt der letzte Abschnitt: von der Religionsvereinigung als Mittel zur Beförderung der geheimen Proselytenmacherey. Da auch hier der Verf. sich ziemlich gleich bleibt, und wir ohnehin über andere Punkte noch genug zu sagen haben: so finden wir es überflüßig aus diesem Abschnitte noch etwas anzuführen. Von den beygefügten Beylagen sind die meisten in den schon von uns angezeigten Proceßacten befindlich, und die übrigen sind zu unerheblich, als daß es nöthig wäre, davon etwas zu bemerken.

Wir eilen daher zum zweyten Theile, und bedauern es aufrichtig, daß auch dieser dem ersten in

in allen Stücken gleich ist, und daher einem unbefangenen Leser, der Hrn. Starkens Vertheidigung seiner selbst, und nicht seine leeren und seichten Deklamationen oder seine wüthenden Angriffe auf seine Gegner lesen will, unmöglich Genüge leisten kann. Der erste Abschnitt desselben handelt: von den geheimen Gesellschaften, als Mitteln zur Verbreitung des Catholicismus. Hier werden zuerst der Orden der göttlichen Vorsehung, die Gesellschaft zur Beförderung reiner Lehre und wahrer Gottseligkeit, die Rosenkreuzer, die theosophische Gesellschaft, und der wohlthätige Ritter aufgeführt. Der Verf. bemüht sich, diese alle zu rechtfertigen, unerachtet er versichert, zu keiner von ihnen je gehört zu haben. Sein ganzes Geschwätz darüber ist also sehr unnöthig. Er weiß, besonders von den geheimen Gesellschaften nichts recht gewisses, zu seiner Vertheidigung tragen auch alle diese Sachen nichts bey. Warum ließ er denn nicht alle diese Dinge dahin gestellt seyn, zumal da diejenigen, welche in die Berliner Monatschrift Aufsätze hierüber einsendeten, diese Gesellschaften zum Theil sehr genau kennen mußten. Aber er will auch, wie man deutlich sieht, nichts als zanken, und über seine Gegner einen Strom von hämischen Beschuldigungen und Schimpfwörtern ausgießen.

S. 118. erklärt er alle Socinianer, Deisten und Naturalisten, für einen Auswurf der Menschheit, die ihm, nächst Satan, die bedauerswürdigsten Geschöpfe wären. Man muß gestehen, daß dieser Ausspruch an einem Manne befremden muß, der seinen Gegnern so oft Ketzermacherey vorwirft. Oder glaubt er etwa, daß diese nur Doctoren der Theologie und Definitoren geziemen? — S. 133. ff. werden

den wieder die Bücher des Erreurs et de la Verité und Tableau naturel in Schutz genommen, und was im ersten Theile schon darüber gesagt worden ist, wiederholt. Es muß wirklich befremden, daß der Verf. unter der Vertheidigung so vieler andern seltsamen Dinge, sich auch die Vertheidigung dieser, doch offenbar unnützen, und in sofern sie thörigte Geheimnißsucht verbreiten, dem gesunden Menschenverstande gewiß schädlichen Bücher so sehr angelegen seyn läßt. Hier giebt er sich unter andern auch Mühe zu beweisen, daß mit dem angegebenen Schlüssel doch noch viele Stellen derselben unverständlich blieben. Wäre hier der Ort dazu, und wäre Hr. Starck der Mann, mit dem es im geringsten frommen könnte, über solche Sachen zu streiten, so ließen sich über seine vermeinten Beweise noch wohl starke Zweifel machen. Indessen, wenn es aber auch wahr wäre, was Hr. St. vorgiebt, was soll denn dadurch gewonnen seyn? Sind jene Bücher deshalb unschuldig, weil der angegebene Schlüssel dazu vielleicht nicht vollständig ist? Hätte der Verf. diese Bücher gründlich vertheidigen wollen: so hätte er uns eine richtigere Erklärung derselben geben sollen. Denn Chiffresprache ist darin, und der Verf. gesteht ja selbst in der Folge das Daseyn solcher Chiffresprache in geheimen Orden, gesteht, daß er selbst an den berüchtigten Schröpfer in Chiffern geschrieben habe. Wozu soll also das ganze Geschwätz über diese Bücher hier und im ersten Theile nützen? — Höchst unwürdig ist übrigens auch der Seitenhieb, welchen er S. 142. bey dieser Gelegenheit dem ehrwürdigen sel. Moses Mendelssohn giebt. Es zeigt die unwürdige Denkungsart des Hrn. Starck, daß er sich nicht schämt, eines so ehrwürdigen Mannes noch nach seinem Tode bey einer solchen vom Zaune

gebro-

gebrochenen Gelegenheit zu spotten? Niemand wird diese Stelle ohne Unwillen lesen. —

Darauf kommt der Verf. zu den Illuminaten. Diese sucht er mehr verdächtig zu machen, als zu vertheidigen, weil er glaubt, ihrer zu sehr geschont zu haben. Er weiß auch die Ursachen dieser Schonung anzugeben; Ursachen, welche er erfunden hat, und die also, wie man leicht denken kann, ein nachtheiliges Licht auf seine Gegner werfen sollen. Seine hauptsächlichste Sophisterey besteht darin, daß die Herren Gedike und Biester und sogar Hr. Nicolai, alles so genau verantworten sollen, was in der Berlinischen Monatschrift stehet, als ob sie es selbst geschrieben hätten. Ja, sogar aus demjenigen was nicht darin stehet, ziehet der Verf. nachtheilige Folgen. Denn seinem Vorgeben nach soll jedes Wort nach einem Plan gesetzt seyn. Diese mit nichts bewiesene Voraussetzung erscheint sogleich als höchstungereimt, wenn man nur bedenkt, daß die Berlinische Monatschrift kein systematisches Werk, sondern eine Monatschrift ist, welche aus eingesendeten Beyträgen von allerhand Personen aus ganz Deutschland entstehen. Es ist ja nicht einmal eine bestimmte Gesellschaft. Jeder wer will sendet, wie es die gesunde Vernunft giebt, das ein, was er weiß, oder was er für wichtig hält. Die Herausgeber können wohl nichts weiter thun, als unter den eingesendeten Stücken eine schickliche Wahl treffen, und was sie nicht haben, können sie nicht bekannt machen. Es ist also nicht allein ungereimt, sondern auch wirklich hämisch, daß Hr. St. daraus, daß von irgend einer Sache oder gar von einer geheimen Gesellschaft in der Berlinischen Monatschrift wenig stehet, auf eine ganz be-

sondere Ursache des Stillschweigens schließen will. Denn, wenn diejenigen, die Lust haben, etwas in ein Journal einzusenden, nichts von den Illuminaten wußten, und diejenigen, die etwas davon wußten, nichts dahin einsenden wollten, so wird in beyden Fällen nichts davon ins Journal kommen; ohne daß daraus etwas weder für noch wider die Herausgeber zu schließen ist.

Hr. Starck hat, eben indem dieses Blatt seines Buchs gedruckt ward, in dem Nachtrage zu den Originalschriften der Illuminaten S. 28. in einem Briefe des Hrn. Hofr. Weishaupt gefunden: „auch Hr. Nicolai sey beym Orden der Illuminaten, et quidem contentissimus.“ Diese Nachricht führt er sogleich in einer Note an, und nach seiner Art mit drey —! —! —! ein. Der Recensent müßte sich an Hrn. Starckens bisher in diesem Streite so deutlich ausgezeichnetem Charakter sehr irren, wenn Hr. Starck, der aus allem Consequenzen ziehet, nicht in dem Nachtrage, den er noch zu seinem schon zu zwey dicken Bänden angewachsenen Buche zu liefern verspricht, auch aus dieser Nachricht gehäßige Consequenzen ziehen sollte. Da indessen dem Recensenten von dieser Sache nichts bewußt ist, so kann er weiter davon nicht urtheilen. Hr. Nicolai hat ihm aber, als er ihm die Recension dieses Buchs versprach, gemeldet, er werde am Ende derselben eine Erklärung an das Publikum, wegen dieser Sache hinzufügen,*) worauf der Rec. also die Leser verweiset.

Ueber-

*) Ich glaubte damals von dieser an sich sehr klaren Sache, in einer Erklärung von etlichen Blättern das Publikum völlig benachrichtigen zu können, da meine ganze Verbindung mit dem Illuminatenorden in nichts besteht, als

Ueberhaupt weiß und erzählt Hr. Starck vieles, was Niemand von ihm wissen wollte; aber das, wer-

als daß mir die Schriften der Grade dieses Ordens, und nicht einmal alle, zum Durchlesen mitgetheilt worden, da ich niemals mit diesen Schriften *contentissimus*, noch weniger in diesem Orden eine wirkende Person gewesen bin. Da ich aber Hrn. Starckens Nachtrag zu seinem dickleibigten Buche vom Kryptokatholicismus zu Gesichte bekam, sah ich, daß er sich darin sehr hämisch gegen mich betragen hatte. Die Konsequenzenmacherey hat wohl noch kein Schriftsteller so unverschämt getrieben, als Hr. Starck, hier mit mir. Er nimmt nicht nur für ausgemacht an, daß ich, wie Hr. Weishaupt (den ich nicht persönlich kenne, nie ein Wort mit ihm gesprochen, niemals mit ihm korrespondirt habe, oder mit ihm in der geringsten Verbindung bin) in einem Privatschreiben im J. 1782. meldete, *contentissimus* gewesen sey. Er nimmt nicht nur für ausgemacht an, daß ich im Jahre 1782. wirklich alle Schriften des Illuminatenordens müsse gesehen und gebilligt haben. (Da ich doch im Anfange 1782. nur die ersten und untersten Grade gesehen hatte.) Er nimmt nicht nur für ausgemacht an, daß ich nun alles was Hr. Weishaupt und der Illuminatenorden jemals gethan hat, verantworten müsse. Sondern er zieht auch alle Verläumdungen und falsche Beschuldigungen auf mich, und setzt noch die gehäßigsten und hämischsten Konsequenzen hinzu. Um den Ungrund seiner Vorspiegelungen zu zeigen, war daher eine ausführliche und deutliche Auseinandersetzung aller Umstände nöthig, welche für die A. d. B. zu weitläuftig werden mußte. Man wird sie in einer besondern Schrift finden, unter dem Titel: **F. N. öffentliche Erklärung über seine geheime Verbindung mit dem Illuminatenorden; nebst beyläufigen Digressionen betreffend Hrn. J. A. Starck und Hrn. J. K. Lavater.** Diese Schrift wird zugleich mit dieser Recension, und vielleicht noch eher erscheinen. Denn des 80n Bds. 1s St. war zu der Zeit schon beynahe bis zur Hälfte abgedruckt, ehe ich diese Recension in die Druckerey senden konnte. Leipzig, den 2ten May. 1788.

Fr. Nicolai.

über wir eigentlich Aufklärung suchen, darüber finden wir wenig oder nichts. Dieß ist der Fall bey den Tempelherren, und dem Clericate, worauf er nun kommt. Zwar verspricht er gleich Anfangs, daß er recht viel davon erzählen wolle; aber er hütet sich wohl, dieß in den Hauptsachen wirklich zu leisten. „Ich bin, sagt er, erst zu diesem System getreten, „als dasselbe schon durch seine Apostel allenthalben in „Deutschland ausgebreitet worden war, und noch „vier Jahre früher, als dasselbe auf dem Wilhelms„bader Convente förmlich abgeschafft wurde, habe „ich mich schon nicht nur davon, sondern von Allem, „was Freymaurerey ist und heißt, gänzlich zurückge„zogen, und daran weiter keinen Antheil genommen." Wir können uns unmöglich überzeugen, daß es mit diesem Geständnisse seine Richtigkeit habe. Denn 1) war zwar das Tempelherrensystem früher, als der Verf. vorhanden; aber, so viel uns bekannt ist, nicht das Clericat, sondern dieß erschien erst mit ihm. 2) Weil dieß zwey ganz unterschiedene Dinge sind, so ist auch das Wort davon hier sehr zweydeutig. Wovon will sich denn Hr. Starck zurückgezogen haben, von dem Tempelherrensystem oder von dem Clericate? Er stichelt an mehr als einem Orte auf das Tempelherrensystem, aber mit dem Clericate, welches doch mit den Rechten die es ererbet haben will, und mit denen *Iura stolae*, die es forderte, gewiß Betrug war, gehet er sehr leise um; sagt gar nichts dawider. 3) Daß er sich gänzlich zurückgezogen habe, wird durch die freymaurerischen Schriften, welche er bis auf die neuesten Zeiten herausgegeben hat, widerlegt. Denn wer diese und noch dazu mit allerhand geheimen unverständlichen Winken schrieb, kann doch unmöglich von sich behaupten, daß er keinen

nen Antheil mehr an der Freymaurerey nehme. Der Verf. erzählt uns nun zwar vieles von den Tempelrittern; aber darnach hatte ihn wohl eigentlich niemand gefragt. Und doch mischt er auch da, nach seiner Weise, alles so durch einander, daß Niemand dadurch einen deutlichen Begriff von ihnen bekommen kann und soll. Bey dieser Gelegenheit wird der sel. Schubart hart beschuldigt, und über den ökonomischen Plan des Ordens, welchen er gemacht hat, heftig geschimpft. Man sieht nun freylich, wenn man mit dem Anti St. Nicaise bekannt ist, die Ursachen davon, leicht, muß aber schon deshalb großes Mistrauen in die Behauptungen unsers Verf. setzen. Dieß vergrößert sich noch mehr, wenn man den 3ten Theil des A. St. N. gelesen hat, dessen Daseyn Starck vermuthlich, als er dieß schrieb, noch nicht kannte. Denn in diesem sind die Plane beyder Männer, Schubart's und Starck's, gedruckt, und darauf verweisen wir also Alle, denen es um Prüfung dieser Sache und um Entdeckung der Wahrheit zu thun ist. Man wird durch diese authentischen Documente vieles ganz anders kennen lernen, als es hier von Starck vorgestellt worden ist. Auffallend ist es dabey, daß der Verf. dem sel. Schubart an vielen Stellen seines Buchs vorwirft, daß er Einkünfte von dem Orden gezogen habe, da er, der Verf. doch selbst nicht allein Länder für den Orden anwerben wollte, sondern in einem Briefe an den Baron von Hund (Anti St. Nic. 2r Th. S. 13.) es als eine vorzügliche Sache rühmt, daß die gewisse Loge, welche er (Herr Starck) so sehr erhebt, einen sehr einträglichen Schatz habe, woraus der Meister vom Stuhl ansehnliche Opfer erhielte.

Wir wollen hier nur bey der Hauptsache verweilen. Diese ist unstreitig das Clericat, welches viele Leute für katholischen Ursprungs hielten, und ihm eine Tendenz zum Katholicismus geschrieben. Daß Hr. Starck ein solcher Clericus seyn wollte, daß er, ein protestantischer Gottesgelehrter, sich selbst *Canonicus regularis* unterschrieb; dadurch hat er sehr wahrscheinlich Gelegenheit zu der Sage gegeben, als ob er katholisch geworden sey. Von diesem ganzen seltsamen Benehmen, besonders aber von der eigentlichen Beschaffenheit dieses sogenannten Clericats, erwartete man eine offene Erklärung von dem Verf.; aber man sucht sie hier vergeblich. Man erfährt nicht, was es hat vorstellen sollen; ob St. dasselbe selbst will erfunden haben, oder wer diejenigen waren, die ihn sandten; wer Pylades war; was alle die wunderbaren Ausdrücke bedeuten sollten, u. s. f. Er läßt in den Beylagen das Ritual bey der Aufnahme der Tempelritter drucken; warum machte er aber nicht lieber das Ritual der Aufnahme der Cleriker bekannt, um zu zeigen, daß sie nicht das waren, was man davon glaubt, und damit man sehen könnte, was diese Leutchen eigentlich gewesen sind, und woher sie kamen? Dieß war es ja eigentlich, wovon bey seiner Vertheidigung hauptsächlich die Rede hätte seyn müssen! Man findet in der Aufnahme der Ritter, welche doch Protestanten waren, daß sie der Jungfrau Maria, dem h. Bernhard und allen Heiligen einen Eid schwuren. Ist das wohl bey Protestanten zu entschuldigen, daß sie sich von einem katholisch gewordenen Obern zu solchen katholischen Gebräuchen und Eiden bringen lassen? Ist eine solche Einführung katholischer Begriffe billig, und konnte es den Protestanten nicht gefährlich werden,

wenn

Wenn eine Menge Protestanten, auch von hohen Ständen, ganz hieran gewöhnt wurden, und weil sie ihren Obern blind trauten, gar nicht weiter dieß katholische Wesen untersuchten, und nicht fühlten, wie unanständig es für Protestanten sey? Wie gieng es aber in aller Welt zu, daß die Cleriker, welche doch den sogenannten Tempelherrenorden verbessern wollten, sich nicht an diesen ganz unprotestantischen Eid stießen? Sie sollen doch alle Protestanten gewesen seyn, und Starck besonders war ja ein protestantischer Gottesgelehrter. Die Cleriker schwuren doch auch einen Eid. War dieser dem Eide der Ritter ähnlich, und schwuren sie etwa auch der h. Jungfrau Maria, dem h. Bernhard, und allen Heiligen? Ists nicht so, so hätte Hr. Starck die Beschaffenheit dieses geleisteten Eides anzeigen sollen, und bey dieser Gelegenheit hätte er die beste Gelegenheit dazu gehabt. Wäre es aber so, so wäre es doch wohl ein schlimmes Zeichen. Schwuren sie aber einen solchen Eid nicht, warum war denn jener unprotestantische Eid ihnen nicht im geringsten anstößig? Warum warnten sie die Ritter nicht für solchen unverzeihlichen Mißbrauch? Ueberhaupt, wo kam das Clericat her, und was sollte diese Mummerey vorstellen? Freylich kann niemand den Verfasser zwingen, sich hierüber aufrichtig und offenherzig zu erklären; aber wenn er dieß nicht thut: so kann er es auch Niemandem verübeln, welcher über das Clericat denkt was er will; und es sowohl für eine abgeschmackte Mummerey, die vernünftigen Leuten unanständig ist, als für eine sehr bedenkliche Einführung katholischer Ideen hält. Der Verf. kann es ferner niemanden verübeln, der einen widrigen Begriff von seiner Aufrichtigkeit bekommt, wenn er hier sieht, daß der Verf. Beschuldigungen und die grundlosesten Beschul-

schuldigungen gegen seine Gegner häuft, sich selbst aber gar nicht klar und deutlich von den Beschuldigungen die ihm gemacht worden sind, befreyet, sondern so sehr alles durcheinander mischt, daß unter der Menge der unordentlich untereinandergeworfenen eigentlich nicht zur Sache gehörigen Objecte, dasjenige was eigentlich zur Sache gehört, und worüber er sich hauptsächlich hätte recht deutlich und bestimmt erklären sollen, wenn er den aus den wunderlichen so sehr katholisch klingenden Benennungen entstehenden Verdacht hätte völlig abwenden wollen, das nun ganz unvermerkt übergangen wird, und im Dunkeln bleibt. Es mag denn auch im Dunkeln bleiben, wenn es Hr. Starck so will, aber denn muß er nur nicht sagen, er habe es ins Licht gesetzt, und sich hinlänglich vertheidiget. Gesetzt, die ganze Sache wäre nur Unbedachtsamkeit gewesen: so hätte er doch Ursache, die Welt eher um Vergebung zu bitten, als so groß zu thun, und über diejenigen, welche Dinge nach dem Wortverstande und nach dem gemeinem Menschenverstande beurtheilten, von denen er selbst bisher keine andere Erklärung beygebracht hat, mit solcher Wuth herzufallen. Zwar meynt der Verf. mit einer gewissen Erklärung, welche er S. 251. und nachher in den Beylagen S. 8. f. beybringt, allen Verdacht von den Clerikern entfernt zu haben; aber wir können die Folge nicht daraus ziehen. Hier ist diese Erklärung: „Unsere Ordnung und der ganze Orden könnte nach „unserm Beytritt durch die Aufnahme irgend eines „Gliedes dieser Orden (der katholischen Kirche) un„vermerkt geschädet werden. Derowegen fügen wir „(die Cleriker) noch hier als eine conditionem sine „qua non hinzu, daß von der Zeit unsers Beytritts „an bis auf alle Zukunft niemalen irgend jemand, der

„ent-

„entweder von dem Orden der Jesuiten gewesen, oder „wirklich noch ist, weder in den Orden der Freymau„rer, noch viel weniger in den hohen Orden, in die „clericalische Branche aber schlechterdings nicht möge „können aufgenommen werden.“ Und in einem gleich darauf folgenden andern Aufsatze S. 9. und oben im Texte S. 251. wird bey dieser Erklärung noch hinzugesetzt: „indem dieses unserem gemeinschaftlichen „Vortheile angemessen, und von uns mit besonderm „Bedachte verlangt worden ist.“ Der Verf. versichert, dieser besondere Bedacht sey der gewesen, weil der Baron von Hund katholisch geworden sey, und man dadurch alles Einschleichen des Katholicismus hätte verhüten wollen. Wenn dies aber die Ursache war; warum suchten nicht die Cleriker vor allen Dingen jenen Eid zu ändern? Dieses hätten sie doch, da sie sich dem Orden so wichtig machen wollten, wohl zuerst vorbringen müssen. Aber sie ließen den katholischen Eid ganz ruhig stehen. Wenn er auch nicht bey allen Rittern, sondern nur bey den Equitibus professis gebraucht ward, so sagten sie auch nicht einmal diesen Rittern, daß ein solcher Eid für Protestanten anstößig und unanständig sey. Noch mehr, es wird von glaubwürdigen Personen hin und wieder versichert, die Kleriker hätten selbst vielmehr allerhand katholische Ceremonien eingeführt. Daß dieß hin und wieder öffentlich genug gesagt worden, kann auch wohl Hrn. Starck nicht verborgen geblieben seyn. Desto mehr wäre es seine Pflicht gewesen, sich sehr deutlich darüber zu erklären, um diese Sage, wenn er konnte, zu widerlegen. Nicht durch Schimpfen, und durch allgemeines Läugnen, sondern durch deutliche Anzeige, worin ihre Ceremonien und Aufnahmen bestanden. Hat er die Ceremonien und den Eid des Equitis pro-

fessi der Tempelritter können abdrucken lassen, ohne ehrlos und meineidig zu werden, so kann er auch sich über die Beschaffenheit des katholischen äußern Ansehens der von den Clerikern eingeführten Ceremonien wohl erklären; welches äußere Ansehen nun doch immer bekannter wird. Dieß ist ein wichtiger zur Sache gehöriger Umstand. Denn wenn diese katholische Ceremonien bey den Clerikern vorhanden gewesen, und von ihnen gar eingeführt werden: so ist keinem vernünftigen Protestanten zu verdenken, welche es anstößig und bedenklich gefunden, daß man hier, unter der Vorspiegelung wichtiger Geheimnisse, welche die Clerici allein wissen wollten, die Ritter zu solchen katholischen Gaukeleyen gewöhnte. Die Sage von den Clericis ist: Sie wären in einem Talar, der einem priesterlichen Chorhemde ähnlich sah, und mit einem rothen Birete mit hängenden Schnüren (ungefähr wie die Cardinalsmützen,) auf dem Kopfe, erschienen, (es ist wirklich lustig, aber auch äußerst anstößig, sich einen protestantischen Gottesgelehrten, wie Hrn. Starck in solchem Aufzuge zu denken) sie hätten geräuchert, oder ihnen wäre geräuchert worden, sie hätten lateinisch eingesegnet, wobey die Verse aus den Psalmen nach der Vulgata gebraucht worden wären, es wäre ein Altar da gewesen, der ungefähr wie ein katholischer Altar ausgesehen; die Sitze wären eben so mit Unterschieden, wie im Chor einer katholischen Kirche eingerichtet gewesen. In gedruckten Schriften ist gesagt worden, daß die Cleriker lateinische Horas gebetet hätten. Dieß läugnet Hr. Starck zwar, andere aber behaupten es immer noch, setzen noch mehrere lateinische Gebetsformeln hinzu, ja sogar eine Art von *officio pro mortuis* u. dgl. Es wird hin und wieder gesagt, nachdem

dem nun bey dieser Gelegenheit das Ganze von dieser seltsamen so lange sorgfältig verborgen gehaltenen clericalischen Maskerade etwas lauter wird. Der Rec. will nicht entscheiden, ob alles was man davon redet wahr sey, aber er kann sich auch bis jetzt noch nicht überreden, nach allem dem was im Anti-St. Nicaise schon steht, daß alles nur boshaft erdacht und falsch sey. Ist auch nur ein Theil von diesen katholischen Ceremonien vorhanden gewesen, so hatten doch diese protestantisch seyn sollende Cleriker in ihrem weißen Talar und ihrer rothen Kappe und mit dem lateinischen Seegen ein ganz seltsames Ansehen. Der Rec. weiß nicht, wie er die Einführung solcher katholischen geistlichen Ceremonien mit dem Gesetze, daß kein Jesuit oder katholischer Geistlicher, in den Orden sollten aufgenommen werden, zusammenstimme? Wenn die Clerici wirklich durch dieses vorgeschlagene Gesetz, das Einschleichen der katholischen Geistlichen und der Katholicismus überhaupt im Ernste verhindern wollten; wozu wollten denn nun diese protestantischen Cleriker wieder in den Ceremonien die katholischen Geistlichen spielen und ihnen nachäffen? Das war ja ein wunderliches Spiel. Bey dem obigen Gesetze ist immer noch manches Unerklärliche. Damals war noch niemanden wegen der Neigung des Clericats zum Katholicismus oder Jesuitismus auf irgend ein Verdacht aufgefallen. Dieß sieht man offenbar; denn sonst würden der Eid und die Ceremonien nothwendig unerträglich geschienen haben. Damals nun, da noch kein Verdacht war, sollten also Hr. Starck und seine geistlichen Brüder, die Clerici, schon die Jesuiten und den Katholicismus so sehr bedenklich gefunden haben, daß sie, ehe jemand dieselben angeklagt hatte, beyde aus ihrem

Orden

Orden zu verbannen schienen? Jetzt aber, da beyde von andern angeklagt worden, fährt Hr. Starcke mit größter — Wuth auf diejenigen her, welche das heimliche Einschleichen derselben für möglich und bedenklich halten? Das paßt nicht recht zusammen.

Daß Hr. Starck oder irgend ein anderer Cleriker die Tonsur erhalten habe, läugnet er in sehr starken Ausdrücken; aber ob daraus, und aus allen dem, was der Verf. über die Cleriker gesagt hat, die Wahrheit des Ausspruchs folgt: „Gewiß, die ganze Welt „muß verdächtig werden, wenn man die Cleriker „des templarischen Systems verdächtig machen will,“ das überlassen wir dem Urtheile der Leser, welche noch dazu am Ende dieser Untersuchung S. 267. ff. die ausdrückliche Erklärung des Verf. finden, daß er uns das eigentliche System der Cleriker nicht, folglich auch nicht die Beschaffenheit der äußerlich so katholisch aussehenden Gestalt desselben, erklären werde. Und so sind wir denn am Ende dieser ganzen weitläuftigen Erzählung, von der uns der Verf. beym Anfange so viel versprach, gerade um kein Haarbreit weiter, als vorher. Hr Starck muß es also sich selbst zuschreiben, wenn von diesen wunderlichen Vorfällen, und von seinem Benehmen dabey, jedermann denkt, was ihm gut dünkt, und sein Benehmen und das äußerliche katholische Ansehen mißbilligt. Man kann diese Sachen doch nicht anders beurtheilen, wie sie äußerlich erschienen, bis uns Hr. Starck, von dem Innern dasjenige sehen läßt, was das äußere bedenkliche Ansehen entschuldigen kann.

Nun folgt ein Abschnitt: Von den Personen, die von den Berliner Monatschriftstellern als Kryptokatholiken, Jesuiten und Jesuitenwerkzeuge verläum-

läumdet worden. Man kann sich leicht vorstellen, daß die Berliner Monatschrift in nichts recht behalten soll; denn das war schon vorher beschlossen, wie man sieht. Hier wird zuerst der anonyme protestantische Diaconus aufgeführt. Die Geschichte desselben nennt der Verf. einen schnurrigen Roman, ein Schandmärchen, ein Gewebe von Alfanzereyen, Sophistereyen und Lügen, und versichert, daß man den Kopf verlohren haben müßte, um so etwas nur wahrscheinlich zu finden. Rec. hat indessen nach allen dem, was der Verf. darüber mit seiner gewöhnlichen Weitschweifigkeit zu sagen für gut gefunden hat, noch nicht Ursache gefunden, die Sache für unwahrscheinlich zu halten, glaubt vielmehr, daß man wider die innere Wahrscheinlichkeit der Sache mit Bestande nichts einwenden könne. Des Verf. Gründe sind zum Theil sehr sonderbar, wie z. B. der, daß der Perückenmacher doch die Tonsur gesehen haben müßte, da er ihm das Maaß zu einer neuen Perücke genommen hätte. Das sieht der Rec. nun nicht ein, denn sein Perückenmacher versichert ihn, man könne auch nach alten Perücken Maaß nehmen, und er habe Kunden, die ihre Perücken sich selbst aufsetzten, und sich niemals nach ihrem Kopf Maaß nehmen ließen. Doch im Ernste. Wenn der Sinn verlohren ist, daß solche katholische Ceremonien unanständig sind, wenn die gutmüthigen Protestanten nicht einmal mehr wissen, wohin sie zielen, so kann auch ein Handwerksmann gar wohl eine Tonsur sehen, und nicht wissen was es ist. Hierauf wird Hr. Doctor Urlsperger aufgeführt, über welchen der Verf. seiner Gewohnheit nach, etliche Seiten schwatzt, ohne irgend einen erheblichen Umstand anzuführen. Länger hält er sich bey Hrn. Diaconus Dreykorn auf, wo aber

die

Orden zu verbannen schienen? Jetzt aber, da beyde von andern angeklagt worden, fährt Hr. Starcke mit größter — Wuth auf diejenigen her, welche das heimliche Einschleichen derselben für möglich und bedenklich halten? Das paßt nicht recht zusammen.

Daß Hr. Starck oder irgend ein anderer Cleriker die Tonsur erhalten habe, läugnet er in sehr starken Ausdrücken; aber ob daraus, und aus allen dem, was der Verf. über die Cleriker gesagt hat, die Wahrheit des Ausspruchs folgt: „Gewiß, die ganze Welt „muß verdächtig werden, wenn man die Cleriker „des templarischen Systems verdächtig machen will,“ das überlassen wir dem Urtheile der Leser, welche noch dazu am Ende dieser Untersuchung S. 267. ff. die ausdrückliche Erklärung des Verf. finden, daß er uns das eigentliche System der Cleriker nicht, folglich auch nicht die Beschaffenheit der äußerlich so katholisch aussehenden Gestalt desselben, erklären werde. Und so sind wir denn am Ende dieser ganzen weitläuftigen Erzählung, von der uns der Verf. beym Anfange so viel versprach, gerade um kein Haarbreit weiter, als vorher. Hr Starck muß es also sich selbst zuschreiben, wenn von diesen wunderlichen Vorfällen, und von seinem Benehmen dabey, jedermann denkt, was ihm gut dünkt, und sein Benehmen und das äußerliche katholische Ansehen mißbilligt. Man kann diese Sachen doch nicht anders beurtheilen, wie sie äußerlich erschienen, bis uns Hr. Starck, von dem Innern dasjenige sehen läßt, was das äußere bedenkliche Ansehen entschuldigen kann.

Nun folgt ein Abschnitt: Von den Personen, die von den Berliner Monatschriftstellern als Kryptokatholiken, Jesuiten und Jesuitenwerkzeuge ver-

läumdet worden. Man kann sich leicht vorstellen, daß die Berliner Monatschrift in nichts recht behalten soll; denn das war schon vorher beschlossen, wie man sieht. Hier wird zuerst der anonyme protestantische Diaconus aufgeführt. Die Geschichte desselben nennt der Verf. einen schnurrigen Roman, ein Schandmärchen, ein Gewebe von Alfanzereyen, Sophistereyen und Lügen, und versichert, daß man den Kopf verlohren haben müßte, um so etwas nur wahrscheinlich zu finden. Rec. hat indessen nach allen dem, was der Verf. darüber mit seiner gewöhnlichen Weitschweifigkeit zu sagen für gut gefunden hat, noch nicht Ursache gefunden, die Sache für unwahrscheinlich zu halten, glaubt vielmehr, daß man wider die innere Wahrscheinlichkeit der Sache mit Bestande nichts einwenden könne. Des Verf. Gründe sind zum Theil sehr sonderbar, wie z. B. der, daß der Perückenmacher doch die Tonsur gesehen haben müßte, da er ihm das Maaß zu einer neuen Perücke genommen hätte. Das sieht der Rec. nun nicht ein, denn sein Perückenmacher versichert ihn, man könne auch nach alten Perücken Maaß nehmen, und er habe Kunden, die ihre Perücken sich selbst aufsetzten, und sich niemals nach ihrem Kopf Maaß nehmen ließen. Doch im Ernste. Wenn der Sinn verlohren ist, daß solche katholische Ceremonien unanständig sind, wenn die gutmüthigen Protestanten nicht einmal mehr wissen, wohin sie zielen, so kann auch ein Handwerksmann gar wohl eine Tonsur sehen, und nicht wissen was es ist. Hierauf wird Hr. Doctor Urlsperger aufgeführt, über welchen der Verf. seiner Gewohnheit nach, etliche Seiten schwatzt, ohne irgend einen erheblichen Umstand anzuführen. Länger hält er sich bey Hrn. Diaconus Drey[illegible]orn auf, wo aber die

die Vertheidigung sehr übel gerâth. Denn er muß eingestehen, daß dieser Mann den Pomp des Römischen Gottesdienstes empfohlen, die Bitten und das Bekenntniß der Sünden an die Heiligen rührend und herzerhebend gepriesen, das Aufbewahren und Küssen der Reliquien zu entschuldigen gesucht, ja selbst das Gebet um Vergebung der Sünden durch die Verdienste der Heiligen nicht unschicklich gefunden, und noch viele andere Gebräuche und Lehren der Römischen Kirche vertheidigt habe. Er kann auch nicht läugnen, daß Hr. Dreykorn es mit diesem Allen auf Beförderung einer Religionsvereinigung angelegt habe; aber demohngeachtet ist ihm derjenige, welcher alles dieses erzählte, ein boshafter Mensch, und alle seine Gegner werden so arg behandelt, als wenn D. gar nichts ungebührliches und verdächtiges geschrieben habe. Ja, jene sollen sogar allein Schuld daran seyn, wenn solche Sätze, wie die, welche Dreykorn behauptet, Schaden anrichteten. So urtheilt unser Verfasser, und schämt sich nicht solcher unvernünftigen Partheylichkeit. — Nun folgt Lavater. Auch von diesem Manne gesteht der Verf. ein, daß ihn seine feurige Einbildungskraft oft viel zu weit führe, und ihn zu Meynungen verleite, für welche er, bey ruhiger, kalter, und mit Gelehrsamkeit verbundener Untersuchung sich nie erklärt haben würde; gleichwohl aber werden diejenigen, welche gerade dieses und die unbedachtsamen Schritte, zu denen er dadurch verleitet wurde, tadelten, mit Inquisitoren verglichen, boshafte Menschen gescholten, und auch bey dieser Gelegenheit mit allen den groben Schimpfwörtern belegt, welche dem Verf. so geläufig sind. Um L. zu entschuldigen, wird das Magnetisiren als eine noch sehr zweifelhafte Sache, vorgestellt, und Biester lächer-

lächerlich gemacht, daß er darüber habe urtheilen wollen. Ja die Regierungen werden sogar bey dieser Gelegenheit zur Rache aufgefordert. — Auch Hr. Obereit wird in dieser Gesellschaft aufgeführt, und vom Verf. vertheidigt. Hiebey haben wir nur eine Bemerkung zu machen. Der Verf. vermischt S. 394. f. die geheimen Orden und die Freymaurerey. Es ist indessen, wie Rec. auch als Profaner einsehen kann, wohl ein großer Unterschied zwischen den höhern geheimen Orden und der gewöhnlichen F. M. ein Unterschied, den der Verf. durchgehends ganz vergißt, da ers doch besser wissen muß. Am Ende aber kommt denn der Verf. endlich auf sich selbst, wohin er vom Anfange an hätte kommen und allein dabey bleiben sollen.

Ein besonderer Abschnitt von 384 Seiten enthält die dem Doctor Starck gemachte(n) Beschuldigungen und seine Rechtfertigung. Dieser Abschnitt ist das einzige, was wesentlich zu der Sache des vorhabenden Streits gehört. Die Monatsschriftsteller sind, wie der Verf. gleich Anfangs versichert, da sie ihn verdächtig machten, durch eine besondere Führung der Vorsehung in den höchsten Grad der Verblendung hingegeben worden, um sich vollkommen lächerlich zu machen, und in ihrer ganzen schimpflichen Blöße den Augen der Welt zur allgemeinen Verachtung dargestellet zu werden. Bescheidener und besser würde es freylich gewesen seyn, wenn der Verf. sich bloß so gerechtfertigt hätte, daß Andere dieß, oder nur den vierten Theil, hätten sagen können. Itzt aber, da schwerlich andere dies einräumen werden, klingt es in dem Munde des Verf. selbst nicht sehr erbaulich. Doch zur Sache. Er setzt auch,

er könnte seine Vertheidigung noch so vollkommen führen, so ist eben nicht abzusehen, wie die Verfasser der Berliner Monatschrift dadurch verächtlich und lächerlich werden könnten, denn sie haben ja immer gewünscht und gehofft, er werde sich vertheidigen können, haben nie, so viel sich der Rec. erinnert, gesagt, daß ihm seine Vertheidigung unmöglich seyn werde. Gesetzt, sie fänden Ursache zu erkennen, alles das unerklärliche, was von Hrn. Starck gesagt worden, sey nun erklärt, ja wenn sie genöthigt wären, zu gestehen, sie hätten selbst geirret, so würden sie dadurch gar nicht verächtlich werden. Man würde vielmehr ihre Wahrheitsliebe und Unpartheylichkeit in solchem Falle loben.

Zuerst sucht der Verf. aus seinen eignen Schriften zu erweisen, daß er dem Catholicismo nichts weniger als geneigt sey, und dieser Beweis ist aus denjenigen Schriften, welche er von den seinigen anführt, recht gut. Aber wozu dieses? Der Rec. erinnert sich nicht, daß jemand gesagt habe, Hr. St. habe die katholische Religion in seinen theologischen Schriften fortgepflanzt. Also können diese Schriften in diesem Falle gar nichts beweisen. Wenn sich der Fall als möglich denken ließe, ein protestantischer Gottesgelehrter sey insgeheim katholisch gewesen, oder sey es noch, so läßt sich leicht abnehmen, er werde, was er geheim halten will, nicht in seine Theologie und Kirchengeschichte bringen. Also diese Schriften anzuführen, hätte sich Hr. Starck sparen können. Sind das aber seine Schriften alle, aus denen er hier seine Beweise hernimmt, oder giebt es nicht noch mehrere, aus denen so wie aus seinen seit 1767. vorgenommenen Handlungen seine Gegner gerade das Gegentheil

zu

zu beweisen suchen? Hier möchten also wohl Schriften gegen Schriften zu stehen kommen. Es hätte doch wohl Hr. Starck hauptsächlich alle die sehr unverständlichen und bedenklichen Stellen in den Schriften letzter Art hauptsächlich erklären, und ihre wahre Deutung zeigen sollen. Es fehlt aber sehr viel daran, daß er dieß gethan hätte. Dieß ist eine von den hauptsächlichsten Seiten, wo seine Vertheidigung vor dem Publikum höchst mangelhaft ist. Denn es ist doch wohl weder vorauszusetzen, daß er dergleichen dunkle und theils seltsam, theils bedenklich scheinende Stellen ganz ohne Sinn oder Verstand habe schreiben wollen, denn das würde einem Gelehrten und zumal einem Gottesgelehrten allzuunanständig seyn, als daß es sich denken läßt. Hingegen lässet sich auch nicht voraussetzen, daß Hr. Starck so geheimnißvolle Winke und so dunkle Stellen ohne alle Ursache so dunkel hingeworfen habe. Dieß muß um so viel mehr befremden, wenn man siehet, daß Hr. Starck in andern Schriften eine ganz andere freye und offne Sprache führt, wobey man nicht denken sollte, es wäre möglich, daß er der Verfasser der Geschichte des Arianismus, und der freymüthigen Betrachtungen über das Christenthum, ein solcher Geheimnißkrämer seyn könnte. Will er sich nun über alle diese Geheimnißkrämerey nicht deutlicher erklären, so muß man es freylich geschehen lassen. Aber er kann auch nicht vorgeben, daß er sich völlig und hinlänglich vertheidigt habe, und er kann niemand verdenken, wenn er über diese Sache nach seinem besten Gewissen urtheilt, so wie die Umstände es veranlassen.

Was den Punkt betrifft, daß er kein wirklicher Jesuit sey und seyn könne, so hält er sich mit Recht

bey diesem Umstande ziemlich lange auf, und der Beweis, welchen er deshalb führt, zeigt, daß keine überzeugende Gründe bekannt sind, dieß geradezu von ihm zu sagen. Indessen wäre auch hier noch manches zu erinnern. Besonders der S. 35. ff. versuchte Beweis, daß in Schwerin das Seminarium von jungen katholischen Leuten, welche aus dem Norden nach Schwerin geschickt, und von da nach Linz ins nordische Stift gesendet worden, nicht vorhanden sey, hat den Rec. gar nicht überzeugt. Die Einwohner von Schwerin und selbst Hr. P. Blankmeister mögen dieß nicht wissen. Aber in mehrern österreichischen Schriften ist dieß gesagt, und die Summe des Geldes bestimmt, das die katholischen Geistlichen in Schwerin für die jungen Leute erhalten. Wäre daher seine Rechtfertigung damit vollendet, so würden wir kein Bedenken tragen, solches mit Vergnügen zu gestehen. Aber es sind noch andere Punkte übrig, wo uns seine Rechtfertigung unmöglich befriedigen kann. Denn er kommt bald darauf wieder auf sein Clericat im Tempelherrenorden: Und hier geht es wieder, wie oben, wo er schon davon gehandelt hat. Im ersten Abschnitte S. 248 f. versichert er: die Cleriker hätten keine unbekannten Obern gehabt, und verspricht, sich darüber unten, wo er von sich selbst handeln würde, umständlich zu erklären. Hier aber, wo nun diese umständliche Erklärung folgen sollte, werden wir S. 96. wieder nach oben verwiesen: „Aus dem schon vorhin (wo „denn?) genugsam Gesagten weiß das Publikum, „daß es eine Lüge ist, daß je von mir oder einem „Cleriker des templarischen Systems unbekannte Obern „angenommen worden; es weiß, daß es eine dumme „Lüge ist, daß ich von irgend jemand geschickt wer-

„den,

„den, und geschickt werden können.“ Derb, kurz und grob genug abgefertigt; aber wo in aller Welt ist denn das erwiesen? Man sucht das ganze Buch vergebens darnach durch. Wenn man diese Hinterhaltigkeit siehet, die der Verf. zu beweisen verspricht, und da, wo er sein Versprechen halten und deutlich beweisen sollte, nichts beweiset, sondern es dreist als bewiesen annimmt, so sieht man deutlich die wenige Aufrichtigkeit dieses Mannes; der den wahren Zustand dieser bedenklichen Sache nicht aufhellet, sondern geflissentlich in Dunkel lässet. Zwar versichert er S. 87. „er habe in dem Abschnitte von den Tempelherren und dem Clerikate derselben so viel Nachricht gegeben, als er nur immer, ohne ehrlos und meineidig zu werden, zu geben im Stande gewesen sey; aber wie wenig das gewesen sey, und wie unmöglich daraus erhellen könne, was der Verf. hier als bewiesen annimmt, das haben wir leider gesehen; obgleich der Verf. darauf poche und aufs ärgste schimpfet. Der Verf. kann uns doch unmöglich zumuthen, daß wir uns durch bloße schimpfende Antworten als er hier giebt, überzeugen sollen. Man urtheile! Auf die doch sehr zur Sache gehörige Aufforderung, zu sagen, was es für ein Clericat gewesen sey, das er zu haben vorgab, antwortet er S. 85.

„Den Pranger, das Brandmal an der Stirne, „und die Ruthe des Büttels auf den Rücken verdie„nen ehrlose Pasquillanten, die den Namen recht„schaffener Leute schänden; aber keine Antwort.“ Was soll man denken, soll man das eine Vertheidigung nennen?

Als er sich über die im Anti St. Nicaise 2. Th. S. 58. abgedruckte Vollmacht des ungenannten Pylades, zu *P*, 1766. ausgestellt, in welchem Jahre

 er

er sich, seinem eigenen Geständnisse hier S. 54. zu Folge, in Frankreich aufgehalten hat, erklären soll: sagt er S. 218. ff. mit den ihm geläufigen Schimpfwörtern: „darin sey nichts verfängliches; aber er „halte es für eine schlechte Handlung, den Namen „eines noch lebenden Freundes ohne Noth zu com„promittiren, und da einmal die ganze Grundlosig„keit und Schändlichkeit seiner Verläumder in das „hellste Licht gestellt sey: so sey nichts gleichgültiger „in der Welt, als der Umstand, ob die Loge latae ob„servantiae, zu welcher er gehört habe, zu Paris „oder zu Petersburg u. s. w. gewesen, und wie der „Meister Freymaurer geheißen, der sein Certificat „ausgestellt habe." Für so ganz gleichgültig kann indessen der Rec. diesen Umstand nicht halten, besonders da der Verf. so sehr leicht Dinge als erwiesen annimmt, welche es Andern so schnell nicht seyn können. Der Umstand ist vielmehr höchst wichtig. Denn durch jene wichtige Vollmacht, (wie er sie ehemals selbst nannte, nun aber sonderbar genug den Namen in maurerisches Certificat verwandelt,) wollte er sich den Weg bahnen, und der unbekannte Obere Pylades, der doch unbekannt bleibt, bis ihn Hr. Starck bekannt macht, kommt sonst nirgends vor. So lange er also den Namen dieses Mannes nicht nennt, kann er es niemand verübeln, welcher sagt, er sey von unbekannten Obern gesandt worden. Dagegen wird ihn auch die Ausflucht, deren er sich bedient, schwerlich schützen können. Denn der Fall der Noth ist, dünkt uns, sehr sichtbar, und der Verdacht nicht geringe. Zwar folgt S. 227. noch eine Erklärung über diese Vollmacht; aber sie giebt nicht mehr Licht, sondern vielmehr noch mehr Beyspiele, wie der Verf. verdunkeln und verdrehen kann,

wo

wo es ihm gutdünkt. Man hatte in der Berl. Mon. Schr. Jul. 1786. S. 57. dem Verf. verschiedene Fragen vorgelegt, welche er hier bloß mit Scheltwörtern beantwortet, und dabey die Fragen selbst so verändert, daß man sich schwerlich des Verdachtes erwehren kann. Wir wollen daher diese, so wie sie in der M. S. lauten, jedesmal hinzufügen.

„Wo die außerhalb Deutschland befindliche Loge „war, die einsichtige Männer hatte?" (So setzt Hr. St.; aber die Monatschrift hatte gefragt: Wo die wichtige Loge außerhalb Deutschland ist, in welcher sich die wahren, ohne ihn nicht zu entdeckenden Meister der Maurerey befänden? Diese Frage war aus des Verf. eigenen Worten genommen.)

Hierauf antwortet Hr. Starck: „Ein Schurke „setzt sie nach Frankreich.

„Wer mein Certificat mit dem Namen Pylades „unterschrieben?" (Die Monatschr. sagt: Wer der Pylades ist, der ihn aufgenommen? Das ist ja wohl ganz etwas anders, und es scheinet, Hr. Starck will dadurch die Frage eludiren zu wollen, ob dieser Pylades ihn zum Clericus gemacht habe. Vom Certificat, welches ohnedem nicht ein Certificat, sondern eine Vollmacht ist, war ja ohnedieß gar nicht die Frage.

Hierauf antwortet Hr. St.: „Ein Zigeuner und „Zeichendeuter macht ihn wegen eines Buchstaben P. „zum catholischen Französischen Geistlichen."

Diese Antwort ist ganz sonderbar. Der Rec. erinnert sich nicht, daß jemand diesen Pylades für einen katholischen französischen Geistlichen erklärt habe. Freylich, wenn Hr. St. sich durchaus nicht hierüber erklären will, bleibt wohl jedermann freygestellt, den Umständen nach zu glauben was er will.

Hier läßt der Verf. die ganze Frage aus: Wer die Männer waren die ihn sandten, und auf die er immer als auf unbekannte Obern zurückweiset? Die andere Frage aber, welche er anführt, lautete:

„Ob der große Meister und der dreymal geseg„nete Vater nicht der Papst ist, oder wer sonst?“

Hr. Starck sagt: „Ein Narr hat ihn dafür „erklärt.“

„Was es für ein Orden sey, der sich der Maure„rey als einer Decke bedient?“ (So setzt Hr. St.: aber die M. S. fragte: Was eigentlich der im Norden und überall fortzupflanzende H. Orden ist, welcher sich des gangbaren Maurersystems als einer Decke bedient?)

Hr. St. antwortet: „Nur ein verworfener Ke„tzerjäger kann darunter einen andern als den templa„rischen finden.“

„Der Endzweck dieses Ordens?“

(Die M. S. fragte: Was der von ihm angedeutete, aber nicht genannte geheime Endzweck dieses geheimen Ordens gewesen?)

Hr. Starck replicirt recht kräftig: „Nur ein „protestantischer Dominicaner konnte Endzwecke der „Römischen Propaganda darunter suchen. Das ist „meine Erklärung.“ Sie ist sehr kräftig und nachdrücklich; ob aber zweckmäßig, beweisend, vernünftig? — mag jeder unbefangene Leser urtheilen. Aber hilf Himmel! was für eine? Welcher Leser könnte sich wohl damit befriedigen lassen!

Hr. Starck leugnet ferner, seit seiner Zurückkunft nach Frankreich correspondirt zu haben; aber man kann ja wohl geheime Nachrichten aus Frankreich erhalten, ohne dahin zu correspondiren, besonders wenn man selbst da gewesen ist. Und er leugnet

ja

ja nicht geradezu, daß er sich gerühmt habe, solche Nachrichten zu besitzen. Die Drohung, welche am Schlusse dieser Stelle S. 228. steht, kann auch Rec. unmöglich für Ernst annehmen. Er sagt nämlich: „An die Zudringlichkeiten, die man bey meiner Abreise aus Curland gegen mich sich erlaubt hat, sollte „doch dieser Pasquillant nur nicht denken: meine „Geduld möchte doch am Ende ausreißen, und ich „möchte von Dingen reden, welche zwar keine Kryptocatholiken und Jesuiterfrazze der Zionswächter „zum Gegenstande haben; aber gewiß das häßlichste „Licht über die Familiaren der Berl. Monatsschriftsteller verbreiten würden, und ich fürchte, daß man „doch am Ende meine Geduld aus ihren Angeln „heben wird." Rec. kann diese Drohung kaum für etwas anders, als für Sand halten, welcher gewissen Lesern in die Augen gestreuet werden soll. Denn wer mit einer so unbändigen Wuth schreibt, als unser Verf., wird das Publikum schwerlich überreden, daß er aus Mäßigung und Geduld Erläuterungen zurückhalte, welche auch nur auf einige Weise zu seinem Vortheile gereichen könnten. Der Rec. will aufrichtig erzählen, was er schon vor einigen Jahren hierüber hat erzählen hören; läßt aber ganz dahin gestellt, in wie fern die Sache und alle dabey angeführten Umstände gegründet seyn mögen oder nicht. Man sagt: Hr. Starck hätte bey seinem Aufenthalte in Mitau verschiedenen Kurländischen Edelleuten versprochen, verschiedene wichtige geheime Schriften aus Frankreich zu schaffen; da er aber sein Versprechen nicht gehalten, so hätten ihn einige derselben auf eine sehr ernsthafte Weise anhalten wollen, seinem Versprechen nachzukommen, und ihnen die Schriften auszuantworten, von welchen sie glaub-

 ten,

ten, daß er sie schon erhalten hätte. Diese Geschichte soll auch im St. Nicaise auf eine den curländischen Herren nachtheilige Art erzählt, und dieß eine von den Ursachen seyn, daß Herr Starck für den Verfasser des St. Nicaise gehalten wird. Die innere und eigentliche Beschaffenheit dieses Vorgangs ist nie erörtert worden, aber die vier kurländischen Herren, die auch namentlich genannt werden, sollen sonst als so edeldenkende, rechtschaffene und biedere Kavaliers allgemein bekannt seyn, daß man wohl vermuthen müsse, sie werden gewiß überzeugt gewesen seyn, daß sie ein Recht hatten, das von Hrn. Starck zu fordern, was sie forderten. So sagt man im Publikum. Hr. Starck und die edeln Kurländer werden am besten wissen, wie viel wahr an der Sache ist oder nicht, und ob Hr. Starck geheime magische oder maurerische Schriften aus Frankreich oder irgend sonst woher zu schaffen versprochen hat oder nicht. Der Rec. läßt dieß alles dahin gestellt. Aber, er muß gestehen, daß er nicht recht einsiehet, wie diese Geschichte eigentlich die Berlinische Monatschrift interessiren kann, und wenn Hr. Starck nicht für gut findet, diese Sache weiter aufzuklären, so kann sich der Rec. noch nicht überzeugen, daß es aus Schonung gegen die Berlinische Monatschrift oder ihre Korrespondenten geschehen sey. Denn Hr. Starck ist in diesen zwey dicken Bänden, so ausdrücklich ex professo beschäfftigt, das häßlichste Licht über sie zu verbreiten, daß sich wohl nicht vermuthen lässet, wenn er noch mehr Häßliches wüßte, daß er es zurückhalten würde. Er muß also wohl andere Ursachen seines Stillschweigens haben.

Wie geschickt der Verf. seinen Gegnern auch die unschuldigsten Handlungen zu Verbrechen machen kann,

kann, davon ist das weitläuftige Geschwätz S. 116. ff. über einen Brief eines Freundes des Verf. an Biester, und den Auszug, welchen der letztere davon mittheilte, ein Beyspiel. Man vergleiche den hier in den Beylagen S. 54. ff. abgedruckten Brief mit dem Auszuge, den B. davon gab, und man wird das Verfahren dieses Mannes eben so lobenswürdig finden, als es Starck als tadelnswürdig und boshaft vorzustellen gesucht hat. Es muß wohl jedem Unpartheyischen in die Augen fallen, daß Hr. B. den Archidemides, den der anonymische Briefsteller mit D. St. bezeichnet, gemeynt habe.

Die Erklärung, welche S. 201. ff. über die im Anti St. Nicaise gelieferten Briefe des Verf. und die darin befindlichen seltsamen und auffallenden Ausdrücke gegeben wird, können, wie es dem Rec. scheint, keinen Leser befriedigen, welcher dies Buch gelesen hat, und es mit den Antworten des Verf. vergleicht. Genaue, sehr genaue Vergleichung aber mit diesen und allen andern Schriften, welche der Verf. bestreitet, ist schlechterdings nothwendig, wenn man sich nicht täuschen lassen, und über die Sache mit Unpartheylichkeit urtheilen will. Wir wollen davon nur ein paar Beyspiele noch anführen. In einem im Anti St. Nic. abgedruckten Briefe Th. 2. S. 12. schrieb Hr. Starck damals an den Hrn. von Hund: „Die Maurerey kennt ihre Meister, ob die stricte Ob„servanz sie alle kennet, kann ich nicht sagen, we„nigstens hoffe ich, Ew. hierin eine Entdeckung zu „machen, die Ihnen nicht unangenehm seyn kann, „auch ohne mich nicht zu erhalten ist. Es befindet „sich nämlich außerhalb Deutschland eine Loge. — „Ich habe in derselben selbst ehemals eine Charge be-

„kleidet, und noch bis itzt dependiret sie von mir. —
„Sie ist reicher durch die wenigen, von welchen sie
„regieret wird, die das Innerste des Ordens besi-
„tzen, und zu erhöhen trachten, und vielleicht die
„einzige Loge des heutigen Alters, die dergleichen
„Meister und Väter des Tempels aufweisen kann,
„obgleich dieses der Loge selbst verborgen ist.“ Und
nun vergleiche man damit die Antwort des Verf. S.
203. ff. wo er sich krümmt und windet, um das Publi-
kum zu überreden, daß hier nicht von unbekannten
Obern die Rede sey, und daß kein Freymaurer darin
das mindeste Verfängliche finden würde. Wer hier
genau vergleicht, der findet, daß die Antwort des
Verf. ein wahres Galimathias ist, aus dem kein
Mensch klug werden kann. Der Rec. will es, um
des Raums zu schonen, hier nicht anführen, bittet
aber jeden, dem daran gelegen ist, es aufmerksam
zu lesen, und genau mit dem Briefe zu vergleichen,
so wird man sehen, wie wenig aufrichtig Hr. Starck
ist. Entweder er hat damals geradezu Erdichtung
und Unwahrheit geschrieben, und hat solche Väter
und Meister des Tempels erdichtet, um sich ein An-
sehen zu geben, und alsdenn macht ihm solches fal-
sches Vorgeben wenig Ehre; oder er muß mit den
so verborgenen Vätern des Tempels in einer ganz
sonderbaren Verbindung stehen, und diese Väter
und Meister außer Deutschland sind sehr unbekannte
Obere, und denn sieht die Sache sonderbar aus.
Man bedenke nur: die Loge ist vielleicht die einzige,
die solche Meister und Väter des Tempels hat, die
das Innerste des Ordens besitzen, obgleich dieses
der Loge selbst verborgen ist. Nun wahrhaftig, wenn
diese Väter, ihren nächsten Brüdern und Untergebe-

nen

nen als solche unbekannt waren, so waren sie wohl sehr unbekannt.

Eben so geht es mit einer andern im Anti St. N. S. 44. ff. befindlichen sehr bedenklichen Stelle. „Was „Sie das Innerste des Ordens zu nennen belieben, „können wir nicht anders als das Aeußerste in gewis„ser Absicht nennen, ich meyne die Kenntniß vom „Anfang, Fortgang und Abwechselung des hohen „Ordens, die Absicht der Maurerey, und den eigent„lichen Staat des Ordens in dessen Verwaltung. „Ich meyne das Innere, das Werk, das für den „Orden geschieht, und ihm als ihm allein gehöriges „Depositum anvertrauet ist, dessen das Volk nie „theilhaftig werden kann, und auch nicht ein jegliches „Glied des Ordens, nicht um Geld oder andere „Schätze, sondern allein die, welche Eifer und Ge„duld zu jenem dreymal gesegneten Vater durch ei„nen gütigen Führer bringet, u. s. w." Wer diese Stelle in ihrem ganzen Zusammenhange mit Aufmerksamkeit lieset, und denn die Erklärung, welche der Verf. hier S. 209. ff. davon giebt, dagegen hält, wird durch diese keinesweges befriedigt. Der Verf. sagt endlich, dieß habe nichts anders bedeuten sollen, als daß er und seine Freunde den Tempelherrenorden eben so gut, als die Herren von der stricten Observanz kennten. Aber wie in aller Welt paßt das zu den ersten Worten, daß das, was diese sogenannte Tempelherren als das Innerste annähmen, dem V. und seinen Freunden nur das Aeußerste sey? Wie paßt es zu der gleich folgenden Stelle, wo die Ritter des Tempelherrenordens, oder das säculare System, sorgfältig von dem Innern des Ordens unterschieden wird, welches wie St. sich ausdrückt, „Innen über„lassen

„lassen sey, die mit Hülfe der segnenden „Vorsicht diesen (den Tempelherren) zu Hülfe zu „kommen suchten?“ Das werden doch wohl die Kleriker seyn sollen. — Wie reimt es sich endlich mit der Versicherung des Verf. S. 234. daß die Cleriker mit ihrem Clerikate ganz andere Dinge, als die Tempelherrenorden, verbanden? Daß übrigens der Ausdruck: dreymal gesegneter Vater ein ganz maurerischer Ausdruck sey, wird man dem Verf. auch wohl schwerlich auf sein bloßes Wort glauben. Dem Rec. wenigstens haben Männer die sehr lange Maurer gewesen, und viele Erfahrung hatten, auf Befragen, versichert, sie verständen nicht, was dieß seyn sollte, und es käme ihnen diese Benennung sehr bedenklich vor.

Wir könnten auf eben diese Weise noch das Unstatthafte vieler andern Erklärungen des Verf. zeigen, z. B. derjenigen, welche er geben will, über die Rechte der (doch gewiß katholischen und katholisch priesterlichen) Vorfahren der Cleriker im Orden, oder über die *Iura stolae* derselben, (welches, wie gleichfalls dem Rec. von gewesenen T. H. versichert worden, kein Tempelritter anders verstanden hat, als die Clerici wären Geistliche, und hätten geistliche Würde, vermöge sie gleich andern Pfarrern Iurae stolae verlangten) bey welchen Dingen Hr. Starck in die sichtbarste Verlegenheit kommt, und sich gar nicht zu helfen weiß; aber unsere Recension würde alsdenn alle Grenzen übersteigen, und wir müssen uns daher begnügen, unsere Leser nur darauf aufmerksam zu machen. —

S. 245. ff. kommt Hr. Starck auf die Bücher, von denen er als Verfasser angegeben worden ist.

Seine

Seine Erklärung darüber besteht kürzlich in Folgendem: den Stein des Anstoßes habe er nicht geschrieben; aber wohl das Buch über den Zweck des Freymaurerordens. In diesem käme jedoch nichts Fanatisches vor, sondern es arbeite vielmehr allem Fanatismus, allen Betrügereyen und Gauckeleyen entgegen. Das Buch über alte und neue Mysterien habe er gleichfalls geschrieben; aber auch darin käme nichts Verdächtiges vor. Das Buch St. Nicaise aber will er weder ableugnen noch anerkennen; ein sicherer Beweis, daß das Buch nicht so unverdächtig ist, als er es hier machen will; wie auch jeder sehen kann, der es aufmerksam lieset; denn zuletzt werden ja doch die Geheimnißlustigen nach einem katholischen Priester gewiesen, der die Bücher des Geheimnisses besitzen soll, und in katholische Klöster, wo die wahre Ruhe soll zu finden seyn. Der Rec. muß völlig dahin gestellt seyn lassen, ob Hr. Starck Verfasser dieses gewiß hinterlistigen Buchs sey; glaubt aber, die weit verbreitete Meynung, Hr. St. sey Verfasser, gereiche nicht zu dessen Vortheil. Auf die Auszüge aber, welche er selbst von diesem Buche, und den vorhin angeführten, giebt, können wir uns unmöglich einlassen. Er sagt selbst, diese Auszüge wären genau und ehrlich. Leser, welche Lust haben, Vergleichungen zwischen den Büchern selbst, und diesen Auszügen anzustellen, mögen es entscheiden. Der Rec. hat nur einiges verglichen, aber wenigstens genau hat er sie gar nicht gefunden, denn es ist vieles übergangen, was unerklärlich und bedenklich ist.

Was Hr. Starck über seine Briefe an Schröpfer sagt, darüber können wir noch nicht vollkommen urtheilen, da die in den Beylagen abgedruckten Briefe bey

bey weitem nicht zum völligen Beweise alles dessen, was er erzählt, hinreichen. Sie scheinen vielmehr hin und wieder damit in einigem Widerspruche zu stehen. Ausserdem können wir es auch nicht glauben, was der Verf. uns bereden will, daß viele Ausdrücke in seinen Briefen an S. bloß maurerisch wären, sondern sie scheinen aus irgend einem noch geheimen Orden herzurühren. Eingeweihete werden darüber bestimmter urtheilen können, und der Rec. hat von einigen wenigstens so viel vernommen, daß sie Hr. St. Erklärung gar nicht zusammenhängend und überzeugend finden. Dieß sind Männer, die so weit von Hrn. Starck entfernt sind, daß sich keine Kollision oder Partheylichkeit denken lässet. Ihr dem Rec. sonst bekannter biederer Charakter spricht auch dafür, daß sie Hrn. St. weder zu liebe noch zu leide, sondern bloß nach der Ihnen bekannten Beschaffenheit der Sachen urtheilen. Wenn nun Hr. Starck selbst Eingeweihten in seiner Erklärung dieser Sache nicht Genüge leistet, was sollen denn wir andere Menschenkinder sagen, die wir allerdings erstaunen müssen, da wir einen Doctor der Theologie, den Verf. der Geschichte des Arianismus, sich vor einem betrügerischen Koffeeschenker demüthigen, und eine so unbegreiflich thörichte Sprache führen, sehen und hören. Auch gesteht er ja selbst, daß er an Schröpfern in Chiffern geschrieben habe. Woher hätte denn Schröpfer die Schlüssel zu diesen Chiffern, die Starck brauchte? Starck und Schröpfer hatten doch wohl nicht aus einer Quelle geschöpft? Schröpfer schreibt ja an St. (Berl. Mon. Schr. 1786. Jul. S. 73.) daß dieser ein gewisses Zeichen aus Florenz habe; und Leute, welche die Sache verstehen, wollen behaupten, dieß sey ein Zeichen des Clericats, welches der Rec. zwar unent-

unentschieden läßt, aber glaubt, Hr. Starck hätte sich hierüber erklären müssen, wenn er sich wirklich deutlich vor dem Publikum hätte vertheidigen wollen. Es folgt indessen doch wohl natürlich die Frage: Liegt dieses Florenz in Italien? Wo nicht, so hätte St. da er sich vertheidigen wollte, uns doch sagen müssen, ob es etwa im Monde, oder wo sonst, liegt. Liegt es aber in Italien, und wäre es das Zeichen des Clericats, so hätte dieses doch gewiß keinen protestantischen Ursprung, und alsdenn würde man sich nicht wundern dürfen, daß die Cleriker den Eid der Tempelritter an die h. Jungfrau, den h. Bernhard und alle Heiligen nicht anstößig fanden, gesetzt auch, die Clerici hätten diesen katholischen Eid nicht in den Orden gebracht, wie es viele Tempelritter glaubten. (S. oben S. 314.) Aber wundern müßte man sich doch wahrhaftig, wenn ein protestantischer Geistlicher ein Clericat aus Italien herholte. Wundern muß man sich auch immer, daß ein Mann von Gelehrsamkeit und Einsichten, ein Dr. der Theologie, wie Starck, an einen liederlichen Coffeeschenken, als an einen wichtigen Mann, mit großer Ehrfurcht schreibt. Es könnte noch seyn, daß alle diese und noch mehr seltsame Dinge, welche die Welt durch den Anti St. Nicaise von Hrn. St. erfahren hat, einen unschuldigen Zusammenhang hätten; aber nach des Rec. Einsicht kann der Wortverstand und der ganze Zusammenhang der Sache, so weit ein unbefangener Mann sie noch bisher übersehen kann, nicht dafür sprechen, und da Hr. Starck nicht für gut findet, offenherzig zu zeigen, welchen Ursprung alle diese seltsamen Dinge haben, so kann man wohl nicht sagen, daß seine Vertheidigung vollständig und befriedigend wäre, und man kann es niemand verdenken, wenn

er

erfortführt, diese Dinge für bedenklich und für einen protestantischen Gottesgelehrten höchst unanständig und sehr tadelhaft zu halten.

So unbefriedigend, wie fast Alles, ist auch Hrn. Starkes Erklärung über das, was in der bekannten schönen Schrift der edlen Frau von der Recke beyläufig von ihm erzählt wird. Man wird dieses sogleich finden, wenn man sich nur die Mühe nehmen will, diese Schrift, oder auch nur unsere Anzeige davon im 76sten Bande dieser Bibliothek mit dem, was der Verf. S. 335. ff. sagt, zu vergleichen. Uebrigens aber wird auch jeder Leser von Gefühl den Ton, worin der Verf. von dieser vortrefflichen Schrift spricht, höchst misbilligen. Freylich sticht das edle Betragen dieser Dame gegen das, welches Hr. St. beobachtet, sehr ab; aber er hätte gewiß wohl gethan, wenn er es nicht getadelt hätte: denn es thut dieß gewiß für ihn keine gute Wirkung. —

Am Schlusse dieses Abschnitts legt uns der Verf. sein Glaubensbekenntniß vor, welches freylich in manchen Sätzen von dem, was man aus dessen theologischen Schriften hätte abnehmen sollen, ziemlich verschieden ist. Der Rec. urtheilt weiter nicht darüber, und überläßt gern Hrn. St. Gewissen, den wahren Ursprung dieser Sinnesänderung. Er schließt mit folgendem Ausspruche Cronegks:

> Die Tugend achtet nie was der Verläumder spricht;
> Wer schlecht von andern denkt, ist selbst ein Bösewicht.

Diese Verse contrastiren so sonderbar mit dem ganzen Werke, daß wir nicht begreifen, wie Hr. St. ihn paßlich finden konnte. Fand denn er nicht, daß davon eine weit nachtheiligere Deutung auf ihn, als auf seine Gegner gemacht werden möchte? Wie denkt Hr.

Hr. Starck durch diese ganze zwey Bände, von Hrn. Biester, Gedike und Nicolai? Urtheilt er nicht beständig aufs schlechteste von Ihnen, und noch dazu oft offenbar unverdienterweise und wider den klaren Augenschein? Giebt er nicht beständig ihren unschuldigsten Behauptungen den schwärzesten Anstrich? Giebt er ihnen nicht beständige Bosheit schuld, ohne nur ein einzigmal so billig zu seyn; gesetzt, sie hätten irgendwo unrecht, als möglich vorauszusetzen, daß sie bloß könnten geirret haben? Eben so unglücklich hat Hr. Starck ein Motto aus dem Mercier auf den Titel gesetzt: „Celui avait bien raison, qui a dit le „premier, *qu'une bonne iniure est toujours mieux* „*reçue et retenue*, qu'un *bon raisonnément.*" Man möchte leicht in dieser Maxime den Grund zu finden glauben, warum in Hrn. N. zwey ungeheuer dicken Bänden, die *bonnes injures* so reichlich, und wirklich die *bons raisonnémens* so sehr sparsam gesäet sind.

Der letzte Abschnitt endlich ist überschrieben: Moralität der neuen Ketzerjagd; Folgen derselben u. Absichten, die man erreichen wollen. Man kann aus dieser Ueberschrift schon schließen, daß hier bloß Beschuldigungen gegen seine Gegner vorkommen, welche sich denn freylich auf lauter leere Consequenzmachereyen gründen, und mit sehr hämischen Insinuationen und Schimpfwörtern reichlich ausstaffirt sind. Zur Probe mag dies dienen, daß der Verf. ohne alle Veranlassung, und bloß um seine Gegner schwarz zu machen, unüberlegt oder unvernünftig genug ist, zu behaupten: Es gäbe keinen Weg, dem Verdachte des Kryptocatholicismus und Jesuitismus zu entgehen, als entweder sich in die Arme der Deisten und Naturalisten zu werfen, oder die Katholi-

ken, wo man nur könnte, zu drücken und zu verfolgen. Es würde wenig Zutrauen zu der guten Sache der braven und verdienten Männer, welche hier der Verf. verunglimpft, verrathen, wenn man gegen solche und andere ähnliche Behauptungen, welche hier vorkommen, auch nur das Mindeste erwiedern wollte. Man sieht auch nur gar zu leicht, wodurch alle diese Aeußerungen veranlaßt worden sind. Also genug davon. Lustig aber ist es dabey, daß der Verf. sich hier S. 34. auf verschiedene Briefe des Baron von Hirschen beruft, und uns überreden will, dieser Mann habe ihm solche aus bloßem Edelmuth und Gefühle des ihm (Herrn Starck) zugefügten Unrechts mitgetheilt, da doch Jedermann weiß, wie dieser Mann gegen die Berl. Mon. Schr. gesinnt ist, weil sie sein elendes Luftsalzwasser nicht als eine Universalarzeney anerkennen wollte. Wir befürchten, wenn Hr. Starck auf dieses Hrn. von Hirschen Autorität gerechnet hat, so wird er wahrlich damit nicht weit auslangen.

Noch eines Umstandes aus der Vorrede zum IIten Theile wollen wir gedenken. Der Verf. glaubt nämlich hier einen ganz besondern Fehler bey einem gewissen Miss du Renis erhascht zu haben, dessen in der Berliner Mon. Schr. gedacht worden, und wodurch er seinen Gegnern einen tödtlichen Streich beyzubringen glaubt. Dieser Miss du Renis soll nämlich gar nicht existiren, sondern es soll dieser Name eine bloße erdichtete Briefaddresse seyn, unter welcher Briefe an die Loge des amis reunis zu Paris auf der Post laufen. Dieß nennt Hr. Stark: „Einen „verzweifelten Mißgriff, der unsere Zionswächter in „einem äußerst lächerlichen Lichte darstelle, und „wo-

„wodurch sie sich selbst dem lauten Hohngelächter „der Welt Preiß gegeben hätten.“ Der Recensent kann nicht einsehen, gesetzt, daß hier ein kleiner Irrthum wäre, daß gleich lautes Hohngelächter darauf folgen müßte. Aber es scheint dem Rec. gar kein Irrthum vorhanden zu seyn. Jedermann kann leicht einsehen, daß ein Schriftsteller, welcher diese Addresse kannte, auch wohl werde gewußt haben, was sie bedeute; denn die Zirkelbriefe der Philalethen sind doch wohl nur in solche Hände gekommen, welche wußten, was die Loge des amis reunis in Paris ist, und welches ihre gegebene Addresse ist. Der Rec. ist in diesem Urtheil durch einen Freymaurer bestätigt worden, den er um seine Meynung darüber zu fragen Gelegenheit hatte; weil der Rec. gar nicht begreifen konnte, wie dieß ein so sehr lächerlicher Fehler sey. Dieser Mann versicherte dem Rec.: „Es werde hier wohl „nichts weniger als ein Irrthum des Correspondenten „seyn. Die Stellen von der divine sagesse, von der „divine providence, von der Unité, von der Exi„stence d'un seul Dieu, ständen in der Premiere „Circulaire d'Invitation à un convent fraternel de „F. F. M. M. de tous les pays et Regimes réunis a „Paris, par le Conseil des *Philalethes*, chefs legi„times du Regime Maçonnique de la R. L. *des* „*Amis-reünis* a l'O. de Paris vom 24sten Sept. 1784. „Man sehe wohl, daß dieser Correspondent dieses Cir„cular vor sich gehabt habe. In den Briefen, mit „welchen dasselbe begleitet gewesen, sey die Addresse „a Mr. Misa du Kenis gegeben, und ausdrücklich „beygefügt worden, dieß sey das Anagramm der „Benennung amis-reunis. Wer also dieß vor sich „gehabt habe, habe sich wohl nicht irren können. „Man sehe wohl, daß dieser Correspondent, von den

„Bemühungen der Loge des amis reunis nichts halte, „habe aber vermuthlich um sie zu schonen, in einer „unfreymaurerischen Schrift sie nicht geradezu genannt, „sondern lieber das Anagramm gebraucht, das jeder- „mann, ders verstehen soll, verstehe. Dieß sehe „man auch aus dem Context, es heißt: der *R. F.* „*Beyerle à Nancy* hat bey mir alles Zutrauen verloh- „ren, da er diesen hinterlistigen *Misa du Renis* so „hegt und pflegt, und immer auf ihn, und auf die „*Unité* verweiset. Denn dieser Beyerle habe in sei- „ner Schrift de conventu latomorum, besonders „aber in seinem Essai sur la F. M. auf die Loge des „amis reünis verwiesen. Dieß habe dem Correspon- „denten mißfallen, wie sehr deutlich zu sehen sey. „Ob er darin Recht habe, darauf komme es hier nicht „an; aber daß er sehr gut gewußt habe, wovon er „rede, und was Misa du Renis bedeute, sey wohl „für jeden, der diese Sache kenne, unstreitig. Wo- „fern Hr. Starck die Circulaires des Philalethes vor „sich gehabt habe, so habe er wirklich wider besser „Wissen und Gewissen diesen Correspondenten be- „schuldigt, denn es sey nicht möglich, daß sich hier „jemand habe irren können. Habe er aber die Cir- „culaires nicht gelesen, so sey der Correspondent bes- „ser unterrichtet gewesen als er, und er würde in sol- „chem Fall besser gethan haben, hievon zu schweigen, „weil er sich selbst dadurch lächerlich mache." So urtheilt ein sehr gut unterrichteter Mann. Die Sa- che ist daher gar nicht so auffallend, als sie beym er- sten Anblicke scheint. Aber, gesetzt auch, daß einer von den Correspondenten der Monatschrift sich in die- ser Nebensache geirrt hätte, was kann Hr. Starck dadurch gewinnen, und was geht das sein Clericat an, wovon hier nur die Rede seyn sollte? Ueberhaupt

ist es, wie der Rec. hier nochmals wiederholen muß, höchst seltsam, und man muß es hämisch nennen, daß Hr. St. der Berl. Mon. Schr., welche doch bekanntlich aus lauter von verschiedenen Personen eingesandten Stücken besteht, einen zusammenhängenden Plan andichten, und, wenn einer der Correspondenten etwas sagt, den andern dafür verantwortlich machen will, unerachtet dieser vielleicht von jenem nie etwas gehört hat.

Was wir bisher über Hrn. Starcks Buch gesagt haben, betraf hauptsächlich die Dinge selbst, welche der Verf. zu bestreiten übernommen hat, und die Gründe, womit er seine Behauptungen verficht. Nun aber müssen wir noch über die in der gelehrten Welt bisher, wenigstens in dem Maaße, unerhörte Art etwas sagen, womit er die Personen seiner Gegner behandelt, und den Schmuck der Rede, womit er seinen Vortrag auszieret. Kaum sollte man es glauben, daß ein Gottesgelehrter, welcher doch vor andern Menschen gelernt haben sollte, seine Leidenschaften zu beherrschen, seinen Feinden zu vergeben, oder ihnen wenigstens Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, und sich mit Würde und Anstand, (wäre es auch, wie hier doch der Fall gar nicht ist; gegen Schmähungen) öffentlich zu vertheidigen, vor den Augen des ganzen großen Publici in einem Tone reden könnte, welcher, wir wollen nicht einmal sagen, allen Wohlstand verletzt, sondern der ihn nicht nur in die Classe des niedrigsten Pöbels, sondern auch zu den gröbsten Injurianten herabsetzt. Gewiß würden die Männer, welche er hier auf die ihm Gottlob bisher fast allein eigne Weise behandelt hat, das größte Recht haben, eine Injurienklage gegen ihn

anzustellen, womit er selbst so fertig bey der Hand gewesen ist, und sie würden dieselbe eben so gewiß bey allen Gerichten gegen ihn gewinnen, als er die seinige verloren hat, und verlieren müßte.

Zuerst wollen wir eine kleine unvollständige Sammlung von den Schimpfwörtern machen, welche er gegen alle, die über die Sachen, von denen hier die Rede ist, nicht eben so, wie er, denken, ausstößt. Er nennt diese Männer beynahe auf allen Seiten des Buchs nicht nur Calumnianten, und Injurianten, — welches um so viel unverantwortlicher ist, da ein hohes Justizkollegium, auf welches Hr. Starck mit seiner Klage provocirte, diese Männer von aller Beschuldigung der Verläumdung und *animo injuriandi* feyerlich freygesprochen hat — sondern auch A. B. C. Schützen, Generalinquisitoren, Zionswächter, (eine Benennung, welche er, wie vielen andern kindischen Witz, seinem theuern Freunde, dem Hrn. de Marées abgeliehen hat,) Generalpolizeylieutenante des Glaubens, Verrückte, Wahnsinnige, Ehrenschänder, Ketzerjäger, Rabulisten, Apocalyptiker, Jesuitenriecher, Ignoranten und Phantasten, Nachkommenschaft des Vaters der Lügen, Stiefbrüder der Dominicaner, Fürstenschänder, Majestätslästerer, deistisches Complot, Berliner Triumvirat, Zeichendeuter, alte Waschweiber, Wölfe in Schaafskleidern, Päpste, neue Sadducäer, ränkevolle Bösewichter, evangelische Keuschheitscommissarien, Lügner, unwissende boshafte Menschen, die das schändlichste Gewer-

be

de treiben, ein ehrloses Handwerk treibende Gesellen, Heuchler, muthwillige Gassenbuben, niederträchtige Verläumder, insidiöse Rabulisten, Schurken, litterarische Giftmischer, Leute, die sich vom litterarischen Ehrenschänden, wie Banditen vom Straßenraube, nähren, Elende, ehrlose Lästerer, Legion des Lucifer, thörigte Menschen, die der Satan geblendet hat, Nichtswürdige, Leute, denen man es zutrauen könnte, daß sie Meineide schwören würden, u. s. f. So schreibt ein Dr. der Theologie, ein Consistorialrath, und Oberhofprediger, und hat noch die dazu unerhörte Kühnheit, nachdem er alles dieses geschrieben hat, in die Vorrede zum 2ten Theile zu setzen: man habe ihm sogenannte Schimpfwörter aus dem 1sten Theil vorgerückt, „aber, Publikum, lies „doch das Buch von welchem Du nun beyde Theile „in Händen hast, und urtheile, obs wahr sey, daß „ich geschimpft." Auch der höchste Grad der Wuth kann ein solches Verfahren nicht entschuldigen. Eben so seltsam ist es, wenn er seinen Gegnern häufig Sophistereyen, Verdrehungen, Weitschweifigkeit und Wiederhohlungen vorwirft, da uns kein Buch bekannt ist, dem diese Fehler so sehr zur Last kämen, als diesem seinem eigenen Buche, das ohne alle Ordnung und fast sollte es scheinen, absichtlich verwirrt geschrieben ist.

Doch das Alles sind noch beynahe Kleinigkeiten gegen den Gift, welchen er gegen die Männer, welche ihm verhaßt sind, sonst noch ausstreuet. Auch davon nur einiges zur Probe; denn wenn wir alle diese Stellen anziehen wollten, so könnten wir damit

allein einige Bogen anfüllen. Damit indessen jeder Leser, welcher etwa zweifeln sollte, daß ein Dr. der Weltweisheit und der heil. Schrift wirklich solche abscheuliche Dinge geschrieben habe, (und wir verübeln es in der That Niemanden, welcher uns dies nicht auf unser Wort glaubt,) sich überzeugen könne, daß wir keinen Buchstaben hinzufügen: so wollen wir die Seitenzahlen immer genau beysetzen. 1r Th. S. 4. 108. 152. 2r Th. 1. Abschn. S. 157. 264. 391. 3r Abschn. S. 11. 54. und an noch weit mehrern Stellen, werden der König von Preußen, der Meklenburgische Hof, viele deutsche Fürsten, der ganze Reichstag, ja sogar der Canton Zürch, gegen seine Gegner aufgefordert. Th. 1. S. 21. behauptet er, die Herausgeber der B. M. S. und ihre Correspondenten hätten ihn beschuldigt, daß er in dem Fürstl. Hause, dem er dient, und an dessem Hofe Proselyten zu machen gesucht habe; eine Consequenzmacherey, welche ohne allen Grund, deren Absicht aber einleuchtend genug ist. S. 86. heißt es: „die Ketzerjagd haben unsern neuen Zionswächter gepachtet, und man muß sie in diesem rühmlichen „Alleinbesitz nicht stören." S. 166. erzählt er: ihm sey von einem Manne, als eine zuverläßige Wahrheit, erzählt worden, daß irgendwo eine heimliche Zusammenrottirung gegen das Christenthum gemacht sey; der Erzähler habe versichert, zu diesem Zwecke geschriebene Briefe selbst gesehen zu haben, und habe, nach denselben, behauptet, daß ein bekannter deutscher Schriftsteller von einer solchen freygeisterischen Rotte salarirt würde, um wider das Christenthum zu schreiben. Nachdem er dieses unverschämte Mährchen auf diese Weise hat verbreiten helfen, hat er noch die Frechheit, hinzuzusetzen:

zusetzen: „Was ich nicht gewiß weiß, mag ich nicht
„behaupten, und unwahre und unsichere Anekdoten
„als gewisse authentische Wahrheit ins Publikum aus-
„zustreuen, halte ich unter meiner Würde; das
„überlasse ich den Berliner Monatsschriftstellern.“
S. 180. f. schreibt er: „Wir wissen also nun, wo-
„für wir Hrn. Biester und seinen Anhang, nach ih-
„rem eigenen Glaubensbekenntnisse, halten sollen,
„nämlich für Deisten. Nun fällt ja denn die Larve
„protestantischer Zionswächter weg, und der Vor-
„wurf, daß sie unter dem Vorwande, den Aber-
„glauben zu unterdrücken, unter der Hand gar
„säuberlich den Unglauben unterzuschieben geden-
„ken, — ist nach diesen Aeußerungen nur zu gegrün-
„det.“ Nachdem S. 210. Biester abermals für ei-
„nen verkappten Proselytenmacher für den reinen
Deismus erklärt ist, wird hinzugesetzt: „Preußens
„gottseliger, und für das zeitliche und ewige Wohl
„seiner Unterthanen väterlich sorgender Monarch wird
„darauf sehen, daß nicht in das Gewand der Eiferer
„für die evangelische Wahrheit vermummte Prosely-
„tenmacher für den reinen Deismus das Christen-
„thum untergraben, und sein Volk unglück-
„lich machen;“ und in der Note zu dieser Stelle,
wird Luther's Vers: O Herr der theure Name
dein Muß ihrer Schalckheit Deckel seyn, auf diese
Männer angewandt. S. 274. sagt er: er sey davon,
daß die B. M. S. den Deismus unterzuschieben su-
che, gründlich überzeugt, wenn er gleich alle Ver-
ketzerungen hasse. Bey allen diesen und unzähligen
andern ähnlichen gehässigen Insinuationen aber schreibt
er selbst S. 70.: „Ich will nicht behaupten, daß
„Hr. Nicolai, und die Hrn. Biester und Gedike, und
„ihre verborgenen Mitarbeiter keine Protestanten

 sind;

„sind; ich will nicht behaupten, daß sie Socinianer
„und Naturalisten, und, unter dem Scheine uns
„aufzuklären, heimliche Werkzeuge des Catholicis-
„mus sind, und ich würde mich schämen, wenn ich,
„wie die Monatsschriftsteller mir gethan, sie auffor-
„dern wollte, zu beweisen, daß sie es nicht sind.“
Dieß reime nun einmal Jemand mit jenen Stellen!
— S. 176. und an mehrern Orten, heißt es: „Bie-
„ster hält das Publicum für einen Tanzbären, den
„er nach Belieben am Seil herumführen, und nach
„seiner Musik tanzen lassen kann.“ S. 205. „Da
„die Monatsschriftsteller ihr Tribunal errichteten,
„wars ja wohl natürlich, daß sie sich mit ihren wür-
„digen Originalen, den Römischen Inquisitoren,
„bekannt machten, und sich nach denen bildeten, bey
„welchen auch Erzählungen voller Lücken und Bruch-
„stücke gelten, und die so lange zusammenhalten und
„vergleichen, bis der Ketzer zum Sanbenito oder
„zur papiernen Mütze reif ist.“ S. 221. „Und
„diese Kabulistereyen, offenbaren Verfälschungen
„und Verdrehungen einzusehen, hättest Du keine
„Augen, deutsches Publicum? Gewiß Deine Auf-
„klärer haben dir die Fackel der Aufklärung so nahe
„vor die Augen gehalten, daß sie dir, statt zu leuch-
„ten, die Sehekraft verdorben haben.“ S. 259.
„Biester muß sich darauf verlassen haben, ein Publi-
„kum von Strohköpfen vorzufinden.“ Dieser Witz
gefällt dem Verf. so ungemein, daß er ihn öfters
wiederholt. S. 285. wo er der Aeußerung des sel.
Crusius erwähnt, heißt es: „Nichts fehlt mehr zur
„vollkommnen Ausmalung des Bildes, als daß der
„apocalyptische Einsender nur noch hinzusetze: Bie-
„ster sey einer von den 7 Engeln, der das Urtheil
„der großen Hure gezeigt, oder lieber, das Lamm,
„das

„das mit den zehn Hörnern, die ihre Kraft dem
„Thiere gegeben, streite, und das Thier überwinden
„werde.“ S. 347 f. „Wie können diese Herren
„sich über Dominicanermäßige Inquisition und Je-
„suiten beklagen, da sie doch diesen so ähnlich sind,
„als Zwillingsbrüder nur einander seyn können?
„Freylich halten sie auch keine Autos da Fe, wie ihre
„Stiefbrüder vom Orden des h. Dominicus in Spa-
„nien. Aber ihre Autillos da Fe sind vielleicht noch
„menschenfeindlicher und Dominicanermäßiger, als
„jener ihre. Jene machen endlich mit den Schlacht-
„opfern der Inquisition durch den Scheiterhaufen
„in wenigen Stunden ein Ende; diese haben die ab-
„scheuliche Kunst erfunden, diejenigen, an welchen
„sie Kryptocatholicismus wittern wollen, Zollweise
„sterben zu lassen, wenn sie nicht einen so gesunden
„Körper haben, daß er durch alle ihre boshaften und
„hämischen Pasquille nicht erschüttert werden kann. —
„Ists möglich, daß Leute, die so Dominicaner-
„mäßig grausam und Jesuitisch hämisch verfolgen
„können, und die davon vor den Augen des Publi-
„kums auffallende Beweise genug in ihrer M. S.
„gegeben haben, noch von den Autillos der Domi-
„nicaner und den Verketzerungen der Jesuiten reden
„können, ohne zu erröthen? Doch über Erröthen
„mußten Männer schon lange hinaus seyn, die, wä-
„ren sie auch nicht selbst Meister des leidigen Hand-
„werks, sich doch zu Handlungen von Pasquillan-
„ten gebrauchen lassen konnten.“ S. 411. „Man
„braucht keine peinliche Halsgerichtsordnung mehr;
„man kann sie und ihre langsame Verfahrungsart
„füglich aufheben, und den Blutbann den Zions-
„wächtern übertragen, die mit bewunderungswür-
„diger Fertigkeit die Schlachtopfer nach Belieben

„auf

„auf den Scheiterhaufen oder aufs Schaffot liefern
„können.“ S. 448. „Man hat sonst den Jesuiten
„Schuld gegeben, daß sie Meister in Sophismen
„seyn sollten; aber hier haben sie ihren Meister ge-
„funden, und wenn sie künftig einen recht gewandten
„Sophisten brauchen, müssen sie sich bey dem Addreß-
„comtoir der B. M. S. melden, damit ihnen dassel-
„be diesen Notenmacher als den Meister aller So-
„phisten anzeige.“ Th. 2. 1r Abschn. S. 264.
„Aber auch die ganze Welt verdächtig machen, und
„dabey keines Menschen, er sey von welchem Stan-
„de und Character er wolle, nicht zu schonen, son-
„dern alles zu mißhandeln und zu beschimpfen, ko-
„stet auch diesen fertigen Scriblern nichts, um nur
„ihrer erträumten oder aus Bosheit erdachten Chi-
„märe einigen Anstrich zu geben.“ S. 377. wird,
bey Gelegenheit dessen, was die M. S. gegen Lava-
ter gesagt hat, geschrieben: „Aber wem fällt nicht
„hiebey die Fabel von der Kröte und dem Johannis-
„würmchen ein, da jene dieses vergiftete, bloß weil
„es glänzte?“

Nicolai hat den Verf., wie dieser selbst Th. 1.
S. 455. gesteht, nie angegriffen; aber demungeach-
tet mißhandelt ihn der Verf. von der ersten bis zur
letzten Seite beyder Theile mit seinen Gegnern auf
gleichem Fuße. S. 519. heißt es bey der Anführung
einiger sehr wahrer Thatsachen, welche der Verf. nicht
zu widerlegen im Stande ist. „Ists doch als ob
„man in eine Feenwelt gezaubert wäre, wenn man
„dieses lieset, oder als ob man mit lauter Verrück-
„ten zu thun hätte, die auf einen gewissen Punct
„wahnsinnig geworden sind.“ Wahnsinn und ra-
sende Wuth sind aber warlich nicht da, wo der Verf.

sie

sie hinsetzt, sondern weit eher in seinem Buche anzutreffen. Denn wer kann folgende Stellen ohne Entsetzen und Abscheu lesen. Th. 1. S. 174.: „Ihre „Monatsschrift sollte ein Pranger seyn, an welchem „eine im ganzen Römischen Reiche legitime Reli„gionsparthey, und jeder rechtschaffene Mann, der „ihnen und ihren Consorten nicht gefiele, von ihnen „gestellt werden sollte." S. 179.: „es sey besser, „sein Leben und seinen Beutel einem Englischen „Highwaymen, als diesen Journalisten seine Ehre, „anzuvertrauen." Th. 2. 1r Abschn. S. 272. steht ein Ausfall gegen Hrn. Gedike, welchen Niemand ohne den höchsten Unwillen lesen wird, der aber zu lang ist, um ihn herzusetzen. Ebend. heißt es im 2n Abschn. S. 85.: „Welcher ehrliche Mann in Deutsch„land ist sicher, daß nicht Morgen ein verkappter „Schurke ein Pasquill wider ihn ausstreue? Und „den Männern, die es anschlagen, die mit ihrer „Monatsschrift einen Pranger errichtet haben, wo „das Schandlibell eines jeden Anonymen angeheftet „werden kann, denen klatschest du Beyfall zu?" Ebend. 2r Abschn. S. 311. und 3r Abschn. S. 30. nimmt der Verf. es als möglich an, daß Gedike und Biester, um sich zu retten, einen Meineid schwören könnten!!! Und im 1. Th. S. 236. ff. steht die boshafte Beschuldigung, daß Nicolai und die B. M. S. die Veranlassung zu dem ungereimten Märchen von dem Uebertritte der vortrefflichen Fürstin von Dessau zur katholischen Religion gegeben hätten; und die Erklärung, welche deshalb in den Zeitungen gestanden hat, wird wieder abgedruckt, und versichert, daß sie gegen jene Männer gerichtet sey. Schämen muß sich doch der Verf. wenn er dessen fähig ist, wenn er nun im ersten Stücke der Berl. Mon.

Schr.

Schr. von 1788. die Erläuterung liest, welche Hr. Hofr. Zimmermann, der Verf. jener Erklärung, darüber gegeben hat, und sieht, daß es ihm nicht eingefallen ist, dabey an jene würdige Männer zu denken. Aber der Verf. geht noch weiter. Er behauptet sogar Th. 1. S. 240. kein Mensch möge wohl mehr zweifeln können, daß jene Männer auch die erste gewisse Veranlassung zu dem Gerüchte von der Religionsveränderung eines königl. Preußischen Prinzen gegeben hätten; und S. 354. entblödet er sich nicht, dem Verf. eines Aufsatzes in der M. S. mit der größten Unverschämtheit eine eben so arge Lüge aufzubürden. Und was soll man nach diesem Allen endlich noch zu der Stelle S. 237. f. sagen, wo es heißt: „Was sind nun, deutsches Publikum, „Deine neuen Zionswächter anders, als eine Ban„de Fürstenschänder und Ehrenräuber, denen nichts „mehr zu hoch und heilig ist, um es zu besudeln, „und also werth mit Ruthen gepeitscht, und, nach „alter Römerart, mit dem Buchstaben K. an der „Stirn gezeichnet, ins Zucht- und Arbeitshaus „verwiesen zu werden.“ Kann man tiefer herabsinken, als dieser Mann?

Wer an diesen beyden Theilen noch nicht genug hat, dem können wir aus der Vorrede zum 2ten Theile noch die Nachricht geben, daß der Verf. noch einen Nachtrag voll wichtiger Nachrichten zu schreiben verspricht. — Wir unsers Theils haben kein Verlangen darnach, oder er müßte ganz das Gegentheil seiner Vorgänger seyn. Und wer kann das hoffen? —

Tk.

Kurze Nachrichten.

1. a) Protestantische Gottesgelahrheit.

Kanzelvorträge zum Gebrauche bey Leseleichen. Von Joh. Wilh. Rose, H. Brand. Hofdiakonus, wie auch Diakonus an der Stiftskirche zu Onolzbach. Zweyter Theil. Nürnberg, bey Grattenauer. 1787. XCII. und 264 S. 8.

Bey den Beerdigungen der Glieder der bischöflichen Kirche in England hat der Geistliche nichts zu thun, als bloß die vorgeschriebenen Gebete abzulesen. Im Anspachschen herrscht, scheint es, ein ähnlicher Gebrauch. Der Recensent bekennet, daß er im Allgemeinen betrachtet, einen freyen Vortrag dem Ablesen eines Aufsatzes vorziehe. Doch dieß bey Seite. Der Verfasser hat in den zwanzig, im gegenwärtigen 2ten Theile enthaltenen, Aufsätzen im Ganzen die Materien nicht übel gewählt, auch auf eine nicht völlig unbefriedigende Weise ausgeführt. In der sechsten Betr. S. 57. fg. hat er das noch immer herrschende, äußerst grobe und gefährliche Vorurtheil von der Macht des Teufels gut bestritten. Indeß erhellet unter andern aus der Behauptung S. 41. „daß der Todtgebohrne „dadurch, daß er die Welt nicht erblickte, weit weniger „verlohr, als er gewann", und deren Ausführung, daß Hr. R. noch nicht alles gehörig und durchgedacht habe. Hätte er dieses gethan: so würde er auch nicht gesagt haben, „alle „unsere Rechte und Ansprüche gründen sich auf unsers „Mittlers Verdienst" S. 114.; „vielleicht, daß er in dem „Augenblicke des Todes noch seine Zuflucht zu dem Verdienste nahm,

„nahm, das alle Sünden zudeckt" S. 201. Die Schreibart ist ebenfalls noch nicht so beschaffen, wie sie billig beschaffen seyn sollte. Nicht immer ist der Ausdruck bestimmt genug. So steht z. B. überaus oft, unter andern S. 230. Betragen, wo Verhalten hätte gesetzt werden sollen. S. 219. heißt es, „diese Gesetzwidrigkeit des L. mißbrauchen „Manche, sich in dem Wahne zu bestärken, sie seyen eines „solchen Lasters gar nicht fähig, und also in der Sorglo„sigkeit vor ihm nicht auf ihrer Hut zu seyn." Hier ist abermals der Gedanke nicht mit der erforderlichen Genauigkeit ausgedrückt; denn Sorglosigkeit wird von guten Schriftstellern in einer etwas verschiedenen Bedeutung und Verbindung gebraucht. Simplicität und Deutlichkeit werden auch noch in vielen Stellen vermisset; „an der „Schwelle seines Erdenlebens" S. 9.; „klimmt auf „Wegen, die uns noch so unbekannt seyn mögen, wenn gleich „nicht durch die gewöhnliche Prüfung von 60 oder 70 Er„denjahren, zu seiner grossen Bestimmung auf, und „muß, wenn gleich für dieses Erdenleben unnütz, Ewig„keiten von Menschenheil erreichen" S. 15.; „so bald „ihr ins Leben gerufen und Menschen wurdet, fleuget ihr „an seine Lieblinge, die Ersten der Erdenschöpfung, Je„su Erlöste und Erben unvergänglichen Heils am Thron „des Allerseligsten zu seyn" u. s. w. S. 18. 19.; „dann erst „erhält er seinen Rang unter den Geschöpfen; — wird erst „das, was er, zu hohen Zwecken werden sollte; nicht nur „todter, sondern selbstthätiger Herold des unendlichen, „vollkommenen Verstandes und der alle Welten umfassen„den Liebe seines Schöpfers" S. 26.; „wissen wir, welchen „Reitzungen zu strafbaren Beginnen unser Kind erlegen „wäre, wenn es das Licht der Welt erblickt hätte, und „in das tobende treulose Meer des Lebens auf Erden „geworfen worden wäre?" S 59. „der durch die Aufer„stehung schon verherrlichte und bald der Erde sich entschwin„gende Jesus" S. 60.; „vernunftmäßige Zufriedenheit „des Herzens, die sich — auf die Zusagen des Allwahrhaf„tigen gründet" S. 98.; „die hier unter den Gräbern, als „eben so viel sichtbare Urkunden des Verderbens, das die „Sünde in die Welt gebracht hat, angestellte Betrachtung" u. s. w. S. 155.; Ausdrücke und Redensarten, die mit den erwähnten wesentlichen Eigenschaften vornehmlich eines guten Predigtstyls gewiß im Widerspruche stehen. Die Anrede im

IXten

IXten Canzelvortrage S. 27. „andächtige, zum Theil „leidtragende, allesammt geliebte Zuhörer!" hat unsern Beyfall nicht. Auch sind uns die öfters vorkommenden Diminutiva, Kindlein, Schwesterleins, unsers Mitbrüderleins, Mitschwesterleins widrig gewesen. Gegen die deutsche Grammatik ist gleichfalls an mehr als Einem Orte gesündigt worden. Man sagt z. E. nicht tretten S. 232. sondern treten; nicht beståttigt S. 6. sondern bestätigt; nicht beut, anbeut, darbeut, gebeut S. 232. 208. 221. sondern biethet, anbiethet, darbiethet, gebiethet; nicht gering S. 14. sondern geringe; nicht Stirne S. 209. sondern Stirn; nicht stund, verstunden, S. 64. 66. sondern stand, verstanden; nicht Odem S. 216. sondern Othem. „Das diesen zwanzig oder dreyßig betroffene Ungemach" S. 224. ist mit der Sprachrichtigkeit nicht minder unvereinbar; eben so „diese von ihm nicht abgehangene Unterbrechung seiner fortgesetzten Heiligung." S. 247.

In der XCII. Seiten betragenden Vorrede erklärt sich der Verf. ganz gründlich, nur etwas zu wortreich, über „die gewöhnlichen persönlichen Strafpredigten bey Leichenbegängnissen, und wie der Prediger die Fälle, wo er am Grabe des fehlenden Bruders zu reden hat, seiner Meynung nach pflichtmäßig und klug zu behandeln habe."

So viel vom 2ten Theile. Der erste ist im 62sten Bande unserer Bibliothek S. 343 f. beurtheilet worden.

Qm.

Predigten über die wichtigste und eigenthümlichste Lehren des Christenthums. Erstes Heft. Der Geist des christlichen Gebets, oder Predigten über das Gebet unsers Herrn. Zweytes Heft. Ueber die großen Zwecke des Todes Jesus. Von J. L. Ewald, Generalsuperintendent und Prediger zu Detmold. Lemgo, im Verlage der Meyerschen Buchhandlung. 1787. zusammen 15 Bog.

Wir haben uns schon lange gewundert, daß man nicht auch das Aeußere unsrer gedruckten Predigten modernisirte, da so viele Zeitschriften in unzähligen Farben vor dem lieben

Publikum auftreten. Es würde wenigstens, dachten wir, etwas Neues seyn, wenn auch gleich ein farbigter Umschlag zum innern Werth der Predigten nichts beyträgt. Und siehe da, Hr. Ewald realisirt unsre Gedanken. Er fängt an, eine Reihe von Predigten heftweise und blau-broschirt herauszugeben, wovon wir die ersten Proben vor uns haben. Jedes Heft hat drey Titel. Der erste steht auf dem blauen Umschlag, und ist der Specialtitel des Hefts. Dann folgt der Haupt- und allgemeine Titel, und dann noch einmal der Specialtitel. Das giebt denn nun freylich ein gar modisches Ansehen. Doch wir wollen das Innere näher beleuchten. Der Verf. will die wichtigsten und eigenthümlichsten **Lehren des Christenthums in Predigten darlegen, und diese Lehren an unleugbare Menschenempfindungen und Menschenbedürfnisse anknüpfen.** Das sind des Verf. eigene Worte in der Vorrede. Das erste Heft enthält 6 Predigten über das Gebet, oder wie der Verf. schreibt, über das Gebet des Herrn. Ueber das Vater Unser aber sind schon so erstaunlich viele Predigten da, daß für Erklärung desselben und Erbauung der Christen hinlänglich gesorgt ist. Daß manches Gute in diesen Predigten gesagt sey, wollen wir nicht leugnen; nur sehen wir nicht ein, warum der Verf. das Gebet unter die **eigenthümlichsten Lehren** des Christenthums rechnet. **Eigenthümlich** ist doch wohl nur das einer Religion, was sie allein, und keine andere lehrt. Und das läßt sich doch wohl vom Gebet nicht sagen, denn Gespräch und Umgang mit der Gottheit ist ja von Anbeginn der Geist jeder Religion gewesen. Die Predigten des zweyten Hefts **über die grossen Zwecke des Todes Jesu** verdienen mit mehrerm Rechte **eigenthümliche** Lehren des Christenthums genennt zu werden, weil außer der christlichen Religion keine andere in der Welt das von Jesu und seiner Bestimmung lehrt. Einen eigenen Hauptsatz führt der Verf. in den Predigten über das Gebet nicht aus, ausgenommen in der ersten, in welcher er vom Geist und Ton des Gebets handelt. Recht gut, daß er sich von dieser homiletischen Fessel losgemacht hat; allein desto mehr durften nun auch die Zuhörer und Leser erwarten. Man wird aber finden, daß der Verf. über alles leicht hinweggeht. Die vierte Predigt z. E. handelt die vierte und fünfte Bitte auf **sechs Blättern** ab. Gegen kurze Predigten wird niemand etwas haben; aber die Gründlichkeit sollte doch dabey nicht leiden. Daß

beydes

beydes zusammen bestehen könne, hat Teller durch seine vortrefflichen Predigten bewiesen. Aber man sehe einmal diese vierte Ewaldsche Predigt, und besonders den ersten Theil derselben an, in welcher die vierte Bitte abgehandelt wird! Der Verf. schränkt sich bloß auf das Beten ums tägliche Brod ein, und sagt nicht ein Wort davon, daß man es auch verdienen oder die gehörigen Erwerbmittel anwenden müsse. Ob dieses etwa nicht in seinem Plan lag? Aber dann hätte er auch nicht in der Vorrede versprechen sollen, daß er die vorgetragene Bibellehre erschöpfen wollte, und daß die lieben christlichen Leser und Leserinnen auf eine gewisse Vollständigkeit rechnen könnten. Vollständigkeit ist gerade das, was man am allerersten bey diesen Predigten vermißt. — Das zweyte Heft enthält sieben Predigten über die großen Zwecke des Todes Jesus. Erste Predigt. Befreyung von Sündenstrafen war der erste Zweck der Leiden Jesus. Nach 2 Cor. 5, 19. Im ersten Theile werden einige falsche Vorstellungen von dieser Lehre angeführt und ihre Falschheit gezeigt. Die Bibel sage nicht: Gott sey auf Jesus erzürnt, oder den Menschen so feind gewesen, daß Jesus ihn im eigentlichen groben menschlichen Sinn wieder habe versöhnen, gut machen müssen. Auch sage die Bibel nicht: Jesus habe genug gethan, in dem Sinne, daß der Mensch nun zu seiner Seligkeit nichts zu thun brauche; oder: Jesus habe ein allgemeines Mittel von Strafe loszukommen bereitet, daß man nur die Lehre für wahr zu halten brauche, um gleich von aller Strafe frey zu seyn. Im zweyten Theil will der Verf. die wahre Bibellehre vom erlösenden Tode entwickeln. Gott mußte die Menschen um ihrer Sünde willen strafen, wollte ihnen aber gern verzeihen. Deswegen mußte der Näheste, Geliebteste seines Wesens der schon großes Ansehen und Einfluß hatte, ehe der Welt Grund gelegt war, Mensch werden. Er lehrte, verrichtete Gottesthaten, und ward auf eine schimpfliche Weise getödtet. Das hatte für die Menschheit die wichtigsten Folgen. Alle die, denen etwas von ihm gesagt ward, und die es annahmen, lernten den Vater und seine Liebe zu den Menschen besser kennen als je. Aber das war nicht das Hauptsächlichste. „Jesus war „auf Gewinn und Verlust in die Gesellschaft der Menschen „getreten; was er also erwarb, war mit für die Menschen „erworben; was er verlohren hatte, war mit für die ganze „Menschheit verlohren. Sein Tod war die größte Probe

„von Gehorsam, von Unterwerfung unter Gottes Willen,
„die irgend gegeben werden konnte. Und drum hatt' auch
„sein freywilliger Tod die besten Folgen für die Menschheit.
„Der, der ihn litt, hatte sich so fest an die Menschheit ge-
„knüpft, daß er mit ihnen für Eins stand; daß sein Verdienst
„ihr Verdienst, und ihre Sünden seine Sünden waren, ob-
„gleich die Menschheit kein Verdienst, und er keine Sünden
„hatte. Weil Einer aus dem Menschengeschlecht so unschul-
„dig war, und doch so viel litte; weil er das Schwerste that,
„was man von Menschen fordern, und das Schwerste litt,
„was man irgend Menschen auflegen konnte, so hatt' er so
„viel Kapital erworben, daß damit die Schulden der Mensch-
„heit bezahlt; so hatt' er so viel gethan, daß der Menschheit
„die sich an ihn hieng, mit der er Eins ausmachte, vergeben
„werden konnte — durch seinen Tod wurde nicht bloß Verge-
„bung angekündigt, sondern bewirkt. Er war nicht bloß ein
„Opfer der Bosheit, sondern ein Opfer für die Sünden.
„Ohne seinen Tod hätte Vergebung nicht statt gefunden nach
„dem Regentenplan Gottes." Das, sagt der Verf. ist die
Lehre der Bibel. (?) **Zweyte Predigt. Bestätigung der Lehre von der Erlösung der Menschen durch Jesus Tod Nach vorigem Text.** Erstlich wird aus der Bibel
bestätiget, was in der ersten Predigt gesagt ist. Gott mußte
die Menschen wegen ihrer Sünden strafen, d. h. sie unange-
nehme Folgen des Bösen empfinden lassen. Röm. 2, 6 — 10.
Aber gerne wollte Gott den Menschen vergeben. Ezech. 3, 26.
Kap. 18, 23. Kap. 33, 11. Kap. 3, 31 — 33. „Jesus über-
„nahm dies Leiden freywillig, gieng freywillig seinen Gang,
„litt freywillig sein Leiden, starb freywillig, aus tiefem Lie-
„bestrieb, für Menschen seine Brüder." Joh 10, 18. „Je-
„sus knüpfte sich so fest ans Menschengeschlecht an, daß er
„mit Ihm für Eins gerechnet wurde; daß er Theil nahm an
„ihren Lasten, und sie Theil an seinem Verdienste." Joh. 15,
1 — 5. In den Briefen an die Epheser und Colosser durch-
weg. Joh. 17, 21 — 23. Ephes. 5, 30. „Endlich haben wir
„dem ganzen Gang Jesus — nicht seiner **Lehre**, sondern
„seinem **Tode** hauptsächlich Rettung, Erlösung, Sünden-
„vergebung zu danken." Joh. 6, 51. Hebr. 9, 11 — 14.
Röm. 5, 6 — 10. Im zweyten Theil widerlegt der Verf.
die gewöhnlichsten Einwendungen gegen diese Lehre. „Gott
„erscheint hier so rachsüchtig. Er will Strafe und fordert
„Strafe; er will Blut und fordert Blut; er will nicht eher

„zu-

„zufrieden seyn, bis gestraft, bis Blut vergossen ist." Antwort: Strafe ist keine Rachsucht. „Aber so ists doch schreyende Ungerechtigkeit, einen Unschuldigen statt des Schuldigen „zu strafen. Tausendmal besser zehn Schuldige ungestraft zu „lassen, als einen zu strafen, der keine Schuld hat." Die „Bibel sagt nirgends, Gott habe seinen Sohn gestraft, sondern: Unsere Strafe lag auf ihm. „Jesus hat über Vergebung der Sünden viel reiner gelehrt. Im Gleichniß vom „verlohrnen Sohn kommt der Sohn nur, zeigt nur, „daß er um Vergebung bitten will, und der Vater vergiebt „ihm gleich ohne Mittler, ohne Einen, der für ihn Strafe „leiden müßte." Jesus will in diesem Gleichnisse nur zeigen, wie gerne Gott vergiebt. **Dritte Predigt. Die Lehre von der Erlösung durch Jesus hat Einfluß auf unsre Besserung. Nach Tit. 2, 14.** Erstlich ist diese Lehre der Besserung nicht schädlich. Sagt man: Vergebung der Sünden werde dem Menschen dadurch so leichte gemacht: so denke man, wie viel der Geliebte der Gottheit litt; man denke sich, **wie große Schmerzen nöthig waren,** (welch ein schrecklicher Begriff) uns Vergebung der Sünden zu verschaffen. Sagt man aber, daß nach dieser Lehre für den Menschen bezahlt sey, und der Mensch also ohne Bedenken neue Sünden begehen könne: so wäre es abscheulich, mit so einem Sinn, die Erlösung durch Jesus zu glauben. Diese Lehre ist vielmehr zweytens der Besserung sehr nützlich. Sie weckt Muth, Dank, Gegenliebe und Vertrauen. „Sie weckt vorerst neuen „Muth in den Menschen, der gerade bey den Besten ganz „erstorben seyn mußte. O! in sich fühlen, daß man rein seyn „müßte, und sich nicht verbergen können seine tägliche Unreinheit; in sich fühlen die gelähmten Kräfte, den verstopften „Sinn, die an die Erde fesselnde Schwehrkraft, die schreckliche **Zertheiltheit, Zerrissenheit** seines Wesens; und „doch fühlen, daß man empor streben, aus **Einem Stück** „wirken und handeln sollte und müßte, und nicht können, „und sich immer zerrissener, immer ferner von Gott fühlen, „je mehr man sich zu Ihm empor heben möchte; sich zurückgestoßen fühlen von seinem eigenem Gewissen, dem die Unreinheit und Zerrissenheit selbst unerträglich ist — das macht „muthlos, meine Theuresten; und muß ja wohl muthlos „machen. Und da läßt man denn alles gehen, wie es geht; „löscht seinen Durst **an Pfützen,** weil man die Lebensquelle nicht mehr finden kann. — Aber wenn denn Einer

 „kommt."

„kommt." u. s. w. Vierte Predigt. Die Lehre von der Erlösung durch Jesus hat Einfluß auf unsre Ruhe. Nach 1 Tim. 1, 15. Denn sie ist gewiß, allgemein und vollständig. Fünfte Predigt. Jesus ward durch sein Leiden und Tod als Menschensohn zum besten der Menschheit erhöht. Nach Phil. 2, 8 — 11. Sechste Predigt. Gesinnungen der Eintracht, der Demuth und Uneigennützigkeit nach dem großen Beyspiel unsers Herrn. Nach Phil. 2, 1 — 5. (Bey der Zusammenkunft der Landstände gehalten.) Siebende Predigt. Jesus, Muster der Geduld, auch in unverschuldeten Leiden. Nach 1 Petr. 2, 21 — 23. — Wir haben mit Absicht die Predigten des zweyten Hefts einzeln, und die drey ersten, denen die vier letzten völlig gleich sind, wenigstens so viel als nöthig war, im Detail angezeigt, um unser Urtheil zu bestätigen; daß ohngeachtet des modischen Kolorits, welches der Verf. diesen Predigten zu geben gesucht, hat man dennoch überall das alte hyperorthodoxe System von Jesu Leiden und Tod darinn findet. Wir beziehen uns deswegen bloß auf das, was schon zum östern zur Berichtigung desselben in dieser Bibliothek gesagt ist. Der gezierte, geschrobene, pretiöse und dabey dennoch oft so niedrige Ton des Verf. welcher durchaus herrscht, ist außerdem eine Eigenschaft dieser Predigten, welche sie jedem ruhigen und denkenden Leser verleiden müssen. Der Verf. muß nothwendig geglaubt haben, den Predigten dadurch Werth zu geben, er hätte sonst unmöglich so reden und schreiben können. Wie poßierlich lautet die Ueberschrift der vierten Predigt: Tod Jesus wirkt auf unser Ruhe. Das ist ja gegen allen vernünftig - angenommenen Sprachgebrauch und falsch. Was mag die liebe christliche Gemeinde bey so vielen neugemachten Wörtern und falschen Konstruktionen gedacht haben? Freylich der Prediger wird angegafft, aber Nutzen stiftet er gewiß nicht. Der Kraftstyl unsrer Kraftmänner ist am allerwenigsten für die Kanzel. Wir müßten uns sehr irren, wenn der Verf. nicht gestrebt hätte, eine Kopie von Hrn. Sintenis zu seyn. So wenig auch Rec. von letzterem erbauet ist, so muß er doch unpartheyisch gestehen, daß weit mehr innerer Werth in seinen Predigten ist. Zieht man aber von Hrn. Ewalds Predigten den Bombast der Worte ab, so bleibt herzlich wenig auf dem Papier stehen. Wir wünschen also von ganzem Herzen dem Verf. mehr Einfalt und Natur, und empfehlen ihm des-

deshalb, unsre bessern homiletischen Schriftsteller zu lesen, die zwar nicht ausrufen Ha! aber dafür desto sichrer aufs Herz wirken.

Dd.

Lavaters Predigten über den Brief des h. Paulus an den Philemon. Zweyter Theil. St. Gallen, bey Reutiner. 1786.

Daß auch diese Predigten das Charakteristische der Predigten dieses Verfassers an sich tragen, versteht sich. Die fruchtbaren hie und da vorkommenden Sittenregeln, und treffenden psychologischen Bemerkungen würden, von aller leeren Deklamation entkleidet, und dennoch mit Stärke und Wärme vorgetragen, eine Stelle in den musterhaftesten Predigten verdienen.

Gzf.

Predigten von Heinrich Ludewig Stalmann, Prediger an der Egidien- und Garnisonkirche in Braunschweig. Braunschweig, in der Schulbuchhandlung. 1787. 144 S.

Es ist ein wahres Vergnügen zu sehn, wie in unsern Zeiten ein aufgeklärter Religionslehrer nach dem andern hervortritt, und durch Predigten oder andere religiöse Schriften die bisherige theologische Barbarey vertreiben, und Religion und Vernunft, die durch manche unglückliche Misverständnisse zum großen Schaden der Menschheit getrennt waren, miteinander aussöhnen hilft. Dieses Vergnügen genießt man in einem vorzüglichen Grade, wenn man die gegenwärtige kleine Predigtensammlung liest. Der Hr. Verf. gehört zu den würdigen Männern, die durch die Erleuchtung des Verstandes ihrer Zuhörer den Religionslehren Eingang in ihr Herz verschaffen; die mit Vorbeygehung unfruchtbarer theologischer Subtilitäten, die dem menschlichen Geiste keine heilsame Nahrung gewähren, sich an das Wesentliche der Lehre Jesu halten, an das, wodurch die Menschen über ihre Be-

stimmung zurecht gewiesen, zur wahren Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit angeleitet, und auf den Weg des gebesserten Willens und der Rechtschaffenheit, welches der Weg zur zeitlichen und ewigen Glückseligkeit ist, hingeführt, und auf demselben erhalten werden. Gern machte ich meine Leser noch näher mit diesen vortrefflichen Predigten bekannt, als sie es durch diese allgemeine Charakterisirung werden können. Aber der Raum verstattet dies nicht. Ich will also nur bloß noch den Inhalt dieser schätzbaren kleinen Sammlung hersetzen. 1) Ueber die besten Mittel den Versuchungen zur Sünde zu widerstehn. Ueber Matth. IV, 1—11. 2) Von den ängstlichen Sorgen wegen der bevorstehenden Schicksale unsers Lebens. Ueber Matth. VI, 24—34. 3) Von der Vorbereitung auf künftige Leiden. Ueber Luk. XVIII, 31—43. 4) Von dem musterhaften Tode des Erlösers. Ueber Luk. XXIII, 46. 47. 5) Von den Trostgründen bey dem Tode der Unsrigen. Ueber Joh. XVI, 16—23. 6) Von der Sprache des Menschen. Ueber Mark. VII, 31—37. — Ueber diese so ganz praktischen Materien hat der Herr Verf. mit einer gewissen ihm eigenen lichtvollen und eindringlichen Simplicität so viel Wahres und Gutes gesagt, daß er auf den Dank aller verständigen Leser sicher rechnen kann.

Hz.

Gesangbuch zum gottesdienstlichen Gebrauche der Reformirten Gemeinde in Kurpfalz. Heidelberg, im Verlage Bruders zu Mannheim. 1786. gr. 8. 2 Alph. 3 Bog.

Andachten, die auch dem Gesangbuch zum gottesdienstlichen Gebrauch der Reformirten Gemeinden in Kurpfalz beygefügt werden können. Ebendas. 1786. 64 S. gr. 8.

Endlich hat die kurpfälzische reformirte Kirche dem Mangel abgeholfen, der ihr manchmal nicht ohne Bitterkeit vorgeworfen wurde, und durch den Betrieb einiger geschmackvollen Männer ein Gesangbuch erhalten, aus dem jeder aufgeklärte Christ

Christ nicht nur ohne Anstoß und Eckel, sondern auch mit Beyfall und Zustimmung des Herzens singen kann. Man hat bey der Wahl der neuen Gesänge mehr auf edle Einfalt, Richtigkeit und Faßlichkeit, als auf dichterische Schönheit und Stärke der Gedanken und Worte gesehen — alte Lieder, deren Fehler nur in einzelnen Wörtern und Redensarten bestunden, verbessert, oder Verbesserungen anderer angenommen — alle Lieder, welche unrichtige, der Hoheit und Würde der Religion nicht angemessene Vorstellungen von Gott und göttlichen Dingen, oder niedrige, tändelnde, übertriebene, dunkle und mystische Bilder und Redensarten enthielten, gänzlich verbannet, und sich bemühet, alle zu kühne, gemeinen Ohren ungewöhnliche Wendungen in den Wortfügungen und Wortversetzungen zu vermeiden, auch alle merkliche Fehler gegen die Sprachrichtigkeit, das Sylbenmaaß und den Wohlklang hinwegzuräumen. Hierbey hat man das Berlinische, Anspachische, Hessenkasselische, Leipziger und Göttingische zum Muster genommen, doch so, daß man sich, wo man besondere gute Gründe zu haben glaubte, kleine Aenderungen erlaubt hat. Der Lieder sind 627. und da darunter viele sind, deren Melodien in dem pfälzischen Choralbuche mangeln: so hat man diese neue Melodien dem ersten Vers des Liedes in Noten beygedruckt, auch die alten Melodien hie und da verbessert, auch noch verschiedne neue hinzufügen lassen, damit man nicht genöthiget ist, Lieder von ganz verschiedenem und manchmal gerade entgegengesetztem Inhalte nach einerley Melodie zu singen.

An einigen Orten hat freylich durch Aenderungen, welche die mehrere Faßlichkeit angerathen hat, die Stärke des Ausdrucks, ja auch wohl die Gedankenreihe etwas verlohren. Z. E. in dem Liede: So lang ich athme, Gott — singt man jetzt so:

Was ist der Erden Sohn,
Herr, daß du sein gedenkest?
Ja du gedachtest, Herr,
Schon vor der Welt an mich,
Und denkst noch meiner stets,
Begleitest mich väterlich.

V. 3. Ich freue mich in dir,
Und traue deinem Segen.
Mein ganz Bestreben sey,

Zu gehn auf deinen Wegen.
Bis an des Grabes Nacht
Sey dir mein Dank geweiht,
Und einst vor deinem Thron u. s. w.

Hier ist die Demüthigung: und oft vergeß ich dich, und das Lob der göttlichen Erbarmung, und der Gegensatz zwischen: hier an des Grabes Nacht – und dort vor deinem Thron ganz weggefallen — und das Lied ist wirklich viel matter worden, als es vorher war. — In dem Lied: Es werde Gott von dir erhoben, du seines Odems Hauch, mein Geist — steht statt seines Odems Hauch — deines Schöpfers Bild — vielleicht weil man glaubte, das letztere sey deutlicher — ob wir gleich glauben, daß jeder Christ, der sich an die mosaische Schöpfungsgeschichte erinnert, den darin liegenden Gedanken fassen werde — aber es ist dadurch eine trostlose Wiederholung in das Lied gekommen — weil die Zeilen so ausgedrückt sind:

Ihn, der mich schuf sein Bild zu seyn,
Und seiner mich stets zu erfreun.
(statt: zu kennen ihn, mich sein zu freun.)

Stets macht hier eine Härte in der Versification, die gewiß größer ist, als die Inversion des alten Textes: zu kennen ihn — statt ihn zu kennen. Und wenn man ja für die Faßlichkeit des gemeinen Mannes auch mit Aufopferung der dichterischen Stärke sorgen wollte, warum hat man im 2ten Vers statt sternenreicher Himmel sonnenreiche gesetzt — das erste versteht das Volk, das letzte nur der, welcher jeden Fixstern für eine Sonne hält. Der alte Text schließt den 2ten Vers so:

Und mir giebt seine milde Hand
So wohl Empfindung als Verstand,

Hier lesen wir:
Und mir, dem Thone seiner Hand
Giebt er Empfindung und Verstand.

Sollte die erste Lesart nicht deutlicher und zugleich nachdrücklicher seyn?

Der 7te Vers ist statt der Worte:
Denn was du schaffst, zeugt nur von Huld,
also geschlossen:

Die

Die Kraft an sich zeugt nur von Huld —
Fürwahr für das Volk zu metaphysisch!

Dies wenige sey nur ein Beweis der Aufmerksamkeit, mit welcher wir dieses ganze preiswürdige Gesangbuch durchgelesen haben.

Die angehängten Andachten und Erweckungen des Herzens zu Gott in Betrachtungen, Vorsätzen und Gebeten auf wichtige Zeiten und Umstände sind gut ausgewählt, und dem Geist der christlichen Andacht gemäß. Unserm Exemplar ist auch der Heidelbergische Katechismus und die Kirchenagende unverändert beygebunden, welches vermuthlich in der Absicht geschehen ist, damit das Volk nicht glaube, als sey mit dem Gesangbuch auch die Religion verändert worden. Doch hat, wie man aus dem deutschen Museum, Sept. 1787. ersiehet, diese kluge Vorsicht nicht alle Unruhen von Schwindelköpfen verhindern können. Denn es giebt eine Art von Narren, die ganz unheilbar sind. — Von ihnen sagte schon Salomo: Wenn du den Narren im Mörser zerstießest mit dem Stämpfel, wie Grütze; so ließe doch seine Narrheit nicht von ihm.

Yk.

b) Katholische Gottesgelahrheit.

1) J. J. Kämmerers, kurpfälzischen Weltpriesters, der Weltweisheit Doktor, und der Gottesgelahrheit Licenziaten, Moral für Jünglinge. Frankenthal, gedruckt mit Gegelschen Schriften. 1787. 17 Bogen ohne Dedikation, Vorrede und Pränumerantenverzeichniß, in 8.

2) Der wohlthätige Priester geschildert in einer Rede von Dems. Heidelberg, bey Wiesen. 1785. $1\frac{1}{2}$ Bog. 8.

3) Desselb. Trauerrede auf den Tod des Durchlauchtigsten Herrn Carl August Friedrich, Pfalzgrafen bey Rhein u. s. w. Zweybrücken, gedruckt mit Hahnschen Schriften. 1785. $1\frac{1}{2}$ Bog. 8.

4) Käm-

4) Kämmerers Begriffe der wahren und falschen Tugend entwickelt in einer Rede. Frankfurt und Leipzig. 1786. 2 Bog. 8.

5) Dess. Schreiben an die Gemeinden Bürkenhörk, Bellenborn, Blankenborn und Reichsdorf, seine gewesene Pfarrverwanden. 1785. 1 Bog. 4.

Man darf nur mit flüchtigen Blicken die angezeigten Schriften durchlaufen, um den Verf. derselben für einen Mann von Genie, von Lektür, und regem Eifer für Menschenglück zu halten. Das Genie sprüht viele helle Funken, und man sieht, daß es ihm sehr darum zu thun ist, in seinem Würkungskreise Gutes zu stiften. Aber eben so leicht überzeugt man sich auch, daß alle gesammelten Kenntnisse und Ideen, wie in einer Vorrathskammer, in welcher man nicht ängstlich auf Ordnung sieht, unaufgeräumt und ordnungslos unter einander liegen. Num. 1. breitet sich fast über alle Wissenschaften aus, ohngeachtet der Titel dergleichen nicht vermuthen läßt. Wir hätten es lieber eine Encyklopädie genannt. Es hätte denn weniger befremdet, wenn von Physiognomie, Hypochondrie, Musik, Metaphysik, Mathematik, Gottesgelahrtheit, Rechtskunde, Heilkunde u. s. w. geredet wird. Dabey sind die Definitionen bald zu weit, bald zu enge, bald so verworren, daß man aus der bloßen Definition in Ewigkeit nicht errathen würde, was der Verf. definiren will, wenn er es nicht sagte. Sollte wohl ein einziger Leser auf die Fragen: Was giebt der Vorstellung schnelle Fertigkeit? Was erhebt die Kraft zu fühlen, und sich mit Harmonie und Feinheit auszudrücken? antworten: die Musik? Die guten und richtigen Gedanken werden überdem durch einen Strom poetisch-prosaischer Phrasen verschwemmt, und wenn man das Buch in einem fortlieset, glaubt man sich endlich in eine Gegend versetzt, wo tausend Töne ohne Bedeutung sich durchkreuzen. Es zerfällt in drey Abschnitte. Der erste hat die Ueberschrift: **Ueber physische Bildung des Körpers.** Der zweyte: **Moral für die Bildung des Verstandes.** Der dritte: **Moral für die Bildung des Herzens.** Und diese drey Abschnitte zerfallen wieder in 118 §§. In diese hat der Verf. alles hineingezwängt, was nur auf die entfernteste Weise in seinen Kram diente, und da er dies auf 17 Bogen

gen geleistet hat, so kann man leicht vermuthen, daß er nicht tief wird geschöpft haben. Der Zusatz: für Jünglinge, ist sehr willkührlich. Hin und wieder redet der Verf. den Jüngling an; das mag dem Buche den Titel gegeben haben. Es ist also gar nicht so zu verstehen, daß alle Grundsätze und Maximen, die darin enthalten sind, nur allein für das Jünglingsalter gehörten. Uebrigens gereicht es dem Verf. zum Ruhme, daß er in dieser Moral durchaus alles vermieden hat, was auf irgend eine Art Partheylichkeit für sein Glaubensbekenntniß verrathen könnte. — Num. 2. 3. 4. 5. haben mit der Moral einerley Gepräge. Sie enthalten ein Gemisch von wahren und falschen Sätzen, ohne strenge Ordnung in einem sehr vernachläßigten Styl hingeworfen. Ueberhaupt ist die Schreibart im höchsten Grade vernachläßiget, sowohl was Grammatik als Orthographie betrifft, und dabey von Provinzialismen so voll, daß man ohne viele Mühe das Vaterland des Verf. errathen kann. Zu geschweigen, daß derselbe immer auf Stelzen geht, und die poetische Prose, oder eigentlich das Schwülstige, für die höchste Kultur des Styls zu halten scheint, wimmelt alles von Sprachschnitzern und verstümmelten Wörtern, daß man sehr oft den Sinn errathen muß. Gatterope statt Garderobe, Missantropie statt Misanthropie, klosirt statt glossirt, und dergleichen mehr sind wahre orthographische Mißgeburten, die großen Mangel an Sprachkenntniß verrathen. Daß es keine Druckfehler sind, fällt gar zu sehr in die Augen. Die Perioden sind unharmonisch und machen mit dem preziösen Wortkram den auffallendsten Kontrast. Wir wollen von des Verf. Philosophie und Schreibart ein paar Exempel geben. Im 44. §. der Moral, der die Ueberschrift hat: Bildung des Verstandes durch richtige Begriffe von Gott und seinen Vollkommenheiten, heißt es: „Gott ist ein Wesen, so alle Begriffe der „Sterblichen übersteigt; der Blick des Seraphen wird stumpf, „wie kann ihn der Sterbliche denken, dessen Verstand in so „engen Gränzen eingeschlossen ist? Auf sein Wort tretten „Welten aus ihrem Nichts, er entwinkt Sonnen ihrem Undinge, breitet Meere aus, und setzt ihnen Ufer. Er sagt „den brüllenden Wogen: Bis hieher, und nicht weiter! „Er ist es, der der unübersehbaren Allheit die weisesten Gesetze gab. — Aus seinem geöffneten Munde rollen verheerende Donner, sein Aug verfinstert Sonnen, Er wandelt „auf den Fittigen der Winde daher, sitzt ober den Himmeln „und

„und verbirgt seine Fußstapfen in den Abgründen. — Er
„ist der Vater der Schöpfung; auf seinen mächtigen Arm
„stützt sich alles, was Welt heißt — alles was sich bewegt
„und ist, nimmt Segen aus seinem reichen Ueberflusse. —
„O Gott! deine Allgegenwart ist höchst fruchtbar, deine
„Herrlichkeit höchst unbegreiflich, deine Weisheit höchst
„uneingeschränkt, deine Gerechtigkeit die vollkommenste,
„unaussprechlich deine Güte. Wie kann dich der Sterbliche,
„gegen dir Staub — Wurm — Atom — ergründen."
Im 8ten §. sagt der Verf. „Minen und Gesichtszüge machen
„einen edlen Theil der physischen Bildung des Jünglings aus,
(Edel — welch ein komisches Beywort in dieser Verbindung! Und wie können Minen und Gesichtszüge ein Theil der physischen Bildung seyn? Allenfalls sind sie ein Gegenstand derselben) „Missantropie und Melankolie, Fanatis-
„mus und Hipokontrie (alias beym Verf. Hippochondrie)
„malen sich eben so gut auf dem Gesicht, wie Kummer und
„Wehmuth, Wonne und Vergnügen — ein sorgenfreyes
„edles und sanftmüthiges Herz — das Herz so seiner Leiden-
„schaften und Neigungen mächtig ist, gleitet unvermerkt
„durch heimliche Gänge ins Angesicht und verbreitet Züge
„der Wonne und Heiterkeit über dasselbe." Der Anfang
des Schreibens Num. 5. lautet also: „Wenn ich in einem
„Kerker säße, wo ich Ratten und Kröten zu meinen Gefärten
„hätte — wenn ich bey Eulen und Dolen wonete, die durch
„ihr Todengekrächze die herrschende Stille verscheuchten —
„wenn ich in Ketten schmachtete und am Ruder angeschmie-
„det, wie ein Sklav meine Tage dahin winseln müßte —
„wenn mein Geist tief darnieder gedrückt, nach dem Augen-
„blicke, wo er von den Fesseln des gemarterten Körpers auf-
„gelöset würde, schmachtete; O dann wäre der warme An-
„teil, den ihr an meinem Geschicke nahmt, fähig, mich aus
„dem dicksten Labirinthe herauszuwinden — mich aus der
„Tiefe, in die mich schwarze Verzweiflung gesenkt hätte, em-
„por zu heben, und die Stralen der Heiterkeit, das Gefühl
„des entzückenden Trostes über mich — Unglücklichen zu ver-
„breiten." Wenn wir versichern, daß wir ohne Auswahl
diese Stellen abgeschrieben haben, und daß alles übrige von
ähnlichem Schlage ist, so wird man für die Wahrheit unse-
rer Urtheile keine weitern Belege verlangen. Indessen müs-
sen wir doch die Leser auf unser gleich im Anfange gefälltes
Urtheil verweisen. Man muß das Buch selbst gelesen haben,
um

um dem Verf. Belesenheit, Kenntnisse und Anlage zur Bildung und zur Brauchbarkeit in einem grössern Wirkungskreise zuzugestehen. Daß alles noch chaotisch unter einander liegt, daß die Begriffe noch nicht aufgehellt und berichtiget sind, daß die Schreibart rauh und holpricht ist, das alles schreiben wir gern auf die Rechnung seiner Jugend und seiner ersten Bildung und Erziehung. Wenn Hr. K. fortfährt zu forschen, sich vor der Vielschreiberey hütet, und besonders die Lesung der klassischen Schriftsteller der Protestanten nicht versäumt, so wird er sich ohne Zweifel mit der Zeit an die Reihe der guten Schriftsteller im katholischen Deutschlande anschliessen können. Viel üppiger Auswuchs des Genies, aber auch manches Gute findet sich in diesen Schriften, und wenn man in einer unbebauten Gegend ein Feldblümchen findet, so freut man sich desselben, und macht gern den Schluß, daß die Gegend wohl angebaut werden könnte. — Zum Schluß müssen wir noch anzeigen, daß wenn Hr. K. Num. 5. an seine gewesenen Pfarrverwandten schreibt, niemand glauben müsse, als sey derselbe etwa versetzt worden. Er ist vielmehr von allen geistlichen Verrichtungen seiner Kirche suspendirt, weil er sich durch seine Schriften Haß und Verfolgung zugezogen hat. Das haben wir unter der Hand erfahren, wissen aber nicht, was für Schriften diese Suspension verursacht haben mögen. Wir glauben fast nicht, daß der Verf unbehutsam genug gewesen seyn sollte, gegen die Meynungen der Tridentinischen Kirchenversammlung zu verstoßen. Wahrscheinlich hat gemästete Dummheit Kabale gegen ihn gemacht, die es, zumal in jenen Gegenden, nie leiden kann, wenn ein junger Geistlicher Anlage zur Aufklärung verräth.

Df.

1) Geschichte der in der katholischen Kirche eingeführten und bis auf gegenwärtige Zeiten fortgesetzten Fastenanstalten mit manchen wichtigen Bedenken den Bischöfen Deutschlandes gewidmet. Wien, bey Hörling. 1787. 302 S. in gr. 8.

2) Das von seinem Endzweck und erster Einsetzung in Misbräuche ausgeartete Fasten nach den Regeln

der

der Haushaltungskunst geprüft, vom Verf. entdeckter Geheimnisse der Land- und Hauswirthschaft. Frankfurt und Leipzig, ohne Verlagsanzeige, 1787. 429 S. in 8.

„Der Magistrat der Hauptstadt Graz in Steyermark hat „vor kurzem seinen Bischof um die Nachsicht in dem Absti„nenzgesetze für die Samstage des ganzen Jahres, wenn sie „nicht mit einem sonst gebothenen Fasttage belegt werden, „gebethen, die Bitte ward von dem Bischofe mit Zuziehung „der Konsistorialräthe vermuthlich in reife Erwägung gezogen, „aber nicht erhört. Dieß bewog (oder vielmehr veran„laßte? —) mich, (sagt der Verf. von Nr. 1.) die Ge„schichte der in den katholischen Gemeinden eingeführten Fa„stenanstalten nieder zu schreiben," der, wo wir nicht irren, ein durch mehrere ähnliche Reformationsvorschläge bekannter Professor in Graz ist. Die katholische Kirche hat also einer sehr geringfügigen Veranlassung ein sehr wichtiges Buch zu danken, welches mit dem folgenden zusammengenommen, beynahe alle historischen Data, über den Gebrauch und das Geboth des Fastens erschöpft, den Misbrauch desselben von allen Seiten beleuchtet, und das, wenn es, (welches auch von dem folgenden gilt,) um neun Zehntheile kürzer wäre, sich viele Leser, und vielleicht auch wenigstens für einige Gegenden, glücklichen Erfolg, versprechen dürfte. Während dieser Verfasser seinen Gegenstand mehr aus dem religiösen und moralischen Gesichtspunkte betrachtet, untersucht ihn der andere

Nr. 2. mehr aus dem Oekonomischen und Politischen; er zeigt in seinem, wie ers nennt, ersten Bedenken mit mehr Weitläuftigkeit, als der Vorige, daß man für das Fasten nach katholischer Art keine Gründe weder aus dem Evangelium, noch aus den Beyspielen der ersten Christen, noch, (und dieß hätte füglich wegbleiben mögen,) aus den heiligen Vätern und Kirchenräthen, und Ordensregeln!! aufzuweisen habe. Der zweyte Abschnitt ist eine ganz ungeheure Digression, überschrieben: Vom Endzwecke verschiedener Gegenstände, besonders aber des eingesetzten Fastens, wo der Verf. wirklich zur Unzeit sich in den Gemeinplätzen vom Zwecke aller Gesetze, von allgemeinen Fasten des weltlichen Staats (als ob es einen geist-

geistlichen Staat im Sinne des Verf. geben könne,) sich herumtummelt, und endlich gar auf eine Rechtfertigung der Thathandlungen (kirchlichen Reformationen) Josephs des II. geräth. Das zweyte Bedenken behandelt den Endzweck der Fasten insbesondere; dieser wäre (oder vielmehr sollte seyn) kein anderer, als Mäßigkeit; hierauf wird die Frage untersucht, ob nur zeithero die Mäßigkeit in Deutschland bestanden habe? worüber der Verf. die Neugierde seiner Leser mehr reizt, als befriediget. Desto umständlicher ist er in der Auflösung des weit ausholenden Problems: aus den Bestandtheilen jeder Nahrung anzugeben, ob nicht die Mäßigkeit mit jeder Speise bestehe??? Denn hier setzt er die Bestandtheile der erschaffenen Wesen insgemein vorläufig auseinander, kömmt dann auf die Entstehungsart und das Wachsthum aller Erdgewächse, auf die Erdgewächse als Nahrung der Thiere, auf die Nahrungsgeschichte der Fische und Würmer, und schließt mit Beurtheilung der Bestandtheile dieser Wesenheiten in Rücksicht auf Mäßigkeit und Fasten. Im dritten Bedenken werden die Schäden, welche die bisherige Fastenart in Anbetracht der leiblichen Gesundheit den Menschen zuzieht, und die (welche) Seelenschäden zur Folge hat, mit eben der Ausführlichkeit gezeigt. Im vierten Bedenken von den Schäden, welche von Geldaufwande für fremde Fische und Waaren jeder Haushaltung zustoßen, holt der Verf. seiner Gewohnheit nach wieder so unmäßig weit aus; indem er, wie er sich ausdrückt, von der rohen Erziehung der Menschen in der Affengeschichte beginnt; erweisen zu müssen glaubt, die Erziehung der Menschen unterscheide sich wenig von der Aeffischen; weitläuftig über verbesserte Erziehungsanstalten, Grundregeln der Haushaltungskunst für jede Haushaltung disserirt, und auf diesem seltsamen Wege zu den ökonomischen Nachtheilen des Fischessens gelangt. Auch im fünften Bedenken endlich: Ueber die Schäden, so von fremden Fischen und Waaren allen Landeseinwohnern, mithin — NB. den Ländern selbst!! zufließen, bleibt er seiner beliebten Methode getreu; geht von den Grundregeln der Haushaltungskunst im Großen, den Mängeln und Vorzügen der bisherigen Haushaltungsart, dem vermeinten Umlauf und der Auswanderung des Geldes aus, und endiget mit Darstellung der betrübten Folgen für ganze Länder, welche aus den Anfangs unvermerklichen

Schäden von fremden Fischen und Waaren entstehen. Man kann diesem Verfasser weder gute Meynung noch einige Kenntnisse absprechen; desto mehr fehlt es ihm aber ganz am philosophischen Geist und an allem was zum schriftstellerischen Vortrage gehört, bis zur grammatischen Sprachrichtigkeit herunter.

Kf.

Synopsis Theologiae Dogmaticae, quam in Canonia Sorethana suis auditoribus explicavit P. *Benedictus Wenz*, Brisgojus, Imper. Colleg. Soreth. Ord. Praemonstr. Can. ibidemque SS. Theol. Prof. P. O. Ulmae, typis Wagnerianis. 1787. 179 S. 8

Ein bescheidener, mit den Schriften der Protestanten nicht unbekannter, und billig urtheilender katholischer Lehrer, der zwar von den Hauptlehren seiner Kirche nichts vergiebt, aber doch gelinde über Andersdenkende urtheilt, und das Gute, das er auch außer seiner Kirche antrifft, nicht miskennt, sondern sich zu Nutze macht. So hält er zwar die Tradition für die zwote Erkenntnißquelle der dogmatischen Theologie, und hält die Kirche für unfehlbar, er schränkt dies leztere aber in soweit ein, daß er ihr mit Muratori nur Infallibilität in doctrina Christi et in factis per Apostolorum calamum aut vocem traditis, nicht aber in factis dogmaticis ac in Canonizatione Sanctorum zugesteht. Er hält die Verehrung der Heiligen für rechtmäßig, aber nicht für nothwendig. In Bestimmung der Lehre von der Kirche scheint man eine Verlegenheit anzumerken, da er das katholische Dogma nicht verwerfen, und doch auch das Harte in demselben nicht annehmen wollte; es aber wenigstens nicht laut bestreiten durfte. Die Definition läßt wenigstens nichts von den gewöhnlichen Vorstellungen, welche sich seine Glaubensgenossen von diesem Artikel machen, merken; sie ist ihm societas in cultu Dei essentiali a Christo in revelationibus N. T. determinato consentientium, ut finem socialem, salutem nimirum aeternam, consequi valeant. Ueber die Ursache, warum Gott so vielen Völkern den christlichen Glauben noch nicht habe bekannt werden lassen,

sen, da er doch die Menschen der Seligkeit nur durch ihn fähig und theilhaftig mache, und über die Seligkeit ohne Taufe verstorbener Kinder, getraut er sich nicht zu entscheiden. — Wir wollen an ihm die Fortpflanzung der scholastischen Sprache und erzwungene Erklärungen mancher Schriftstellen nicht besonders tadeln, da sich diese Fehler auch noch immer in vielen gerühmten und ungerühmten Dogmatiken protestantischer Theologen erhalten. — Am häufigsten bezieht er sich auf Leß und Michaelis. Unstreitig ist die Citation S. 21, „Works Vol. IV." aus jenem genommen, und der gute P. Benedikt hat aus Unkunde der englischen Sprache dieses für den Namen des Verf. gehalten. — Der lateinische Styl ist nicht der beste.

Gl.

---

2. Rechtsgelahrheit.

D. Georg Friederich Martens, ordentl. Lehrers der Rechte und Beysitzers der Juristen Fakultät auf der Universität zu Göttingen, Versuch über die Existenz eines positiven europäischen Völkerrechts und den Nutzen dieser Wissenschaft. Göttingen, bey Dietrich. 1787. 23 S. 4.

Auffallend war es Anfangs Rec. von dem Verf. der bereits ein schätzbares Lehrbuch über diese Wissenschaft geliefert hat, hintennach noch einen Beweis über die Existenz derselben zu lesen. Indessen, da es nach der Behauptung des Verf. noch immer Zweifler geben mag, welche das Daseyn eines positiven europäischen Völkerrechts, wo nicht völlig abläugnen, doch den Nutzen dieser Wissenschaft bezweifeln wollen; so ist die Arbeit des Verf., wäre es auch nur die Absicht desselben jene Ungläubigen zu erleuchten, keinesweges überflüßig oder entbehrlich zu nennen. Insbesondere aber werden die angeführten Beweise für die Existenz und den Nutzen dieser Wissenschaft, wodurch dieselbe neue Stärke erhalten, und die Art, womit der Verf. diesen Gegenstand, als sein

Lieblingsfach behandelt hat, — gewiß jeden Leser dieser kleinen Schrift befriedigen. Zugleich giebt dieselbe aber auch einen Beweis ab, daß Lehrer, auch auf zahlreichen Akademien, sich zuweilen bewogen finden können, den Nutzen einer Wissenschaft, den vielleicht viele Studirende nicht einsehen, in kleinen Schriften darzuthun, um sie zu Bekennern derselben zu machen; denn, daß dieser Veranlassung gegenwärtige Schrift ihre Existenz zu danken hat, ist wohl gewiß. Am Ende zeigt der Verf. seine Vorlesungen an, welche den größten Theil der Abhandlung ausmachen, und theilt einen Abriß vom Handelsrecht, Wechselrecht und Seerecht mit, nach welchem letztern er sein längst versprochenes Lehrbuch über das Seerecht wahrscheinlich auszuarbeiten gedenkt.

Dl.

Dr. Joh. Aug. Reuß u. s. w. deutsche Staats-Canzley. XIIIter Theil. Ulm. 1786. 420 Seiten in 8.

I. Von den Gräflich Truchseßischen Ansprüchen an das Fürstliche Haus Fürstenberg. II. Aktenmäßige Geschichte der neuesten Schicksaale des Hochstifts Passau in den Jahren 1783. 1784. (ist höchst interessant.) III. Schwäbischer Craistags-Abschied vom 5ten Jun. 1782. VI. — vom 17ten Jun. 1783. V. Sammlung der wichtigsten Privatschriften über den Bayrischen Ländertausch und deutschen Fürstenbund. VI. Von der künftigen Sayn-Hacherburgischen Erbfolge. VII. Von den Klagen der Hohenembsischen Erbtöchter, Gräfin von Harrach, gegen das Haus Oesterreich. VIII. Fortsetzung der Nachricht von gütlicher Beylegung der Fränkischen Grafensache. IX. Von den Unruhen zu Aachen. X. Vorbehalt des Königl. Schwedischen Hauses bey dem Herzogl. Oldenburgischen Regierungsantritt. XI. Vermischte Nachrichten von deutschen St. Angelegenheiten.

Nm.

Obser-

Observation addressée à un Academicien de Berlin sur un passage relatif à la présente Reforme de Justice dans les Etats Prussiens, contenu dans la Dissertation sur les Revolutions des Etats, lue dans l'Assemblée publique de l'Academie des Sciences et Belles lettres, le 30 Janv. 1783, par M. *de Herzberg*, Ministre d'Etat et Membre de l'Academie. A Leipzic, de l'Imprimerie des Sçavans. 8. 114 P.

Observations sur le Detracteur Anonyme du nouvel Ordre Iudiciaire, établi dans les Etats Prussiens. 8. 31 P.

Ueber den Tadler der neuen Preußischen Proceßordnung ꝛc. 8.

Gegen die im Jahr 1781 in den Preußischen Staaten eingeführte neue, von allen bisherigen so sehr abweichende Gerichtsverfassung und Proceßordnung, sind gleich anfangs verschiedene Gelehrte aufgetreten, die ihre innere Güte, ihre Zweckmäßigkeit und die Möglichkeit ihrer Dauer bezweifelten, und diese Zweifel, zwar ohne ängstliche Zurückhaltung; aber doch mit der Bescheidenheit und Unbefangenheit, die ein Werk, wie dieses, welches zugleich als Staatsunternehmung ehrwürdig ist, mit zweyfachem Rechte fordern konnte, geäußert haben. Dahin gehören hauptsächlich Hr. v. Selchow im dritten und vierten Stück des fünften Bandes seiner juristischen Bibliothek und Herr Schlettwein im fünften Theile seines Archivs. Der in den Jahren 1781—1784 in Berlin bey G. J. Decker herausgekommene Briefwechsel über die Preußische Justizreform, der überhaupt viel Lesenswürdiges zur Erläuterung und Rechtfertigung dieser wichtigen Revolution enthält, beschäfftiget sich im dritten Hefte insbesondere damit, jene Einwendungen zu widerlegen, und das vernünftigste und vollständigste öffentlich erschienene Für und Wider über diesen Gegenstand ist unstreitig in eben erwähnten drey Schriften enthalten. Aber es hat zugleich nicht an Leuten gefehlt, die aus Nebenabsichten, aus Haß gegen den vorausgesetzten Ur-

haber dieser wohlthätigen Neuerung, aus Empfindlichkeit über die ihnen dadurch entzogene Vortheile, und aus andern unedlen Beweggründen, dieselbe mit größter Bitterkeit angegriffen und von einer gehässigen Seite darzustellen gesucht haben. Die erste der in der Ueberschrift angezeigten, in französischer Sprache erschienenen Schriften, trägt überall zu deutlich die Kennzeichen eines solchen unreinen Ursprungs an sich, als daß man Bedenken tragen könnte, sie zu der letztern Art zu rechnen. Kaum kann man es glauben, was zwar in dem kurzen Vorberichte ganz deutlich steht, daß der gewesene Kammergerichtspräsident, Herr von Rebeur, ihr Verfasser ist. Ihre Absicht ist nichts geringers, als zu zeigen, daß die neue Proceßordnung die unreife Geburt eines despotischen und zudringlichen neuen Ministers, ein tyrannischer Eingriff in die Gerechtsame der Märkischen Landstände und eine undankbare Schändung des Andenkens des ehemaligen Großkanzlers von Coccji sey, daß sie in ihren wesentlichsten Grundsätzen mit den natürlichen Begriffen einer guten Justizverwaltung streite, daß sie in dem Geiste eines Inquisitionsgerichtes abgefaßt, dem Eigenthum der Bürger äußerst gefährlich, und nichts anders, als ein künstlichersonnenes Werkzeug der Unterdrückung sey. Es fehlt dem Verfasser — um ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen — nicht an einer gewissen Art von Beredtsamkeit. Er hat die Geschicklichkeit, den Leser durch das Bekänntniß der edelsten und heiligsten Grundsätze, durch die angenommene Würde eines Vertheidigers der Rechte der Menschheit, durch überraschende Wendungen und durch eine gewisse Stärke des Ausdrucks — obgleich übrigens in einer sehr fehlerhaften Sprache — für sich einzunehmen, und man muß die Schrift mehr als einmal mit Aufmerksamkeit lesen, und einigermaßen im Stande seyn, sie mit den wirklichen Thatsachen zu vergleichen, um sich mit kaltem Blute von der Falschheit der Anwendungen, von der Leerheit der Deklamationen, von der überall herrschenden gehässigen Consequenzmacherey, und von den unreinen Quellen, aus welchen alles dieses fließt, zu überzeugen. Recensent ist kein Preußischer Unterthan, und er ist nie lange genug in der Nähe gewesen, um die Wirkungen der neuen Gerichtsverfassung in Absicht auf die Beförderung des Rechtsganges, auf die Verminderung unnöthiger und ungerechter Processe, und auf die innere Gerechtigkeit der Aussprüche, beobachten und im Ganzen beurtheilen zu können; aber er hat sich die neue Preußische Gesetzge-

setzgebung zu einer Art von Lieblingsstudium gemacht, sie in allen ihren Theilen sorgfältig geprüft, und sich dadurch überzeugt, daß in derselben überall eben so viel Gerechtigkeit und Achtung für die Rechte der Menschheit, als politische Weisheit, herrscht, daß die Besorgnisse einiger, auch redlicher Zweifler, als ob die Abschaffung der Advokaten in ihrer bisherigen Form, die dem Richter gegebene größere Freyheit in Untersuchung der Thatsachen, die Anordnung einer Gesetzkommission zu Entscheidung zweifelhafter Rechtsfragen, und andre ähnliche neue Einrichtungen, der Freyheit des Bürgers und der Erhaltung des Eigenthums, gefährlich werden könnten, mehr auf einer vielleicht unwillkührlichen Anhänglichkeit an den alten Begriffen, als auf aus der Sache selbst genommenen Gründen beruhen, und daß man nothwendig entweder gegen die klarste Beweise des Gegentheils vorsätzlich die Augen verschließen, oder bey der Preußischen Regierung einen unbegreiflich hohen Grad von unwürdiger und überdieß ganz unnöthiger und zweckloser Heucheley voraussetzen muß, um zu behaupten, daß bey Einführung der neuen Proceßordnung, Unterdrückung und Errichtung einer willkührlichen Gewalt sogar die Absicht gewesen sey. Es ist hier der Ort nicht, diese ungereimte Beschuldigungen zu widerlegen; aber man urtheile aus dem, auf die Proceßordnung gefolgten und nun schon bis zum vierten Bande fortgerückten Entwurf des allgemeinen Preußischen Gesetzbuchs aus den Mitteln, die zu dessen Vervollkommung angewandt werden, aus der beyspiellosen patriotischen Selbstverleugnung, mit der die Regierung ihre in Vorschlag gebrachte Gesetze freywillig zur Beurtheilung des in- und ausländischen sachverständigen Publikums ausstellt, und jeden gegründeten Tadel annimmt, benutzt, sogar belohnt. Man lese insbesondere die dritte Abtheilung des Personenrechts, welche die Verhältnisse zwischen dem Oberhaupte des Staats und dem Bürger bestimmt, und die Vorerinnerung zur ersten Abtheilung des Sachenrechts, und man wird zugeben müssen, daß noch nie eine Staatsoperation mehr in dem Geiste des wahren Patriotismus, mehr mit beständiger und unmittelbarer Rücksicht auf das Wohl des Bürgers, und zugleich mit mehr Weisheit in der Wahl der hierzu anzuwendenden Mittel, unternommen worden ist, als diese. Man wird fühlen, daß die Sprache, die hier herrscht, ein weit zuverlässigeres Gepräge von Wahrheit und Aufrichtigkeit hat, als jene lächerlich pomphafte Formeln, in welcher an

andern Orten der Canzleystyl bey jeder, auch noch so offenbar auf Unterdrückung abzweckenden neuen Verordnung, die landesväterliche Sorgfalt als den einzigen Beweggrund anzupreisen pflegt, und man wird überall finden, daß die That die Worte nicht Lügen strafe. —

Die zwote der angezeigten Schriften ist eine kurze Widerlegung der erstern. Sie zeigt den Ungrund der hauptsächlichsten Beschuldigungen, und stellt diese in ihrer wahren Gestalt dar. Eine solche Sache bedarf keiner weitläuftigen Vertheidigung. Der Augenschein muß ihre beste Rechtfertigung seyn.

Der Verfasser schließt mit folgenden Worten:

Si les détractions de l'auteur ne sont point fondées, on peut dire que ses craintes ne le sont pas davantage. S'il veut les detruire entierement, qu'il regarde autour de lui avec l'oeil d'une impartialité instruite, s'il est capable de rapeller son ame à cet état; qu'il interroge les juges qui ont des lumiéres et de l'experience! Ils lui diront combien leur activité a pu faire de bien depuis qu'elle est degagée des liens qui l'arrètoient. Ils lui diront combien de disputes pernicieuses ont èté appaisées dès leur naissance par des accommodemens; combien de procès ont èté terminés sans sentence parce que la verité mise dans tout son jour a prononcé d'elle même; parce que le juge debarassé de tout ce qui pourroit lui faire illusion, demande dabord des preuves, et avance dans l'instruction de l'affaire. Voilà des preuves frappantes des avantages du nouvel ordre judiciaire; elles suffissent pour demontrer qu'il atteint exactement le but qu'on s'étoit proposé, et qu'il est infiniment préferable à celui qui existoit auparavant. —

Von dieser Schrift ist zugleich eine deutsche Uebersetzung erschienen.

Uw.

---

3. Arzneygelahrheit.

Die venerische Ansteckung durch gemeinschaftliche Trinkgeschirre und durch den gemeinschaftlichen Kelch, aus Theorie und Erfahrung bewiesen. Ein Beytrag zur wohlgemeynten Verketzerung des Herrn D. Tralles, von D. C. G. Gruner. Weißenfels und Leipzig, bey Severin. 1787. 7 B. in 8.

Der Rec. bedauert, daß dieser Streit mit so sehr vieler Heftigkeit geführt wird. Er gesteht, daß er die Vorrede mit wahrem Mißbehagen gelesen hat, worin gegen verschiedene Gegner des Verf. sehr harte Sachen gesagt werden. Es thut ihm immer leid, wenn ein gelehrter Streit bis zu solcher Heftigkeit ausartet.

In der Abhandlung selbst hat der Verf. glücklicherweise einen viel kälteren, dem Forscher anständigen Ton gehalten. In der Einleitung spricht er von dem Alter des venerischen Uebels, und setzt es nicht so weit hinaus, als manche Schriftsteller es thaten; denn ob man gleich in den ältern Schriften unreiner Geschwüre, auch an den Zeugungstheilen, Erwähnung findet, so ist dieß noch kein Beweis, daß diese wahrhaft venerischer Art gewesen sind. — Der erste Abschnitt handelt von den verschiedenen Wegen der Ansteckung: 1) durch den Beyschlaf, 2) durch Erbschaft, 3) durch die Luft, (welche völlig geleugnet wird,) 4) durch Amme und Säugling, 5) durch Küsse, 6) durch die Hand und andre Geräthschaften, 7) durch Betten und Kleidungsstücke, (welche, so wie die vorige Art, auch vom Verf. unter die zweifelhaften und seltnen Ansteckungsarten gerechnet wird,) und endlich 8) durch gemeinschaftliche Trinkgeschirre. Diese nun zu beweisen, führt der Verf. Beobachtungen an von **Borallus**, **Rhodius**, von ihm selber, von Hrn. Hofrath **Metzger**, Hrn. Prof. **Ackermann**, Hrn. D. **Weise** in Borna, Hrn. **Ferro** in Wien, D. **Lange** in Cronstädt u. a. unter welchen manche freylich nicht so beweisend sind, als wir sie gewünscht hätten.

In dem zweyten Abschnitt werden der Sitz und die Ursache der venerischen Ansteckung, besonders derjenigen untersucht,

sache, welche durch gemeinschaftliche Eß- und Trinkgeschirre geschieht. — Die venerische Ansteckung geschieht mittelst der lymphatischen Gefäße und Drüsen, diese nun finden sich im Munde, an den Lippen, an der Zunge und Gaum, also auch die Analogie spricht für die mögliche Ansteckung durch gemeinschaftliche Trinkgeschirre, wenn sie gleich selten und manchmal ungewiß seyn sollte.

Im dritten Abschnitt von der Ansteckung durch den gemeinschaftlichen Kelch beweißt der Verf. (nachdem er weitlauftig über die Zulänglichkeit und bey jetziger Lage der Sachen, sogar Vorzüglichkeit der Privatkommunion vor dem gemeinschaftlichen feyerlichen Genuß des Abendmahls gegen Hrn. D. Loß seine Meynung gesagt hat,) daß wirklich vom Venusgift, auch am Munde Angesteckte, sich dem gemeinschaftlichen Kelche nahen, daß es schwer, ja ohnmöglich sey, die Unglückliche davon zu entfernen. — Und da alles dieses erwiesen sey, so thut der Verf. kürzlich noch einige Vorschläge, (welche Rec. auch schon bey der Anzeige der Vertheidigung des Hrn. Tralles erwähnt hat,) sich gegen diese Ansteckung in mehrere Sicherheit zu stellen. Man solle nehmlich 1) die verdächtigen Personen an ihr Uebel erinnern, und des unseeligen Unheils und Ekels wegen, welche sie ihren Brüdern verursachen würden, sie von dem gemeinschaftlichen öffentlichen Genuß des Abendmahls mit Ernst abmahnen, ja abhalten. 2) Die Kirchendiener zur Reinhaltung der Kelche strenge anhalten; 3) die den Kelch darreichende Priester bitten, jeden Kommunikanten eine andere Stelle des Kelchs hinzureichen, so wenig Wein zur Zeit einzugießen, daß dieser nach dem gänzlichen Herumdrehen schon ausgeleert ist, und endlich es so einzurichten, daß jede ihm verdächtige Person zuletzt aus dem Kelche trinke, und der folgenden ein reiner dem Priester zur Hand stehender Kelch hingehalten werde, und 4) solle man alle Kirchenvorsteher auf die beste Art der anzuwendenden Kelche aufmerksam machen, so daß diese Saugeröhren von einem glatten Metall ohne Verzierungen am Rande gearbeitet seyn, und daß man von dieser Gattung Kelche bey der öffentlichen Haltung des Abendmohls mehrere zur Hand haben müsse.

Fast ist es überflüßig, noch zu bemerken, daß, auch unserer Meynung nach, die Wahrheit (in Ansehung der möglichen Verbreitung des venerischen Giftes durch gemeinschaftliche

Trink-

Trinkgeschirre, und des hiemit verbundnen Eckels beym feyerlichen Genuß des Abendmahls) auf unsers Verfassers Seite sey, daß man aber auf der andern Seite des Hrn. Hofrath Tralles herzlich gut gemeinte Absicht in Behauptung des Gegentheils, nicht verkennen könne, daß unser Verf. diese Gefahr und Eckel wohl etwas zu hoch anschlage, und hauptsächlich in dem Punkt (in welchem Recensent als Arzt, eigentlich nicht competenter Richter ist) vielleicht zu weit gehe, wenn er behauptet, daß die Privatcommunion gleichen Werth mit dem öffentlichen, feyerlichen Genusse des Abendmahls habe, und statt dieser dürfte und sollte eingeführt werden. Theologen mögen dieß näher untersuchen.

Kurzgefaßte Abhandlung einer ungewöhnlich(en) und sonderbaren Krankheit der weiblichen Fortpflanzungstheile mit physiologisch-anatomischen Anmerkungen, nebst dem hieher gehörigen Kupfer, Rastadt, bey Donner. 1785. 28 S. in 4.

Die ungewöhnliche und sonderbare Krankheit war nur eine Wassersucht des Eyerstocks und der Muttertrompete, welche aber der Hr. D. Nikolaus Weiß (wie er sich unter der Zueignung an einen gewissen Hofrath, den Gemahl der Verstorbenen, unterschreibt) eine falsche, widernatürliche Schwangerschaft zu nennen beliebt; vermuthlich weil er bey Lebzeiten dieser seiner Patientin eine Schwangerschaft verkündigt hatte. Die Frau Hofräthin starb, wie der Verf. sagt, am Schlagfluß, und bey der Leicheneröffnung fand man in der Brusthöle Wasser. (der Kopf ward nicht geöffnet) im Unterleibe wurde nebst mancherley Fehlern der Eingeweide desselben auch in der linken Muttertrompete und Eyerstock eine seröse Feuchtigkeit angetroffen, welche der Verf. für ein sulzartiges, zähes, weislechtes, saamenartiges Wesen; und also für eine falsche, widernatürliche Schwangerschaft erklärt. — Obgleich diese Brochüre unter aller Kritik ist, (selbst das Kupfer ist elend gerathen) so vermochte sie doch einen Monat nachher einen andern Karlsruher Arzt Dr. C. L. S. eine — — Prüfung der kurzgefaßten Abhandlung einer ungewöhnlich und sonderbaren Krankheit der weiblichen Fortpflanzungstheile u. s. w. nebst dem hieher gehörigen

hörigen Beweisen. Rastadt, bey Dorner auf 16 Seiten in 4 drucken zu lassen, in welcher er die Inconsequenzen und Fehler, welche sich, fast auf jeder Seite jener kurzgefaßten Abhandlung leicht finden lassen, anzeigt, und den Verf. derselben von der Seichtheit seiner medicinischen und schriftstellerischen Geschicklichkeit hinlänglich überführt. — Rec. hätte aber gewünscht, der Verf. möchte seine launigte Anrede an das Publikum weniger hämisch abgefaßt haben, weil mancher vielleicht vermuthen könnte, collegialische Mißgunst hätte seine Feder gespitzt. —

Dr.

Beobachtungen über die Wechselfieber, von Carl Strak. — Aus dem Lateinischen übersetzt von D. A. F. A. D. in G. Offenbach, bey Weiß und Brede. 1786. 19 Bog. 8.

In einem pour prendre congé am Ende des Buchs sagt uns der ungenannte Uebersetzer, das Publikum habe dieses deutsche Gewand des Hrn. Straks nicht seinem Entschluß, sondern (dem) des Hrn. Verlegers zu danken, die Uebersetzung sey nicht für jene Gattung von Leser(n) überflüßig, die aus Noth oder Patriotismus ächte Biederdeutsche sind, und er habe darum sein Original mit keinen Anmerkungen begleitet, ob er wohl gekonnt hätte, weil kein Deutscher einen noch lebenden Deutschen kommentire, es sey denn in Journalen, Bibliotheken, u. s. w. Er war also bloß gedungner Dollmetscher, und so etwas läßt auch dies Handwerk vermuthen. Mangel an Treue, verfehlter Sinn, Nachlässigkeiten, und Sprachfehler, wer mag dieß alles aufzählen? Nur einige Beweise! S. 248. „Ein junger Mensch war von der Fußsohle bis zum Kopf fleischwassersüchtig, daß er einem aufgeblaßenem Frosch ähnlich sah.“ (a pedum planta ad caput usque *hydrope anasarca* adeo intumuit, ut eius cutis, veluti *bombicum*, lustrasset. S. 86. „Sie fand dazu für sich den Weg, nicht aus Vorbedacht, was die Zufälle, das Bedeuten der Zunge, u. m. sind.“ (Invenit natura ipsa sibi ipsi aggressionis non ex praemeditato, *partim velut est militare*, *partim* vero et ea quae lingua subministrat.) S. 114. „Die Kranke mußte mit

Starr-

Starrsinn (pertinacia) viele Monate hindurch, die Chinarinde gebrauchen. S. 265. „welche Methode ihn fett, und voll Thatkraft bis ins hohe Alter machte.“ (quae curatio hominem pinguem et *plenis carnibus robustum* effecit, qualis in longam senectutem mansit.) — Mußte ja ein, mit so vieler, außer dem Gesichtskreis des Praktikers liegenden, Eruditionen einerseits, und andernseits mit so viel Hypothese durchwebtes Werk übersetzt werden, so hätte dasselbe ein besseres Schicksal verdient, als einem solchen Uebersetzer in die Hände zu fallen. Mag sich jetzt der, dem aus der Quelle zu schöpfen versagt ist, damit begnügen, wenn er will! —

De.

Erste Nachricht von der Anstalt für arme Kranke zu Altorf im Nürnbergischen, herausgegeben von D. Chr. Gottl. Hofmann, der Arzneywissenschaft und Wundarzneykunst öffentl. ordentl. Lehrer auf der Universität Altdorf, und Stadtphysikus daselbst. Altorf und Nürnberg, bey Monath. 1787. 3 Bog. in gr. 8.

Die Nothwendigkeit, den künftigen Arzt zeitig und schon auf Akademien ans Krankenbette, und durch die Labyrinthe der kranken Natur zu führen, welche das Kompendium so wenig als der Kathedervortrag zu erhellen pflegt, wird doch Gottlob! immer einleuchtender. Wien, Göttingen, Jena, Erlangen haben hierin nachahmungswürdige Beyspiele gegeben. Daß nun auch seit 1786. eine Anstalt zu Altorf errichtet worden, welche neben der wohlthätigen Verpflegung armer Kranken die Absicht hat, studierenden Medicinern Gelegenheit zu verschaffen, Krankheiten aus der Natur selbst kennen zu lernen, erhellt aus dieser Nachricht. Der Verf. legt in derselben eine Jahresrechnung über Einnahme und Ausgabe, und über die Zahl und Schicksale der behandelten Kranken, und ein Verzeichniß der Krankheiten vor, woraus zugleich ersichtlich wird, daß dieses Institut bisher bloß durch individuelle Beyträge unterstützt worden, auch nur in einem kleinen Bezirk wirke, weil in einem ganzen Jahr nicht mehr

als

als 58 Personen aufgenommen wurden. Die Krankheiten waren sowohl äußre, als innre, mehr chronische, als hitzige. (Statt *Lienteria* deutsch einen besondern Durchfall zu benennen, würden wir das schon übliche Wort, Magenruhr, gewählt haben.) Diesem Compte rendu sind noch einige ausführlichere Bemerkungen über einzelne Kranken beygefügt. Ein sonst wünschenswerther allgemeiner Blick über die Jahrskonstitution war bey solchen, und so wenigen Kranken nicht zu erwarten; man vermißt ja auch denselben gar oft bey weit größern und verbreitetern Anstalten! — Die Versetzung der Auflösung des Brechweinsteins mit Huxhamschen Wein (S. 22. 46.) ist wohl überflüßig. Goulardsches Wasser wird durch zerfloßenes Weinsteinöl (S. 23) dekomponirt. Die Erinnerung gegen die Guttal. hydragog. der Hamburgischen Armenpharmakopöe (S. 40.) ist, nach der Erfahrung des Recens. ungegründet. Gehörig bereitet können sie gar wohl tropfenweise gegeben werden, und sind nichts weniger, als so dick wie eine Salbe. In den Bemerkungen über eine Scharlach-Epidemie fiel uns der gar anhaltende Gebrauch der Brechmittel, wie er etwa im Keichhusten gewöhnlich ist, auf. Husten und Brustzufälle, deren Abwesenheit bemerkt wird, sind gewöhnlich keine Gefährten des Scharlachs, wohl aber der Masern. Die Ursache einer so oft wiederkehrenden Epidemie möchten wir auch nicht in den elenden Nahrungsmitteln der nächst vorhergehenden Jahre (S. 45.) suchen. Doch der Verf. bezeugt ja selbst, daß er dergleichen Hypothesen nicht liebe! —

Pf.

Biographie des Dr. M. A. Weikard von ihm selbst herausgegeben. 2e vermehrte Auflage. Berlin, bey Nicolai. 1787. 8.

Diese neue Auflage einer sehr interessanten Schrift bestehet aus 114 Seiten, da die erstre nur 94 stark ist, und ist vornehmlich durch Erzählung dessen so stark geworden, was dem Verf. weiter in Petersburg begegnet ist, und durch einen Anhang von Krankheiten in Petersburg, vorzüglich vom Skorbut, Lungensucht, und venerischer Krankheit. Wir sagen nichts von der merkwürdigen Schrift selbst, die

schon

schon aus der ersten Auflage hinlänglich bekannt ist; auch machen wir keinen mikrologischen Vergleich von Seite zu Seite, wo hier etwas verändert, ausgestrichen oder zugesetzt ist, sondern halten uns gleich an den Anhang. Beym Skorbut sey frische gesunde Luft die Hauptsache, Fleischessen schade nicht, denn die Soldaten bekommen ihn dort bey wenig gutem Fleische, eben sowohl als andre. Von Lungensucht sey die Gichtmaterie fast die allgemeine Ursache, die überhaupt bey den meisten Krankheiten die Hauptrolle zu spielen scheine. Die venerische Krankheit soll man nicht Franzosen, sondern Normänner heißen, denn jene Nation habe sie aus Norden erhalten. Doch dies stehet ohne weitere historische Belege bis jetzt mehr einem lustigen Einfalle, ähnlich, als einer historischen Wahrheit, zumal wenn man sich erinnert, was der Verf. hie und da in seinen andern Schriften selbst geäusfert hat, daß er nicht sagen wolle, was andre gesagt haben, sondern was er selbst denke, und dabey er also auch hier den Verdacht erregt, daß er das nicht nachgelesen habe, was davon aufgezeichnet ist. Wenigstens ließe sich wohl sein so bloß hingeworfener detestirter Gedanke über die Identität der Lustseuche und Ignis facer allein schon aus den Denkschriften der pariser medicinischen Societät (1779. Tom. I.) widerlegen, und der Kritiker erwartet gewissere Aufschlüsse darüber von einem forschenden Henslер.

Rg.

---

4. Schöne Wissenschaften.

Lustspiele aus der Brandenburgischen Geschichte gezogen. 1) Die Vereinigung. 2) Der verschriebene Bräutigam aus Paris. Leipzig, in der Dykischen Buchhandlung. 1783. 336 S. 8. (Mit einem Titelkupfer und einer Titelvignette.)

Da die Anzeige dieser Lustspiele durch zufällige Umstände sich so lange verspätet hat, und sie seitdem bekannt genug worden sind, so können wir uns hier um desto kürzer fassen. Die Zueignungsschrift an Hrn. Prof. Schröckh erzählt die Geschichte

schichte der Entstehung dieser Stücke, und enthält einige hin-
geworfene Ideen über dramatische Gegenstände, gegen die
sich manches einwenden ließe, wenn hier der Ort dazu wäre,
z. B. „Dichter schildern gern das Ungewöhnliche, nicht das
„Alltägliche; (sehr wahr!) und was geschehen ist, muß auch
„wahrscheinlich seyn.“ Sehr falsch! Nur ein flüchtiger Blick
auf die Geschichte aller Zeiten und Nationen, ja, nur eine
geringe Aufmerksamkeit auf die Vorfälle im gemeinen Leben,
kann uns sogleich vom Gegentheil überzeugen. Dieser falsche
Grundsatz hat schon manchen dramatischen Dichter zu größen
Fehltritten verleitet. Die Einwendung, die der Verf. gegen
die gewöhnliche Eintheilung des Lustspiels, in das rührende
und komische Lustspiel macht, ist sehr gegründet. Freylich
widerspricht im ersten Falle das Beywort dem Hauptworte,
und im zweyten Falle ist das Beywort mit dem Hauptworte
vollkommen gleichbedeutend. Er schlägt dafür die Eintheilung
in Charakterstücke, Intriguenstücke und theatralische
Gemälde vor. Allein diese letztere Benennung ist viel zu
unbestimmt. Gewissermaaßen ist alles, was auf dem Thea-
ter vorgestellt wird, ein theatralisches Gemälde. Mit einem
kleinen Zusatze, glauben wir, würde die Eintheilung richtig
werden, und alles erschöpfen. Für theatralisches Gemälde
müßte es nämlich heißen theatralisches Sittengemälde. —
Das erste dieser beyden Stücke (ein Lustspiel in fünf Aufzügen)
soll die Vortheile zeigen, die wir Deutschen durch die Ver-
bindung mit den französischen Flüchtlingen erlangt haben;
das zweyte (ein Lustspiel in Einem Aufzuge) den Nachtheil
und die Thorheit einer übertriebenen Bewunderung und Nach-
ahmung der Franzosen. Im Ganzen genommen ist dem Verf.
sein Unternehmen nicht übel gelungen; bey allen Fehlern im
Plan und in der Ausführung bemerkt man doch viel Anlage
zur Charakterzeichnung, eine gewisse Leichtigkeit des Dialogs
und einzelne sehr gute komische Züge. Die häufig angebrach-
ten Theaterspiele zeigen, daß diese Stücke vorzüglich für die
Aufführung bestimmt sind, wo sie auch weit mehr Wirkung
thun müssen, als beym Lesen. Ein Stück, das beym Lesen
gefallen soll, muß reicher an Witz und Gedanken seyn, als
diese beyden Stücke sind.

Ga.

Poetische und prosaische Versuche von Susanne von B. gebornen von Franklin. Berlin. 1787. 216 Seiten in 8.

Fast nirgends spielt der wahrheitsliebende Kunstrichter eine beschwerlichere Rolle, als bey der Beurtheilung der schriftstellerischen Arbeiten des schönen Geschlechts. Nachsicht und Schonung die in der großen Welt und am Hofe so ganz, im Reiche der Kritik selten oder gar nicht an ihrer Stelle sind, binden ihm gleichwohl, (so tyrannisch herrscht Göttin Galanterie!) alle Augenblicke die Zunge, und zwingen ihn, Aufrichtigkeit in Schmeicheley, und ungesuchten Tadel in erzwungenes Lob zu verwandeln. Um so viel mehr muß er sich freuen, wenn ihm einmal Produkte aus der Feder einer Dame zu Theil werden, die der galanten Rücksichten sparsamer bedürfen, und weder wider seinen Geschmack noch wider seine Unpartheylichkeit bey dem prüfenden Leser Verdacht erwecken. Mit Recht glauben wir, gegenwärtige Versuche in diese Klasse zählen zu dürfen. Die Verfasserin kann zwar auf Neuheit der Gedanken so wenig, als auf Eigenthümlichkeit in Manier und Vortrag, billigen Anspruch machen. Viele ihrer poetischen Versuche sind bloße Kopien älterer, bekannter Stücke, und die Einkleidung größtentheils das Werk aufmerksamer Lektüre und nachahmenden Fleißes; allein die meisten gefallen gleichwohl durch den feinen, sich immer gleichen Ton, durch richtige und zierliche Sprache, durch artige Wendungen, und insbesondere durch die glückliche Verbindung der einzelnen Theile zu einem übereinstimmenden Ganzen, ein Vorzug, den man nur allzusehr bey so vielen frauenzimmerlichen Arbeiten vermißt. Wir heben zur Bestätigung unsers Urtheils einige Stücke aus.

An Morpheus.

O Gott der Träume, falscher Freund,
Der du das Auge fliehst, das unter herbem Kummer
Schon manche lange Nacht durchweint,
Komm doch zurück und gönne mir im Schlummer
Ein Glück, das mir im Wachen fehlt.
Sey ganz so süß; als in den frohen Jahren,
Wo keine Sorge mich gequält;

Wo ich mit Blumen in den Haaren
In Unschuld jeden Tag durchlebt.
Laß mich das Glück noch einmal fühlen,
Das nur die Jugend uns gewährt,
Die bey vergnügten Kinderspielen
Nicht Stand, nicht Geld, nicht Ruhm begehrt.
Verlaß dafür das seidne Bett des Reichen,
Den Armer Thränen nicht erweichen,
Der unrecht Gut in seinem Weine trinkt,
Und zur erkauften Lust auf Schwanenfedern sinkt.
O komm herab, hier, wo mein Auge weinet,
Und wiege mich mit sanften Phantasien ein,
Bis daß dein Bruder sich mit dir vereinet,
Mir lange Ruhe zu verleihn.

Niemand wird das vor Augen gehabte Original leicht verkennen; indeß ist doch noch die Nachbildung nicht ohne Verdienst.

Ueber Nannettens Rosenstrauß.

Nannette, dir der die Rose gleicht,
Freut sich der Rose, die ihr jetzt den Busen schmücket,
Doch weiß ich, daß ihr Mund, dem jede Rose weicht,
Und ihre Wange dich mehr, als die Rose entzücket.
Doch bald, bald wird die Blumenkönigin,
An deren Glanz das Auge sich vergnüget,
Durch einen Wurm zerstört, durch einen Sturm besieget:
Sie stirbt entblättert, und sinkt hin.
O Freund! laß dich die Rose lehren,
An deiner Schönen mehr, als ihren Reiz, zu ehren;
Der Reiz vergeht, die Tugend nie:
Auch die besitzt sie: liebe die!

Weniger scheint es der Dichterin im Gebiethe des Witzes zu glücken. Hauptsächlich würden wir ihr widerrathen, veraltete Anekdoten, wo Jeder bey der ersten Zeile schon den Schluß vorher weiß, zu versificiren. Selbst die vorzüglichste Schlauheit und Gewandheit der Sprache können hier kaum den Verlust der Ueberraschung ersetzen. Wie wenig anziehendes liegt z. B. in folgenden Zeilen, denen überdieß noch die Annehmlichkeit der Reime mangelt?

Aesop auf dem Sklavenmarkt.

Einst, als Aesop mit andern Sklaven
Den Käufern vorgestellet ward,
Prieß einer sich auf ihre Fragen
Als einen großen Künstler an.
Ein andrer schien noch mehr zu wissen,
Als alle Weisen Griechenlands,
Ein dritter mehr, als beyde Sklaven.
Nun fragt der Käufer den Aesop:
Und was weißt du denn? — Nichts, spricht dieser;
Denn alles wissen jene ja.

Unter den prosaischen Aufsätzen haben uns die Gedanken über den Einfluß, den die Grundsätze des Frauenzimmers auf das andere Geschlecht haben, am besten gefallen. Ueberhaupt aber wünschten wir ihnen mehr Gründlichkeit und Philosophie. Uns dünkt, dieser Mangel werde hier oft sehr sichtbar, da die Prose, ihrer Natur nach, das Nackte und Dürftige eines Gedankens nicht so schlau zu verbergen weiß, als der Schmuck der poetischen Sprache.

Zh.

Raynald, oder das Kind der Natur und Liebe, ein Schauspiel in vier Aufzügen von dem Hofrath von Eckartshausen. München, bey Lentner. 1786.

Raynald, ein natürlicher Sohn Havarths des ältern, wird ein tapferer streitbarer Mann, und rettet in einem Treffen Havarth dem jüngern das Leben. Dieser verschafft ihm Dienste in des Herzoges Armee, wo er bis zum Hauptmanne steigt, und sich in Agnes, eine Verwandte aus Havarths Geschlechte, verliebt. Havarth, welcher seine unächte Geburt erfährt, und die Verbindung mit Agnes nicht zulassen will, bringt es bey dem Herzoge dahin, daß er seinen Abschied bekömmt. Nach einigen Abentheuern und nach einem erhaltenen Preis in einem benachbarten Turnier, findet er seinen Vater, welchen er bittet, ihn für seinen Sohn zu erklären. Dies geschieht, und so hat Raynald seine Agnes und das Stück sein Ende. Dieß ist der Hauptinhalt eines Produkts,

dukts, welches weder in Rücksicht auf Plan und Handlung noch auch auf Charakteristik und Sprache sich über das Mittelmäßige erhebt. Um den Leser mit der Manier des Verf. seine Gedanken zu bilden, und zu verstärken, bekannt zu machen, wollen wir nur ein Paar Stellen anführen: „Pfui, „schämt euch Pinzinger. Weil euch die elende Schnitzerin „Fortuna aus adelichen Holze zum Ritter gestümpelt hat, so „glaubt ihr u. s. w. — Wenn der Himmel unsere Vereini„gung beschloß, Agnes, so werden uns Menschen nicht tren„nen können. Nimm die Stärke deiner Seele zusammen, „und sey ein Weib, stark im Unglück u. s. w. Ehrwürdiger „Graukopf! ich will deine weiße Seite, wie ein Gebirge an„sehn, das mit Lilien überdeckt ist, und worauf die ermüdete, „verjagte Biene noch Honig zur Labung saugen kann. In „die Furchen deines Alters will ich meinen Gram hinseufzen, „und Ruhe an deinen hohlen Wangen athmen." — — Aber mehr, als Herkulische Arbeit wär es, wenn man alle Sprachschnitzer und Provinzialismen ausheben sollte, wovon alles wimmelt. Uebrigens hatte der Verf. die Absicht den Ahnenstolz zu demüthigen.

Dz.

Das Kleid aus Lyon. Ein Lustspiel in 4 Acten von J. F. Jünger. Leipzig, bey Dyk. 1787. 144 Seiten in 8.

Der Verf. dieses Stücks hat der Bühne einige Arbeiten geliefert, die nicht ohne Interesse sind, weil sie manche Thorheiten lebhaft schildern, und, obgleich keine Meisterstücke, sich dennoch gut spielen.

Von dem gegenwärtigen läßt sich dieß alles nicht sagen. Das Interesse ist getheilt zwischen der Hornauischen Familie, und dem Kaufmann Ordling, mit seinen Hausgenossen. Der Charakter der Frau von Hornau, die, weil sie einen Verschwender zum Manne hat, der sie gänzlich vernachläßigt, gerade vor dem Abgrunde des Lasters noch zurückkehrt, ist allerdings, besonders zu unsern Zeiten, ein höchst interessanter Charakter; aber es scheint dem Verf. zu dieser Schilderung an genugsamer Menschenkenntniß, und Darstellungskunst zu fehlen. Die Züge sind alle zu grob, die Farben zu grell

grell angelegt, und die Sprache ist nichts weniger als die der feinen Welt. Ordling ist ein sechzigjähriger gutmüthiger Geck, der sein junges Mündel, eine Agnese, zu heyrathen gedenkt, und sie daher sorgfältig vor allen Mannspersonen zu verstecken, und zu verwahren sucht. Dies fällt, wie natürlich, sehr schlecht aus, indem ihr voriger Liebhaber, ein gewisser Herr von Betford, sich bey dem Alten unter der Verkleidung eines lateinischen Lehrers einschleicht. Die Szene ist zu Pyrmont. Aber sie hätte so gut in jedem Dorfe des heiligen Römischen Reichs seyn können, weil sie nicht das mindeste nicht nur nicht vom Lokal, sondern auch nicht von dem Ton bezeichnet, der an solchen Gesundbrunnen herrscht.

Freylich wird das Zusammentreffen mehrerer Personen dadurch etwas erleichtert, aber sehr unnatürlich ist es doch wohl, daß der eifersüchtige Alte mit seinem Jüngferchen nach Pyrmont reiset, und vollends abgeschmackt ist es, daß er sich dort aufhält, um dem Mädchen durch einen Candidaten Unterricht im Lateinischen geben zu lassen.

Dies sind warlich keine pyrmontische Sitten, die sonst zu einem interessanten Sittengemälde Stoff geben könnten, wenn ein guter Kopf ihn bearbeitete.

Mz.

Salzburger Musenalmanach auf das Jahr 1787. herausgegeben von Lorenz Hübner. Auf Kosten des Herausgebers. Salzburg. 9 Bog. 12.

Jeder patriotische Deutsche, der die Sprache und Litteratur des Vaterlands liebt, muß mit wahrem Vergnügen bemerken, daß mit der allgemeinen wissenschaftlichen und kirchlichen Aufklärung, auch die Liebe zur deutschen Poesie in Provinzen eindringt, wo sie bisher so unbekannt und ungeschätzt geblieben war, als kaum in einem fremden Lande. In sofern verdient also auch Hr. Hübner Dank, daß er, und zwar auf seine Kosten, einen Versuch gemacht hat, seinen Landsleuten Liebe zur Poesie einzuflößen. Freylich scheint hierzu eine Sammlung theils sehr mittelmäßiger, theils ganz schlechter Gedichte nicht das wirksamste und schicklichste Mittel zu seyn; allein man muß von der andern Seite bedenken, daß junge Leute selten einen wahren Antheil an Werken der Dichtkunst

nehmen, ohne zugleich selbst Versuche in Versen zu machen. Vielleicht ist es sogar eine Weile nöthig, solche Probestücke zu ihrer grössern Aufmunterung drucken zu lassen. Bey reifern Jahren, wenn ihr Geschmack sich mehr gebildet haben wird, wenn sie tiefer in das Heiligthum der Poesie werden geblickt und die unzählichen Schwierigkeiten, die der wahre Dichter besiegen muß, kennen gelernt haben; so werden sie gewiß selbst diese Versiche für das halten, was sie sind. Unterdessen ist doch schon immer etwas gewonnen worden. Die Neigung, die sie für Werke des Geschmacks eingesogen haben, pflanzt sich von ihnen unvermerkt auf mehrere fort, und vielleicht bricht mit der Zeit aus diesen ein wahres poetisches Genie hervor. Ehe ein dauerhaftes und schönes Gebäude wo ausgeführt werden kann, muß wenigstens vorher die Gegend geebnet, die Aussicht eröffnet, der Schutt weggefahren, und der Grund gesichert werden. Dazu sind gute Handarbeiter hinlänglich, und als solche wollen wir die Verf. dieser rohen Versuche betrachten, und ihre Mühe wenigstens nicht mit Spott belohnen; wiewohl ihre Hauptbelohnung sich freylich auf das Vergnügen einschränken muß, das sie selbst bey Verfertigung ihrer Arbeit empfanden.

Wie gesagt, wahre Talente zur Poesie scheint uns keiner von den Verf. dieses Almanachs zu besitzen, mit Vergnügen haben wir indeß bemerkt, daß einige von ihnen in der schönen Literatur der alten und neuen Nationen nicht ganz fremd sind. Der Herausgeber liefert den ersten Gesang einer hexametrischen Uebersetzung von Boileaus Pult, und verspricht die folgenden Gesänge, nebst mehrern seiner Jugendkleinigkeiten der Presse zu übergeben. Wir bitten ihn, dieß nicht zu thun, sondern diese ersten Versuche lieber über wichtigere Beschäfftigungen und kräftigere Bemühungen den guten Geschmack in seiner Provinz zu verbreiten, selbst zu vergessen. Hierdurch wird er sich ein reelles und dauerhaftes Verdienst erwerben, das er durch eigene poetische Arbeiten niemals erwerben wird.

Ohne unsere Erinnerung wird jeder Leser gleich vermuthen, daß die sämmtlichen Beyträge Nachahmungen sind, und von dem noch ungebildeten Geschmacke der Dichter muß man es erwarten, daß sie gewöhnlich nur die auffallende Außenseiten, mehr die Form und Manier anderer Dichter, als ihren wahren unterscheidenden Character, und gewöhnlich mehr

ihre glänzenden Fehler, als die tiefer liegenden, bescheidenen Schönheiten nachahmen.

Lob des Teufels.

Wiens Haller prieß schon Ochs und Schweine,
Die Thiere schmückt ihr neuer Ruhm.
Warum nicht Satan auch der seine?
Die Kühnheit sey mein Eigenthum.

Wußte der Verf. nicht, daß Hr. Blumauer, den er sehr uneigentlich Wiens Haller nennt, auch längst schon eine Apologie des Teufels gedichtet hat, die die seinige sehr entbehrlich macht? Der Schluß des Lieds ist sehr poßierlich:

Und herrscht schon nicht in meinem Reime
Des Hobbes Witz, des Swiftes Glut;
Denkt, Hofarthsgeister, im Geheime:
Für Teufel ist er dennoch gut.

Wohl schwerlich möchte er das seyn, wenn wir anders der Versicherung eines glaubwürdigen Dichters trauen dürfen, der den Beelzebub zum eigentlichen Urheber der Pucelle macht, die doch kein schlechtes Gedicht seyn soll.

Herkules auf Oeta. Ein Melodrama in drey Aufzügen, ist selbst für diese Sammlung gar zu platt und elend:

Jole! Frau! Gebieterinn — Frau Jole —
Laß Herkul ruhn. Schon ist des Herkuls Faust
Der drehen Spindel müde.
Nicht matter Löwenwürgen so; —
Nicht so Kloakenstänkern.
O laß mich, Frau! o laß mich ruhn! —

In einigen Stücken wird die Freymüthigkeit gefallen, mit welcher die Verf. Thorheiten spottend rügen, wenn man auch gleich nicht Ursache haben sollte, mit dem poetischen Vortrag sehr zufrieden zu seyn. Z. B. S. 1769.

Die Transsubstantiation.

Weiß nur allein Religion
Von Transsubstantiation?
Besitzen denn nur unsre Pfaffen

Den Kunstgriff Wesen umzuschaffen?
O nein; auch unsre Fürsten wissen,
Wie sie ein Ding verwandeln müssen.
Der Priester nimmt des Volkes Wein,
Und wandelt ihn in Blut.
Der böse Fürst will auch ein Priester seyn.
Er nimmt des Volkes Blut,
Und wandelt es in Wein.

Michl.

Noch haben wir ein leidliches Epigramm von einem gewissen Heldenberg gefunden, der überhaupt einige Aufmunterung zu verdienen scheint.

An einen schlechten Langprediger.

Es gleichen deine Predigten
Dem höllischen Gericht.
Die Strafen dauern ewig fort,
Und bessern dennoch nicht.

Nt.

Der Fähndrich, (Fähnrich, wäre richtiger) oder der falsche Verdacht, ein Originallustspiel von Schröder. Hamburg, bey Matthiessen. 1786.

Wenn auch der Plan ein wenig ins Romanhafte fällt, so verdient doch dieß Stück durch seinen guten Dialog, und wegen mancher philosophischen Bemerkung, die den Menschenkenner verräth, den Beyfall, welchen es auf guten Bühnen erhalten hat. In Berlin hat es nicht allgemein gefallen. Schade, daß dieser Abdruck, von dem der Verfasser nichts gewußt hat, so fehlerhaft ist.

Der Vetter in Lissabon, ein Familiengemälde in drey Aufzügen, von Schröder. Frankfurt und Leipzig. 1786.

Wenn genaue Beobachtung der dramatischen Regeln, glückliche Zusammenstellung der Charaktere, verbunden mit dem, was

wird, ohne ins Unnatürliche zu fallen, Wirkung thut, Requisite eines guten Schauspiels sind, so kann der Vetter in Lissabon mit Recht zu den guten Schauspielen gerechnet werden. Jeder Ehemann, der aus Schwachheit sich von einer eitlen, verschwenderischen Frau das Hausregiment nehmen läßt, und wenn er gleich seines Hauses Untergang vor Augen sieht, doch nicht das Herz hat, den Thorheiten seiner Frau Widerstand zu thun, kann sich Wagners Beyspiel zur Lehre dienen lassen. Höchst selten erscheint ein Vetter aus Lissabon, der alles wieder ins Reine bringt. Rec. ist für gewiß erzählt worden, daß eine Vorstellung dieses Stücks auf dem Schröderschen Theater einen Mann, der sich in eben der Lage befand, zur Vernunft gebracht hat. Ist diese Erzählung wahr, so muß sie Herrn Schröder reizen, mehrere Stücke zu liefern, in denen die Moral so einleuchtend ist.

Das Testament, ein Lustspiel in vier Aufzügen, von Schröder. Berlin und Leipzig, 1786.

Es kann seyn, daß dieß Lustspiel durch die Vorstellung gewinnt. Im Lesen kann es nicht sehr gefallen, denn das Motiv, um welches dem jungen Florbach am Ende sein vorsätzlicher Betrug verziehen wird, ist zu schwankend, um einem denkenden Leser Genugthuung zu geben.

Df.

5. Schöne Künste.

Sammlung vermischter Klavier- und Singstücke, enthaltend: 1) eine Anzahl Anfangsstücke für alle Klassen angehender Spieler, 2) eine Ariensonate, 3) einige kleine Singstücke, von Joh. Georg Witthauer. Erstes und zweytes Stück. Hamburg, bey Herold. Langfolio. Jedes Stück 24 Seiten.

Für angehende Klavierspieler zu komponiren, ist so leicht nicht, als mancher denken mag; denn nur äusserst selten gelingt es einem Tonsetzer, leicht, rein, und dabey gefällig, ernsthaft und in einer guten Klaviermanier zu schreiben. Recensent ist überzeugt, daß nur ein geübter Komponist diesen Forderungen Genüge leisten könne. Ganz verkehrt scheints ihm daher, wenn junge Männer, ohne die nöthige Erfahrung, mit einer Sammlung leichter Klaviersonaten oder Handstückchen auftreten; denn gemeiniglich helfen sie dadurch den Geschmack des Lernenden gleich im Aufkeimen ersticken. Daß dieß bey Herrn W. nicht der Fall ist, können wir mit wahrem Vergnügen bezeugen. Die gegenwärtigen Stücke sind größtentheils leicht, fliessend und rein im Satze, die Gedanken oft neu und gut geordnet, der Geschmack des Verf. ist ernsthaft und gut. Kurz, seine Arbeiten verdienen sehr empfohlen zu werden. Da Herr W. in der Folge so viel verspricht, so halten wirs für Pflicht, ihn auf einige Unvollkommenheiten, welche wir hin und wieder bemerkten, aufmerksam zu machen. Hoffentlich werden ihn diese Fingerzeige ermuntern, seinen Arbeiten ins Künftige den möglichsten Grad der Vollkommenheit zu geben. Kleinigkeiten im Satze, wenn sich auch etwas dagegen auffinden liesse, übergehen wir billig ganz; denn es ist immer eine unangenehme Lage für den Recensenten, wenn er bey Männern von Talenten kleine Versehen in der Harmonie ausspähen soll. Wegen der Polonoise S. 9. verweisen wir den Verf. auf Sulzers Theorie der schönen Wissenschaften, worin es unter andern heißt: „in einer ächten Polonoise sind niemals zwey Sechzehntel an „eine Achtelnote angehängt,“ (wie im dritten Takte,) folglich würde diese Polonoise nur eine sogenannte Deutschpolonoise seyn. Ferner schreibt Sulzer: „die Einschnitte sind von „1 oder 2 Takten „c.“ auch in dieser Rücksicht hat die erwähnte Polonoise nicht immer den ihr eigenthümlichen Charakter. Diese Anmerkungen sollen nicht geradezu Tadel seyn; denn wir verwerfen nicht jede von einem Deutschen in ein deutsches Gewand eingekleidete Polonoise; aber aufmerksam mußten wir Herrn W. darauf machen. Das Trio dazu scheint dem Rec. etwas zu gemein zu seyn. S. 10 im 8. Takte des zweyten Theils ist uns die Wendung aus dem harten Dreyklange E in D zu geschwind vorgekommen; wenigstens thut sie, mit den vorhergehenden und folgenden langsamen Fortschrei-

[illegible] der Harmonie, verglichen, [illegible] Wirkung. S. 11, T. 8 und 9 des zweyten Theils tritt das Thema etwas plötzlich ein, vielleicht hätte eine kurze Einleitung hier nicht am unrechten Orte gestanden. S. 13, T. 7. scheint uns der Querstand (dis gegen d) doch etwas zu hart, so wenig man sich auch gegenwärtig daraus macht. Nicht für das Auge schreibt der Komponist, sondern für das Ohr: wird das letztere beleidigt, (und das ist bey der erwähnten Stelle der Fall,) so sündigt der Tonsetzer auch ohne ein besonderes Verbot. Vielleicht wäre es aus eben diesem Grunde im 10ten Takte besser gewesen, wenn der Baß anstatt h, b behalten hätte. S. 14. Zweyter Theil, T. 1. ist das zweyte durchgehende Viertel des Basses etwas hart. Der ganz unerwartete Eintritt des harten Dreyklangs A nach C moll (T. 5.) ist in diesem Andante, welches so sanft hinschleicht, gewiß jedem Zuhörer äußerst frappant und störend. Rec. würde sich eine ähnliche Modulation nur in Stücken von einem heftigen, stürmischen ꝛc. Charakter erlauben. Die angehängten Singstücke sind zwar, im Ganzen genommen, gut; doch würden wir Herrn W. rathen, sich lieber vor der Hand bloß der Klavierkomposition zu widmen, denn uns dünkt, der Verf. habe nicht immer den richtigen Ausdruck getroffen, oder ihn wenigstens nicht in der gehörigen Stärke erreicht. Eine Forderung, welche man an jeden Singkomponisten machen kann. So scheint uns z. B. die Hymne an Gott S. 18. nicht erhaben genug zu seyn. Im zweyten Takte hat der Baß eine Art von Menuettenschluß, im dritten T. ist die Harmonie auf dem vierten unbedeutenden Viertel, wenn man auch den Text aller folgenden Strophen damit vergleicht, zu frappant. S. 20. T. 6. ist ein völliger Tonschluß im B moll ganz unrecht angebracht, da in den mehresten Strophen, so, wie selbst in der ersten, nicht einmal ein Komma im Texte steht. Ein Fehler, welchen jetzt so viele junge Tonsetzer begehen, und fast nicht als Fehler zu kennen scheinen. S. 21. T. [illegible] ist die Harmonie auf der kurzen Sylbe zu stark. Das [illegible] konnte dadurch nicht ausgedrückt werden; denn wenn man sich auch in Liedern bloß nach der ersten Strophe richten dürfte, so hat doch dieses Wort (Erkennen) den grammatikalischen Accent auf der zweyten Silbe stehn; nicht aber auf der dritten. In den übrigen Strophen fällt auf diese Harmonie ebenfalls eine unbedeutende Sylbe. Zu dem sonst niedlich komponirten Liede S. 22. hätte nicht der Zweyvierteltakt gewählt

wählt werden sollen, denn dieser verträgt den Tonschluß nicht auf dem Zehnten Achtel. S. 23. bleibt der Baß T. 10. 11. etwas lange in g. Auch auf solche Kleinigkeiten muß ein guter Tonsetzer, wie Hr. W., aufmerksam seyn.

Bey dem zweyten Stücke können wir uns nicht auf eine ausführliche Beurtheilung einlassen. Im Ganzen genommen, verdient auch diese Sammlung, wo nicht noch mehr, wenigstens eben so viel Beyfall, als die erste. Vorzüglich zeichnet sich eine etwas größere und schwerere Sonate, als recht brav gearbeitet, darin aus. Mit Rechte empfehlen wir daher diese Klavierstücke jedem angehenden Spieler. Auch manchem Lehrer, welcher nicht die beste Fingersetzung hat, wird damit gedient seyn, denn Herr W. hat fast durchgängig die Applikatur beygefügt. Die Klavierstücke stehn im Violin- die Singstücke aber im Dißkantschlüssel. Das Papier ist vorzüglich schön, und der Druck sehr sauber.

Gf.

Lieblingssonate fürs Klavier rc. von Christoph Heinrich Hartmann, Organist in Eimbeck. Berlin, klein Folio. 11 Seiten.

Einige Härten, Verstöße wider die richtige Fortschreitung einzelner Intervallen oder ganzer Harmonieen, und offenbar entlehnte Stellen abgerechnet, recht artig; ob sie gleich Rec. wenn er sie herausgegeben hätte, nicht geradezu seine Lieblingssonate würde genannt haben. Härten findet man in den letzten 3 Takten beyder Theile des ersten Satzes, wo die harten Dreyklänge von g und f, c und b, unmittelbar nach einander dem Ohre widrig seyn müssen, weil in dieser Folge ein harmonischer Sprung (von g ins f, wobey die Harmonie von c weggelassen wird,) enthalten ist. Auch hätte der Schluß nicht so plötzlich eingeleitet werden sollen. Im 7ten Takte des Tempo primo S. 3. würde Rec. in der Mittelstimme anstatt der Quinte lieber die Terz genommen haben. S. 4. T. 8. wird die übermäßige Quarte nicht aufgelöst. S. 7. T. 3—4. ist die Fortschreitung nicht gut. Die Zwischensätze des Rondos sind größtentheils entlehnt, und zwar, wenn wir uns in der Zahl nicht irren, aus der ersten Sammlung der

bekann-

bekannten [illegible] Sonaten. Vorzüglich hat dem Rec. die im Haydnschen Geschmack geschriebene Menuett gefallen.

Litteratur der Musik, oder Anleitung zur Kenntniß der vorzüglichen musikalischen Bücher, für Liebhaber der musikalischen Litteratur bestimmt. Herausgegeben von einem Liebhaber der Musik. Nürnberg, auf Kosten des Verfassers, 1783. 56 S. in 8.

Der ungenannte Verf. will die Liebhaber mit den über diesen Gegenstand herausgekommenen Schriften bekannt machen, und die Titel derselben, zur bequemen Uebersicht, unter gewisse Rubriken bringen, oder, wie er schreibt, systematisch ordnen. Das Ganze zerfällt in fünf Hauptabschnitte, wovon jeder wieder seine Unterabtheilungen hat. Der erste enthält die Titel von den Schriften zur Einleitung in die Musik, der zweyte von den Schriften allgemeinen Inhalts, der dritte von der Setzkunst und ihren Bestandtheilen, der vierte von der Singkunst, der fünfte von der Instrumentalmusik.

Die Absicht des Verf. ist zwar gut; allein er hat zur Erreichung seines Endzwecks weder die erforderliche litterarische Kenntniß, noch genug Einsicht in die Kunst selbst; sein Verzeichniß ist daher gar zu unvollständig und oft unrichtig ausgefallen. Von der gar zu großen Unvollständigkeit mag die Rubrik vom Generalbasse, bloß mit Adlungs Anleitung zur musikalischen Gelahrtheit verglichen, einen Beweis abgeben. Hier vermissen wir die Namen der Werke von *Agazzari*, Agrell, Albert, *d'Andrieu*, Baron, Böddecker, *Boivin*, Burrigel, *Campion*, Crüger, Ebner, Fabricius, *Gasparini*, Hahn, Herbst, *Iustus a Dispous*, Keller, Kresse, Lambert, Löhlein, Maier, Marpurg, Naus, Penna, Prätorius, *Rameau*, *Sabbatini*, Samber, Stade, Stierlein, Treiber, *Viadana*, (Erfinder des Generalbasses,) Vincenz u. a. m. Welchen unvollständigen Begriff muß ein Liebhaber der Musik bekommen, wenn er nicht die Hälfte der Namen in einem Werke von der Art findet! Zum Beweis, daß vieles unrichtig oder schlecht geordnet ist, wählen wir die Rubrik von der Orgel. Marpurgs Anleitung zur Fuge, und Kirnbergers Gedanken

danken über die verschiedenen Schreibarten in der Komposition, als Vorbereitung zur Fugenkenntniß stehen hierunter, da doch diese Werke nichts vom Orgelbau oder von der Behandlung derselben enthalten. Und spielt man denn nur auf der Orgel Fugen? — J. G. T. Versuch einer Anleitung zur Disposition der Orgelstimmen ꝛc. soll von Waldenburg geschrieben seyn. Der Verf. hat also den Druck- oder vielmehr Verlagsort Waldenburg für den Namen des Autors angesehen. Mehrere Unrichtigkeiten übergehn wir der Kürze wegen.

Beyträge zur Litteratur der Musik, herausgegeben von J. S. Gruber, beyder Rechte Doktor und ordentlichen Advokaten in Nürnberg. Ebend. in Commission bey G. W. Gruber, Kapellmeister, und bey J. A. Lübeck's seel. Erben in Bayruth. 1785. 116 S. in 8.

Daß die Beyträge binnen 2 Jahren auf 116 Seiten angewachsen sind, da das Buch selbst nur die Hälfte davon anfüllte, ist schon ein Beweis von der Unvollständigkeit desselben. Aber auch mit diesen Beyträgen bleibt das Ganze immer noch ein sehr unvollständiges und ohne genugsame Sachkenntniß geschriebenes Werk. Das gegenwärtige Bändchen ist noch außerdem nicht mehr nach Rubriken, sondern nach den Namen der Schriftsteller alphabetisch geordnet, wie z. B. in Walthers musikalischem Lexikon. Ohnfehlbar wird den Liebhabern der Musik wenig damit gedient seyn, daß sie viele lateinische und sogar griechische — folglich gelehrte — Anmerkungen in diesen Beyträgen zu lesen bekommen, welche oft Seiten lang sind.

Rt.

Concert pour le Clavecin avec l'accompagnement de deux Violons, deux Cors, deux Flûtes de Travers, Viole et Basse, de Mr. *Richter*. à Riga, chez Hartknoch. 1785. 13 Bogen langfolio.

Ein

Ein Concert, welches an 30 Jahre zu spät in die Welt kömmt. Gründlichkeit kann man dem Verf. ohne unbillig zu seyn, nicht absprechen; aber Richtigkeit im Satze macht ein Tonstück noch nicht schön und unterhaltend. Häufige Transpositionen, Septimenfolgen, veraltete und oft wiederholte Passagen, ein zu langer Aufenthalt in Nebentönen, und besonders in den weichen Tonarten, rc. machen dieses Concert langweilig, und geben ihm das Gepräge des Alterthums. Uebrigens erkennt man auch aus dieser Arbeit den braven und fertigen Klavierspieler. Wollte der Verf. mehr in modernem Geschmacke schreiben, so würde er auch als Komponist auf den Beyfall seiner Zeitgenossen rechnen können.

Xw.

---

6. Romanen.

Anton Reiser. Ein psychologischer Roman. Herausgegeben von Carl Philipp Moritz. Zweyter Theil 187 Seiten. Dritter Theil 244 S. in 8. Berlin, 1786, bey Maurer.

Um fernern schiefen Urtheilen, wie man sie über den ersten Theil dieses Romans gefällt hätte (er ist B. LXVII. S. 458. der A. D. B. angezeigt,) vorzubeugen, erklärt der Verf. in der Vorrede zum zweyten Theil, daß dasjenige, was er einen psychologischen Roman nenne, im eigentlichsten Verstande Biographie, und zwar eine so wahre und getreue Darstellung eines Menschenlebens, bis auf seine kleinsten Nuancen, sey, als es vielleicht nur irgend eine geben könne. Er erregte hierdurch die Vermuthung, daß er vielleicht seine eigene Jugendgeschichte geschrieben habe, und Leser, die von derselben einige Kenntniß hatten, fanden sie bey aufmerksamer Durchlesung des Buches bestätigt, und er selbst hat der fast allgemeinen Meynung, daß Anton Reiser kein anderer, als Herr Moritz selbst in seinem Knaben- und Jünglingsalter sey, nicht widersprochen. Psychologisch aber scheint er den Roman seines Lebens um deswillen genannt zu haben, weil eine so getreue Darstellung eines jugendlichen Lebens mit allen

allen seinen falschen oder übeln Behandlungen und eigenen Verirrungen, und des Einflusses von beyden auf die Stimmung der Jünglingsseele, dem Leser zu vielen psychologischen Bemerkungen über sich selbst und seine eigene Jugendgeschichte und zur Erklärung mancher Erscheinungen in seiner eigenen Seele, als Resultaten früherer Eindrücke seiner Knabenjahre, Anlaß geben kann. Freylich ist es eine eigene Sache, darum die Geschichte seiner eigenen Jugendjahre zu beschreiben. Sie kann überaus lehrreich werden, wenn der Mann durch seine frühern Begebenheiten oder künftige Verhältnisse wichtig genug ist, und zu dieser Arbeit Aufrichtigkeit und Gerechtigkeit gegen andre, die in seine Jugendgeschichte verwickelt sind, mitbringt. Wir können nicht sagen, daß wir Grund hätten, das Gegentheil von dem Verf. zu vermuthen. Die Geschichte Anton Reisers trägt vielmehr wohl das Gepräge der Wahrheit in so fern an sich, daß Hr. M. die Sachen so beschreibt, wie er sie sich jetzt vorstellt; ob er alles das wirklich als Knabe gedacht habe, was er jetzt von sich erzählt, mag dahingestellt seyn. Ueber andre mögliche Absichten bey einer Beschreibung seiner Schuljahre, Selbstrechtfertigung durch Schilderung seiner jedesmaligen Lage, oder Ahndung des erlittenen Unrechts durch Bekanntmachung, wollen und können wir nicht urtheilen. Genug, das Buch hat für Lehrer auf öffentlichen Schulen und für junge Leute immer einigen Nutzen.

Die zwey Theile, die wir anzuzeigen haben, enthalten Reisers Schulgeschichte, von der Confirmation an, bis auf seine Entweichung von der Schule. Reiser, ein Knabe von den schönsten Naturanlagen, hat von seinen Aeltern nicht die mindeste Unterstützung und Aufmunterung. Ferner von ihnen wird er als Schulknabe von fremden Wohlthaten auf der Schule zu Hannover unterhalten. Er rückt in die dasige große Schule ein. Seine Freytische werden ihm durch Vorwürfe oder Demüthigungen verleidet. (Von Demüthigungen redet er immer sehr viel. Dabey erscheint nicht wenig Prätension. Reiser war ein armer Knabe, war nicht fleissig, war immer excentrisch, war niemals zufrieden. Wie konnten andere mit ihm zufrieden seyn?) Durch seine bitterste Armuth, dürftige Kleidung und einige niedrige Dienste, wozu ihn die Armuth drängt, wird er seinen sämmtlichen Mitschülern ein Gegenstand des Spottes und der Verachtung. Hierdurch von edlen Bestrebungen zurückgeschreckt,

 schüchtern

schüchtern und gegen sich selbst mißtrauisch gemacht, begeht er kleine Fehler in Ordnung, Wohlstand und seinen Schulpflichten, um derentwillen ihn selbst seine Lehrer bald für einen Dummkopf, bald für einen Liederlichen halten, und ihn in den Lectionen, die er freylich auch oft aus Verdruß versäumt, gar nicht mehr aufrufen. Dieß soll besonders der damalige Direktor und nachherige Superint. B. wegen einer ungeschickten Umwendung eines Blattes und wegen einer lachenden Miene unter dem Gebet, wozu ihn sein Nachbar verleitete, gethan haben. Woher weiß Reiser diese Ursache? Wir können nicht läugnen, daß wir über diese Erzählung etwas stutzig geworden sind. Wenn ein Schulmann einen seiner Schüler in seinen Stunden sitzen läßt, so muß er gewiß zu wiederholten Malen von ihm in seinen Erwartungen seyn getäuscht worden, und von ihm glauben, daß er nichts lernen wolle oder könne. Ueber einen Fehler der Unachtsamkeit straft man den Schüler nicht durch Entziehung des Unterrichts. Und dieses sieht besonders dem seel. Balhorn gar nicht ähnlich, den wir als einen zwar ernsthaften; aber sanftmüthigen, gewissenhaften, vorsichtigen und durchaus rechtschaffenen Mann kennen. Es scheint doch wohl, der Verf. habe hier einige Umstände verschwiegen oder vergessen. Es geschieht ihm allenthalben, seiner Meynung nach, zu viel Unrecht. Er hätte auch unpartheyisch untersuchen sollen, ob er etwan Gelegenheit dazu gegeben habe?

Durch diese Zurücksetzung und verächtliche Behandlung von Lehrern und Schülern, niedergeschlagen und jedem lästig, sucht Reiser nun seine Ideen ganz von der wirklichen Welt abzuziehen, und mit der idealischen Welt in Romanen und Schauspielen zu beschäfftigen, über die er nun mit einer Art von Lesewuth herfällt, darüber neue Fehler begeht und Schulden macht. Seine Armuth steigt aufs äußerste, so daß oft seine Mahlzeiten in Brod, worein ein Parukenmacher Menschenhaare gebacken hatte, und in warmen Wasser bestehe: in gleichem Grad wächst seine Anstößigkeit und Verächtlichkeit gegen andere, er muß gegen Hunger und Verzweiflung kämpfen, er lebt bloß für die Bücher seines Antiquars, die er in einem Winkel seines Bodens mit Begierde verschlingt. Er wird Chorschüler; Lehrer aber behalten ihm das sauerverdiente Chorgeld für Privatstunden inne. Nun fällt seine Lektüre, immer noch seine einzige Beschäfftigung,

auf Wolfs und Gottscheds philosophische Schriften, die stimmen seine Seele zu metaphysischen Reverien, auf Werthers Leiden, Youngs Nachtgedanken, Schakespear, Haller, Hölty und andere Dichter, die machen die Epoche seines sich bildenden Geschmacks und seiner Neigung für Dichtkunst und Theater. Er hungert, versäumt und verkauft, um alle Schauspiele zu H. besuchen zu können, er macht Verse, wird dadurch zuerst aus seinem Staube herausgezogen, hat auch endlich die Ehre, bey einer öffentlichen Redeübung auf den Geburtstag der Königin ein deutsches Gedicht abzulesen; welche Ehre aber ihm bald wieder durch Demüthigungen seiner Mitschüler, die ihn aus Verachtung von ihrem Schultheater ausschließen, verbittert wird. (Hier merkt man gar zu deutlich die Eitelkeit des jungen Menschen.) Er bekömmt Information; die er aber selbstverursachter Verhinderungen wegen nicht abwartet, und daher wieder verliert. Grillen und Zurückziehung in sich selbst, veranlassen ihn zum Wandern und Herumreisen, daher er den Namen Reiser erhält. Nicht nur am Tage, sondern auch ganze Nächte hindurch, läuft er herum. Es fällt ihm ein, Bremen zu sehen, er wandert hin, und hat beym Eintritt ins Thor keinen Heller in der Tasche, kömmt zurück, und faßt endlich den Schluß, seinen Hang zum Theater zu folgen, entweicht heimlich aus H. um sich unter die Eckhofische Schauspielergesellschaft zu Weimar zu begeben. Hier konnten wir uns des Gedankens nicht enthalten, daß ein Mensch, der auf Schulen die Pflichten eines Schülers und Informators von sich wirft, um seine Lust zu reisen zu befriedigen, auch wohl einmal im Stande sey, sein Amt niederzulegen, um das Vergnügen zu haben, ein fremdes Land zu Fuß zu durchwandern.

Ag.

Kamilla Kafarelli. Eine Florentinische Geschichte, von N. G. R. Halle, bey Haller. 1787. 12 B. in 8.

Ein kleiner historischer Roman, ziemlich nach Meißnerischem Schnitte, und für poetische Jungferschaft, wie sich der Verf. in der Vorrede etwas muthwillig ausdrückte, nicht übel; nur wünschte Rec. daß Hr. R. künftig — denn kein einzi-

einziges Kind scheint Kamilla schwerlich zu bleiben — sich eines regelmäßigern Periodenbaues und sorgfältigern Interpunctirens befleißigte, auch besonders mit dem Wörtlein so weniger verschwenderisch umgienge. Unter mehrern Beyspielen verweisen wir ihn auf die Stelle „Franciscus suchte sie“ bis „mich überwunden haben,“ S. 29. und 30. ingleichen auf den ersten Absatz des 10. Kap. S. 60. und 61. u. s. w. Wir sagen dieß nicht, um ihn abzuschrecken, da er wirklich Anlage verräth. Allein wird nicht die Inadvertenz unserer jungen Autoren immer größer? Und kann daher die Kritik wachsam genug seyn? Uebrigens bitten wir sowohl Hrn. R. als alle seine Collegen, uns mit historischen Romanen wo nicht ganz zu verschonen, doch sehr sparsam damit zu seyn. Es verrücken solche die Grenzen der Geschichte und Dichtung offenbar, und so entsteht am Ende daraus, daß der Ungeübte nicht weiß, was er für Wahrheit oder für Fabel halten soll.

Nb.

Die Gräfin Nimmersatt aus Wien. Wien. 1787. 186. S. in 8.

Dieser Roman kann gewiß mit dem Elendesten, welcher in diesem Jahre gedruckt ist, um die unterste Stelle wetteifern. Nichts zeigt sich so abgeschmackt, wie die Mutter des Baron Dämmers, und der Peter Wetterhan gleicht der Gräfin Nimmersatt im Ausdruck völlig. Man hat doch gewiß allen Grund sich über die vielen schlechten Schriftsteller sehr zu beklagen; da sie den Umlauf der guten Bücher, so augenscheinlich unterdrücken.

Aph.

Lebensscenen aus der wirklichen Welt. Vom Verfasser der Emilie Sommer. Sechstes Bändchen. 348 Seiten. Siebendes Bändchen. 357 S. Leipzig, bey Kummer. 1787.

Der Inhalt des sechsten Bändchens ist folgender: Mädchenstolz und Männervergeltung 256. Die Mutter und die Tochter als Nebenbuhlerinnen 270. Die verführte Unschuld

28e. Die weibliche Beständigkeit 29e. Der furchtsame Liebhaber und die Spröde 30ste Scene.

Des siebenden Bändchens: Die Liebe der Edlen 31e. Die Wahl, oder Edelmuth geht vor Schönheit 32e. Die doppelte Vergeltung, oder: Liebe im Gefängniß 33e. Wankelmüth und Beständigkeit, oder der Hagestolze 34e. Der Verwundete, oder: Liebe ist stärker als Vernunft. 35ste Scene.

Beyde Bändchen sind neue Belege zu dem bereits im 73sten Bande der A. d. B. gefällten Urtheile der nächst vorhergehenden Theile. Da Rec. wie billig, annimmt, daß ein Autor sich durch Critik und anhaltende Uebung bessern müsse, so will er bloß den Inhalt der letzten Scene angeben, um zu zeigen, daß bey Hrn. Thilo keine Besserung zu hoffen sey.

Johann von Maxen, preußischer Offizier, wird in einer Action in Schlesien schwer verwundet, und nach Breslau in das Haus eines pensionirten kayserlichen Offiziers, der Woodmann heißt, gebracht. Hier wird er von Rosalien (versteht sich, einer ungemeinen Schönheit) der Tochter des Hauses gewartet und gepflegt. Er geneset glücklich, und mit der Genesung fühlt er für sie, eine gränzenlose Liebe. Als er bey dem Vater um sie anhält (freylich nicht auf die empfehlendste Weise, denn einmal sagt er zum Vater: „und sollte es Ihnen das Leben kosten, ich schwöre es, Sie müssen können") verweigert sie ihm dieser — weil sie eine Nonne ist. Maxen bekommt ein Recidiv, das in völlige Raserey ausartet, und wovon er nur durch die Rückkunft Rosaliens geheilt wird. Er geneset wiederum, gesteht ihr seine (ziemlich unplatonische) Liebe, sie fällt bald darauf in eben die Krankheit, und stirbt. Darüber geräth Maxen in eine stille Melancholie, von der man ihn durch ein Fräulein von Manstein, das der Rosalia so ähnlich sieht, wie ein Ey dem andern, zu heilen sucht. Maxen hat nämlich in seinem Wahnsinn die Gewohnheit, daß er jedesmal bey Tische neben sich einen Stuhl für seine Rosalia setzt, auch ein Couvert für sie legt. Auf Anstiften der Verwandten, muß sich das Fräulein von Manstein in Nonnenkleidung einstmals auf diesen Stuhl setzen. Als Maxen sie gewahr wird, schreit er: Ach Gott! da sind zwey Rosalien; und — und — fällt todt zur Erde nieder.

Requiescat in pace!

Was

Was sagen unsere Leser zu dieser unnatürlichen Fiktion? Dazu ist die Erzählung selbst so weitschweifig, so ermüdend umständlich!

Wf.

Moralische Erzählungen von Sophie von la Roche. Nachlese zur 1sten und 2ten Sammlung. Speier und Offenbach, bey Weiß und Brede. 1787. 101 S. in 8.

Diese Nachlese beschließt den besondern Abdruck der in der Pomona befindlichen Sammlung moralischer Erzählungen, die dem Publikum schon bekannt sind.

Ib.

7. Weltweisheit.

Grundriß der Seelenlehre von C. Meiners, Professor der Philosophie in Göttingen. Lemgo, im Verlage der Meyerschen Buchhandlung. 194 S. in 8. außer der Vorrede von 3 Bogen. 1786.

Vielleicht wird es für unsere Leser interessanter seyn, wenn wir uns, anstatt diesen Grundriß selbst ausführlich anzuzeigen und zu beurtheilen, bey der merkwürdigen Vorrede, insonderheit in sofern sie einen sehr lebhaften Ausfall auf Hrn. P. Kant und dessen Philosophie, und gewissermaßen eine sehr ernsthafte Gewissensrüge für den Königsbergischen Weltweisen enthält, etwas aufhalten. Kants Philosophie fängt jetzt an, unter dem philosophischen Theil unsers Publikums so großes Aufsehen zu machen, daß einige allgemeine Betrachtungen über ihren Werth und den Beyfall, den sie gefunden, vielleicht nicht ganz unwillkommen seyn werden.

Hr. P. Meiners bahnet sich zur Beurtheilung oder vielmehr zum Tadel dieser Philosophie dadurch den Weg, daß er nach der Aufzählung derjenigen Schriften, die ein Lehrling

der Psychologie etwa für sich studiren müsse, und Bestimmung der Ordnung, in welcher er sie zu lesen habe, erinnerte, daß unterrichtete und im Denken wenig geübte Jünglinge sich nicht an die Schriften älterer und neuerer Skeptiker eines Sextus, Berkeley, Hume und Kants, insonderheit der beyden letztern nicht wagen müßten. — „Bey dieser Gelegenheit, fährt er fort, kann ich nicht umhin, mich über die „Wendung, welche der philosophische Geist unsrer Nation in „den letzten Jahren genommen hat, zu äußern, und zugleich „vor dem Richterstuhl des unbefangenen Publikums einige „Worte mit Hrn. Kant zu reden.“ Und nun hebt sich obgedachte Gewissensrüge an. Wir wollen das wichtigste daraus mittheilen, und unser Urtheil, ohne bey diesem Streite übrigens Parthey zu nehmen, hinzusetzen. — Anfänglich befürchtete Hr. P. M. keinen beträchtlichen Schaden von der Erscheinung der Critik der reinen Vernunft, und beruhigte sich mit den Gedanken, daß Hr. K. durch die Spitzfindigkeit seines Räsonnements und die Dunkelheit seiner Sprache schon allem zu besorgenden Nachtheil, den sein Buch sonst stiften möchte, selbst vorgebauet habe; er glaubte nämlich, daß unsere Zeitgenossen an solchen Grübeleyen und an einer solchen Sprache unmöglich Wohlgefallen finden könnten, dergleichen die Grübeleyen der Griechischen Sophisten und Dialektiker und die Sprache der Scholastiker war. (Leibnitz äußert irgendwo den Gedanken, daß er die deutsche Sprache zur Erfindung und Ausbildung der so spitzfindigen und verwirrenden Terminologie der Scholastiker bey weitem nicht so fähig und bequem halte, als das barbarische Latein, worin sie so herrlich gediehen. Wenn die Erscheinung der letztern Werke des Königsbergischen Philosophen diese Vermuthung zu widerlegen scheinen; so muß man zur Ehre oder Schande der deutschen Sprache bemerken, daß sie in der That an der neuern scholastischen Terminologie, die darin angebracht ist, den wenigsten Antheil hat, sondern daß fast alle Kunstwörter derselben griechisch und lateinisch sind.) Indessen gesteht er, daß er sich in seiner Erwartung zum Theil betrogen gefunden, indem, wie er sagt, Kants Schriften in manchen öffentlichen Lehrern der Philosophie laute Bewunderer gefunden, und die Köpfe von einer großen Anzahl roher oder halb gebildeter Jünglinge verrückt haben. Er meynt, die letztere Wirkung der Kantischen Schriften müsse zwar einem jeden Menschenfreunde viel schmerzhafter, aber viel weniger unerwartet seyn;

denn

denn der außerordentliche Beyfall, womit selbst mehrere vom Publikum mit Recht geschätzte Schriftsteller, die Kantische Philosophie aufgenommen haben, zeige entweder eine traurige Unwissenheit in der Geschichte der ältern und neuern Sophisten und Zweifler, oder eine gänzliche Vergessenheit und Verkennung des letzten Zwecks aller ächten Weltweisheit, oder vielleicht unmännliche Furcht an. — Rec. zweifelt fast daran, daß sich hieraus das Glück, das die Kantische Philosophie bey Männern von reiferm und geübtern Urtheil soll gemacht haben, hinlänglich erklären lasse. Wenn diesen Verehrern des deutschen Skeptikers auch alle Sophistereyen der alten Griechischen bekannt wären, so würden sie doch immer sowohl in den Zweifeln, als ihren Beweisen und Anwendungen, zwischen den ehemaligen und dem neuern deutschen Zweifler, einen so beträchtlichen Unterschied zu finden glauben, daß sie sich berechtigt halten können, bey aller der Verachtung, die ihnen die Sophistereyen der Griechen zu verdienen scheinen, die Zweifel selbst und die Gründe zum Zweifel, die der deutsche Philosoph vorbringt, für wichtig zu halten, und so möchte durch alle Kenntniß der philosophischen Geschichte die Ausbreitung dieser Philosophie nicht sehr gehemmt werden. Aber zu sagen, daß die Billigung dieser Philosophie eine gänzliche Vergessenheit und Verkennung des letzten Endzwecks aller ächten Weltweisheit anzeige, — dies scheint mir ein viel zu strenges Urtheil zu seyn, daß ich, so viel ich auch vom Kantischen System entfernt bin, nicht unterschreiben möchte. Kant selbst scheint völlig überzeugt zu seyn, daß er an der Stürzung der bisherigen Metaphysik, die er für eine falschberühmte Kunst hält, die, so täuschend sie sich auch immer bewiesen, doch nicht aufhöre manchen guten Kopf anzulocken und zu verwirren, ein verdienstliches Werk gethan habe, und sollte es nicht möglich seyn, daß seine Anhänger eben so von seinen critischen Bemühungen denken sollten? Es ist wahr, Hr. K. gehet in seinen Stürmen auf die bisherige Metaphysik so weit, daß es uns scheint, daß es ihm bey seinem Bestreiten und Ungewißmachen alles dessen, was man sonst unumstößlich erwiesen zu haben glaubte, zuletzt an einem festen Ruhepunkt fehlen müsse. Aber er selbst sieht diese Gefahr nicht, und da er, ein sonst so scharfsinniger tiefdenkender Mann, sich dennoch, wie es uns vorkommt, selbst täuschen kann, da er, der sein ganzes System ohne Zweifel muß übersehen können, und es im Zusammenhang

durchgedacht hat, nicht die uns einleuchtenden disparaten Theile, woraus es zusammengesetzt ist, die so sehr schwankende Grenzen, die er dem Verstandesgebrauch setzt, nicht die Inconsequenzen, nicht den Mangel der Haltung des Ganzen wahrnimmt, — wie sollte es nicht möglich seyn, daß auch andere Philosophen, die vielleicht das Ganze nie durchgeschaut, oder in ein System gebracht, sondern ihre Blicke auf gewisse glänzende Seiten desselben geheftet, und ihre ganze Aufmerksamkeit auf einige unleugbare Gedanken und Grundsätze desselben gerichtet haben, in der besten Absicht ihm beystimmen konnten? Und was für große Verheißungen giebt uns nicht Hr. Kant, was für tröstliche Aussichten öffnet er nicht denen, die vielleicht aus unzeitigem Mistrauen, oder, wie Hr. P. M. es ausdrückt, aus unmännlicher Furcht, an der bisherigen ganzen speculativen Philosophie, und dem Beweise ihrer richtigsten Sätze verzagten? Auf den Trümmern des niedergerissenen Gebäudes soll sich eine Moraltheologie erheben, die sich zwar nur auf einen Vernunftglauben stützet, aber an diesem Glauben ein weit sicherer Fundament haben soll, als die wichtigsten zur Tugend und zur Glückseeligkeit des Menschen unentbehrlichen Wahrheiten bisher an einer unzuverläßigen Demonstration gehabt haben. Ja Hr. Hofprediger Schultz, der Epitomator und Erläuterer der Kantischen Critik, behauptet im Ernst, (am Schlusse seiner Erläuterungen) daß die Kritik mit dem Prinzip des Christenthums, dem Glauben, herrlich übereinstimme, und der christlichen Religion wichtige Dienste leisten könne. — Dies Beyspiel zeigt unter andern, daß man in vollem Ernst dies System nicht nur für wahr, sondern auch sogar für wohlthätig halten könne. Aber da es doch unstreitig viele Paradoxa enthält, und wenn es von der einen Seite dem schlichten Menschenverstande durch Preisgebung alles abstrakten Räsonnements, woran derselbe so wenig Geschmack findet, durch Zurückbringung aller wissenswürdigen Erkenntniß auf Erfahrung und Beobachtung und alles Geistigen auf Sinnlichkeit und Materialismus — ausnehmend schmeichelt; doch von der andern Seite, durch den äußerst befremdlichen Idealismus, wodurch nicht nur die Aussenwelt, sondern unser Geist selbst, der sie zu schauen wähnt, in Anschauungen und Erscheinungen, und letzterer insbesondere in ein unbekanntes Etwas verwandelt wird, das ganz etwas anders als ein anschauendes und denkendes Ding seyn mag, vielleicht aus einer Menge andrer

unbe-

unbekannter Etwasse resultirt, oder vielleicht alle Augenblick mit einem neuen, das alle Eigenschaften und das ganze Wesen des alten in sich aufnimmt, (so könnten z. B. die Glocken immer ununterbrochen fortlauten, indeß immer neue Glockenlauter an die Stelle der vorigen treten) abwechselt, — und durch den neuen Dogmatismus, dessen sich Hr. K. bedient, oder den wissenschaftlichen Gang, den er von Raum und Zeit an, durch ein dornichtes Feld von abstracten Räsonnements, und neuen Terminologien nehmen muß, und dieß alles in der Absicht, um die Vernunft blos aus sich selbst erweisen zu lassen, daß sie eigentlich aus sich selbst nichts weiß und erweisen könne, als dies, daß sie nichts weiß und erweisen kann, für eben diesen schlichten Menschenverstand, äußerst empörend und abschreckend ist, — so konnte man billig fragen: wie denn ein solches System ein so großes Glück unter unsern Denkern, (ich sage unter unsern, denn daß es auch bey Ausländern beträchtlichen Eingang finden werde, ist auch aus der Ursache nicht wahrscheinlich, weil die Werke die es enthalten, wie Hr. P. M. richtig bemerkt, ganz unübersetzbar zu seyn scheinen.) Will man nun nicht alles auf die einleuchtende Wahrheit, und das Glänzende dieses neuen Systems rechnen, so mögen vielleicht folgende Umstände dazu beygetragen haben: zuförderst der große Ruhm seines Urhebers, der unter uns für einen der größten, wo nicht gar für den ersten der speculativen Denker bekannt ist. — Die Dunkelheit selbst, die uns noch viel wichtige Entdeckungen hoffen läßt, und leicht ein solches Urtheil veranlassen kann, als Socrates über die Werke des Heraklit soll gefället haben: *was ich davon verstehe, ist vortrefflich, ich vermuthe also, daß das was ich nicht verstehe, es nicht weniger seyn werde.* — Man bedenke dabey, in was für einem enthusiastischen Tone man die Werke unsers Weltweisen, die seiner Vernunftkritik folgten, angekündigt hat. In einem der am meisten gelesenen Journale ward bey der Anzeige der Grundlegung zur Metaphysik der Sitten geurtheilt, daß sich mit Erscheinung dieser und andrer Werke Kants ein novus ordo rerum anheben werde. — Wer wollte, wenn die Erwartung so hoch gespannt wird, sich nicht herbeydrängen, um unter den Kennern und Bewunderern einer so erhabenen, so viel versprechenden Philosophie nicht der letzte zu seyn! — Ohnedem war das Reich der Philosophie schon seit einiger Zeit in eine traurige, verwirrende Anarchie gerathen, nach-

 dem

dem Wolf schon vorlängst, und etwas später Leibnitz selbst vom Throne gestoßen worden; und es scheint, daß die deutsche Philosophie nicht lange eines Hauptes entbehren kann. So gern wir auch sonst mit unserm biedern deutschen Freyheitssinn ein Bischen prahlen mögen, so laßt uns doch nur offenherzig gestehen, daß wir in den Wissenschaften, und namentlich in der Philosophie ein wenig sektirisch und modesüchtig sind. — Wenn nun Kant, der sich so kühn über Leibnitzen hinwegsetzt, manchen des erledigten Thrones nicht unwürdig schien, so war diese Revolution schon längst vorbereitet — durch die Aufdeckung der mannichfaltigen Mängel der bisherigen demonstrativen Methode, — durch die Verdächtigmachung alles Räsonnements a priori, und die Schlüsse aus willkührlich scheinenden Definitionen, in die man alles das hineinzulegen schien, was man hernach mit einer so wissenschaftlichen Miene wieder herauswickelte — durch die unaufhörliche Einschärfung des Grundsatzes, daß wir schlechterdings alle unsere Begriffe und Erkenntnisse den Sinnen verdanken — durch den so sehr überhandnehmenden Hang unsrer Weltweisen zum Materialismus im Gegensatz des Spiritualismus, und zur Erfahrungsphilosophie im Gegensatz der speculativen, und endlich durch die Erhebung der Philosophie des Commonsense, über die wissenschaftliche — dieß alles, in sofern es ein Verzagen an eigentlicher demonstrativen Metaphysik vorbereitet hatte, mußte Kants dreisten Versuch, durch eigentliche Demonstration dieses Mistrauen und Verzagen völlig zu rechtfertigen, ungemein begünstigen. Aber so wie von der einen Seite, antileibnitzische Ideen und Grundsätze die willige Aufnahme der Vernunft Critik, insonderheit ihres zerstörenden Theils, bey den vielen Misvergnügten über die bisherige deutsche Philosophie, befördern mußten; so konnten von der andern Seite, die manchen wirklich Leibnitzische Grundbegriffe die bey dem neuen System angebracht, nur freylich etwas anders gefaßt, und zwar fast alle übertrieben oder einige Schritte weiter fortgeführt wurden, den kältern und gewissermaßen eklektischen Anhängern des Leibnitzianismus, deren es unter den deutschen Philosophen sehr viele gab, nicht anders als sehr willkommen seyn, und mußten auch selbst vermöge der alten Bekanntschaft, worin man mit diesen Grundbegriffen, die keine unbeträchtliche Bruchstücke der Kantischen Philosophie sind, den Eingang derselben ungemein erleichtern. — Dieß und vielleicht manche andre Betrachtung

die

die hier noch anzubringen wäre, scheint mir mehr als die vom Hrn. P. M. angeführten Umstände, das dem ersten Anschein nach befremdliche Eräugniß, daß die Kantische Philosophie unter so manchen vom Publikum mit Recht geschätzten Schriftstellern laute Bewunderer gefunden, wo nicht völlig zu erklären, doch etwas weniger befremdlich und wunderbar darzustellen. — Was endlich den Beyfall anbetrifft, den die Kantische Philosophie bey einer grossen Anzahl roher oder halbgebildeter Jünglinge gefunden, so ist dem Hrn. P. M. dieser Beyfall nicht so unerwartet, aber schmerzhafter, indem Kant die Köpfe derselben verwirrt, sie von nöthigern Studien abgezogen haben soll. — Ob nicht auch diese Beschwerde zu hart ausgedrückt sey, will ich nicht entscheiden, aber darin gebe ich Hrn. P. M. Recht, daß ich es für sehr nachtheilig halte, wenn Lehrlinge der Philosophie es unternehmen, die Kantische Philosophie insonderheit aus dem grössern Werke für sich und ohne Führer zu studiren. Alsdann wagen sie sich in ein Labyrinth, worin sie schwerlich, sie müßten denn außerordentliche Talente zur Speculation haben, sich hindurch finden können, und wo es, je weiter sie fortgehen, immer düstrer in ihrer Seele werden muß. Gleich beym Eingange, werden sie, falls sie die transcendentale Aesthetik in ihren Folgen begriffen haben, sich auf einmal in eine so mißliche und schwebende Lage versetzt finden, daß ihnen vielleicht jene Pflanze in Chili, von der man nur in Reisebeschreibungen erzählt, daß sie ohne woran befestigt zu seyn, frey in der Luft schwebt, sich nähret und wächset, nur ein schwaches Bild ihres gänzlichen Mangels an Haltung dünken wird. Oder wenn sie den Idealismus nicht so weit treiben, so werden sie bald finden, daß sie allenthalben anstoßen, und stecken bleiben. — Das einzige Mittel, sich aus dieser Verlegenheit zu helfen, das wodurch der Rec. sich zu helfen suchte, wird sich der bescheidne Jüngling der über die neuern für ihn gewiß nicht geschriebenen Bücher des scharfsinnigsten Philosophen brütet, kaum erlauben. — Es ist dieses, vorauszusetzen (es versteht sich, einstweilen und bis zur bessern Belehrung) daß Hrn. Kant in manchen Theilen seines sonst so durchgedachten Systems etwas menschliches begegnet, daß er sich zuweilen in dem Netze seiner eignen Spitzfindigkeit verstrickt, und hin und wieder vom Schlummer der Inconsequenz hat beschleichen lassen, insonderheit, daß er fast durchgehends in seinen Behauptungen über die Wahrheit hinausgehet. —

Nur

Nur durch diese Voraussetzung, die, wie gesagt, ein bescheidner Jüngling sich kaum erlauben wird, die man ihm aber freylich unter obiger Einschränkung, und jedem der die Kantische Philosophie für sich studieren will, empfehlen möchte, wird man ohne verdüstert und verwirrt zu werden, bey einer großen Dosis von Geduld, sich zu einem etwanigen freylich immer noch unvollständigen Begriff der Kantischen Philosophie hindurch arbeiten können.

Wir kommen jetzt näher zu den Punkten, die Hr. P. Meiners den Königsbergischen Philosophen zur Last legt. Es sind folgende: „Daß er die reine Vernunft, auch außer der reinen Mathematik, als eine Quelle, oder ein Prinzipium wahrer Erkenntniß annimmt, ohne ihre Wirklichkeit und Gültigkeit im geringsten bewiesen zu haben — daß er ferner von den ersten Wahrheiten der natürlichen Religion und der Sittenlehre als von bloßen Hypothesen spricht, die, wie er sich selbst ausdrückt, keine Gültigkeit als Meynungen an sich selbst, sondern nur in Beziehung auf entgegengesetzte transcendente Anmaßungen haben," (eigentlich ist nach Kant, beydes der Satz und Gegensatz gleich ungegründet, gleich bedeutungslos) „da er doch zugleich die willkührlichsten Sätze und Erklärungen als unumstößliche Axiomen und ohne allen Beweis festsetzt." — Als Beyspiele dieser willkührlichen und unerwiesenen Sätze wird angeführt, was in der Critik d. r. V. S. 23—30. über Raum und Zeit behauptet wird; ferner was in der Vorrede zur Grundl. z. M. d. S. über die Verbindlichkeit der moralischen Gesetze, und in eben dieser Schrift S. 79. über das Prinzip der Menschheit, als Zweck an sich selbst, am meisten aber das, was über die Kenntniß, die der Mensch von sich selbst hat, S. 106. über reine Vernunft S. 126. und über die Unbegreiflichkeit des ersten Gesetzes S. 128. behauptet wird. — Es wird Hrn Kant ferner vorgehalten: „daß er auch nicht einen einzigen neuen „wichtigen Zweifel wider die erhabensten Wahrheiten, oder „wider die Gründe und Criteria der menschlichen Erkenntniß, „nicht einmal ein einziges nur einigermaßen wahrscheinliches „Paradoxon vorbringt." (Ich denke, wenn dies wirklich der Fall wäre, so brauchte man auch über den Nachtheil und die Verwirrung, so die Kantische Philosophie anrichten soll, nicht so viel Aufhebens zu machen, sondern man könnte sie getrost ihrer Unbeträchtlichkeit überlassen, denn die zauberi-

schen

schen Reihe, so die neue Terminologie, und das geheimnißvolle Dunkel darüber verbreiten, würden sich in kurzem von selbst zerstreuen.) „Bloß um seiner neuen Sprache willen, „giebt er sich das Ansehen, als wenn er zuerst die Grundlage „des Gebäudes aller menschlichen Erkenntnisse gehörig unter„sucht hätte, und erschüttern könnte; daß er sich endlich in „seinen Erhebungen der reinen Vernunft nicht einmal gleich „bleibt, sondern sie an mehrern Stellen, für eben so nich„tig und unzuverläßig erklärt, als wofür er sonst die Erfah„rungen und Erfahrungskenntnisse zu erklären pflegt. — „Man sehe Critik der r. V. S. 644. und Metaphysik der „Sitten S. 126." — Dieß Urtheil scheint mir in der That zu strenge und leidenschaftlich — denn wer wird Hrn. Kant alles Verdienst um die bessere Erkenntniß unsers Seelenvermögens bey allen seinen Verirrungen, die beynahe alle nur Uebertreibungen wahrer Sätze zu seyn scheinen, absprechen, wer wird seinen Scharfsinn in Aufstellung und Deduction und Abtheilung der Begriffe und Grundsätze des Verstandes und der Ideen der Vernunft verkennen können? und wer wird ihm nicht auch das zum Verdienst anrechnen, daß er die wichtige Frage über die Möglichkeit, den Inhalt und die Zuverlässigkeit metaphysischer Untersuchungen auf eine solche Weise in Anregung gebracht, daß man wahrscheinlicherweise, nachdem sich die Hitze seiner Bewunderer und Gegner wird abgekühlt und man die Sache wird ruhig untersucht haben, auf etwas Richtigeres, Deutlicheres und Gewisseres, als wir bisher darüber gehabt haben, kommen wird?

Keine Aeusserung des Hrn. K. versichert Hr. M. mit einer so peinlichen Empfindung gelesen zu haben, als folgende: „Es ist gar nicht die Rede davon, was dem gemeinen Besten „hierunter vortheilhaft oder nachtheilig sey, sondern nur wie „weit die Vernunft es wohl in ihrer von allem Interesse ab„strahirenden Speculation bringen könne, und ob man auf „diese überhaupt etwas rechnen, oder sie lieber gegen das „Practische gar aufgeben müsse." (Crit. d. r. V. S. 746.) — Dieß ist nun freylich eine sehr sonderbare Aeußerung, nicht bloß in der Betrachtung, worin sie für Hrn. M. so kränkend war, sondern auch dadurch, daß sie einer nachfolgenden Erklärung des Hrn. Kant (in dem Aufsatz in der Berl. Monatsschrift; was in der Philosophie sich orientiren heiße,) geradezu zu widersprechen scheint. Da nämlich behauptet Hr. K.

daß

daß man der Vernunft, ob sie gleich die objektive Gültigkeit und Wahrheit der Sittenlehre und Theologie nicht zu erweisen im Stande sey, dennoch ihren subjektiven Werth und höchstes Ansehen in Bestimmung und Beweisung der sittlichen und theologischen Sätze zugestehen, folglich sie wie gegen das Praktische aufgeben müsse, und wenn man sich freylich nur mit einem Glauben statt des Wissens behelfen müsse, dieser Glaube doch vernünftig oder ein Vernunftglaube sey. — „Nichtsdestoweniger,“ setzt Hr. M. hinzu, „habe ich von „Hrn. K. Character eine viel zu gute Meynung, als daß ich „glauben sollte, daß es ihm gleichgültig seyn könnte, wenn „er hört, daß bloß in dem eingeschränkten Zirkel von Men„schen, die ich genau kennen zu lernen Gelegenheit gehabt ha„be, hoffnungsvolle Jünglinge waren, die Hrn. Kants Kri„tik von den nützlichen Wissenschaften, denen sie sich widmen „sollten, eine Zeit lang ganz abzog, oder denen sie gar die „Ruhe ihres Gemüths, und wahrscheinlich noch mehr, als „diese, raubte. Einer dieser Jünglinge wurde durch die „Dunkelheit, die in Hrn. K. letzten Schriften herrscht, und „durch die ihm unauflöslichen Zweifel gegen Wahrheiten, auf „welche er bisher Jugend und Glückseligkeit gegründet hatte, „so gefoltert, daß er selbst an der Wirklichkeit seiner Empfin„dungen zu zweifeln anfieng, und zuletzt in eine förmliche „Verrückung fiel.“ Freylich wird Hr. K. hier sagen können: Für solche schwache Köpfe, oder überhaupt für die ersten Anfänger in der Philosophie, habe ich nicht geschrieben; es ist auch eben nicht nöthig, daß sich jeder Gelehrte mit metaphysischen Spekulationen befasse; indessen ist das Buch einmal da, und es läßt sich nicht verhindern, daß es nicht auch oft in ungewaschene Hände genommen werde, da es von seinen Bewunderern so laut gepriesen wird. In diesem Betracht scheint es, daß man die Erläuterungen und Kompendien, die über die so dunkle Kritik geschrieben sind, und die kritischen Vorlesungen, die man auf einigen Universitäten angefangen hat zu halten, als eine wohlthätige Veranstaltung gegen die Gefahr, daß Jünglinge sich durch die eigne Lesung des ihnen gewiß unverständlichen Buchs nicht fruchtlos und zum Nachtheil ihrer übrigen fruchtbaren Studien den Kopf zermartern oder verwirren, anzusehen habe. Da dergleichen wahrscheinlich auf der Universität, wo Hr. M. lehret, nicht geschehen, vielleicht gar vor Lesung der Kritik, aus guter Absicht gewarnet worden, so kann dies leicht, vermöge des [illegible] im

veri-

vetitum, die widrige Wirkung gehabt haben, daß neubegierige Jünglinge sich desto unvorsichtiger und hitziger in das Labyrinth, das für sie keinen Ausgang hat, gestürzt haben.

Hierauf setzt Herr Meiners seinem Gegner aus Humes Schriften einige Aeußerungen dieses Skeptikers entgegen, den er sich zum Helden oder zum Muster soll gewählt haben. In diesen Aeußerungen setzt Hume den Werth, die Absicht und den Erfolg skeptischer Grübeleyen sehr tief herab; und behauptet unter andern, daß, wenn des Skeptikers Grundsätze allgemein verbreitet und allgemein geltend würden, sie alsdann das menschliche Leben ganz zu Grunde richten, daß aller Umgang, alle Thätigkeit gänzlich aufhören müsse, und daß dem Menschen weiter nichts übrig bliebe, als sich in eine gänzliche Unthätigkeit zu begeben, bis die natürlichen Bedürfnisse, die er nicht befriedigen könnte, seinem elenden Daseyn ein Ende machen. — Bey diesen Anführungen wird nun freylich vorausgesetzt, daß Hr. K. sich einer solchen Skepsis, wovon Hume redet, schuldig gemacht habe; aber diesen Vorwurf lehnt er von sich ab, indem er in der schon aus der Berl. Monatsschr. Octobr. 1786 angezogenen Abhandlung sagt: „Eben so findet ein andrer Gelehrter eine „Skepsis in der Kritik der reinen Vernunft, obgleich die „Kritik eben hierauf hinausgeht, etwas Gewisses und Bestimmtes in Ansehung unserer Erkenntniß a priori festzusetzen.“ — Freylich könnte man ihm hierauf antworten: dieß Gewisse und Bestimmte, das die Kritik festzusetzen sucht, ist von der Art, daß es, wenn es sich wirklich im strengsten Verstande festsetzen ließe, alles unser Denken, Erkennen und Wissen, und man könnte noch hinzusetzen, unser Handeln, schlechterdings auf die sogenannte Sinnen- oder Erfahrungswelt einschränkt, und allem Uebersinnlichen oder jedem Subjekt, bey dem keine mittelbare oder unmittelbare Erfahrung Statt findet, nichts weiter übrigläßt, als den Mangel des unendlichen Widerspruchs oder die bloße Gedenkbarkeit, und folglich alle solche Subjekte in leere Gedankendinge verwandelt, und ihnen dabey nicht das geringste Prädikat zugesteht, nicht, daß sie möglich, wirklich oder nothwendig, nicht, daß sie eins oder mehrere oder ein Ganzes, nicht, daß sie Realität oder Negation, nicht, daß sie Substanzen oder Accidenzien, Ursach oder Wirkung sind — Und so kann und muß der bekannte Spruch: non entis nulla sunt praedicata, nach dieser streni-

gen

gen Grenzbestimmung der Kritik so umgekehrt werden können: wo durchaus keine Praedicata Statt finden, da muß ein Nonens angenommen werden. Nun befinden sich unter diesen, bis zu Nonentia herabgewürdigten Gedankendingen, einige, an deren wirklichem Daseyn dem Menschen sehr viel gelegen ist, sowohl in Ansehung seines spekulativen, als seines praktischen Interesse, z. B. sein eigenes Ich, als eine individuelle Substanz, die Gottheit, und eine feste Grundlage bey allen angenommenen Scheinwesen, und Dinge an sich selbst bey allen Erscheinungen. Und diese, für den Geist und das Herz des Menschen so wichtige und unentbehrliche Gedankendinge, hat er sich bisher als reell und existirend, theils durch das unmittelbare Selbstgefühl, theils durch analogisches Raisonnement, theils durch seynsollende apodiktische Schlüsse, zu beweisen gesucht. Herr Kant, der allen diesen Gedankendingen, mit allen möglichen Prädikaten, auch Wirklichkeit abspricht, setzt schon dadurch den menschlichen Geist und sein Herz in Zweifel und Verlegenheit, und muß Gründe zum Zweifeln an allen den Argumenten und Beweisarten, wodurch man sich bisher von der Wirklichkeit einer in uns denkenden Substanz, einer Gottheit u. s. w. zu überzeugen gesucht, einzuflößen sich angelegen seyn lassen. Nun scheinen doch wir übrige Menschen, die wir uns dieß alles nicht gern wollen wegvernünfteln lassen, ihm eben kein Unrecht zu thun, wenn wir alle diese ungewiß- und verdächtigmachende Vernünfteley eine Skepsis nennen. Noch mehr, Hr. K. lehrt uns an dem Daseyn einer Außenwelt zweifeln, und dasjenige, was wir doch, um thätig zu seyn, als wirklich außer uns vorhanden voraussetzen müssen, als bloß subjektiv und nur in uns und unsern Vorstellungen vorhanden betrachten — Wenn es ihm nun wirklich glücken könnte, uns von dieser Theorie zu überzeugen, und dieselbe je auf unser thätiges Vermögen Einfluß haben könnte, was anders, als allgemeiner Zweifel und Unentschlossenheit, würde davon die Folge seyn! oder würde wohl Hr. K. oder Hr. M., oder ich, der Recensent, würden wir uns wohl entschließen, die Feder anzusetzen, und unsere Gedanken mitzutheilen, oder uns untereinander zu belehren und zu bedeuten, oder zu widerlegen, wenn wir uns einer den andern für nichts weiter, als bloße Erscheinungen oder leere Anschauungen, hielten, denen wirklich nichts Reelles, nichts von unsern Vorstellungen Unabhängiges und Verschiedenes, und namentlich keine wirklich

denken-

denkende Substanz zum Grunde liege? — Dieß hieße ja nichts anders, als einen lächerlichen Krieg mit seinen eignen Vorstellungen führen, oder sich mit seinem eignen Bilde im Spiegel herumfechten. — Aber freylich, so arg ist es mit dem kritischem Idealismus wohl nicht gemeynt, denn es kommen in den Kantischen Schriften Aeusserungen vor, da das reelle, ja sogar das nothwendige Daseyn einer Verstandeswelt, behauptet, und selbst verschiedene Theile derselben angegeben werden, z. B. der Mensch als Ding an sich selbst, die Vernunft als transcendentelle Freyheit, u. s. w. Allein eben dieß Schwankende in der Grenzbestimmung der Kritik, wodurch jener erste Grundsatz, die Verstandesbegriffe nicht über das Feld der Erfahrung dogmatisch auszudehnen, eingeschränkt und zurückgenommen, die Verstandeswelt bald $= o$, bald $= x$, bald $= x + a + b$ u. s. w. angegeben wird, dieß Schwankende, sage ich, läuft ja auch auf lauter Zweifelsinnus. Denn giebt es Ausnahmen von jenem ersten Grundsatze, so bin ich ja durch die Festsetzung desselben nichts gebessert, und so bedarf es einer neuen Grenzbestimmung, um mir zu zeigen, wie weit über das Feld der Erfahrung hinaus, und über welche übersinnliche Dinge sich das Privilegium erstreckt; giebt es gar keine Ausnahme, so giebt es nichts, als Schein oder Erscheinung, so liegt der Sinnwelt keine Verstandeswelt zum Grunde, und so wird ein anderer Grundsatz der Kritik, daß sich die Sinnlichkeit nicht selbst begrenze, zu nicht geringer Verwirrung derer, die auf diesen zweyten Grundsatz gerechnet hatten, wieder zurückgenommen. Und aus allem diesen scheint endlich zu folgen, daß unsre Sinnlichkeit mit ihren Anschauungen, der Verstand mit seinen Begriffen und Grundsätzen, so, wie die Vernunft mit ihren Ideen nur etwas Subjektives ohne alle objektive Gültigkeit oder Realität sey. — Schwerlich hat je ein Skeptiker seine Skepsie weiter getrieben — selbst vom Grundsatz der Einstimmung und des Widerspruchs sind wir nicht gewiß, ob er nicht vielleicht auch bloß für Menschen und ihre Denkungsart gelte. — So lehrt uns die Kritik, vielleicht wider die Absicht ihres Verfassers, doch aus richtigscheinenden Folgerungen aus der bekannten Grenzbestimmung, gerade an allem zweifeln. —

Nachdem wir uns so lange bey der Vorrede aufgehalten, müssen wir uns nun bey dem Buche selbst desto kürzer fassen.

Es mag also genug seyn, den Plan desselben mit den eignen Worten des Verf. anzugeben. Die Seelenlehre ist nach seiner Definition die Theorie des Menschen, als eines empfindenden, denkenden und redenden Geschöpfs, betrachtet. Diese Wissenschaft muß, um für den halbjährigen Vortrag auf den protestantischen Universitäten nicht zu weitläuftig zu werden, einige Materien zur Seite liegen lassen, die man bisher schon in besondern Wissenschaften zu lehren gewohnt war, dergleichen ist die genauere Auseinandersetzung des Schönen und Häßlichen, die angenehmen und unangenehmen Empfindungen, oder die Theorie der schönen Wissenschaften: ferner zeigt sie zwar die Entstehung, Natur und verschiedene Arten der abgezogenen Begriffe ausführlich; hingegen die Erforschung des Ursprungs und der Realität der wichtigsten allgemeinen Begriffe übergiebt sie der Metaphysik und der natürlichen Religion, die man wieder in mehrere Abschnitte zerlegt hat. Die Psychologie, wie sie hier umschrieben ist, zerfällt in vier Haupttheile, deren Ordnung durch die Natur des menschlichen Geistes selbst bestimmt wird. Der erste Theil untersucht den äußern und den innern Sinn des Menschen, die verschiedenen Arten von Begriffen und Empfindungen, die wir durch unsre Sinne erhalten, oder die aus sinnlichen Eindrücken gebildet werden; die Gesetze, nach welchen unsere Empfindungen und Vorstellungen sich gegenseitig mit einander verknüpfen und aufwecken, und endlich die verschiedenen natürlichen oder unnatürlichen Zustände des Wachens und Schlafs, des Traums und Nachtwandelns, der Verrücktheit und Raserey, von welchen die Wahrnehmung oder Nichtwahrnehmung von Gegenständen abhängt. Der zweyte Theil enthält die Lehre von der Seele und den Seelenkräften, durch welche letztere alle unsere Vorstellungen nicht nur erhalten und erneuert, sondern auch auf mancherley Art verändert und verknüpft oder geordnet werden. Hier erklärt der Verf. die Absonderung der Wahrnehmung unserer Erkenntnißkräfte von der Vernunftlehre oder von der Kunst, unsre Fähigkeit in der Erkenntniß der Wahrheit und der Vermeidung des Irrthums zu leiten, für die unnatürlichste Trennung, die man je vorgenommen. Denn, sagt er, wie war es möglich, Fähigkeiten gehörig zu leiten oder zu bilden, die man nicht genau untersucht oder kennen gelernt hatte? — Der dritte Theil der Psychologie umfaßt die Lehre von der Sprache und Schrift, oder von den vornehmsten Zeichen, wodurch wir

nicht

nicht nur unsere Gedanken und Empfindungen ausdrücken, sondern durch welche allein wir auch zu denken im Stande sind. — Er bemerkt hiebey, daß, wenn wir unser eigenes und das vorhergehende Zeitalter ausnehmen, so wurde der wichtige Theil von der Sprache weit mehr vernachlässiget, als unter den Griechen, deren Weltweise fast ohne Ausnahme eine allgemeine Sprachlehre mit der Logik oder Dialektik verbunden. Der vierte und letzte Theil endlich erforscht die Grenzen des menschlichen Verstandes, die Fähigkeit des Menschen, Wahrheit zu erkennen und Irrthum zu vermeiden, und die verschiednen Grade der Gewißheit und Zuverlässigkeit unserer Kenntnisse. Von diesem letzten Theil merkt der Verf. folgendes an: „Auch diese wichtigen Untersuchungen, die niemals nothwendiger waren, als sie jetzo sind, wurden, bis auf unsre Zeiten, nie mit der Sorgfalt und Ausführlichkeit angestellt, welche sie verdienen; man überlud oder verfinsterte seinen Verstand mit durchaus unfruchtbaren Eintheilungen von Sätzen und den nicht weniger leeren Figuren von Schlüssen, welche letztere den wesentlichsten Theil der ganzen Logik ausmachten. Ich habe von dieser noch vor wenig Menschenaltern so geehrten Syllogistik in meiner Seelenlehre nichts beybehalten, als den leichten und noch immer nicht überflüssigen Beweis, daß der Nutzen der Syllogistik in seltnen Fällen, die jetzund fast gar nicht mehr Statt finden, mit dem Schaden und Zeitverlust, den sie nach sich zieht, in keinem Verhältniß stehe. Außer der Syllogistik wüßte ich keine andre Materien der gewöhnlichen Logiken, die nicht in meiner Psychologie vorkämen, etwa die Kunst zu disputiren, zu lesen und zu excerpiren ausgenommen. Die erstere wird durch den Geist und die Einrichtung unserer Zeiten mit jedem Jahre entbehrlicher. Die Kunst zu lesen und zu excerpiren sind freylich sehr nützlich; allein ich glaube, daß die Vorschriften, die sich darüber geben lassen, in einem weit größern Detail, als die Logiken, zu enthalten pflegen, mit praktischen Anweisungen zur Bildung einer guten Schreibart verbunden werden müßten."

Uebrigens ist diese Seelenlehre aphoristisch zu Vorlesungen eingerichtet, doch ist der Vortrag nicht so mager, daß sich nicht auch bloße Leser daraus unterrichten könnten. In den ziemlich zahlreichen Anmerkungen kommen zuweilen Erläuterungen der obenstehenden Sätze; gemeiniglich aber An-

führungen von Schriften vor, worinn die Materien ausführlich abgehandelt werden, und worin man sich weiter Raths erholen kann, auch hin und wieder zur Geschichte der Philosophie gehörige Nachrichten.

Sg.

Vier Aufsätze philosophischen Inhalts, von Carl Hammerdörfer. Halle, bey Richter. 1787. 140 S. in 8.

Der Verfasser gab diese Aufsätze, laut der Vorrede, vor etlichen Jahren heraus, unter dem Titel: Fragmente zur Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts; sie wurden wenig bemerkt, giengen wenig ab, daher gieng der Verleger den Verf. an, ihnen einen neuen Titel und neue Vorrede zu geben. Revision und Verbesserungen konnten unter diesen Umständen nicht vorgenommen werden. Der Verf. schrieb diese Aufsätze als Jüngling, und begehrt daher in dieser Rücksicht beurtheilt zu werden. Der Aufsätze sind viere: von der Freydenkerey, welchen der Verf. selbst für den besten erkennt, worin wir ihm nicht widersprechen mögen: zerstreute Reflexionen über die Tugend; über die Liebe und über die Lektüre. Streben nach Wahrheit und Einsicht, gutgemeynter Eifer für das Gute und Schöne, Freyheit von Vorurtheilen und Systemsucht, eine kräftige Sprache empfehlen diese Aufsätze; nur gebrichts freylich an tiefem Blicke. Der Verf. bleibt meistens auf der Oberfläche, und es scheint ihm mehr um glänzenden Vortrag, als um gründliche Ueberzeugung, zu thun zu seyn, daher denn das Meiste in Deklamation übergeht. So schildert der Verf. bloß den Freydenker, ohne zu untersuchen und genau zu bestimmen, ob Freydenken überhaupt nützlich, nothwendig, also erlaubt ist; in wiefern es erlaubt ist, woher es kommt, daß Freydenker ein verächtlicher Name geworden ist, und ob solche Verachtung gegründet oder ungegründet ist. Ehe sich vom Freydenken ein richtiges Bild entwerfen läßt, müssen diese und ähnliche Fragen ausgemacht seyn. Dabey führt den Verf. sein Eifer oft zu weit, er spottet z. B. über die auf Akademien gewöhnliche Philosophie, den Satz des zureichenden Grundes, des Widerspruchs, über die Theorie der Syllogismen u. s. w., ohne zu erwägen, daß ohne sie Gründlichkeit

lichkeit durchaus nicht bestehen kann, daß er so der überhand nehmenden Seichtigkeit das Wort redet; und daß ohne diese Hülfsmittel das Wahre in seinen Aposteln der Philosophie, den Rousseau, Voltaire, u. a. m. vom Falschen nicht wohl kann geschieden werden. Hoffentlich kommt er, gleich mehreren, von dieser Jugendhitze mit der Zeit zurück; und dann läßt sich von ihm etwas tiefer gedachtes erwarten.

Wr.

---

8. Naturlehre und Naturgeschichte.

Handbuch der allgemeinen Chemie, von Johann Christian Wiegleb. Zwote neuberichtigte Auflage. Berlin und Stettin, bey Nicolai. 1786. gr. 8. Erster Band. Zweyter Band. Zusammen 740 Seiten ohne das Register.

In der Vorrede zum ersten Bande hat der berühmte Hr. W. den Lesern eine kurze Uebersicht seiner, mit unermüdetem Fleiße und Genauigkeit gemachten Verbesserungen und Zusätzen, gegeben. Im Grundriß des Mineralreichs sind jetzt die Körper in erdigte, metallische, salzigte, Wässer, und brennbare Körper eingetheilt worden. Unter den erdigten hat derselbe die schwererdigten, als ein besonderes Geschlecht aufgeführet, auch sind verschiedene erdigte Cörper, nach neuern Erfahrungen unter andere Geschlechter versetzt worden. Unter den Metallen ist der Braunstein mit aufgenommen worden, von dem der Hr. Verf. bey dieser Gelegenheit behauptet, daß er sich auch im reinen metallischen Zustande finden lasse. Die Wässer machen jetzt eine besondere Classe unter denen Cörpern des Mineralreichs aus. Aus der Reihe der erdharzigten Cörper ist nun der Copal, nach besondern angeführten untrüglichen Gründen verdrängt, und unter die vegetabilischen Harze versetzt worden. In der Lehre von der Luft hat der sinnreiche Hr. Verf. zwar angeführt, daß aus dephlogistisirter und brennbarer Luft Wasser zum Vorschein gebracht, und daß im Gegentheil aus Wasser wieder eine

eine solche Luft dargestellt worden sey; aber demungeachtet habe er weder das Wasser noch die Luft aus der Zahl der Elemente wegstreichen wollen. Statt des vorigen alten Begriffs vom Phlogiston hat er der Kirwan'schen Lehre über diesen Gegenstand seinen Beyfall gegeben, und diese an die Stelle der Stahlischen Meynung gesetzt. Auch die Luftsäure hat nunmehr als eine besondere Säure unter den übrigen Säuren eine Stelle erhalten. Unter den Mineralsäuren ist §. 154. die Wasserbley- Tungstein- und die Phosphorsäure aufgeführt. Letztere hat also ihre Stelle unter den thierischen Säuren verlohren. Nach Westrumbs Erfahrungen sind die Bestandtheile des Weingeists anders bestimmt als ehedem, und die Zuckersäure als Bestandtheil in selbigem angenommen. Unter den Brennmaterialien ist der Gebrauch der brennbaren Luft angeführt §. 230. und unter den gläsernen Gefäßen auch der Apparat zu den Luftarten mit erwähnt worden. Auch etwas von dem Alter der Aräometer §. 281. b. Im §. 448. sind die ehemaligen Gesetze der chemischen Verwandschaft der Cörper nach Wenzeln, als unzureichend verworfen, und dafür die Kirwanischen, als ungleich brauchbarer anempfohlen worden — nicht minder sind unter den Beyspielen der Verwandtschaftsfälle allerhand Veränderungen vorgenommen worden. In der physischen Chemie ist §. 520. angeführt, daß sich Marggraf in der Natur des Bonnischen Phosphors geirret habe; er hat ihn für einen gypsichten Stein gehalten; es ist aber ein Schwerspath. Beym Pyrophor ist der Calcinationsgrad nach Göttlings Bemerkung bestimmt worden. Des Niklas neue Bereitungsart des Phosphors §. 541. b. ist in der Vorrede für das non plus ultra erklärt, weil schwerlich eine kürzere und wohlfeilere Methode erfunden werden dürfte. §. 712. giebt der Hr. Verf. etwas von der verschiedenen Erzeugungsart der Mineralien. In der Halurgie ist unter den Säuren die Tungstein- und Wasserbleysäure, die Phosphorsäure aber unter den Mineralsäuren beschrieben. Die vorigen Zweifel über die Zuckersäure hat der wackere Mann zurückgenommen, und solche als eine ganz eigenthümliche, der Sauerkleesalzsäure völlig gleiche Säure, anerkannt. Unter den Methoden, das mineralische Alkali zu erlangen, ist auch die Meyerische mit angeführt. Die Anzahl der Mittelsalze ist durch viele neue hinzugekommene verstärkt worden. Berichtigt ist die Geschichte des Bittersalzes, daß es aus der bloßen Mutterlauge des Meerwassers, und nicht, wie so oft

aus

aus einem Buche ins andere geschrieben worden ist, durch Zusatz vom calcinirten Vitriol bereitet werde. §. 988. b alkalische erdigte Mittelsalze. §. 1216. eine Beweißstelle aus Plinius, daß schon damals zur Reinigung des Glases der Braunstein gebraucht worden sey. In der Probierkunst sind die Eisenproben nach Ilsemanns Angeben angerathen worden. Auch ist die Bergmannische Probierungsart auf dem nassen Wege §. 1277. a kürzlich mit beschrieben worden. Zum martialischen Spießglaskönige wird §. 1300. nach angeführten Gründen nur ein Theil Eisen gegen 3 Theile Spießglas vorgeschrieben. Die besten Amalgamationsmethoden sind §. 1303. b ausgeführt. Zur Erlangung des rothen Quecksilberpräcipitats, wird der Beytritt der Luft zur Hauptbedingung angegeben, und im §. 1536. b werden Farbenproben, wodurch die Festigkeit der aufgesetzten Farben geprüft werden kann, gegeben. Der §. 1542. enthält die verschiedenen sympathetischen Dinten. Denn §. 1548. eine Verbesserung des Florentiner Lacks, und endlich §. 1564. mit verschiedenen Punkten vermehrt, unter andern auch mit richtiger Beschreibung des Copalfirnisses.

Das Verzeichniß der kleinen chemischen Bibliothek ist mit einem ganz neuen Abschnitt (III.) über die Kunstgeschichte der Chemie, so wie auch fast alle übrige Abschnitte mit neuen Schriften vermehrt, und das Register ist fast noch zweymal so stark, und ungleich ausführlicher als das erste.

Die natürliche Magie aus allerhand belustigenden und nützlichen Kunststücken bestehend, zusammengetragen von Johann Christian Wiegleb. Zweyter Band, mit Kupfern. Berlin und Stettin, bey Nicolai. 1786. 406 S. gr. 8.

In der Vorrede sagt der wahrheitsliebende Hr. Verf. daß er den jetzt gangbaren Modetrieb, nämlich die Liebe zum Wunderbaren, sehr wohl kenne, und er habe es oft erfahren, daß sie bey manchen, sogar über den Aberglauben hinaus in Schwärmerey ausgeartet sey — er will mit diesem, dem bey manchen Lesern aufsteigenden Gedanken, als ob er wohl nicht seine Zeit, so er auf Bearbeitung dieses Buches verwendet habe, besser hätte anwenden können, begegnen, und zei-

gen, daß seine Absicht dabey, so lauter, und der Ausführung derselben so gemäß sey, daß er gewiß glaube: mit seiner Arbeit keinen Schaden gestiftet, sondern vielmehr diesem [illegible] entgegen gearbeitet, folglich Nutzen geschafft zu haben — und ist überzeugt: dadurch auch das Seine zur Aufklärung und zur Verscheuchung des Aberglaubens beygetragen zu haben. In gegenwärtiger Sammlung von sogenannten Kunststücken finden sich viele, die noch jetzt zur Täuschung [illegible]diger und leichtgläubiger Personen gemißbraucht werden, und dem eigennützigen Künstler immer Ansehen verschaffen, besonders wenn derselbe schlau genug ist, nur die letzten Wirkungen sehen zu lassen, den Zusammenhang aber nicht erklärt. Diesen Zusammenhang kann man aus des Hrn. W. Beschreibung übersehen, und Heil Ihm! daß er so manchen Betrüger entlarvt hat. Noch sagt derselbe in der Vorrede, daß er mit derjenigen Sorte von Abergläubigen, welche gar nicht auf dem ordentlichen Wege der N. zu ihren Endzweck zu erlangen sucht, sondern durch eine höhere Kraft, durch Glaubenskraft und Anstrengung des Geistes, wie die Apostel Wunder thun, Berge versetzen, fremde Sprachen reden, prophezeyen, mit Geistern umgehen; u. s. w. mit solchen incurablen Enthusiasten habe er nichts zu thun — nur mit gesunden Lesern, deren Verstand noch nicht ganz verdorben sey, will er zu thun haben — es ist wirklich Schade, daß der Raum uns verbietet, mehreres, von der in allem Betracht lesenswerthen Vorrede hier einzuschalten! Das Buch ist in acht Abschnitte getheilt, als 1) elektrische Kunststücke. 2) Magnetische Kunststücke. 3) Optische Kunststücke. 4) Chemische Kunststücke — unter diesen N. 4. das eröffnete Heiligthum der Alchemisten. Ganz im Geiste des Verf. der historisch kritischen Untersuchung der Alchemie Weimar 1777. geschrieben, und das damals gesagte hier concentrirt vorgetragen. Man erstaunt, wenn man hier lieset „und dennoch muß ich von verschiedenen Orten erfahren, wie man sich einbildet, daß ich demohngeachtet ein heimlicher Anhänger der Alchymie sey, und mich nur dadurch verstecken wolle. Wahrlich wer dies aus meinen Schriften urtheilen kann, dem muß die Zirbeldrüse inflammirt seyn u. s. w." Ferner: die [illegible], wodurch sich so manche betrügen lassen, wird auf folgende Art bereitet. u. s. w. Ferner: Ein Partikular, nach welchem durch eine eingebildete philosophische Kalzination, Gold erhal-

[illegible] worden soll. — Ferner: Des Baron von Schröders Diebspartikular, des Baron von Schröders Schelmenzinstrur. Kurz! man muß diesen Aufsatz ganz lesen, um von des Verf. Tiefblick in das menschliche Herz, und in die Bestreitung der Betrügereyen so seit 1000 Jahren über diesen Gegenstand bekannt geworden, richtig urtheilen zu können. Außerdem werden unter den chymischen Kunststücken unsern Lesern hoffentlich sehr gefallen Nr. 2. 3. 10. 13. 14. 15. Bey der letztern Nummer findet der Physikus und der Richter (S. 179.) unter den sogenannten Selbstzündern (wovon der B. R. D. Bucholz in Weimar, sowohl im deutschen Merkur als in andern Journalen, einen so lesenswerthen Beytrag geliefert, und welches hier im Auszuge vorkommt) noch eine äußerst wichtige Bemerkung, welche alle Aufmerksamkeit verdient, nämlich: „mir selbst ist ein Fall bekannt geworden, daß bey einem Lumpenhändler, gerade in demselben Winkel des Lumpenbehälters, wo ein starker Haufen Lumpen gelegen, ein Feuer ausgebrochen ist; ohne daß bey der Untersuchung die Verwahrlosung entdeckt werden können u. s. w.“

Unter den mechanischen Kunststücken sind Nr. 1. 2. 28, 29. 30 — 31. 54. und 58. bemerkenswerth. Dann: Rechenkunststücke. 7) Oekonomische Kunststücke.

Unter den ökonomischen Nr. 7. finden die Damen ein geprüftes Schönheitsmittel, aus den sybillinischen Büchern gezogen, und ins Deutsche übersetzt — das wir, seiner Vortrefflichkeit wegen, hier unmöglich übergehen können. (S. 374.) „Verabscheuen Sie, meine lehrbegierigen Schönen! alle verderbliche blendende Schminke; es mag diese aus Markasit, Quecksilber, oder Talk, nach der geheimsten spagyrischen Kunst bereitet seyn wie sie wolle. Sie betrügen sich selbst am meisten damit. Sie verstopfen dadurch die reizbaren Fibern ihres schönen rothwangigten Gesichtes, machen sie dadurch vor der Zeit runzlich, und verschaffen sich viel zu früh die Gestalt einer veralteten Matrone. Das größte Geheimniß, das ich Ihnen über diesen Punkt zuflistere, ist: waschen Sie Sich, bloß einzig und allein mit derjenigen, von unsern Göttern geweiheten Flüßigkeit, welche die Göttin Isis aus ihren Brüsten fließen läßt, und woraus auf unserm Planeten alle Flüsse bestehen; in der gemeinen Sprache Flußwasser genannt.“ — Die gesegneten Folgen von diesen goldnen Regeln, mögen die Damen selbst nachlesen. Doch

mögen noch folgende Worte aus dem goldnen A. B. C. hinzu gefügt werden! „Liebesromane — Liebesabentheuren — praktische Ausschweifungen in der Liebe, die Folgen von erstern?! Sind dies die Zeitvertreibe, so ist Ihre Schönheit bald verlohren," möchten freylich wohl bey Beherzigung des letztern, manche Damen das Buch wieder hinwerfen! Zuletzt 8) Kochkünste.

Dw.

Neue Theorie der Gährung. Nebst zwey Abhandlungen über die nützlichste Art Brandwein zu brennen, und Essig zu sieden, von Anton Marchant. Mit einer Kupfertafel. Mannheim, bey Schwan und Götz. 1787. 120 S. 8.

Neu mag der Verf. seine Theorie der Gährung immer nennen; ob sie aber besser ist, als die schon bekannten? — das ist eine andere Frage, die wir verneinen müssen. Der Verf. scheint uns, nach seinen zum Theil groben und zum Theil seltsamen Begriffen von der Grundmischung derjenigen Körper, welche zur Gährung geschickt sind, nicht fähig genug zu seyn, das Gährungsgeschäffte gründlich zu beurtheilen. Armseelig und konfus ist alles, was derselbe in den beyden ersten Kapiteln dieser Schrift von der innern Mischung vorgetragen hat, und zum Grunde legt.

Die sichtbaren Erscheinungen der Gährung rühren nach seinem Begriff von der Einwirkung der Säure ins Alkali her — daher also Gezisch, Schaum, Brausen und luftige Ausdünstung. Die ausgestoßene Hefe sey ein Neutralsalz, mit einem Ueberschuß sehr locker gebundener Säure. Von diesen Begriffen ist also wohl keine Aufklärung der Gährung zu erwarten. Wenn das auf der Kupfertafel abgebildete Destillirgefäße zur Brandweinbrennerey etwa vor drey bis 400 Jahren wäre zu diesem Behuf angerathen worden, so möchte es hingehen; aber in unserer Zeit kann es, ohne Vorwurf der Unwissenheit zu verdienen, nicht angesehen werden. Alle Brandweinbrenner haben schon längst weit regelmäßiger geformte Destillirkessel.

Bl.

Qua-

Quatremere D'Isjonvals, Mitglied der Pariser Akademie der Wissenschaften, vermischte chemische und physische Abhandlungen. Erster Theil, aus dem Französischen. Leipzig, in der Weygandschen Buchhandlung. 1785. 203 Octavseiten.

Der Verf. ist vorzüglich technischer Chemist, und hat sich durch verschiedene gekrönte Preißschriften, deren sich dreye unter den Abhandlungen, welche dieser erste Band enthält, befinden, so ausgezeichnet, daß die pariser Akademie der Wissenschaften ihn nach Macquers Tode an dessen Stelle zum Mitgliede aufnahm. Sie krönte bereits im Jahre 1777. dessen chemische Untersuchung des Indigs, wo er unter andern mit dem berühmten Torbern Bergmann um den Preiß wetteiferte. Diese Schrift, welche hier den ersten Platz einnimmt, gab bereits im Jahre 1778. Hr. Hofmedikus Buchholz übersetzt zu Weimar heraus. Der jetzige geschickte Uebersetzer hat sie und die übrigen Abhandlungen mit einigen berichtigenden Anmerkungen versehen. Zuerst die Erzeugung und chemische Zersetzung des rohen Indigs. Außer einem Theile leichten und dreyen Theilen schwerem Oele, zween Theilen flüchtigalkalischen Geist und zwanzig Theilen Kohle, die er aus zwey und dreyßig Theilen Zeug erhielt, giengen sechs Theile als Luft verlohren; aber was für Luft das war, wird nicht bestimmt. Die Asche der schwer zu verbrennenden Kohle hält Eisentheile, deren Verhältniß nicht angezeigt ist. Die vitriolsaure Indigauflösung mäßigt der Verf. durch zugesetztes aber nicht sättigendes Laugensalz, um dauerhaft, schön und geschwind zu färben. Zugesetzte Alaunerde fand Rec. immer noch vortheilhafter. Wasser und Weingeist nehmen im Digeriren dem Indig das unnütze beygemischte Gelb, und verbessern die schlechtern Sorten um ein beträchtliches. Auch giebt dieses eine Prüfung auf dessen Güte ab. An der verringerten Güte des jetzt erzeugten Indigs gegen den ehemaligen ist der erschöpfte und schlechtgedüngte Boden Schuld. Nöthige Verbesserung der Fehler, die bey dem Verpacken begangen werden. Von der Indigfärberey auf Seide, Leinwand, Baumwolle und Schaafwolle aus der Küpe, deren Ankommen der Verf. durch Anwärmen zu befördern, so wie ihr Durchgehen durch Kalchzusatz zu verbessern lehrt. Die

zweyte

zweyte Abhandlung betrifft die chemische Zergliederung des Waids und die Untersuchung der innern Bewegung der Blaukupen. Der Waid halte viel Eisentheile. Der Beweis ist noch ziemlich ungewiß, da der Verf. die Macquerische Lauge zur Prüfung der über Waidasche gestandenen Vitriol- und Salzsäure auf vorhandenes Eisen anwendete, die selbst noch Eisen führt, und weiter keine andere Prüfung anstellte. — Schwarzstehende Küpen lassen sich durch Alaun und Kleyenzusatz verbessern. Wau und Färberröthe sind unnöthige Zusätze. Die dritte, von der Akademie zu Rouen 1781. gekrönte Abhandlung untersucht die Mittel, die verschiedenen kalchartigen Erden, den Mergel, die Kreide, den Kalchstein und die Knochenerde genau von einander zu unterscheiden. Der mineralogische Theil derselben hat vieler Berichtigungen nöthig, die der Hr. Uebersetzer überall sorgfältig angezeigt hat; aber der ökonomischtechnische Theil ist desto besser. Es werden darinnen die Kalcherden als Düngmittel und in Bezug auf das Walken wollener Tücher auf Bereitung von Treibscherben, Mörtel und Seife untersucht und gehörig bestimmt. Mit Salpeter- und mit Kochsalzsäure gelang das dem Verf. aus der Bittersalzerde feste krystallisirte Salze zu erhalten. Wie er in der vierten Abhandlung meldet, daß obgedachte Erde mit der Salzsäure am nächsten verwandt sey, beweisen seine Erfahrungen noch nicht. Den Beschluß macht, der 1784. von der pariser Akademie als Preisschrift gekrönte Versuch über die unterscheidenden und eigenthümlichen Beschaffenheiten der Baumwolle verschiedener Welttheile in Rücksicht auf die davon abhängenden verschiedenen Grade ihres Werths und ihrer Brauchbarkeit. Auch hierin hat der Verf. sehr viel Vortreffliches gelehrt, aber sich auch hin und wieder geradehin widersprochen, welches der Hr. Uebersetzer billig gerügt hat.

Dt.

D. *Io. Frid. Blumenbachii*, Prof. medic. ordin. Specimen physiologiae comparatae inter animantia calidi et frigidi sanguinis. Goetting. apud Dieterich. 1787. pagg. 36. 4.

Der

Der Verf. handelt in dieser zwar kurzen; aber reichhaltigen Schrift, nach der gewöhnlichen Ordnung der Functionen in der Physiologie, die Verschiedenheiten der Amphibien von den warmblütigen Thieren ab, und indem er zwischen beyden scharfsinnige Vergleichungen anstellt, giebt er einen vortrefflichen Beytrag zu der Physiologie dieser Thierklassen. Wichtige Thatsachen liefert der Verf. sowohl aus eignen Beobachtungen, besonders Vivisectionen, als aus guten, theils weniger bekannten Quellen, mit seiner bekannten Belesenheit. Die gedrungene Kürze der Schrift erlaubt nicht, hier eine vollständige Uebersicht des Inhalts zu geben, weswegen wir unsere Leser auf die Lesung derselben verweisen, und sie nur auf einige vorzüglich wichtige Punkte aufmerksam machen wollen. — Die Amphibien haben weit weniger Blut, als die warmblütigen Thiere, wenigstens die, welche bey uns einheimisch sind. — Die Lungen der Amphibien sind sehr groß, in Vergleichung mit denen der warmblütigen Thiere; dagegen aber haben jene weit weniger, mithin auch weit größere Zellen. Die Lunge der Natter, und nach andern Zergliederern, aller Schlangen, ist ein einziger hohler Sack. Die Gefäße der Lungen sind in den Amphibien weit weniger häufig; aber die membranöse Substanz derselben hat einen weit stärkern tonus, als in den warmblütigen Thieren, und daher fallen sie nicht zusammen, wenn man die Brust öffnet, sondern erhalten sich ausgedehnt. Diese Einrichtung erforderte der Bau der knöchernen Brust, indem einigen Amphibien, z. B. den Fröschen und Kröten, die Rippen fehlen, bey andern, z. B. den Schildkröten, die knöchernen Decken der Brust unbeweglich sind. Das Athemholen der Amphibien geschieht ungleich seltner, kann länger unterbrochen werden, und hängt mehr von der Willkühr ab. Sie können weit länger in phlogisticirter und fixer Luft, auch in der boylischen Leere, ausdauren. (Rec. glaubt, daß eben jene Einrichtung der Lungen es möglich mache, das Athemholen lange unterlassen zu können. Die Größe der Lungen sowohl, als die geringere Anzahl und Größe der Zellen macht, daß sie mehr Luft fassen, und die Steifigkeit der Substanz, daß sie nicht so leicht zusammenfallen, mithin die enthaltene Luft länger an sich halten können, so daß diese Thiere im Stande sind, sich auf ein längeres Intervallum mit Luft gleichsam zu versorgen.) Aus dem unvollkommnern Athemholen folgert der Verf. die Kaltblütigkeit

dieser

dieser Thiere, nach dem angenommenen Lehrsatze, daß durch Athemholen die Wärme des Blutes erzeugt werde; doch bemerkt er, daß diese Thiere dem ohngeachtet sowohl in starker Hitze, als in starker Kälte, ausdauren können, und erzählt zum Beweise des Letztern von einem Laubfrosche, daß er ganz eingefroren war, und dennoch, nach Aufthauung des Wassers, sich wieder erholte, und am Leben blieb. — Sehr merkwürdig ist die Kleinheit des Gehirns; und die Größe der Nerven dagegen bey diesen Thieren, und daraus erklärt der Verf. sehr richtig, warum die Energie, welche von den Nerven selbst abhängt, bey diesen Thieren weit größer; hingegen die, welche das Gehirn selbst bewirkt, weit geringer sey. Eben deswegen, schließt er, sey in ihrem Körper weit weniger Consensus, weniger Abhängigkeit der Verrichtungen vom Gehirn, und der einen von der andern; aber eben deswegen auch das Leben zäher und weniger zerstörbar. Auch zieht er aus diesen Vergleichungen die wahrscheinliche Folge, daß die Einwirkung des Gehirns zur Erzeugung der Wärme etwas beytrage, weil die Größe der Wärme bey den Thieren mit der Größe des Gehirns im Verhältnisse steht. — Das Gift vieler Amphibien zeichnet sie sehr von den warmblütigen Thieren aus, indem es keins dieser Thiere giebt, das im gesunden Zustande giftig wäre, ferner die Kürze des Darmkanals und die große Reproductionskraft. — Bey den Geschlechtsverrichtungen erzählt er ein sehr merkwürdiges Beyspiel von einem weiblichen Salamander, der über fünf Monate von aller Gemeinschaft mit männlichen gänzlich ausgeschlossen gewesen war, als er Junge gebahr, die bey diesen Thiere, wenn sie gebohren werden, in Bläschen eingeschlossen; aber schon entwickelt sind. Er schließt aus diesem Phänomene, daß die Salamander sich wirklich begatten, und nicht bloß der Laich vom Männchen befruchtet werde, und zweytens, daß die Salamander den Hühnern in diesem Stücke ähnlich sind, welche nach einmaliger Befruchtung bis in die fünfte Woche fruchtbare Eyer legen.

D. *Io. Frid. Blumenbachii*, Prof. Med. Ord. de nisu formativo et generationis negotio observationes nuperae. Acced. tabb. aeneae. Goting. ap. Dieterich. 1787. pagg. 32. 8.

Der Verf. sucht in dieser Schrift seine aus andern seinen Schriften schon bekannte Hypothese vom Bildungstriebe noch mehr zu unterstützen, indem er seine Meynung näher bestimmt, und die Gründe für dieselbe durch einige neue Beobachtungen bekräftiget. Er habe nie, sagt er, in der Absicht Beobachtungen angestellt, um etwas zur Behauptung des Bildungstriebes oder zur Verwerfung der Keime ausfindig zu machen, indem er wisse, wie leicht man dann nicht das sehe, was da ist, sondern das, was man zu sehen wünscht, er habe nur das, was sich ihm von ohngefähr und oft bey anderswohin abzweckenden Beschäfftigungen darbot, aufgefaßt, und ohne Vorurtheil für eine Hypothese weiter verfolgt. Auch verwerfe er nicht die Keime ganz, noch die Entwicklung organischer Körper, nur die Einschachtelung derselben. Die Benennung des Bildungstriebes sey mit nicht mehrerem Rechte ein leerer Name zu nennen, als die der anziehenden Kraft, und andre, mit denen man gewisse Kräfte bezeichnet, ohne daß man deswegen im Stande wäre, ihre Ursachen zu erklären. Die Gründe für seine Hypothese, welche er in dieser Schrift theils nur wiederholt, theils als neu vorträgt, sind: die Wahrnehmung eines Bildungstriebes auch in unorganisirten Körpern, z. B. dem Eise, Metallen; — die Bildung widernatürlicher organisirter Theile im krankhaften Zustande, von denen sich kein präformirter Keim mit Grunde denken läßt; die häufig vorkommenden Mißgeburten unter zahmgemachten Thieren, die unter den wilden derselben Art, z. B. den Schweinen, äußerst selten vorkommen, so daß die Unterjochung die Ursachen zu enthalten scheint; das Erblichwerden künstlicher Verunstaltungen und Verstümmelungen u. s. w. Besonders merkwürdig sind zwo Beobachtungen, eine von einer Frucht, die mit einer widernatürlichen lederhaften Bedeckung ganz überzogen war, und die andere von einer widernatürlich und äußerst sonderbar gebildeten, die im linken Eyerstocke ein und zwanzig Jahre gelegen hatte. Sie bestand aus acht Knochen, in deren jeden vieren 16 Zähne waren, welche alle in einem Wulste von Haaren steckten, und mit einer solchen Masse umgossen waren, wie sie sich in den Honiggeschwülsten findet.

Al.

Car. a Linné amoenitates academicae, seu dissertationes variae physicae, medicae, botanicae, antehac seorsim editae, nunc collectae et auctae cum tabulis aeneis. Edit. tertia, cur. *Io. Chr. Dan. Schrebero*. Erlang. sumtu Palm. *Volum. I.* 1787. in 8. 1 Bog. über 1½ Alph. stark, nebst 17 Kupferplatten. *Vol. II.* 6 Bogen über 1 Alphabet stark, mit 3 Kupferplatten.

Ein neuer Abdruck der schätzbaren kleinern Linneischen Schriften, durch welche sich der Herausgeber um die Liebhaber derselben aufs neue verdient gemacht hat, in eben der Ordnung, wie in der ersten, unsern Lesern bekannten Ausgabe.

Car. a Linné amoenitates academicae, seu dissertationes physicae, medicae, botanicae etc. *Volum. III.* Edit. secunda, cur. *Io. Chr. Dan. Schrebero*. Erlang. sumtu Palm. 1787. 8. 6 Bogen über 1 Alphabet stark, mit 4 Kupfertafeln.

Da wir voraussehen können, daß Leser, denen Naturgeschichte am Herzen liegt, dieses Werk kennen, so haben wir ihnen nichts zu sagen, als daß sie es auch in diesem Bande der zweyten Auflage unverfälscht erhalten.

Ib.

---

8. Geschichte, Erdbeschreibung, Diplomatik.

D. Friedrich Christoph Jonathan Fischer, Professor(s) des Staats- und Lehnrechts und jetziger (jetzigen) Dekan(s) der Juristenfakultät zu Halle, Geschichte Friedrichs des Zweyten, Königs von Preussen. Erster Theil. Halle, bey Franke 1787. 1 Alph. 17 Bogen. — Zweyter Theil. Ebend. 1787. 1 Alph. 6½ Bogen in gr. 8. Nebst dem Bildnisse des Königs, von Beyel.

Noch immer ist es wohl zu früh, eine Geschichte Friedrichs des Einzigen zu schreiben. Man hat dazu noch gar mancherley zu erwarten; Denkmale, Staatsschriften, Berichte und Urtheile, sowohl von Freunden, als von Feinden: vor allem aber die von dem Monarchen selbst verfertigten Aufsätze und Erzählungen. Zwar verspricht sich der vor uns liegende Geschichtschreiber eben nicht gar viel von letzteren, denn im zweyten Theil S. 336 sagt er: „Wenn ich vorläufig mein „Urtheil über diese königliche Geschichte meiner Zeit sagen darf, „in welcher die Welt lauter unerkannte Wahrheiten anzutref„fen hofft, so zweifle ich, ob sie überall ihre Erwartung er„füllt finden wird, und der Graf von Herzberg hat uns schon „gesagt, daß zu deren Vollständigkeit noch mehrere Arbeit er„forderlich ist, und noch mehrere Untersuchungen und Ver„gleichungen nöthig sind." Aber eben deswegen, weil dieser erleuchtete Minister die Denkschriften des Königs nicht einmal für ganz zureichend, sondern noch mehr Untersuchungen für nothwendig hält, hätte Herr Fischer wohl mit seiner Geschichte zurückhalten sollen. Um das Werk des Königs vorläufig, und ohne es gesehn zu haben, herabzusetzen, erdreistet er sich zu behaupten, die Nachrichten und Aktenstücke, deren sich der König dabey bedient habe, wären nicht immer unzweifelhaft, da deren Verfasser nicht von allem gewisse Nachricht einziehen konnten oder wollten. Nun wenn dieß gelten oder vermuthet werden sollte, so hätte doch wohl Hr. Fischer noch

weniger ein Geschichtschreiber seyn sollen. Hr. F. setzt noch hinzu: „Man sieht auch aus den gedruckten historischen Ar„beiten des Königs, daß er die Begebenheiten ganz (?) aus „dem Gedächtnisse niederschreibt, (niederschrieb,) wodurch „oft chronologische Unrichtigkeiten und Vermischungen entste„hen. Dann behandelt er seine Gegenstände nur gar zu kurz „und ins Große, ohne sich überall in die Einzelheiten einzu„lassen, und alle Kleinigkeiten zu beobachten, die oft Ursa„chen von wichtigen Ereignissen gewesen sind, oder den Zu„sammenhang der Sachen erklären. Er scheint auch nicht „die Hauptakten alle zunächst an der Seite gehabt zu haben, „und ihnen Schritt vor Schritt gefolgt zu seyn, sondern sich „oft mit allgemeinen Auszügen begnügt zu haben.“ O wozu Hauptakten, wozu Auszüge? Er schrieb ja die Begebenheiten ganz aus dem Gedächtniß! Um aber doch der noch ungesehenen Arbeit des Königs nicht allen Werth abzusprechen, setzt der scharfe Seher hinzu: „Indeß wird sie im„mer ein wichtiges Denkmal der Geschichte bleiben, und viel „Licht über die neuere europäische Geschichte und Staatsbege„benheiten verbreiten. Seine vorgesetzte(n) Einleitungen „lassen uns davon viel und große Dinge erwarten.“ Eben deswegen hätte er diese vielen und großen Dinge erst abwarten sollen, ehe er sich an sein Werk begab. Doch er bekennet ja selbst in der kurzen Vorrede, daß es eine Buchhändlerspekulation sey, und daß er sich auf den Antrag des Verlegers, obschon noch ganz unvorbereitet, entschlossen habe, die Arbeit zu übernehmen. Die Absicht des Verlegers soll gewesen seyn, das Publikum frühzeitig von den Hauptbegebenheiten des verewigten Monarchen zu unterrichten. Vielleicht hätte der noch ganz unvorbereitete Herr Professor zu ihm sagen sollen: Lieber Mann, von den Hauptbegebenheiten ist das Publikum längst auf vielfache Art in großen und kleinen Büchern, durch Zeitungen und durch lebendige Zeugen, unterrichtet; so ganz unvorbereitet kann ich nichts besseres liefern, als was wir schon haben; kann nichts weiter thun, als Herzbergen, Pauli, Seyffarth, Tempelhof, die bekannte Anekdotensammlung; vorzüglich aber das herrliche Werk des Herrn von Müttschefall und Herrn von Klöber von Schlesien vor und seit dem J. 1740, ausschreiben und ins Kurze ziehen. Wirklich hat denn auch Herr F. nichts weiter gethan, als daß er noch hier und da sein unmasgebliches Urtheil beyfügt. Doch wir sehen, daß

das

das Buch nur eine Probe enthalten soll, durch die Hr. F. anfragen will, ob er wohl fähig sey, eine vollständige Geschichte des Monarchen zu schreiben; jetzt liefere er kaum mehr, als ein trockenes Register seiner Begebenheiten. rc. Wozu aber ein solches Register? Haben wir denn nicht dergleichen schon? Immer hätte sich Hr. F. ein Register nach seiner Manier halten, und mit der Zeit eine förmliche Geschichte liefern mögen! Aber jetzt war es auf alle Fälle noch zu bald. Daß es aber etwas mehr, als Register oder chronologisches Verzeichniß sey, haben wir schon bemerklich gemacht, und der Verf. giebt es auch selbst mit folgenden Worten zu verstehen: „Sollte man hin und wieder starke Züge und Gemälde finden, die „etwas heftig sind, so schreibe man die Härte der Ausdrücke „nicht gleich auf meine Rechnung. Es sind die Worte ande„rer Personen und Schriftsteller, und zuweilen die eigenen „Aeußerungen des Helden, die ich wörtlich nachgeschrieben „habe, indem es mir zu ekelhaft war, alle Augenblicke das „Er sagt, es heißt, man schreibt, zu wiederholen, und ich „doch den Geist des Zeitalters sehen lassen wollte." Wenn nun ja dieses Verfahren dem Verf. ekelhaft war, so gab es ja doch, nach dem Muster so vieler großen Geschichtschreiber, andere Wege, seine Quellen anzuzeigen. Allein, eben über diesen Punkt beobachtet Herr F. ein tiefes Stillschweigen. Denn auch das Allegiren oder Citiren muß ihm ekelhaft gewesen seyn. Nicht einmal einen Katalog der gebrauchten Hülfsmittel gab uns der ekele Mann. Einen solchen mitzutheilen, hat doch sogar der ungenannte minder ekele Franzose, Mr. *de la Veaux*, der uns neulich eine Vie de Fréderic II. gab, nicht verweigert. Und so entstand dann ein Zwitter von Geschichte und Register ohne Belege, Gewährsmänner und Zeugen.

So viel vom Allgemeinen. Vom Besondern ließe sich noch weit mehr sagen. Wir wollen aber aus dem Meere unserer Beobachtungen und Bemerkungen nur einige Tropfen hergeben.

Zu loben ist Hr. F. allerdings, daß er Unpartheylichkeit zu beobachten sucht, daß er sich des Deklamirens und Panegyrisirens fast durchgehends enthält, daß er den großen König durch Thatsachen schildert, besonders aber, daß er jede Gelegenheit ergreift, nicht blos den in seiner Art einzigen Kopf, sondern auch dessen menschenfreundliches und edles Herz darzustel-

zustellen. Friedrichs Feinde suchten letzteres — wenigstens ehedem — ihm, wo möglich, ganz abzusprechen, und durch Verläumdungen alle seine Handlungen in das schwärzeste Licht zu setzen. Desto mehr ist es Pflicht des unpartheyischen Geschichtschreibers, hierinn der Wahrheit streng treu zu bleiben, und den Beweggründen der Handlungen Friedrichs, so weit es nur immer möglich ist, nachzuspüren, und über den herrlichen Köpf das nicht minder herrliche Herz nicht zu vergessen.

Gut ist es, daß über jeder Kolumne die Jahrzahl steht; noch besser aber hätte der Verf. gethan, wenn er auch die Monathe dazu gesetzt hätte. Denn oft muß man durch mehrere Seiten zurückgehen, bis man den Monat zu den angegebenen Tagen findet, weil Hr. F. gewöhnlich nur sagt: am 20sten, am 21sten ꝛc. geschah dieß oder jenes.

Remarquen und Betrachtungen macht Herr F. selten, und wenn er es ja thut, so gelingen sie ihm noch seltener, sehen schief oder übertrieben aus. So heißt es z. B. im zweyten Band S. 228. „In der That, ehe muß eine halbe Welt „untergehen, ehe zwey Schönheiten sich zusammen vertra„gen, und einander in ihren Operationsplanen aus dem We„ge gehen."

Hingegen ist die Betrachtung sehr gut und richtig, die der Verf. (II. 420.) über die Erkaltung des Staats- oder Diensteifers, den man heut zu Tage fast überall bemerkt, anstellet: „Sie liegt," sagt er, „in den Lehrsätzen gewisser Af„terphilosophen, die sich für Weltbürger ausgeben, und von „keiner Staatsanhänglichkeit wissen wollen. Da sie kein „Staatsbürgerrecht zugestehen, sondern sich bloß mit dem „Bürgerrechte des ganzen Weltkreises behelfen wollen, so „wäre es billig, daß sie jeder Staat durch eine Landesverwei„sung von sich absonderte, und sie aus dem Lande jagte. Sie „haben dann die Freyheit, ihren Aufenthalt unter denen „Menschen zu suchen, die keine Staatsverfassung unter sich „dulden." Er glaubt, die Vaterlandsliebe könne durch veränderten Schulunterricht befördert werden. Wer wird ihm hierinnen nicht Recht geben? Aber welche herkulische Reforme würde dazu erfordert werden!

Hier und da scheint uns der Verf. ein wenig zu weit auszuschweifen oder Sachen einzumischen, die in eine Geschichte Friedrichs des Einzigen nicht gehören. Dahin rechnen wir unter andern, was gleich im 1. Band S. 19—23 vor-

vorkömmt von den drey Publicisten, Ludewig, Schmauß und Moser. Dabey unterläßt Hr. F. nicht, Seitenhiebe auf seine Kollegen in Halle anzubringen, als S. 21, wo es heißt: „Mosers vortheilhafter Ruf hatte den Neid seiner Amtsgenossen erregt, die ihn, wie es Ausländern zu gehen pflegt, bey jeder Gelegenheit auf eine listige Art zu necken und zu kränken wußten.“ Und S. 22 „von einer gewissen Kabale, die gewöhnlich hier (zu Halle) im Finstern schleicht.“

B. I. S. 30 f. kömmt ein Auswuchs von den Juden vor. Ueberhaupt bedachte der Verfasser, als er S. 27—41 schrieb, nicht, daß er das Leben Friedrichs des Zweyten zu bearbeiten übernommen habe. Denn er erzählt dort blos von dessen Vater. In welchen Umständen der Sohn die Monarchie vom Vater empfangen habe, mußte freylich erzählt werden; aber theils kürzer, theils zweckmäßiger.

Auch was B. II. S. 287 f. von der Entwickelung des Moralsystems aus wenigern Grundsätzen, als gewöhnlich ist, gesagt wird, gehört in kein Geschichtbuch.

Gewisse Dinge, die unter der Würde der Geschichte sind, hat der Verf. nicht selten eingemischt, und dadurch das Vorurtheil gegen sich erregt, daß er keine gute Auswahl unter den Begebenheiten zu treffen wisse. Z. B. wenn er B. I. S. 86. der Feyerlichkeiten bey Vermählung des Prinzen August Wilhelm von Preussen erwähnt, und sogar die Strohkranzrede, die der Legationsrath von Bielefeld hielt, nicht vergißt. Dahin gehören auch Beschreibungen von Scharmützeln, welche gar nicht in eine solche Geschichte gehören, sie müßten denn besonders merkwürdig oder der König selbst zufällig dabey zugegen gewesen seyn. Wider die Würde der Geschichte ist es auch, wenn Hr. F. von Belling sagt, er habe sich mit den Schweden gerauft, (II. 198.) wenn er von Balgereyen mit den Schweden redet. (II. 200.)

Gewissermaßen kann man dahin auch so manche Beweise von Flüchtigkeit und Nachlässigkeit, die das Buch an sich trägt, rechnen, z. B. im ersten Band S. 273 heißt es: In demselben Monate ließ er rc. und doch geht vorher niemand auf den sich das er beziehen könnte. Freylich ist der König darunter zu verstehen; aber er hätte doch um des Zusammenhanges willen ausdrücklich genennt werden sollen. So auch B. II. S. 181. In seinem Hauptquartiere rc. da doch in den drey vorhergehenden Perioden von ganz andern Dingen, als vom

 König

König, die Rede ist. B. I. S. 506: der Verlust betrug sich, statt: belief sich. Und dergl. mehr.

Ueberdies wirft der Verfasser, wie in einer Chronik, alles durch einander. Nicht einmal Absätze im Schreiben macht er allemal da, wo von verschiedenen Materien erzählt wird.

Manchmal verfällt Hr. F. in einen der Geschichtsmuse unangemessenen Thon, in den ironischen oder satirischen. Z. B. im 2ten Band S. 239: „Als Kleist bey Nürnberg an„kam, so schickte der hochedle Rath eine Deputazion ihm ent„gegen, um eine schriftliche Kapitulazion zu schließen. Aber „da viele lateinische Rechtswörter darin vorkamen, so ent„schuldigte er sich, daß er sein Latein in der langen Dienstzeit „etwas vergessen hätte, und sich also nicht so geschwind mit „dem Inhalte der Schrift bekannt machen könnte, als die Eil„fertigkeit seiner Reise es erforderte. Sie möchten ihm also „nur einstweilen und ihrem Rechte unbeschadet die Thore öff„nen, da er dann mit Muße die Sache überlegen könnte, „und ihnen in bester Form Rechtens auf alles seine Erklärung „wissen lassen wollte. Die hochweise Rathsherren fanden die„se Gründe so überzeugend, daß sie keinen Augenblick Be„denken trugen, in ihre Stadt ihn aufzunehmen. Nun „wußte er bald über die Summe der Brandschatzungsgelder „sich zu vergleichen, und fand auch verschiedenes in ihrem „wohl versehenen Zeughause sehr brauchbar, das er mitzu„nehmen nicht vergaß.“

Unschicklich finden wir es auch, wenn der Verf. sagt: unser Hof, unser Gesandte, unsre Armee. rc. Denn es erzeugt einen Schein von Partheylichkeit, den der Geschichtschreiber auf alle Art vermeiden muß.

Wenigen werden auch die Affektationen in der Rechtschreibung und das Jagen nach Purismus gefallen. So schreibt Hr. F. immer Pozdam statt Potsdam, Gewehrleistung statt Gewährleistung, Vollstreckung der Gewehr; wem fällt dabey nicht das Strecken des Gewehrs ein? S. 533 B. I. kommen gar 120000 Gewehrsmänner statt Gewährsmänner vor. Wer kann Marschsäulen statt Kolonnen verdauen? Wer Versendung statt Detaschement? Einfassung statt Cordon? (B. I. S. 462 scheint der Verf. selbst besorgt zu haben, man möchte Einfassung nicht gehörig verstehn, er setzt also in einer Parenthese Cordon hinzu.) Schwerlich wird man in Berlin verstehen, was der Markt der Waffenreuter sey. Es soll der Gensdarmesplatz seyn.

Auch

Auch die undeutschen Wörter Derlei, Bauten u. dgl. findet man in diesem Buche.

Wozu ferner überall die Vornamen berühmter und unberühmter Männer vom Civil- besonders aber vom Militarstande? Dazu verleitete wahrscheinlich den V. Seyfart, der Erzgenealogist, in seiner sogenannten Lebens- und Regierungsgeschichte Friedrichs des Andern; eine Hauptquelle des Verfassers! Wahrlich, wenn man diese Vornamen weggelassen, und nicht so viele Zahlen mit Buchstaben ausgeschrieben hätte — das Buch wäre um einige Bogen kleiner geworden. Es erschweret wirklich das Lesen, und klingt bisweilen lächerlich. Wie? wenn man schreiben wollte: Der Professor **Friedrich Christoph Jonathan Fischer** gieng zu dem Direktor **Daniel Nettelbladt**, und speiste bey ihm mit dem **D. Joh. Salomo Semler**, mit dem **D. Karl Friedrich Bahrdt**, mit den Professoren **Ernst Christian Westphal**, **Johann Christian Woltär** und **Matthias Christian Sprengel**.

B. I. S. 145 führt Hr. F. einmal eine Quelle an; aber wie? „Alles das habe ich aus einem gedruckten Briefe genommen.“ Was hilft uns nun aber dieß? Hätte er doch lieber gleich den Ort oder die Sammlung angezeigt, wo jener Brief zu finden ist!

B. I. S. 236 heißt es: „Der Kabinetsrath **Eichel**, „der alles beym König vermochte.“ Alles! wie sehr wird Friedrich dadurch heruntergesetzt!

B. I. S. 283, wo das Urtheil des Königs über das Richelieu und beygelegte politische Testament angeführt wird, sagt Hr. F. auch das seinige. „Friedrich zweifelte an dessen „Aechtheit, und hielt es für allzukindisch, als daß es von einem so großen Manne herrühren könnte. Ich glaube, der „König hat Recht in Ansehung des französischen Buchs, das „man gewöhnlich unter der Aufschrift: Politisches Testament „des Kard. Richelieu, herumträgt. Das ist eine durch Einschiebsel und elende Zusätze entstellte Erweiterung des wahren Originals, das in lateinischer Sprache geschrieben ist, „und nur aus einigen Bogen bestehe, die ich besitze, und die „allerdings des Verfassers würdig sind.“

Die Ränke und Anschläge der Feinde des Königs von 1744 bis 1755 scheint Hr. F. sorgfältig und richtig entwickelt zu haben. Doch hätte man auch darüber erst den König selbst hören sollen. Wie dieser durch seinen Gesandten in Dresden

das Wichtigste erfahren habe, ist bekannt. Hrn. F. aber ist wahrscheinlich, (wir wissen nicht, aus welchem historischen Grunde,) man habe dem König absichtlich Papiere von den Anschlägen seiner Feinde, und zwar mit einiger Vergrößerung, in die Hände gespielt, daß ferner Kaunitz und Bestuschef selbst diese Benachrichtigung gewußt und befördert haben, um ihn zu dem Schritte gegen Sachsen zu verleiten, der ihre Absichten begünstigte. Warum aber der Verf. S. 397 den Mann nicht nennet, durch den der Preuß. Gesandte in Dresden, Hr. von Malzahn, jene Anschläge erfuhr, begreifen wir nicht. Fast scheint es, Hr. F. wußte ihn nicht, weil er schreibt: der bekannte geheime Sekretarius. Es war der Kabinetskanzlist Menzel. Wir führen dieß hier auch deswegen an, weil lezthin in einer gelehrten Zeitung ein Recensent — wir wissen nicht mehr, in welchem Buche — diesen Umstand fand, und ihn als eine geheime Anekdote auszeichnete: da doch alles schon im Febr. 1758 durch den Druck bekannt wurde; nämlich in dem Promemoria, das der Chursächsische Gesandte in Regensburg austheilen lies, und zwar in der ersten Beylage. Daraus ist es in ein sehr bekanntes Buch, in die N. geneal. hist. Nachrichten, (Th. 107. S. 952 f.) und daraus in andre bekannte Bücher gekommen.

Bey dem Streit, den unter andern Lloyd und Tempelhof mit einander geführt haben, ob nämlich der König einen Staatsfehler begangen, daß er den siebenjährigen Krieg nicht eher angefangen habe, ist unser Verf. für die Verneinung. Er zeigt recht gut, daß es nicht wohl eher habe geschehen können. Ob er also gleich auf Tempelhofs Seite ist, so meynt er doch, dieser wäre in den Geheimnissen der Staatskunst ganz uneingeweiht, und wäre von dem Zusammenhang der politischen Dinge gar zu wenig unterrichtet, als daß er darüber ein richtiges Urtheil habe fällen können. Ey! Ey! Allenfalls war der Hr. von Tempelhof in Berlin doch näher bey der Quelle, und Hr. Prof. Fischer ist doch gewiß vom Zusammenhange noch weit weniger unterrichtet, als Herr von Tempelhof.

B. I. S. 465 f. rüget der Verfasser das Betragen der meisten deutschen Reichsfürsten bey dem Ausbruch jenes Krieges, wo sie das preußische Haus, dem sie zum Theil viel zu danken hatten, verließen, und keine Hülfe, ja nicht einmal freundschaftliche Theilnehmung am Unglück blicken ließen. Indessen glauben wir, daß sie, wo nicht alle, doch viele zu entschul-

entschuldigen sind. Denn derjenige, der dieses hier schreibt, erinnert sich noch lebhaft, wie allgemein in Deutschland damals der Glaube war, der König würde ganz gewiß zu Boden gedrückt, und seiner meisten Länder beraubt werden. Wie konnte man bey der Macht des ganzen kaiserlichösterreichischen Hauses und bey so vielen mächtigen Bundsgenossen, geringen Reichsfürsten zumuthen, sich für den König zu erklären? Da man ihn in die Acht erklärte, so hätte man sie auf der Stelle von Land und Leuten gejagt. Mancher durfte es schon wegen der Lage seines Landes nicht wagen. Vorwürfe verdienen hingegen in alle Ewigkeit diejenigen Fürsten, die dem König wirklich viel zu danken hatten, und doch bey jenem Krieg erbittert gegen ihn handelten, und wohl in eigener Person seine Länder brandschatzten.

Ueber das stürmische Betragen des damaligen preußischen Gesandten in Regensburg, des Herrn von Plotho, urtheilt er S. 478 folgendergestalt: „Wenn ich meine Meynung sagen darf, so hätte Plotho besser gethan, wenn er, anstatt „aller dabey vorgefallenen Neckereyen, womit nichts in der „Hauptsache ausgerichtet wurde, und die auch den Unpar„theyischen einen Anstoß machten, mit mehrerer Mäßigung „und Bescheidenheit zu Werke gegangen wäre, und sich bloß „bemüht hätte, die insgeheim geschehene Unterhandlungen „und Bestechungen in der Stille zu beobachten, auszukund„schaften, und ihre Wirkung im Reichsrathe unversehends „durch eine schnell vorbereitete Absonderung der Protestanten „in Theile vorgebeugt hätte. Das wär bey diesem Vorgan„ge eben so möglich, wie es nachher in der Achtsache wirklich „ausgeführet worden ist. Gewisse Staatshandlungen, wo„mit man sich noch zu Regensburg viel weiß, würden in der „That das vorige Jahrhundert besser, als das jetzige, kleiden. „Denn heut zu Tage zählen sie Männer von der feinern Welt „unter die Staatsmikrologien, und sehen sie als überflüssige „Rechtsförmlichkeiten an, welche nichts bewirken, und wo„mit man die Zeit verdirbt.“ Das ist nun so geschwind hingesetzt. Aber wenn Hr. S. selbst in der bekannten Lage des Hrn. v. P. gewesen, hätte er vielleicht anders geurtheilet.

Die Anekdote (B. I. S. 480) von dem Ende des zu Anfang des siebenjährigen Krieges in Anspach gewesenen ersten Ministers von Seckendorf ist zwar vielen Leuten bekannt, aber unsers Wissens vorher nicht gedruckt gewesen. Ganz

unbekannt aber war dem Recensenten, was S. 481 von der geheimen Triebfeder der Entzweyung des noch lebenden Herzogs von Würtemberg mit seiner Gemahlin, der Brandenburgbayreuthischen Prinzessin, erzählt wird. Ueberhaupt hat der Verf. von Würtemberg seinem Vaterlande manche schätzbare, minder bekannte Nachricht eingestreuet; zumal da sein **Vetter**, wie er ihn nennet, der Prälat **Eberhard August Fischer**, damals, nebst **Mosern**, eine wichtige Rolle mitspielte. Als der Herzog gegen den König von Preußen ausmarschiren wollte, weigerten sich seine Truppen. Er kam darüber in Lebensgefahr, und mußte — so sagt der Verf. S. 483 — vor seinen Augen verschiedene Male **einige hundert in die Reihe aufhängen lassen**, bis er sie über die Gränze brachte. **Einige hundert** — und **verschiedene Male** — das wäre doch zu arg, und ist unglaublich!

Gefreut haben wir uns über die wohlverdiente Darstellung des abgefeimten Betragens des Grafen von Montmartin, der den Herzog von Würtemberg von dem preußischen Hofe abwendig und dem österreichischen Hause geneigt machte. Er starb **in allgemeiner Verachtung**. (Band II. S. 301 f.)

Von Voltairen ist Hr. F. ein übertriebener Verehrer. Wer kann's aushalten, wenn er ihn (B. I. S. 332) den Lehrer der Fürsten und den Gesetzgeber der Nationen nennet, der Duldung und Menschenliebe — aber nicht auch Frechheit, Unverschämtheit und Wollust? — predigte, und die geistliche Verfolgungswuth aus **Europa** (wollte Gott, es wäre wahr!) verbannte; der die rabulistische Bosheit entlarvte, und der Menschheit heilige Rechte bewahrte, der die Sache des Volks bey den Regenten ausführte, und die blutigen Gefilde des Fanatismus umwandelte? An allem dem ist wohl etwas. Aber wer wird so im Allgemeinen und so einseitig urtheilen?

Noch findet man B. I. S. 583 die Mähre, daß Gustav Adolph hinterwärts durch das Rückgrad wäre erschossen worden.

B. II. S. 198 hat Hr. F. zur Unzeit mit seiner Gelehrsamkeit paradirt, indem er den Pseudonymus Hippolithus a Lapide, Bogislaus Philipp von Chemnitz nennet. Noch ist dieß schwerlich allen Gelehrten bekannt, und auch so klar ausgemacht nicht, daß dieser deutsche, in schwedischen Diensten gestandene Gelehrte den Namen Hipp. a. L. angenommen

men habe. Deswegen hätte diese seine pseudonymische Benennung dazugesetzt werden sollen.

Sollten die Festungswerke von Lippstadt nach dem siebenjährigen Krieg wirklich niedergerissen worden seyn, wie B. II. S. 258 erzählt wird?

Nach B. II. S. 262 soll der Baron von der Trenk das langwierige Gefängniß deswegen haben aushalten müssen, weil er den Großkanzler Bestuschef und dessen Gemahlin mehr aufgereizt, und vielleicht gewisse Geheimnisse des preußischen Hauses ausgeschwatzt hatte. Etwas mag wohl daran seyn.

Von dem Kolonistenwesen urtheilt Herr F. (B. II. S. 280) nicht günstig, und zeigt, daß man den König dabey sehr hintergangen habe. „Wenn der König zur Muste„rungszeit diese Pflanzungen besichtigte, so hatte man es ver„anstaltet, daß diese Kolonisten in entlehnter sauberer Klei„dung sich häufig an der Landstraße in voller Arbeit zeigten, „ihre Güter zu bestellen. Der gütige Monarch freute sich „über diesen Wohlstand und Fleiß seiner neuen Unterthanen, „und wußte nicht, wie schändlich man seine Wohlthaten miß„brauchte.“ Indessen sind doch noch viele 1000 Kolonisten in den preußischen Ländern, und zum Theil in sehr gutem Wohlstande. Also möchte dabey der Vortheil doch wohl den Schaden übertreffen.

B. II. S. 291 verwirft der Verf. das bekannte Buch: Privatleben Ludwigs des 15ten, als ein schmähsüchtiges und unglaubwürdiges Werk, und thut zugleich einen, mit Selbstdünkel vergesellschafteten Seitenblick auf das Recensentenvolk, wie er es zu tituliren beliebt. Wahr ist es wohl, daß jenes Buch übertriebene und zu sehr ins Schwarze gemalte Schilderungen enthält; aber wer wird es deswegen ganz als unnütz verschreyen? Daß das Meiste darinn wahr und richtig erzählt sey, weiß jeder, der mit der neuen französischen Geschichte bekannt ist. Ueberhaupt ist auch jene ganze Stelle ein Auswuchs.

B. II. S. 308, wo der Verf. eine allgemeine Censurfreyheit anrathen möchte, thut er einen — wie sollen wir ihn am gelindesten nennen? — tollen Vorschlag, jeden, der anonymisch schreibt, als einen Staatsverbrecher zu behandeln. Als der Verf. während des bayerischen Erbfolgekriegs so manche Schrift ohne seinen Namen ausgehen ließ, muß er diesen gefährlichen Glauben noch nicht gehegt haben.

Von dem Kunstgeschmack des Königs kömmt B. II. S. 330 folgende ungereimte Nachricht vor. „Der König verwandte viel Geld auf die Anschaffung von Schildereyen, die „er aus allen Gegenden Europens zusammenkaufte. Er „schien nicht viel aus den Manieren der Meister sich „zu machen, noch sich sehr darum zu bekümmern, ob es „Originale oder Kopien waren, wenn sie nur etwas hat„ten, das ihm gefiel. Aber dadurch geschah es, daß er „oft Nachbildungen eben so theuer wie Urbilder bezahlen „mußte. Es wollen doch Einige bemerken, daß er in der „Auswahl einen guten Geschmack gezeigt, und ein gewisses, „natürliches Gefühl für die Kunst gehabt hätte. Andere „Kenner und Künstler hingegen wollen ihm hierbey gar kein „Talent einräumen. Ich kann nicht entscheiden." Er hätte lieber nichts davon schreiben sollen.

Die Beschreibung des Bayrischen Erbfolgekriegs S. 352 u. ff. ist dem Verf. vorzüglich gut gelungen. Dies lies sich erwarten, da er zur Zeit desselben einer der fruchtbarsten Scribenten in dieser Materie war. S. 358 sagt er, man habe damals von Oestreichs Seite zu verhindern gewußt, daß gewisse Schriftsteller keine Verleger gefunden, und daß man bey den bereits gedruckten Schriften den Debit gehindert oder sie in Vergessenheit gebracht habe. Er zeigt auch, wie dies ohngefähr möge bewerkstelligt worden seyn; und am Ende kömmt es heraus, daß er auf sich selbst und auf das fünfte Stück seiner Erbfolgsgeschichte von Bayern zielet, welches, seiner Wichtigkeit ungeachtet, durch Intriguen wäre zu Makulatur gemacht worden. Uns dünkt, Hr. F. schliesse hier a particulari ad universale. Wahrscheinlich war er selbst Schuld daran, daß man nach jenem fünften Stück nicht fragte, weil man sich an den vier ersten Stücken, worin er blos aus gedruckten und bekannten Nachrichten geschöpft, müde gelesen hatte. In dem fünften hat er aber wirklich viele noch ungedruckte Urkunden gebraucht und zum Theil beygefügt.

B. II. S. 451 sagt der Verf. seine Gedanken über Verpachtung und eigene Verwaltung der Kammergüter, und rühmt dabey die Verfassung seines Vaterlandes, des Herzogthums Würtemberg, in dieser Hinsicht. Zuletzt bietet er seine bona officia an, die preussischen Kammerämter auf Würtembergische Art einzurichten. Sehr gütig!

B. II. S. 454, wo von der Vernachlässigung des Gesandtschaftswesens unter dem verstorbenen König die Rede ist,

spricht

spricht er ganz übertrieben, und hat wieder folgende ungereimte Stelle: „Ueberhaupt findet man bey dem jungen preus„sischen Adel eine allgemeine Abneigung, sich von „Staatssachen zu unterrichten, und in den Staatswissen„schaften zu üben. Es war seither vergeblich, daß ich mir „Mühe gab, ihnen daran Geschmack beyzubringen. Sie „behaupteten, sie würden doch niemals ihre Talente in diesem „Fache üben dürfen, und es könnte ihnen dieses Studium „eher gefährlich werden.“ Es könnte seyn, daß mancher kluge junge Herr von Adel nicht über die Staatswissenschaft, sondern nur gegen des Hrn. Prof. Unterricht darin, Abneigung gehabt hat.

S. 458 stossen wir auf eine Bedenklichkeit in Ansehung der preußischen Geburts- und Sterbelisten. Hr. F. giebt dort die im J. 1784 Gebohrnen und Gestorbenen an, und setzt dazu: „wenn man anders den öffentlichen Listen trauen „darf, indem sich deren Subaltern-Verfertiger oft kein Ge„wissen machen, die Zahlen höher anzugeben.“ Eine solche Beschuldigung hätte mit Beweisen müssen belegt werden, sonst heißt sie nichts. Daß dergleichen Tabellen nie ganz richtig sind, das gilt von allen Staaten. Wenn die preußischen Subalternverfertiger die Zahlen falsch angäben, wäre es sehr strafbar, indessen noch immer besser, als wenn es von den Obern aus Absichten geschähe, wie man von ein paar andern Ländern vermuthen will.

S. 465 meynt der Verfasser, oder vielmehr, er ist ganz überzeugt, wenn Friedrich weniger Schriftsteller gewesen wäre; so würden seine Unterthanen noch glücklicher geworden seyn. Ob dies so ist, wissen wir zwar nicht, glauben aber, wenn Hr. Prof. Fischer etwas weniger Schriftsteller seyn wollte, möchte es einigen Nutzen haben.

Mit dem Schluß des Werks, der uns so zu sagen ganz aus der Seele geschrieben ist, beschließen auch wir unsre Beurtheilung. „Die Jahrbücher der Welt liefern uns ein lan„ges Verzeichniß von großen Männern und von guten und „rechtschaffenen Menschen. Aber genau betrachtet, wird man „bey keinem der alten Helden beide Eigenschaften in gleich ho„hem Grade zusammen antreffen, und die Sittenlehrer und „die Kenner der Menschheit haben beynahe den Grundsatz „aufgestellt, daß sie unvereinbarlich wären, und immer die „eine auf Kosten der andern zur Existenz käme. Friedrich „hat sie vereinigt, und in gleich vollkommenem Grade besessen,

„sen, daher Er mit Recht von seinen Zeitgenossen den Beyna-
„men des Einzigen empfangen, und wenn Pope wieder auf-
„lebte, so würde er ausrufen: Was ist der Kopf eines Frie-
„drichs gegen das Herz eines Friedrichs!“

Von noch geringerem Gehalt, als dieses Fischerische Werk ist folgende, fast zu gleicher Zeit gedruckte Arbeit eines Ungenannten:

Die besondern Merkwürdigkeiten der Helden-, Staats- und Lebensgeschichte des bewunderten und verewigten preußischen Königes, Friedrich des Großen, nebst verschiedenen Anekdoten oder geheimen Geschichten unpartheyisch beschrieben, auch mit den Plans derer (der) vornehmsten Schlachten versehen. Erster und zweyter Theil. Strasburg, (ohne Angabe des Verlegers; der Druck ist auch nicht Strasburgisch) 1787. Zusammen 24½ Bogen in 4. Nebst 10½ Bogen Plans von Bataillen.

Wir finden keine Vorrede oder irgend eine andre Nachricht, wo der Verf. Absicht oder Gesichtspunkt bey seiner Arbeit angezeigt hätte. Dem Titel nach will er Merkwürdigkeiten, und zwar besondere, erzählen. Auf Vollständigkeit und Zusammenhang scheint er also keinen Anspruch zu machen. Wirklich findet man auch weder jenes, noch dieses: wohl aber manche Merkwürdigkeiten andrer Leute. Anfangs scheint der Verf. sich seinem eigenen Vortrage überlassen zu haben: weiter hin und bis ans Ende hat er es sich bequemer gemacht, und andre tapfer ausgeschrieben. Jener eigene Vortrag ist sehr matt, pedantisch und unrein. S. 16 (des ersten Theils) heißt es: Der König nahm — Truppen in Dero Dienste. S. 17. „Kürzlich von den sämmtlichen königl. „Provinzen etwas zu sagen, so werden dieselben — eingethei-„let ꝛc.“ S. 27. „Die Verlobung Sr. höchstseligen Ho-„heit, des königl. Herrn Bruders Prinz Wilhelms, mit „der Braunschweig-Wolfenbüttelschen Prinzessin, Loui-„sen Amalien, des Durchlauchtigsten Herzogs zu Braun-„schweig-Wolfenbüttel, und Ihro Maj. der regierenden „Königin

„Königin von Preußen, Prinzessin Schwester.“ S. 27:
Bevor ich aber nun ꝛc. S. 31: „Die Zeughäuser wur-
„den überall rege. Dieß war nun der österreichische Erbfolge-
„krieg.“ S. 37: „Der König im Gefolge seiner Herren
„Brüder Hoheiten.“ Und dergleichen Annehmlichkeiten
mehr.

Das Beste an diesem Machwerk ist dessen Kürze. Der Verf. macht keine weitläuftigen Beschreibungen von Schlachten und Belagerungen, und übergeht gar manche Merkwürdigkeit. Und doch würde das Buch noch geschmeidiger ausgefallen seyn, wenn sein Urheber nicht so viele fremde Dinge eingeschoben hätte. So gehörte z. B. in eine Lebensgeschichte keine Beschreibung der preußischen Länder: und dennoch findet man in diesem Buche gewissermaßen eine doppelte Beschreibung derselben; zuerst im zweyten Bogen des ersten Theils. (wo der Verf. S. 19 auch alle aus der oranischen Erbschaft dem preußischen Hause zugefallenen Ländereyen in den vereinigten Niederlanden, als jenem Hause noch gehörig, angiebt! da sie doch der vorige König dem Erbstatthalter für 700,000 holl. Gulden überlassen hat. Eben daselbst hat uns der Ausdruck Prinzthümer gar wohl gefallen!) Hernach im zweyten Theil S. 126 geht er nunmehro weiter, und will nun die Städte der preußischen Staaten etwas genauer darstellen. Mit dieser Darstellung werden wirklich — ganz unnützer Weise — beynahe vier Bogen angefüllt. Obendrein ist es Stoppelwerk aus andern, oft eben so ärmlichen Kompilationen, z. B. der größte Theil der Beschreibung von Stendal ist aus den Bemerkungen eines Reisenden durch die königl. preußischen Staaten (Th. I. S. 298) entlehnt, ohne ihrer auch nur mit einer Sylbe zu erwähnen. Eben daher rührt ein Theil der Beschreibung von Berlin. Der Plagiarius ändert nur bisweilen die Worte, und läßt hier und da etwas weg. Wenn z. B. der Verf. jener Bemerkungen S. 308 schreibt: „Eine schöne steinerne Brücke macht zwischen „beyden (der alten und neuen Stadt) die Kommunika-„tion;“ so heißt es hier S. 149: „Eine vortreffliche stei-„nerne Brücke macht zwischen beyden den Zusammenhang.“ Das Allererbaulichste aber ist, daß der hirnlose Abschreiber aus der Beschreibung der Stadt Rathenow, die jener Reisebemerker S. 308 f. aufstellt, die Beschreibung der Stadt Berlin gemacht hat. Er las vermuthlich nur den Anfang des dortigen Briefes, wo es heißt: „Der Sprung von der

„Prieg-

„Priegnitz nach Berlin ist ziemlich groß.“ Er selbst that nun einen unglücklichen Sprung, indem er die Worte: „Die „erste Stadt nach dem Ihnen schon genannten Tangermünde „war Rathenow,“ überhüpfte, und nun das, was folget, für Beschreibung von Berlin annahm. Es heißt in jenem Buche: „Die Stadt hat über sechshundert Häuser.“ Dieß hätte ihn billig stutzig machen und genauer nachsehen lehren sollen. Wirklich stutzte er auch ein wenig; denn nur sechshundert Häuser in Berlin sich zu denken, wäre ja platterdings unmöglich. Es muß also, dacht' er, ein Druckfehler seyn, (obgleich die Zahl mit Worten ausgedruckt ist,) und setzte demnach weisheitsvoll sechs tausend. Hierauf folget die schon angeführte Kommunikations- oder Zusammenhangsbrücke. Und nun lauten die Worte beym Reisebemerker, wie folget: „Die Häuser sind nach einem vortrefflichen Ge„schmack gebauet, und geben der Friedrichsstadt in Ber„lin nicht viel nach.“ Jeder andere würde aus diesen Worten geschlossen haben, daß da von keiner Beschreibung Berlins die Rede seyn könne, denn das wäre ja eben so viel gesagt, als: die Häuser in Berlin geben den Häusern in Berlin nicht viel nach. Aber bey unserm Plagiarius steigt die Hirnlosigkeit immer höher; er schreibt: „Die Häuser in Ber„lin sind eben so schön, als in der Friedrichsstadt, gebauet.“ Nun folget in jenem Buche die Beschreibung des steinernen Monuments, das die Landstände 1738 dem großen Churfürsten Friedrich Wilhelm zu Ehren hatten errichten lassen. Unser Abschreiber versetzt es auch glücklich nach Berlin in die Neustadt. Weiter sagt jener: „Die Nahrung der Stadt „(nämlich Rathenow,) besteht in Holzhandel, Ackerbau „und Viehzucht, und ist nicht gering.“ Dieser: „Die Nah„rung der Stadt Berlin besteht in Ackerbau, Viehzucht und „Holzhandel, und“ — fährt er unmittelbar fort — „die „Handlung ist allhier die wichtigste in der ganzen Churmark x.“ Dieser Zusatz ist anderswo her; aber gleich darauf folget wieder, was jener von Rathenow sagt, daß nämlich seit 1764 dort eine Kanefas- und Manschesterfabrik errichtet sey. Unser Mann läßt dieß in Berlin geschehen, auch das, was darauf von den Winterlustbarkeiten in Rathenow gesagt wird. Nicht einmal die dazwischen vorkommende Nachricht von dem Dichter Blum, der, wie allgemein bekannt, in Rathenow lebt, hat unsern Scribax irre gemacht. Unmittelbar nach jenen Lustbarkeiten fällt ihm die königliche Bibliothek ein.

Sie

Sie hat, sagt er, eine in zwo Abtheilungen von Pesne gemalte Docke, wird wohl Decke heißen sollen. Bey dieser Gelegenheit zeigen wir noch einen Vorzug dieses Werkleins an; es ist mit Druckfehlern reichlich geschmückt. Auch diese Stelle, und was hernach folget, ist aus dem schon oft citirten Buche S. 524 ff. Um etwas Eigenes zu haben, so sagt unser Verfasser: „In der andern Abtheilung (jener Decke) „ruht die Dichtkunst auf des Homeri und Horatii Werken;“ da hingegen sein Führer sagt: auf Homers und Horazens Werken.

Auch die Beschreibung des preußischen Kriegsstandes ist meistens wörtlich aus demselben Buche abgeschrieben. Man vergleiche, wenn man es allenfalls nicht glauben will, unser Buch Th. II. S. 73 ff. mit jenem Th. I. S. 338 ff.

Sogar die Schilderung, die der Baron von Bielefeld von dem Könige gemacht hat, ist aus demselben Buche (S. 435 ff.) entlehnt. Um dieß aber zu bemänteln, stellt sich unser Schreiber, als wenn ihm der Verf. dieser Schilderung unbekannt wäre. Er nennt ihn zweymal einen Unbenannten; da doch der Name Bielefeld in demselben Buche, das er so emsig plünderte, zweymal auf der angeführten Seite stehet.

Der Himmel mag wissen, woher er die im 2ten Theil S. 29 ff. stehenden, auch nicht recht hierher gehörigen Nachrichten von Voltaire, Maupertuis, d'Argens, Algarotti, la Mettrie (oder, wie dort steht, la Matrie,) Laudon und Daun, geraubt haben mag. S. 36 erwähnt er des unglücklichen Kaisers, Peters des dritten, und setzt ganz unversehens hinzu: „Hier muß ich eine curiöse Anekdote, welche „diesen Prinz angeht, hersetzen.“ Weil sie aber ein russischer Officier erzählt haben soll, und unserm Manne, nach den so eben abgelegten Proben, nicht zu trauen ist, so theilen wir sie nicht mit.

Die Kupferstiche sind eben so erbärmlich, als das Buch. Das voranstehende, höchst stümperhaft hingekratzte Bildniß des Königs hat nicht einen einzigen Zug von dessen, oft in den elendesten Bildchen doch einigermaßen getroffenen und so ausgezeichneten Physiognomie. Er sieht einem Schildbürgerhauptmann ähnlich. Die Plane entsprechen dem schönen Ganzen. Die meisten sind gesudelt und die Gegenstände schief, oft ganz unrichtig dargestellt. Zur Probe vergleiche man nur den Plan der Schlacht bey Zorndorf mit demjeni-

 gen,

gen, den Tempelhof im zweyten Bande seines bekannten Werks geliefert hat. Einige wenige, z. B. der Plan der Schlacht bey Roßbach, sind gut gezeichnet.

Wir erwähnen bey dieser Gelegenheit auch noch zweyer Schriften eines Ausländers, des Herrn Etatsraths Rothe in Kopenhagen, die er zur Ehre und zum Andenken des unvergeßlichen Königs in dänischer Sprache geschrieben, die man aber ins Teutsche unter folgenden Titeln übersetzt hat:

Gedanken in (nach) Anleitung der Rede des Preussischen Staats- und Cabinets-Ministers Herrn von Herzberg, gehalten den 26 Januar 1786, am Geburtstage seines Königs, durch T. Rothe. Copenhagen, bey Proft, 1787. 7 Bogen in 8.

Ueber Preußens König Friedrich den II; mit Rücksicht auf die monarchische Regierung und den dänischen Staat. Von Tyge Rothe. Aus dem Dänischen übersetzt, mit einigen Anmerkungen (es sind ihrer fünf), von Valentin August Heinze, der Weltweisheit Doctor und Professor zu Kiel. Kopenhagen und Leipzig, bey Proft, 1787. 14 Bogen in 8.

Beyde Schriften sind nicht sowohl historischen, als rednerischen und philosophischen Inhalts, patriotische Herzensergießungen des edeldenkenden Verfassers, der als Weltbürger spricht, um seine Mitmenschen, besonders seine Mitbürger die Dänen, auf gewisse wichtige Angelegenheiten aufmerksam zu machen. Er scheint ganz von Friedrichs Größe durchdrungen, ohne jedoch gegen dessen geringe Fehler partheyisch eingenommen zu seyn. Jeder wohlgesinnte Teutsche wird beyde Bücher gewiß mit Vergnügen ganz lesen. Wir begnügen uns deswegen nur mit einigen Proben. In dem ersten heißt es S. 6: „Es muß dem Minister Herzberg eine „Stunde voll himmlischer Lust gewesen seyn, da er öf„fentlich von seinem Herrn redete. Du, rechtschaffener Bie„dermann, welcher ein Herz hat, mit liebevollen Wohlwollen

„zu

„zu fühlen, für diejenigen, welche in seinem Vaterlande re„gieren! Du, der Du mit wahrem, edeln Publik-Spirit „sehnlich wünschest, daß die Regenten deines Vaterlandes in „den Augen Europens herrlich seyn! Du, welcher richtige „Begriffe hat von demjenigen, was die Ehre des Monar„chen und die Glückseligkeit des Volks ausmacht; — Du „fühlst es, welche Stunde voll Erhebung der Seele und Ge„nusses der Freude es dem Minister gewesen seyn müsse, da „er redete. Allein, dieser edle Mann verdiente auch sein „Glück ꝛc."

S. 33: „Merkwürdig ist der Umstand, daß die beyden „letzten Könige von Preußen als Kronprinzen nicht den völli„gen Beyfall ihrer Väter besassen: doch haben sie in den „Jünglingsjahren die Achtung der Väter gehabt. Durch das „erste geschahe es, daß sie keinen Antheil an den Zerstreuun„gen des Hofes nahmen, und Zeit hatten, welche sie nach „eigenem Belieben anwenden konnten. Vermöge des letzten „aber ließen die Väter geschehen, daß sie den Weg, den sie „einmal gewählt, gehen konnten. Wäre Friedrich Wilhelm „ein so munterer und prächtiger Prinz gewesen, als sein Va„ter und dessen Hofleute es wünschten; so hätte er nicht dem „Verfalle im Staate wieder aufhelfen können. Hätte Frie„drich II. nicht größere Philosophie besessen, nicht freyere und „größere Ideen gehabt, als sein Vater; so wäre er nicht der „Fürst geworden, welcher es mit einem jeden europäischen „Regenten in Hinsicht des Ruhms aufnehmen kann."

Wie freymüthig und patriotisch der Verf. von seinem Vaterlande urtheile, mag man unter vielen Stellen aus folgender (S. 36) beurtheilen: „Jeder politische Schriftsteller, „welcher redlich denkt, und zugleich seine Worte auf der fei„nen Wage der Bescheidenheit abzuwägen weiß, wird in Hin„sicht unsrer leicht eingestehn können: daß der Ackerbau „schmachte; daß Nationalfabriken noch nicht angefangen „Wurzel zu fassen, und folglich auch noch nicht hoffen lassen, „daß sie durch eigenes Leben und Kräfte wachsen können; daß „die Polizey der Hauptstadt noch nicht zum Muster der Poli„zey andrer Städte könne angenommen werden; daß Müssig„gang und Betteley im ganzen Lande das arbeitende Volk „aussaugt, und den noch schwachen Arbeitsfleiß desselben er„sticken muß; daß das Schulwesen eine bittre Demüthigung „für die Nationalehrbegierde ist; daß die Häfen des Landes

„mit Schlamm angefüllt, daß die fließenden Gewässer laufen,
„wie sie wollen, und faule Moräste verursachen, daß das
„Concurswesen, das Criminalrecht und die Gesetze für den
„Landmann kläglich zu dem Monarchen rufen, daß sie durch
„ihre noch jetzt fortdaurende Beschaffenheit dem Staate nicht
„zur Demüthigung gereichen mögen, und zwar zu einer Zeit,
„da man in andern Staaten so rühmlich und richtig darauf
„bedacht ist, die Gesetzgebung mit dem, was schon im Staate
„vorhanden, und dem, was ein oder mehrere Jahrhunderte
„jünger, als das alte Staatsgesetz ist, in Harmonie zu brin-
„gen." Wie ganz anders klingt diese Sprache, wenn man
sie mit derjenigen, welche unbesonnene Lobpreiser führen, zu-
sammenhält!

In der andern Rothischen Schrift kömmt S. 30. ein
Zeugniß von einem Manne vor, der einer der Vertrauten
Friedrichs des 2ten genennt wird, wodurch das, was man
sonst schon weiß, bestätigt wird, daß nämlich der bewunderns-
werthe Monarch auch in seinen letzten, schmerzensvollen Ta-
gen nicht aufhörte, regelmäßig, wie in gesunden Tagen, für das
Wohl seiner Nation zu arbeiten.

S. 38 findet man eine merkwürdige Stelle zum Lobe des
jetzigen Kaisers. Dem Verf. ists wahrscheinlich, daß er Frie-
drichen übertreffen werde. „Dies muß so seyn, setzt er hin-
„zu; denn hat er nicht alle Aufklärung, Wissenschaft und Er-
„fahrung des ganzen Zeitalters Friedrichs vor sich? und wächst
„nicht die Masse dieser unsrer europäischen Schätze jährlich
„und täglich? Warum findet man es sonderbar, oder war-
„um giebt man es vor eine Zeitungslüge aus, daß Kaiser
„Joseph auf Preußens Friedrich, als das Muster, welches
„er gewählt hat, hingewiesen hat?"

Vortrefflich sind S. 87 u. ff. die Gedanken des Verf.
über die Art, wie Friedrich seinen Schatz möge gesammlet ha-
ben, und wie dies zum Theil auf Sachsens Kosten gesche-
hen sey, wobey eine treffende Schilderung dieses Landes vor
dem siebenjährigen Kriege vorkömmt. Wir müssen sie aber,
so wie vieles andre Lesenswürdige, übergehen; und setzen nur
noch folgende Stelle her, die gleichsam eine kurze Charakteri-
stik Friedrichs des Einzigen ist (S. 129): „Wenn wir nun
„wissen, was Preußens merkwürdiger Friedrich auf der Pa-
„rade und bey den Kriegsübungen seyn; welche lehrreiche In-
„structionen dieser Herr seinen Generalen vorschreiben konnte;
„wie

„wie er alle Angelegenheiten beym Kriegsheere, vom größten „bis zum kleinsten, durchdachte und anordnete; wie er es ver„stand, die Soldaten zu kleiden, zu verpflegen, auszurüsten, „sie in Bewegung zu halten, sie anzuführen; wie dabey auf„serdem alle Staatsunterhandlungen, alle Finanzplane, alle „großen ökonomischen Anlagen durch seinen Kopf giengen; „wenn wir wissen, daß dieser Herr den Entwurf zu einem „neuen Gesetzbuche aufsetzen konnte; daß er selbst viele wis„senschaftliche Schriften las; selbst, bald als Philosoph, bald „als Dichter, bald als Geschichtschreiber, bald als Staats„mann, und dies alles mit Meisterhand, schrieb; wenn wir „wissen, daß dieser Herr sich etliche Stunden an jedem Ta„ge Werke der Gelehrten vorlesen ließ; daß er sich mit Musik „belustigte; daß er täglich einige Stunden im freundschaftli„chen Umgange mit aufgeklärten Männern zubrachte; wenn „wir dies Alles wissen: so begreifen wir, wie Vieles ein Kö„nig zu bewirken im Stande ist, wenn er die Stunden des „Tages zu nutzen versteht."

Hr. Prof. Heinze hat seine Uebersetzung der zweyten Rathischen Schrift dem königl. preußischen Staats-, Kabinets- und Kriegsminister, Hrn. Grafen von Hertzberg, zugeeignet. Dies erinnert uns, daß wir in Ansehung einer Schrift dieses über unser Lob erhabenen Staatsmannes im Rückstand sind. Weil sie ebenfalls Friedrich den Einzigen betrift; so ist hier die schicklichste Gelegenheit, ihrer in der Kürze zu erwähnen — denn wer wird sie nicht längst gelesen haben? Sie ist betitelt:

Mémoire historique sur la dernière année de la Vie de Frédéric II, Roi de Prusse. Avec l'avantpropos de son histoire, écrite par lui-même. Lû dans l'assemblée publique de l'Académie de Berlin, le 25. Ianvier, 1787. Par *le Comte de Herzberg*, Curateur et Membre de l'Académie. 3 Bogen in gr. 8.

Dasselbe Teutsch. — 3 Bogen in gr. 8.

Erst wird erzählt, daß der verstorbne Monarch — von dem der k. k. Hofrath, Hr. von Birkenstock, eben so sinnreich als richtig sagt: incumbunt fatum posteri, fuisse mortalem — in dem letzten halben Jahre seiner Thatenvollen Regierung (und, wollen wir dazu setzen, unter vielen körperlichen Leiden) noch so viel gewirkt und gethan habe, daß es an Stoff zu einer eben so reichhaltigen Abhandlung, wie in den vorigen Jahren, in welcher an dessen Geburtstag der Hr. Verf. Friedrichs Handlungen kurz, aber kraftvoll, darstellte, keinesweges gemangelt habe. Die Ueberschwemmungen der Weichsel, Oder und Warthe gaben dem König neuen Stoff zum Wohlthun. Er erniedrigte auch durch die Oeffnung seiner Magazine die hohen Getreidepreise. Ferner wird erinnert, daß die Anzahl der Gebohrnen und Gestorbenen in der preußischen Monarchie im J. 1786 von derjenigen im J. 1785 wenig verschieden gewesen, hingegen der Betrag der inländischen Produkte, Fabriken und Manufakturen um einige Millionen höher gestiegen sey, als im J. 1785. Er belief sich auf 34 Mill. Thaler: und doch fehlen an dieser Summe einige wichtige Artikel. Es wird nach diesem versichert, daß Friedrich auch in Ansehung der auswärtigen Angelegenheiten bey seinen schweren körperlichen Leiden, von denen er sich nichts merken ließ, unermüdet fortgewirkt habe. — Der zweyte Theil dieser interessanten Schrift liefert die Regierungsgeschichte des großen Königs gleichsam in nuce. So kurz sie ist, so manchen neuen oder berichtigenden Umstand in den vorher bekannt gewordenen Leben und Thaten Friedrichs II. 2c. wird doch der Kenner darin wahrnehmen. Z. B. die Armee, die er von seinem Vater erbte, wird 70000 Mann stark angegeben, da gewöhnlich in Büchern nur 60000 gefunden werden. Daß der König in den Jahren 1740 — 1745 keine Subsidien von Frankreich erhalten habe, wie das große Publikum ehehin wähnte, wird auch hier versichert. Zu den Mémoires de Brandenbourg verfertigte der Hr. Verf. großentheils die Auszüge aus den Archiven, besonders zur Geschichte des dreyßigjährigen Kriegs und zur brandenburgischen Kriegsgeschichte. Im J. 1752 arbeitete er für den König einen kurzen Begriff aller seiner Unterhandlungen. Er erklärt sich auch selbst für den Urheber des Manifestes, das der König 1756 bey seinem Antritt in Sachsen bekannt machen ließ, so wie auch des berühmten Mémoire raisonné, das aus Dresdner Archivnachrichten verfertigt, und worin die

Anschlä-

Anschläge der Feinde des Königs unwiderleglich kund gemacht wurden. Indessen, setzt er hinzu, wird es immer problematisch bleiben, ob sie jemals würden ausgeführt worden seyn, und ob es gefährlicher gewesen seyn würde, dies zu erwarten oder ihnen zuvor zu kommen. Wie dem auch sey, heißt es weiter, die Neugierde des Königs — daß er nämlich in Wien wegen der Rüstungen anfragen ließ — und der kleine Umstand mit der Verrätherey eines sächsischen Schreibers sind die unzweifelbare Ursache jenes fürchterlichen siebenjährigen Krieges, der Friedrich den 2ten und die preußische Nation unsterblich gemacht, der aber auch beynahe den Staat ganz zu Grunde richtete, und ihn seinem Untergang nahe brachte. Daß der König nach diesem Krieg sein Heer über 200,000 Mann stark gemacht habe, wird auch hier versichert. Wenn der Herr Verfasser S. 22 wünscht, daß ein geschickter und mit den benöthigten Hülfsmitteln ausgerüsteter Mann die Regierungsgeschichte Friedrichs in den Friedensjahren seit 1763 umständlich beschreiben möchte; so wird jedermann auf Ihn selbst hinsehen, und sich, wenn es möglich wäre, die Erfüllung jenes Wunsches von Ihm erbitten. Aus S. 23 erhellet, daß der König, vermöge eines, unsres Wissens noch nicht bekannt gemachten Traktats, Rußland in dem vorigen Türkenkrieg mit Geld und mit einer großen Anzahl freywillig dienender Officiere unterstützt habe. Dort auch ist die wahre Veranlassung zur Theilung Polens angegeben. Daraus erhellet zugleich, daß nicht der König, wie geflissentlich verbreitet ward, wie so viele glauben, und neuerlich erst noch der Engländer Coxe *) verbreitete, sondern der Wiener Hof den ersten Anlaß dazu erregt habe. Wie groß des Hrn Grafen Antheil an dieser wichtigen Sache gewesen, und daß er der Urheber der Benennung Westpreussen sey, erzählt er selbst S. 24 u. f. Doch genug von diesem äußerst interessanten Mémoire!

Zuletzt wird von den hinterlassenen Werken des Königs Nachricht, und zugleich ein Vorschmack, der nach dem Ganzen desto begieriger macht, gegeben. Sie sollen gedruckt

 wer-

*) In seiner Reise durch Polen rc. wo es (Th. 1. S. 32) heißt: „Die Theilung von Polen ward allererst von dem König von Preußen entworfen."

werden, wie es hier heißt, sans aucun changement, ni retranchement *essentiel*.

Georg Wilhelm Zapf — Reisen in einige Klöster Schwabens, durch den Schwarzwald und in die Schweitz. Im Jahre 1781. Worinn von Bibliotheken, Alterthümern, Geschichte und vom Zustand der Litteratur überhaupt Nachricht gegeben wird. Mit 13 Kupfertafeln. Erlangen, bey Palm, 1786. 1 Alphab. 11 Bogen in gr. 4.

Die Gegenstände, die der Verfasser auf seinen Reisen, von denen er vorher schon einige Nachrichten drucken ließ, zum Augenmerk nahm, meldet der Titel. Und in der Vorrede heißt es: „Ich schrieb sie" (diese Reisebeschreibung) nicht für den Witzling, der noch eine Stunde am Nachtische sitzen bleibt, und sich mit leeren Grillen beschäftigt, um solche in Gesellschaften seines gleichen anzupreisen, sondern ich entwarf sie für den Literator, um ihm zu sagen, welche Schätze Schwaben besitze ꝛc." Dies ist an sich ganz löblich: nur werden manche, die doch eben keine Witzlinge sind, bald mehr, bald weniger zu lesen wünschen. Manche Kleinigkeiten würden sie dem Verf. gerne schenken, wenn er ihnen dafür erheblichere Nachrichten erzählt, wenn er sich mißgerathener Urtheile, trivialer Bemerkungen, und niedriger Ausdrücke enthalten, und sich dafür einer richtigern Gedankenfolge und edlern Schreibart beflissen hätte. Dies abgerechnet, ist man Hrn. Z. wirklich Dank schuldig für so manche, entweder ganz unbekannte, oder nicht recht bekannte litterarische Nachrichten.

In den vorläufigen Anmerkungen läßt Hr. Z. seinen Unmuth über den seel. Sander aus, der ihn in seinen, freylich größtentheils unbrauchbaren Reisebemerkungen, wie so manchen andern ehrlichen Mann, muthwillig und ohne Ueberlegung angezapft hat. Hernach versichert er, daß er nichts geschrieben habe, was er nicht gesehen, und daß er von dem, was er sah, genaue Nachrichten gebe, auf die sich jeder Literator verlassen und berufen könne und dürfe. Was andere vor ihm von den bereisten Gegenden gemeldet haben, z. B.

Herr

Herr Justizrath Gerken, das hat er nicht wiederholet, sondern sich gehütet, mit ihnen in Kollision zu kommen.

Die erste Reise gieng von Augsburg nach Weingarten dieser berühmten Benediktinerabtey. Hr. Z. erzählt kurz ihre Geschichte, und eben dieß thut er bey den folgenden Klöstern und Oertern. Da er bey diesem Geschäffte selten etwas Neues vorbringt, so hätte es, zur Ersparung des Platzes, wegbleiben können. Vielleicht ist es aber doch einem und dem andern angenehm. Merkwürdigkeiten der Klosterbibliothek beschreibt er genau; z. B. das berühmte Chronicon Weingartense, ferner Vita S. Arsakarii etc. Hr. Gerken hat dieses vortreffliche Manuscript schon ausführlich im 1sten Th. seiner Reisen beschrieben; Hr. Z. aber theilt eine in Kupfer gestochene Schriftprobe mit. So auch von einem sehr schön erhaltenen Kodex, der Minnelieder enthält, und noch nicht benutzt ist. Ferner von dem Fragment einer Handschrift, die wenigstens aus dem 10ten Jahrhundert seyn soll, und betittelt ist: Pompeii Trogi Epitoma historiarum. Von der heillosen Verstümmelung dieser und einer andern Handschrift von Pauli Diaconi historia steht S. 16 eine traurige Anekdote. Umständlich von einem Kodex, der das Patriarchen-, Schwaben-, Kaiser- und Bürgerrecht enthält. S. 24 ff. die Schenkungen an das Kloster Reichenau aus einer handschriftlichen Chronik. Unter den alten Druckerdenkmalen von einer alten Gerichtsordnung in Bayern, die außer diesem Lande sehr selten angetroffen wird. Die Ausgabe von den Annalen des Gerhard de Roo (Insbruck 1592 f.) hält Hr. Z. für so selten nicht, als sie gewöhnlich gemacht wird. Von Gabriel Bucelin und seinen Schriften stehen S. 36 ff. brauchbare Nachrichten, auch sein Bildniß in Kupfer gestochen, wird mitgetheilt. Von dem jetzigen Prior der Abtey, dem gelehrten P. Gerhard Heß S. 42 ff. Von den darauf folgenden allgemeinen Bemerkungen hätten immer einige wegbleiben dürfen, weil sie wirklich allgemein sind, z. B. vom übermäßigen Essen, das zu allen litterarischen Arbeiten träge macht, daß man sich auch bey einer mäßigen Mahlzeit überessen könne. ꝛc.

Salmansweil, die prächtige Cistercienserabtey wird auf eben die Art, jedoch etwas kürzer, behandelt, weil Feuersbrünste dem Kloster und der Bibliothek gar zu oft Schaden gethan haben. Den dortigen Prälaten, Herrn

Robert Schlecht, nennt der V. „einen jungen, ansehnlich(en) „und großen Herrn; der aber etwas mager, schön von An„sehen, liebreich ist, und sich eine Grazie zu geben weiß, die „ihn besonders auszeichnet und verehrungswürdig macht. — „Er stellt einen Staatsmann für, (vor,) der seine Würde, „zu welche ihn das Glück versetzt, fühlt. — Wer im Stan„de ist, das Paralell zwischen Robert und dem verstorbenen „Anselm zu ziehen, der wird einen merklichen Unterschied „zwischen beeden (beyden) finden. rc." S. 57 f. steht einiges von dem Exjesuiten Weitenauer, der 1783 in diesem Kloster starb.

St. Blasien, wo der Verf. vorzüglich gut aufgenommen wurde, und Gelegenheit fand, viel Merkwürdiges zu sehen und zu beschreiben. Nach Erwähnung der schrecklichen Feuersbrunst im Jahr 1768, wodurch Kirche, Kloster und die ganz vortreffliche von langen Jahren her gesammlete Bibliothek ein Raub der Flammen wurden, sagt er: „Das jetzt „so prächtig hergestellte Stift selbsten (selbst) wird jedem Rei„senden ein volles Genüge leisten. Es ist ein eigentlich wah„res und weitläuftiges Schloß, mit den größten Gängen, „weitesten Hallen und einer großen Menge von Zimmern „versehen. rc." — „Im Gasthof stieg ich ab, und kleidete „mich um, nachdem ich vorher etwas Kaffee getrunken hat„te. Der Wirth, mit Namen Mayer, ist ein sehr artiger „Mann. rc." Vieles zum Lobe des verehrungswürdigen Fürstabten; das wir aber anders gewendet und ausgedrückt zu sehen wünschen. Auf 3 Kupferplatten hat Hr. Z. Schriftproben aus dortigen Handschriften stechen lassen, wofür wir ihm verbunden sind. Die äußerst seltene, auf Pergament gedruckte lateinische Bibel in 3 Folianten hat zwar der Fürstabt Gerbert schon in seinem Iter alemannicum beschrieben; Herr Z. aber rückt hier (S. 68—73) eine noch umständlichere Beschreibung von Hrn. P. Aemilian Ussermann, jetzigen Bibliothekar, in lateinischer Sprache ein. Von eben demselben ist die S. 73—78 mitgetheilte lateinische Beschreibung einer der ältesten gedruckten Bibeln in deutscher Sprache. S. 83 f. von dem einsichtsvollen Archivar des Stifts, dem Herrn P. Moritz Ribbele, der Hrn. Z. veranlasset, ein Paar Seiten voll Klagen über schlechte Archivarien zu schreiben. Auch von andern gelehrten Religiosen des Stifts.

Basel, wo von Hrn. D. Beck, vom Hrn. von Mechel, und von Hrn. Haasens Typometrie, Nachrichten vorkommen.

Zürich.

Zürich. Die Stadt- oder Bürgerbibliothek bekam Hr. Z. nicht zu sehen, weil der Bibliothekar abwesend war; wohl aber die Stiftsbibliothek am Karolinum, die aber seiner Erwartung nicht entsprach; doch führt er einige Merkwürdigkeiten derselben an. Bodmern sprach er noch, und man liest gern, was er von dem ehrwürdigen Greis erzählt. Ferner von Lavater, Heß, Geßner, Pfenninger, Simmler, (wo er Hoffnung macht, daß die im J. 1780 angekündigten, sehr wichtigen, aber kalt betrachteten Annales reformationis ecclesiae Anglicanae e chartis diplomaticis anecdotis, doch noch erscheinen werden,) J. H. Schinz, J. K. Füeßlin, wo die Geschichte der berühmten Orell-, Geßner- und Füeßlinischen Buchhandlung erzählt wird. Sie hat im Grunde Bodmern ihren Ursprung zu danken.

Zweyter Abschnitt. Rheinau, die alte Benediktinerabtey, deren litterarische Schätze und Merkwürdigkeiten umständlich (S. 113—165) beschrieben werden; wozu auch noch S. 243—254 gehört, wo nämlich die alte lateinische Lebensbeschreibung des Irländers Fintan, dem Rheinau viel zu danken hat, abgedruckt ist. Goldast hat sie zwar schon bekannt gemacht; allein hier erscheint sie mit Anmerkungen des Hrn. P. Hohenbaum van der Meer. Zum Ueberfluß ist auch Fintans hölzerner Becher, aus dem er getrunken haben soll, bey S. 115 in Kupfer gestochen. — Wie ansehnlich und reich das Stift Reichenau gewesen, sieht man aus dem S. 117 ff. mitgetheilten Verzeichniß der Vasallen, die ihm eigen waren. Es ist eben so schätzbar für den Genealogisten, als der S. 120 ff. abgedruckte Catalogus Nobilium et aliorum nonnullorum defunctorum Saec. 17. ex libro parochiali defunct. Rhenoviensi. Mit Recht eifert der Verf. S. 125 gegen den Mangel historischer und litterarischer Werke in den meisten Klosterbibliotheken und gegen die Absonderung und Verschließung gewisser Bücher. Das erste gilt Rheinau; aber nicht das letztere. „Dort ist jedem erlaubt zu lesen, was er „will, und werden keine verschlossenen Schranken (Schränke) „angetroffen." Jeder Literator wird sich freuen, wenn in Erfüllung gehen wird, wozu Herr Z. (S. 126) Hoffnung macht, daß nämlich der von dem Archivar Hrn. P. Basilius German verfertigte, und, der Zapfischen Beschreibung zufolge, vortreffliche Katalog über die Handschriften in der dortigen Bibliothek, gedruckt werden soll. Die hier mitgetheilten

theilten Proben machen ungemein lüstern darnach. Höchst angenehm waren uns die Nachrichten von dem grosen Diplomatiker, Hrn. P. Moriz Hohenbaum van der Meer, und von seinen gedruckten und ungedruckten Werken. Man kennt den treflichen Mann unter andern auch aus den Zapfischen Monumentis anecdotis, deren baldige Fortsetzung wir bey dieser Gelegenheit uns erbitten wollen.

Nachdem unser Verf. auch den Rheinfall bey Schafhausen gesehn und beschrieben hat, erwähnt er bey Gelegenheit der Stadt Costanz einer ihm zugehörigen Handschrift von Unruhen in Costanz und Schweinfurt zwischen den Jahren 1430 und 1448, und läßt daraus abdrucken den ganzen Richtungsbrief oder die Regimentsordnung der ersten Stadt von 1430. Weniges von Bischoffzell, Roschach und Bregenz, alsdann mehr von der Reichsstadt Lindau, wo hauptsächlich von der an litterarischen Seltenheiten ziemlich reichen Staatsbibliothek gehandelt wird. Auch von dem dortigen Stift, das durch seinen Streit mit der Stadt die Diplomatik aus ihrer Kindheit heben half. Es folget

Weissenau, die Prämonstratenserabtey nahe bey Ravensburg, wo eben keine Handschriften; aber alte Druckerdenkmale sind, wovon verschiedene beschrieben werden.

Memmingen. Hier wird vorzüglich Hr. Phil. Adolph von Hermann als ein geschmackvoller Kenner und Liebhaber der Künste gerühmt. Besonders ansehnlich ist sein Münzkabinet, von dem er eine kritische Beschreibung herausgeben wird. Nachrichten von dem verstorbenen grossen Literator Schelhorn und von dessen noch lebenden Sohne, dem Hrn. Prediger Schelhorn, der sich auch im litterarischen Fache vortheilhaft gezeigt hat, und sich noch mehr zeigen könnte; allein der heutige Modegeschmack, wie es S. 199 heißt, gestattet ihm nicht, mit noch mehreren herfürzutreten. (hervorzutreten.) Zur Erläuterung der Tridentinischen Kirchenversammlung besitzt er sehr viel; auch einige tausend Originalbriefe der größten Gelehrten aus dem 16ten Jahrhundert. Mit Vergnügen lasen wir S. 200, daß Herr Rektor Köberle den Vorsatz, die Geographie des Ptolemäus neu herauszugeben, noch nicht aufgegeben hat.

Kaufbeuren. Erst eine Urkunde, die Hr. Z. von dem gelehrten und verdienstvollen Kanzleydirektor, Hrn. Hörmann von und zu Guttenberg, erhalten hatte, und wodurch die mit dem Interdikt belegte Stadt 1348 durch den päbstl.

Kom:

Kommissar, Bischof Friedrich von Bamberg, davon losgesprochen wurde. Herr Z. macht bey dieser Gelegenheit eine unnöthige deklamatorische Ausschweifung über den Unfug, den der Papst mit Kais. Ludwig dem Bayer getrieben. Dem Numismatiker wird der Aufsatz sehr willkommen seyn, den Hr. Z. von jenem trefflichen Mann erhalten, und S. 204 —217 mitgetheilt hat, über die Münzfreyheit und die Münzen der Reichsstadt Kaufbeuren. Von dem berühmten Literator, dem Hrn. Stadtpfarrer am Ende heißt es: „Sein Büchervorrath ist zwar nicht gar groß, aber ausgesucht, und sucht solchen mit nützlichen Werken zu vermehren. Zur Literargeschichte findet man vieles bey ihm, denn dies ist sein Lieblingsstudium, und hat sich viele Verdienste in dieser Sache erworben. Er ist ein arbeitsamer, freundschaftlich und dienstfertiger Mann ꝛc.“ Welche Nachläßigkeiten im Stil! Uebrigens, noch einige Nachrichten von den Arbeiten des Hrn. am Ende.

Als Beylagen hat Hr. Z. von S. 221 bis 242 angehängt 25 vorher ungedruckte Briefe von Melanchthon, Luther, Verger, Veit Dietrich, Brentius, Calvin, Miräus u. a. Sie sind von den Originalien im Kloster Weingarten kopirt worden. Zuletzt, die schon erwähnte Lebensbeschreibung des heil. Fintan, und ein Register.

Mf.

John Gillies's Geschichte von Altgriechenland und von dessen Pflanzstädten und Eroberungen, von den frühesten Nachrichten an, bis zu der Theilung des Macedonischen Reichs in Asien. Mit Inbegriff der Geschichte der gr. Litteratur, Philosophie und schönen Künste. Aus dem Englischen übersetzt. Zweyter Theil. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich. 1787. 1 Alph. 16 Bogen, gr. 8.

Der zweite Theil dieser Geschichte bestätigt die schon oft gemachte Bemerkung, daß deutscher Fleiß erst, auch ein sonst schon gutes ausländisches Werk vorzüglich der Vollkommenheit näher bringe. Schade, daß der Uebersetzer bey diesem Theil erst das thut, was er schon beym ersten Theil zum

größten

größten Nachtheile des Lesers hätte thun sollen. Der Uebersetzer hat mehrere kleine Verunreinigungen der Wahrheit, und verschiedene Flecken sogleich im Texte und oft stillschweigend abgeändert, statt durch unaufhörliche Anmerkungen den Leser jeden Augenblick zu unterbrechen; auch andere kleine Veränderungen hat er sich im Texte verstattet. Doch hat der Uebersetzer da, wo die ältern Geschichtschreiber nicht durchaus übereinstimmten, oder wo der Faden der ganzen Erzählung hätte zerrissen, oder die Stellung der ganzen Begebenheit hätte verrückt werden müssen, auch zu Anmerkungen seine Zuflucht genommen. So viele Berichtigungen auch von Seiten des Uebersetzers gemacht worden sind; so ist doch manches übrig geblieben, das Rec. von ihm berichtigt oder näher bestimmt gewünscht hätte. Fleiß, Belesenheit und Scharfsinn des Uebersetzers ist in den Anmerkungen sehr sichtbar, und die Rechtfertigung seines Verfahrens mit dem Schriftsteller, hat Rec. vollkommenen Beifall, und selbst der Verf. würde ihm denselben nicht versagen können. In diesem Theile rückt die Geschichte von der Seeschlacht bey Artemisium, bis zum Ende des Sicilischen Krieges, den die Athenienser unter dem Nicias in Sicilien so unglücklich führten, fort.

Dw.

Allgemeines Archiv für die Länder, Völker und Staatenkunde, deren Litteratur- und Hülfsmittel aufs Jahr 1786, herausgegeben von Fr. Gottl. Canzler. Ersten Bandes erstes Stück. Mit Kupfern und Charten. Göttingen, bey Dietrich. 1787. 12 Bogen, gr. 8.

Bey der emsigen Bearbeitung dieser Wissenschaften, und den zerstreuten Abhandlungen, welche in dieses Fach einschlagen, würde ein solches Archiv, das sowohl die Litteratur dieser Wissenschaften und zwar nicht nur die besondern Schriften für dieselben, sondern auch was für Abhandlungen, Bemerkungen und Nachrichten in vermischten Werken von ihnen gedruckt sind, genau und vollständig anzeigte, als auch aus weniger allgemein bekannten Provinzial-Wochenblättern, Zeitungen und Intelligenzblättern, oder auch aus ganz heterogenen

nen Werken merkwürdige und authentische Nachrichten dieser Art zur weitern Bekanntmachung aushöbe, jedem Liebhaber dieser Wissenschaften eine angenehme Erscheinung seyn. Der H. dieses Archivs scheint nach der gegebenen Probe ganz der Mann zu seyn, der theils wegen seiner Kenntnisse in diesem Fache, theils wegen seines Aufenthalts in Göttingen hier etwas vollkommenes leisten kann. Nur hätte Recensent einige Wünsche und Bitten an den Verfasser. Zuerst wünschte ich keine Auszüge aus bekannten und allgemein gelesenen Werken, auch nicht einmal aus solchen neuern ausländischen statistischen Werken, oder Reisebeschreibungen, die ihrer Güte wegen ins Deutsche wahrscheinlich werden übersetzt werden. Daher hätten die Listen von **Stettins**, **Elbings** und **Petersburgs** Handel im J. 1786 wegbleiben können, weil sie in bekannten Journalen sich befinden. Aber den Gedanken des Verf., den er gelegentlich äußert, ältere Listen über den Handel der Seestädte, wie dies hier von **Königsbergs** Handel in den J. 1765 und 64 geschehen ist, neben den neuern, abdrucken zu lassen, billige ich sehr, und setze nur noch den Wunsch hinzu, daß der V. künftig sowohl anzeige, von welchen Jahren die gedruckten Listen in den verschiedenen Zeitschriften schon abgedruckt sind, und die, welche noch fehlen, oder unvollständig bekannt gemacht worden sind, in seinem Archiv nachhole, als auch, in welchem Jahre man in den verschiedenen Handelsstädten angefangen habe, solche Listen zu drucken, ob sie alle Jahre gedruckt worden sind, oder nur in einigen Jahren, und in welchen Jahren diese Lücken sind. Endlich müßten auch, wenn diese Listen recht brauchbar für den Statistiker seyn sollten, noch viele Lokalbemerkungen von dem H. oder einem des Handels der St. Kundigen hinzugefügt werden, damit richtige Schlüsse in Ansehung des Handels aus diesen Listen gezogen werden könnten. Mein zweyter Wunsch ist, daß der Verf. die Recensionen gänzlich weglasse, da es an gelehrten Tagebüchern, worin statistische Werke recensirt werden, nicht fehlt. Diesen Platz erspare er zu wichtigen Nachrichten, oder hat der V. oder einer seiner Correspondenten über einzelne Werke, Winke, Belehrungen und Berichtigungen zu geben, so thüe er das kurz in den vermischten Anzeigen, ohne das ganze Werk zu recensiren. Dieses erste Stück hat 4 Abschnitte. Der erste: Beyträge zur Länder-, Völker- und Staatenkunde. Die wichtigsten Artikel sind: Rindvieh und Pferdezahl im Wirtenbergischen, wie auch

vom

vom dasigen Pferdehandel; Vergleichung des Wirtembergischen Maaßes und Gewichtes mit einigen ausländischen, beide aus der Einleitung zu Hartmanns Anleitung zur Verbesserung der Pferdezucht. — Von den Salzwerken zu Salins in dem Gouv. Franche Comté (aus des Graf. Razumowsky voyage mineralog. etc.) — Untersuchung über das Verhältniß des Getreidewuchses, und besonders über die Mißwachsjahre in Schweden, vom J. 1523 bis 1781 von Eman. Ekmann, hier im Auszuge. — Geograph. - Phys. - Oekon. hist. Beschreibung des Kirchspiels Birckala in der Landshauptmannschaft Åbo, von Dan. Hall, auch im Auszuge. Der zweyte Abschnitt: Registratur oder Repertorium für die L. V. und Staatenkunde. Dies Verzeichniß ist gleichsam eine Fortsetzung des von dem verstorbenen Stuck gelieferten Verzeichnisses, obgleich nach einem sehr erweiterten Plan. Den dritten und vierten Abschnitt, von welchen jener Recensionen, und dieser vermischte Nachrichten enthält, siehe der Verf. selbst als Nebenpunkte an. In dem vierten Abschnitt ist besonders die Nachricht von der Herausgabe eines großen Landchartenatlasses in Wien, durch Hrn. Schrämbl, angenehm. Er wird aus 117 Blättern bestehen, und vierteljährig werden 6 Bl. erscheinen.

Von diesem Archive sollen alle Jahre 4 Stücke erscheinen, und das vierte wird die gehörigen Zusätze und Verbesserungen, und ein Personen- und Sachregister enthalten.

Bf.

Supplement zu dem Allgemeinen, Helvetisch-Eydgenössischen, oder Schweizerischen Lexikon, so von weiland Herrn Hans Jacob Leu, Bürgermeister löblichen Freystaats Zürich, in alphabetischer Ordnung behandelt worden. Zusammengetragen von Hrn. Jakob Holzhalb. 4. Erster Theil, A bis D. 586 Seiten. Zürich, im Verlag des Verfassers, und zu finden in allen Buchhandlungen in der Schweiz.

Wer Leuens Lexikon nicht kennt, mögte auch aus einer weitläuftigern Nachricht vom Zweck dieses Werks sich nur schwer

schwer einen vollständigen Begriff davon machen können. Das Wesentliche dieses Werks machen wohl die geographischen und genealogischen Nachrichten aus. Biographische Nachrichten sind auch mit unter anzutreffen. Vermuthlich da, wo sie der Verf. leicht aufzutreiben wußte. Eine sonderliche Auswahl ist hier nicht zu erwarten, da sie bey dem weitläuftigen Plan des Verf. sehr schwer seyn müßte.

Up.

Niedersächsisches Magazin. Ersten Bandes erstes Stück. Lemgo, in Commission der Meyerschen Buchhandlung. 1787. 8.

Der Plan ist eben der wie vom Journal für Deutschland, ungeachtet die Herausgeber es nicht wahr haben wollen. Sie versichern, zum besondern vorzüglichen Gegenstande ihrer Beschäftigungen sich des Territorialstaatsrechts und die Staatistik ausgezeichnet zu haben. Alle zwey Monat soll ein Stück von 7 — 8 Bogen mit einem Kupfer herauskommen.

Zuerst finden sich 5 Briefe über Hannover im J. 1786 geschrieben. Wie sehr stechen sie ab, wenn man sie mit den Briefen über Berlin, in der Berlinischen Monatschrift vergleicht! Die statistische und topographische Nachrichten sind zum Theil trivial, theils auch unrichtig, welches Letztere die Herausgeber selbst eingestehn. Z. B. die Einkünfte der Rentkammer sollen auch in den Ueberschüssen der Landschaft bestehen. Was sind dies für Ueberschüsse? Recensent kennt keine. Er weiß zwar wohl, daß der König von einigen Landschaften eine gewisse unveränderliche Contributionssumme zum Unterhalt des Militairetats erhält, aber weit gefehlt, daß davon Ueberschuß in die Kammer zurückfiele, reicht die Contribution zu jenen Zwecken bey weitem nicht zu. S. 52. soll die Kammer die Streitigkeiten über Praestanda der Bauern entscheiden, und alsdann die Form eines Justizcollegii annehmen. Daran ist auch nicht ein Wörtchen wahr. Wenn der Reisende oder sein Autor die Geschäfte der Kammer kennt, und darunter etwas für Justizpflege hält, so muß er nicht wissen, was Justiz sey. Freylich geht der Bauer, wenn das Amt ihm mehr Praestanda abfordert, als er zu zahlen sich schuldig glaubt, wohl zuerst an die Kammer, so wie der

adeliche Bauer sich mit Vorstellungen an den Gutsherrn wendet, wenn er mit dem Verwalter darüber nicht einig werden kann. Wenn die Kammer aber seinem Verlangen nicht willfahren will, alsdann appellirt er nicht, sondern verklagt sie bey einem der Gerichte eben so gut, wie der adeliche Bauer den Particulier. Sie hat auch nicht einen Schatten von Gerichtsbarkeit, wenn man anders nicht die Landgerichte etwa dahin rechnet, worin von einem reisenden Commissarius der Kammer unbedeutende Bruchfälle gleich zur Stelle abgethan, oder vielmehr, nachdem die Untersuchungen schon lange vorher von den Beamten beendigt sind, die Art und das Quantum der Strafe nur bestimmt werden: eine Gerichtsbarkeit, die noch ein Bruchstück aus dem Systeme der Rechtspflege des Mittelalters ist, das nur wahrscheinlich noch durch ein gewisses Mißverständniß (sogar wie man behauptet, gegen die eigene Intention des Ministeriums) erhalten wird, und in dem heutigen modernen Gebäude jedes philosophisches Auge mit einer Unförmlichkeit beleidigt.

S. 34. wird die Hannöversche aristokratische Verfassung vertheidigt, vermöge deren niemand, als ein Altadelicher in gewisse Collegia, als: das Ministerium, die Kammer, die Kriegskanzley kommen kann. „Bürgerliche von Talenten,“ heißt es, „können Secretaire werden, und als solche dem Lan„de eben so viel Nutzen schaffen, auch in Justizcollegia kom„men, und bis zum Generalsrange steigen. Für die eigent„lichen Genies brauche man ohnehin nicht zu sorgen.“ Recensent weiß nicht, was der Reisende unter den eigentlichen Genies versteht. Wenn er von der Staatsverwaltung spricht, so ist es doch wohl nichts anders, als ein Geist, der ein außerordentliches Talent besitzt, den Staat im Ganzen, oder in einem Theile desselben vortheilhaft zu verwalten, oder dazu Vorschläge zu thun, und nicht allein die Wege seiner Vorgänger glücklich zu betreten, sondern auch einen ungebahnten Weg auszufinden, und zwischen zweifelhaften auszuwählen. Für solche Leute wird nun freylich wohl gesorgt; (sie finden allenthalben ihr Brod) aber für den Staat nicht, wenn sie unterdrückt oder entfernt werden. Muß nicht eine gewisse Trägheit und die Grundmaxime, alles beym Alten zu lassen, sein Tagewerk zu vollenden, und was darüber ist, zum Uebel zu rechnen, endlich herrschend werden, wenn alle Hoffnung zu einem höhern Avancement verschlossen ist!

Würde

Würde das Hannöversche wohl jemals Geschäftsmänner, wie Necker, Dohm, Dinz, Benoit und andere aus den mittlern Ständen hervorgebracht haben? Ist nicht die Zahl der altadelichen Familien viel zu klein, um genugsame Concurrenz zu bewirken, zumal wenn einige Familien einmal am Ruder sind, die nun auch in dem alten Adel wieder einen engern Ausschuß machen? Muß das nicht auch bey diesem Stande selbst, wie bey dem Patriciat in Reichsstädten, Schläfrigkeit hervorbringen, weil man die ihm ausschließungsweise zukommende Stellen als ein Erbrecht ansieht. (Ein Glück ist es freylich, daß durch Heirathen und die daher entstehende Verbindungen noch oft Auswärtige hereingezogen werden.) Kann denn der Secretair, der keine Stimme, keine Autorität, keinen mächtigen Rückhalt hat, das bewirken, was der Minister zu thun im Stande ist, zumal wenn er eine Sache angreifen will, worin das Interesse vieler mächtigen Personen verwickelt ist? Und die Justizstellen! Ist denn der zum Finanzier, zum Staatsökonomen geborne Mann dem gemeinen Wesen nun auch in der Justizstelle grade anwendbar? Und weiß der Reisende denn nicht, daß die höheren Justizstellen vom neuen Adel, den Söhnen der Räthe und den ersten bürgerlichen Familien, eben so gut als ihr Patrimonium angesehen werden; daß man in diesen eben so gut auf eine gewisse Ahnenprobe sieht, als bey jenen drey Collegiis? (Einzelne zufällige Ausnahmen beweisen gegen die Regel nichts.) Daß der aristokratische Geist, der Druck der von oben kömmt, selbst auf die geringere Königl. Bedienungen herabwirkt, daß auch darin die Söhne der Officianten ein vorzügliches Recht zu haben vermeinen? Ist es nicht unleugbar, daß da, wo alles so in Classen abgezäunet, und jeder eng eingepfählt ist, alle Elasticität des Geistes erschlaffen müsse? Sollte nicht eben daraus der Stolz in allen Classen (den der Reisende selbst zu rügen scheint) und die kurzsichtige Selbstgenügsamkeit, welche manche Fremde in Hannover bemerken wollen, sich erklären lassen? Recensent verkennt keinesweges die Vortheile, die auf der andern Seite diese Verfassung mit sich bringt; die Milde in der Regierungsform; die Schonung der Gerechtsame eines jeden Einzelnen; die Sicherheit gegen Windprojecte gewinnsüchtiger Abentheurer; die Festigkeit und Zuverläßigkeit der einmal hergebrachten Verfassung; endlich einen gewissen Geist der Rechtschaffenheit. Kurz, sie hat alles Gute und alles Schlimme der aristokratischen Verfassung;

 nur,

nur, daß sie das Schlimme noch voraus hat, daß sie eigentlich nicht aristokratisch, sondern monarchisch seyn soll, und daher manches darin heterogen ist. Und ob Aristokratie überhaupt in einem Lande zuträglich seyn mag, das nicht, wie etwa die Niederländischen oder Italienischen Freystaaten, eine ziemlich vollendete Cultur schon hat, sondern worin noch so viel zu thun ist; worin noch eine ganze Wüste urbar zu machen ist, die seit Carls des Großen Zeiten (gutentheils ohne Schuld der Natur) unbebaut liegt! ob nicht in einem solchen Lande die mehr thätige monarchische Regierungsform mehr Nutzen stiften würde! Dergleichen Betrachtungen hätten der Gegenstand eines freymüthigen philosophischen Reisenden seyn sollen; nicht eine einseitige Defensionsschrift. Es ist freylich niemanden zuzumuthen, sich durch Freymüthigkeit Ungelegenheiten und Widerwillen zuzuziehn, wenn man ihn einmal kennt; aber alsdann schweige er lieber ganz! Der Complimente bedarf das Hannöversche Personal in der That nicht. Es wäre vielmehr ein neuer Gegenstand einer philosophischen Speculation: wie doch noch bey der Verfassung so viel geschehen als geschieht! wie es noch in allen Ständen, sowohl in den höhern als geringern eine solche Anzahl geschickter, aufgeklärter, und dienstfleißiger, thätiger Officianten geben könne! Vielleicht trägt die Göttingsche Academie viel dazu bey.

II. Georg von Roth, Nachricht von dem Hamburger Amt Ritzebüttel. Sehr mager und unbedeutend!

III. Von den Rechten, Freyheiten, und Privilegien der Lüneburgischen Landschaft am Ende des 16ten Jahrhunderts, aus Otto von Estorfs Excerpten der Verordnungen, Landtagsabschiede ꝛc. Wir begreifen nicht, wie die Herausgeber sich entschlossen haben, ein so unbedeutendes Manuscript, das ohnehin in den Händen so vieler Geschäftsleute sich findet, noch jetzt abdrucken zu lassen. Gewöhnlich pflegt es hinter dem Manuscripte von dem bekannten Bilderbeckschen Tractat über die Lüneburgische Landschaft angebunden zu seyn, und seit dieser letztere nun gar in dem Selchowischen Magazin abgedruckt ist, haben jene Estorfische Excerpte um so weniger Interesse, da Bilderbeck sie vor Augen gehabt und genutzt hat.

IV. Anzahl der Pfarren in den Churhannöverschen Landen. — Wenn solche Verzeichnisse für statistische Neuigkeiten

ten gelten sollen, so ist es freylich leicht, sie zu liefern. Man braucht nur den Staatskalender oder Scharfs politischen Staat auszuschreiben. Am Ende erhält der Leser noch eine Bemerkung über die Population in den Kauf. Diese wird vom ganzen Lande zu 1,200,000 Menschen angegeben, weil im politischen Journal Jan. 1786 die Volksmenge vom Herzogthum Lüneburg zu 300,000 berechnet, und die Zahl der dortigen Pfarren 220 ist, folglich, wenn die übrigen Pfarren eben so volkreich sind, auf 892 derselben eine solche Anzahl kommen müsse. Der Hannöversche Statistiker wird hier schwerlich wissen, ob er mehr über die Unrichtigkeit der Thatsachen, und über den starken Glauben in der Citation, oder endlich über die zutreffende Art zu schließen, lächeln soll.

V. Recensionen. Obwohl wir keine Recension über Recensionen schreiben mögen, so kann Recensent doch dies nicht zurückhalten, daß er die Anzeige von der Spittlerschen Geschichte des Fürstenthums Calenberg (ein Buch, das so sehr noch ein Einziges in seiner Art ist) nicht ohne Indignation hat lesen können.

VI. Ueber die Entstehung des Hauses Braunschweig-Lüneburg. Ernst August hatte bey Belehnung mit der Churwürde dem Kaiser Leopold versprochen, daß die Churfürsten von Braunschweig-Lüneburg dem jedesmaligen Erbprinzen des Hauses Oesterreich ihre Stimme bey der Kaiserwahl geben sollten. Der Hr. Verfasser hält dieses Versprechen für erloschen, seitdem der österreichische Mannsstamm mit Karl dem VII. ausgegangen ist.

VII. Ein Brief aus Braunschweig. Eine sehr unbedeutende Nachricht und Tadel über eine dort angekündigte Pensionsanstalt.

VIII. Churhannöversche Verordnungen vom J. 1786. Ein Auszug aus denselben. Zu viel möchte es doch S. 96 gesagt seyn: „außer reisenden Handwerkburschen ist schwerlich „ein Hannoveraner im Preußischen."

IX. Anecdoten. Recht artig, wenn sie nur wahr sind. Wenigstens von der Erzählung, den Hannöverschen Hauptmann in Gibraltar betreffend, hat man uns versichert, daß man im Hannöverschen davon nichts wisse.

X. Ueber die Aufhebung der Leibeigenschaft im Meklenburgischen. Ein wackerer Aufsatz! Die Sache ist gut gestellt, und der Vortrag lebhaft und warm. Vom Ganzen dieses Magazins können wir uns nicht sonderlich viel versprechen, da dieses erste Stück schon so kümmerlich zusammengestoppelt ist. Auch erfahren wir, daß seit demselben nichts weiter erschienen sey, und also das Werk vermuthlich schon seine Endschaft erreicht habe.

Xh.

Des Herrn Abt Millot Universalhistorie alter, mittler und neuer Zeit. Aus dem Französischen. Mit Zusätzen und Berichtigungen von W. E. Christiani. Neunter Theil. 1787. Leipzig, bey Crusius. 1 Alphab. 9 Bogen, 8.

Mit diesem Bande wird das Milotsche Werk geendiget. Er enthält Ludwig XIV. Geschichte, und dann Ludwigs XV. Begebenheiten bis zum Aachener Frieden. Als eine Zugabe erscheint von Millot: Zustand der vornehmsten Veränderungen Asiens, nämlich von Sina, Japan, Persien, und Mogolistan, kurz und leicht von der Hand weggearbeitet, keine Geschichte, sondern etwas aus der Statistik dieser Reiche. Herrn Christianis Noten ersetzen manchen Mangel, und berichtigen manchen Fehler. Von eben diesen Gelehrten ist die nordische Geschichte mit Inbegriff Preußens, und die christliche Religionsgeschichte von 1590 bis 1748 beygeleget. Vielleicht setzet Hr. C. das Werk bis zum laufenden Jahre in Millots Manier fort. In der Vorrede beschränkt Hr. C. seine Absicht bey Beförderung der Uebersetzung dieser Universalhistorie darauf, daß er den Zugang zu der Geschichte dadurch erleichtere, und die scheint er erreicht zu haben.

Pe.

Neueste Reisen durch Schottland und Irrland, vorzüglich in Absicht auf die Naturgeschichte, Oekonomie, Manufakturen und Landsitze der Großen, aus den besten Nachrichten und neuen Schriften

zusam-

zusammengetragen, von D. J. J. Volkmann. Leipzig, 1784. 486 Seiten, 8.

Plan und Absicht der Volkmannischen Auszüge sind aus seinen vorigen Arbeiten zu bekannt, als daß wir nöthig hätten, hier noch etwas über den Werth des Unternehmens zu sagen. Für Reisende bleiben seine Sammlungen immer schätzbare Handbücher, und aus diesem Gesichtspunkte müssen sie, unsers Bedünkens, betrachtet werden, wenn man den Text richtig beurtheilen will. Wir nennen unsern Lesern noch die Quellen, aus denen er diesmal schöpfte. Sie sind, bey Schottland, Tour trough Great-Britain, Pennants Reisen, Tophams Briefe von Edinburg, und Johnsons Beschreibung der westlichen Inseln; bey Irrland Youngs und Twiß Reisen, nebst Watkinsons philosophischer Uebersicht Südirelands; und außer diesen bey beyden Büschings Geographie und Enticks gegenwärtiger Zustand des brittischen Reichs.

Heinrich Sanders, Professors am Gymnasium illustre in Karlsruhe, Beschreibung seiner Reise durch Frankreich, die Niederlande, Holland, Deutschland und Italien, in Beziehung auf Menschenkenntniß, Industrie, Litteratur und Naturkunde insonderheit. Erster Theil, voran eine Titelvignette von Geyser. Leipzig, 1783. 642 Seiten, 8. Zweyter Theil. 683 Seiten.

Wir wollen dem früh verstorbenen Verfasser weder den Beobachtungsgeist, noch das wohlwollende Herz, Eigenschaften, die ihm der Herausgeber dieser Reisen beylegt, unbedingt absprechen, allein überreden können wir uns unmöglich, daß der erstere weit umfassend gewesen sey, und das letztere etwas zur Unterhaltung beytrage. Für den Naturforscher ist vielleicht noch am besten gesorgt, obgleich alles auch sehr flüchtig angemerkt ist, für die übrigen Klassen von Lesern aber — wir zweifeln sehr, ob Jemand, er sey Philosoph, oder Litterator, oder blosser Liebhaber, sich ohne Ueberdruß durch diese zwey dicken Bände hier durcharbeiten wird. Man darf in Wahrheit nicht lange lesen, um zu bemerken, daß Sander für einen

 nen

nen genauen und richtigen Beobachter zu schnell wisse, und, wie die meisten seiner Brüder, bey der Ausarbeitung seines Journals nicht hinlänglich überlegte, was für ihn und seine Freunde, und was für das Publikum wichtig sey. Wem in aller Welt kann es interessiren, zu wissen, daß den 1. Jan. 1776. in der schwedischen Kapelle zu Paris nach der Predigt, deren Disposition hier vollständig eingerückt stehe, ein Paar neue Eheleute aufgeboten, und die Beichte zur Kommunion über 8 Tage, eine Stunde vor der Kirche, verkündiget wurde? Wer kann es für etwas Bemerkenswerthes halten, daß Villoison das Lateinische französisch aussprach, da es bekanntlich alle seine Landsleute thun? Oder wer mag öffentliche Paläste, Plätze, Gassen, über die jede etwas weitläuftige Geographie Auskunft giebt, ohne alle Zusätze und Berichtigungen nochmals beschrieben lesen? Solche Wiederholungen sind nur dann zu entschuldigen, wenn der Erzähler neue Seiten an den Gegenständen entdeckt, oder Resultate, die über den Geist und Geschmack der Nation neues Licht verbreiten, aus ihnen zu ziehen, oder, vermittelst einer glücklichen Darstellungsgabe, zu fesseln gelernt hat. Alle diese Fälle treten hier nur selten ein. Der Titel: Bemerkungen, (ein eigener, von den historischen Nachrichten abgesonderter Theil,) ist gerade der dürftigste des Buches. Einige zur Probe. S. 148 liest man unter der erwähnten Aufschrift: „Geht man Nachts über den Pontneuf, so machen die Lichter zu beyden Seiten am Wasser hinunter einen herrlichen Anblick.“ Solche Empfindungen äußert man bey Gelegenheit, sammlet sie aber unter keiner eigenen Rubrik. S. 268. „Da ich heute auf dem Felde wieder reinere, freyere Luft geathmet hatte, als ich sonst in der Stadt bekomme, so war mirs hernach desto empfindlicher, als ich wieder in die Stadt kam. In der Stadt kam mir gleich ein so häßlich stinkender, saurer Geruch entgegen, daß ich mich ordentlich entschließen mußte, (wie sonderbar gesagt!) die Nase wieder daran zu gewöhnen.“ Wozu inkommodirt man die Leser mit den alltäglichsten Bemerkungen, die Jeder, auch außer Paris, zu machen, Gelegenheit findet. S. 418. „Den Meerrettig richtet man zu Valenciennes mit Weinessig zu, aber er ist doch gut. Und am Fasttage Stockfisch dazu, ist auch kein schlechtes Futter.“ Wir wollen indeß hierdurch nicht allen Sanderschen Raisonnements ihren Werth absprechen. Einige, z. B. die Schilderungen Th. I. S. 273 und 278. sind eben so wahr, als lebhaft; auch

auch würde sich das Gemählde S. 116, wenn die Farben nicht zu stark aufgetragen wären, vielleicht vortheilhaft auszeichnen. Allein immer sind Bemerkungen von dem Gehalte so sparsam verstreut, als möglich, und selbst diese werden, so, wie das Ganze, durch kleine Unrichtigkeiten, falsche Folgerungen und Flecken in der Schreibart entstellt. Doch genug von einem bekannten Buche, dessen Anzeige für die Bibliothek zu spät einläuft. Uebrigens ist für den Leser, der in diesem Buche etwas nachschlagen will, weder ein Inhalt und Kolumnentitel, noch durch ein Register gesorgt worden.

Zb.

Christliche Kirchengeschichte von Johann Matthias Schröckh, ordentl. Lehrer der Geschichte auf der Universität Wittenberg. Zehnter Theil. Leipzig, bey Schwickert, 1785. 542 S. gr. 8.

Mit diesem Theile des schon längst bekannten und mit Beyfall aufgenommenen Schröckhischen Werkes fängt sich die Geschichte der besondern Religionsstreitigkeiten in dem Anfange des dritten Buchs vom zweyten Zeitraum an; worinn aber für dießmal nur die Origenianischen abgehandelt sind. Doch wußte der Verf. seine Leser, denen vielleicht eine trockne Erzählung dieser jämmerlichen Händel ekelhaft gewesen wäre, durch die Mannichfaltigkeit anderer kirchlichen Auftritte, die er mit denselben in eine natürliche Verbindung gebracht hat, wieder schadlos zu halten. Statt der einförmigen und ermüdenden Methode, mehrere Bände nach einander mit der Erzählung theologischer Streitigkeiten anzufüllen, wird mit denselben allemal das Leben der berühmtesten Lehrer, die einen vorzüglichen Antheil daran genommen haben, verbunden. Daher haben Epiphanius und Chrysostomus in diesem Theil eine sehr bequeme Stelle gefunden, und der Verf. hat dabey Anlaß genommen, von vielen merkwürdigen Schriften dieser Kirchenlehrer Auszüge zu machen, und von ihren Meynungen, Lehrarten, Methoden zu predigen und die Schrift zu erklären, so wie überhaupt von merkwürdigen kirchlichen Gebräuchen Nachricht zu geben.

In der Vorrede hat der Verf. eine litterarische Aufgabe, die er selbst nicht auflösen konnte, vorgelegt. Sie betrifft

trifft die französische Lebensbeschreibung des Chrysostomus von D. Gottfr. Hermant, welche die Franzosen einmüthig diesem Gelehrten beylegen, da doch in dem königlichen Privilegium Doctor Menard als Verfasser genannt wird. Die Auflösung dieser Aufgabe ist sehr leicht. Hermant war als Jansenist und als Schriftsteller der Universität zu Paris gegen die Jesuiten, diesem in Frankreich sonst so mächtigen Orden, verhaßt, und war genöthiget, damit seine Schriften desto leichter das Imprimatur erhielten, sich bald unter dem Namen St. Julien, bald unter einem andern, zu verstecken. Dießmal gefiel ihm der Name Menard. Dieß läßt sich schon aus dem Jöcher; noch umständlicher aber aus Bayle Art. Hermant und aus Brice description de la Ville de Paris ersehen.

Es wird unnöthig seyn, von einem so allgemein gelesenen Werk weitläuftig zu reden. Rec. will nur die Stellen bemerken, welche ihm die größte Aufmerksamkeit zu verdienen scheinen. Ueber das Werk des Epiphanius von den Ketzereyen wird (S. 90) in dem Abschnitt von dem Leben und den Schriften dieses Kirchenlehrers also geurtheilt: „Unverdrossnen Fleiß im Sammlen, viele Belesenheit und einen feurigen Eifer für die Religion, auch wider alles, was ihr Schaden zu verursachen scheint, der es daher bey ihrer Vertheidigung so gut zu machen sucht, als es immer ein ehrlicher Mann von sehr eingeschränktem Geiste wagen konnte: alles dieses darf man dem Verfasser nicht absprechen; wenn er nur auch dabey die edlere Bestimmung eines solchen Werks erfüllt hätte! Was man am meisten dabey bedauern muß, ist dieses, daß er, anstatt den Streitgeist und die Verketzerungsucht seiner Zeiten zu bändigen oder zu mildern, wie ein Mann von seinem Einflusse am ersten hätte thun oder doch versuchen können, denselben vielmehr angefeuert hat. Freylich muß man es auch verstehen, sich an seine Stelle zu setzen. Erzogen in Gesinnungen, ohne welche man in der Kirche dieser Zeit sein Glück nicht machen konnte, würde es ihm nicht allein die äußerste Anstrengung gekostet haben, freyere und gemäßigtere anzunehmen, sondern es ist auch wahrscheinlich, daß er mit denselben nicht durchgedrungen wäre. Ueberdieß aber mußte der so viele Jahre hindurch von der Welt abgesonderte, mit ihr wenig bekannte, gegen sich und diejenigen, welche ihn zum Führer wählten, überaus stren-

„ge

„ge Arten, auch eine gewisse Härte der Behandlung von al-
„lem, was seinen Grundsätzen geradezu widersprach, sich ei-
„gen machen, und mit einem Bewußtseyn von Ueberlegen-
„heit, das ihm aus dem Besitze der Rechtgläubigkeit zu ent-
„springen schien, auf seine Gegner herabsehen. Er konnte,
„wie andere seines Gleichen, gar nicht begreifen, wie es mög-
„lich sey, daß nicht jeder Christ in allen Stücken eben so, wie
„die katholische Kirche, lehrte. Daher giebt er sich auch
„oft in seinen Widerlegungen ein Ansehen, das eigentlich auf
„nichts beruht. Und doch würde der Schluß sehr übereilt
„seyn, der in unsern Tagen oft aus dergleichen Beyspielen ge-
„zogen wird, die Verfechter des katholischen Lehrbegriffs
„der alten Kirche wären lauter kurzsichtige und eingebildete
„Tröpfe, lauter verfolgende Wütriche gewesen; nur bey den
„Partheyen, welche von ihnen so schwarz abgebildet worden
„sind, sey Scharfsinn und Menschenliebe zu suchen.“ Eben
so billige und von nicht gemeiner Menschenkenntniß zeugende
Urtheile wird man in der Geschichte der Streitigkeiten über
die Lehrsätze des Origenes (S. 108—266) antreffen.
Z. E. S. 118 über den Johannes, Bischof von Jerusalem —
S. 121 f. vom Rufinus. — Ueber die Streitigkeiten selbst
urtheilt er, das Traurigste sey dabey gewesen, daß sie nicht
nur ein betrügliches Ansehen von Wichtigkeit hätten, sondern
auch ganz und gar keine Früchte für die Gelehrsamkeit, Re-
ligion oder Kirche hervorbrachten. Es scheine zwar bey dem
ersten Anblick, als wäre darüber so heftig gestritten worden,
ob die groben, dem Origenes beygemessenen Irrthümer,
durch andere Lehrer ausgebreitet werden dürften? Aber da-
von sey eigentlich die Frage nicht gewesen, denn diese Lehrer
hätten betheuert, daß sie an den gedachten Irrthümern gar
keinen Antheil nähmen; ja sie hätten sogar geleugnet, daß
Origenes dieselben vorgetragen habe. Alles sey auf persön-
liche geringfügige Zänkereyen hinausgelaufen; Verketzern und
Verketzerungen abzuwehren, sey alles gewesen, was man aus-
zuführen gesucht habe. Origenes sey freylich verhaßter wor-
den, als er je vorher gewesen war; aber die, welche solches
bewirkten, hätten sich durchaus als schlechtere Menschen, wie
ihre Gegner, ausgezeichnet. Theophilus von Alexandrien
(für den S. 219 durch einen Schreibfehler Cyrillus gesetzt
ist,) bekommt auch das Lob, das seine schändlichen Thaten
werth waren.

Den

Den übrigen Raum dieses Theils nimmt die Geschichte *des Lebens und der Schriften des Chrysostomus* ein. (S. 267—532.) Unter den Urtheilen über die Schriften desselben zeichnet sich insonderheit dasjenige aus, was (S. 310) über sein Werk vom Priesterthum gefällt wird. Einige vom geistlichen Stolz aufgeblasene Männer haben es dem ehrwürdigen *Spalding* verübelt, daß er ihnen den priesterlichen Charakter absprach. Nun tritt gar ein Geschichtschreiber auf, der den heiligen *Chrysostomus* tadelt, daß er in dieser Schrift von dem Begriff eines Priesterthums und eines Priesters ausgieng — von einem Bilde, das weder biblisch, noch christlich sey, denn die christliche Religion wisse nichts von eigentlichen besondern Priestern, und es sey einer ihrer Vorzüge vor der israelitischen, daß ihre Bekenner nichts davon wissen. Denn eben diese bildliche Vorstellung von christlichen Lehrern führet auch unvermeidlich zur Verminderung der Würde, Freyheit und Gleichheit aller Christen in der Annäherung zu Gott. Sie als Priester denken, heisse in der That, sie als eine Art von Mittelspersonen zwischen Gott und den übrigen Christen abbilden, ihnen das ausschließende Recht eines Opfers einer Fürbitte, einer Versöhnung für die letztern beylegen. Es wäre also zu wünschen gewesen, daß man die christlichen Lehrer immer in einer wahrern und lehrreichern, auch gewiß sehr ehrwürdigen und liebenswerthen Gestalt dargestellt hätte — als wachsame Gefährten und Begleiter der Christen auf dem Wege zur Glückseligkeit — als Führer derselben, die es dem größten göttlichen Anführer abzulernen suchen, wie die richtigste Erkenntniß Gottes, die darauf gebauete Tugend und Zufriedenheit immer mehr in der Welt ausgebreitet werden müssen — als sanft unterrichtende, aufmunternde, warnende, vorleuchtende Freunde, im Namen der Religion, bereit, auf jeden Augenblick durch dieselbe in Angelegenheiten des Geistes und Lebens Hülfe zu leisten — als Männer, welche das Christenthum in seiner ganzen Vortrefflichkeit und Wohlthätigkeit nicht nur zu entwickeln, sondern auch an sich selbst zu zeigen verstehen. Er tadelt auch *des Chrysostomus schauderhafte Vorstellung vom heil. Abendmahl*, welche auch in manche der alten Kirchenlieder und Communiongebete übergegangen ist; da doch die Absicht dieser Stiftung so wenig darauf gehe, Entsetzen und Zittern bey den Christen hervorzubringen, daß vielmehr keine andere Religionshandlung mit so starken Empfindungen der Liebe,

Freude

Freude und Dankbarkeit gegen den Erlöser vorgenommen werden sollte. Tellemont wird auch oft zurechtgewiesen; besonders S. 347. Dieser hatte zu übereilt aus einer von seinen Homilieen geschlossen, daß dieser Kirchenlehrer ordentlich 100,000 Zuhörer gehabt habe, da doch Chrysostomus nichts weiter sagt, als daß es so viel Christen zu Antiochien gegeben, die sich von Zeit zu Zeit in der Kirche, wo er predigte, eingefunden hätten. Unter den kirchlichen Gebräuchen, davon Meldung geschieht, ist besonders dieser bemerkungswürdig, der auch in den Versammlungen der Methodisten herrschend seyn soll, und den schon im dritten Jahrhundert Paulus von Samoseta von seinen Zuhörern gefordert hatte. Jetzt war es nämlich gewöhnlich, daß die Zuhörer ihre freudige Theilnehmung an Predigten auf mancherley Weise an den Tag legten. Bald riefen sie den Predigern laute Lobsprüche und Aufmunterungen zu, die Namen eines Rechtgläubigen, eines dreyzehnten Apostels und andere mehr, erklangen oft aus einem Munde, der zu unverständigem Tadel eben so bereit war, als zu unsinnigen Lobpreisungen. Bald wollten sie ihm zu erkennen geben, wie wohl sie den Vortrag des Lehrers verstånden, daher fielen sie ihm, wenn er eine biblische Stelle anführte, ins Wort, und sprachen das aus, was noch zu der Stelle fehlte. Sie erhoben auch wohl ein ganz verworrenes Geschrey der Verwunderung und des Vergnügens, ohne eigene Worte, bewegten die Hände, sprangen in die Höhe, wehten ihre Schweiß- oder Schnupftücher herum, und nahmen noch andere Geberden und Stellungen vor. Chrysostomus und Augustinus, welche diese Ehrenbezeugungen in diesem Zeitalter am häufigsten empfiengen, verwarfen sie bald, bald suchten sie solche einzuschränken. Die Stellen aus den Chrysostomus und Augustinus muß man (S. 350 f.) selbst lesen. — Die erste Predigt des Chrysostomus am Geburtsfeste Christi, wovon S. 381 f. ein Auszug vorkömmt, giebt dem Verf. Anlaß, die ältern Spuren von dem Ursprung und Fortgang dieses Festes aufzusuchen; welches die von unsern Lesern, die mit dieser Geschichte noch nicht bekannt sind, S. 385—389 nachlesen können. — Die Erzählung von des Chrysostomus Verhalten bey Verwaltung seines bischöflichen Amtes zu Konstantinopel, ist ein Muster einer pragmatischen Darstellung; und man sieht daraus deutlich, wie es möglich war, daß Chrysostomus, den ein Mann, in dessen Händen alle Gewalt der Regierung war,

Eutro-

Eutropius, zum Bischof gemacht hatte — der wegen seiner Gelehrsamkeit, Beredtsamkeit und Tugend bewundert wurde, und sich durch seinen Ernst in rühmlichen Verbesserungen, durch seine Sitten, durch seinen Eifer für die Rechtgläubigkeit und für das äußerliche Religionsceremoniell auch die Liebe der niedern Stände erworben hatte — dennoch den Haß des Clerus und der Mönche sich zuziehen, die Gunst des Hofes verlieren, und das Opfer einer boshaften Kabale werden konnte. Bey aller Gerechtigkeit, die der Verf. übrigens dem Chrysostomus wiederfahren läßt, verschweigt er seine Fehler nicht. Er gesteht (S. 453) zu, daß er, durch seine vom Argwohn entfernte Gemüthsart hintergangen, Personen, die es nicht werth waren, sein Vertrauen geschenkt — und durch seinen Eifer für äußerliche Andachtsübungen den Aberglauben, der sich damals schon so mächtig regte, begünstiget habe. (S. 466.) Für die Ausbreitung des Christenthums und für die Verminderung sowohl der Heiden und Juden, als insonderheit der Ketzer, sey er auf eine Art besorgt gewesen, die ihn zwar nicht zu einem harten Verfolger gemacht; aber doch eine ausnehmende Religionsverträglichkeit nicht verstattet, und ihn den sogenannten Rechtgläubigen seiner Zeit sehr empfohlen habe. Hingegen wird billig an ihm gelobt, daß keiner unter den Lehrern der alten Kirche, von denen wir Schriften oder Predigten übrig haben, die Bibel auf eine so fruchtbare Art begreiflich und brauchbar für jedermann, und zugleich so beredt und einnehmend, zu erläutern gewußt habe, als er; unstreitig habe er sich nach dem exegetischen Muster des Origenes gebildet; aber er habe sein Gutes genützt, und sich vor seinen Fehlern gehütet; er liebe den Wortverstand, und gerathe selten auf Allegorien oder andere Spitzfindigkeiten. Am glücklichsten sey er durch seine griechische Sprachkenntniß, nähere Bekanntschaft mit den Sachen, Sitten und Lehren selbst, treffende Beobachtungen, auch durch eine gewisse Empfindung der Größe und Vortrefflichkeit des Christenthums, in seinen Homilien über das N. T. gewesen — vornehmlich aber in den Predigten über die Briefe Pauli. So sehr er auch eingesteht, daß Chrysostomus über der Begierde zu gefallen, oft weniger nützlich werde, seine Bilder und Vergleichungen, an denen er so reich ist, erkünstle, mit rednerischem Ueberfluß und ohne Noth ausmahle, in Declamationen verfalle, die bloß Gepräge und halbleerer Schall sind, und auf allerley Ausschweifungen verwandten Inhalts gerathe:

the: habe doch die alte Kirche keinen Lehrer aufzuweisen, der mit ihm in der weisen Geschicklichkeit des öffentlichen Religionsvortrages nur verglichen werden könnte. — Wie wenig Hr. Schr. den Advokaten des Chr. mache, sieht man auch daraus, daß er für wahrscheinlich hält, der Diakonus Serapio, dem Chr. wider sein Verdienst zu viel Zutrauen geschenkt habe, sey derjenige gewesen, der die Uneinigkeit zwischen dem Chr. und dem Bischof Severianus angefeuert habe. Serapio habe sich einst nicht die Mühe gegeben aufzustehen, als Severianus vorbeygieng, darüber sey dieser so aufgebracht worden, daß er ausgerufen habe: „Wenn Serapio als ein Christ stirbt, so ist Christus nicht Mensch geworden." Aus dieser Uebereilung habe Serapio eine Ketzerey gemacht, und vorgegeben, der Bischof habe die Menschwerdung Christi schlechtweg geleugnet. Severianus vertheidigte sich zwar; allein Chrysostomus glaubte seinem Diakonus mehr, und der große Haufe wurde vollends gegen den Bischof erhitzt. Es kam so weit, daß dieser die Stadt verlassen mußte, entweder weil ihn der Patriarch vertrieb, oder durch einen Aufruhr des Volks genöthiget. Die Kaiserin Eudoxia, welche dem Bischof sehr gewogen war, ließ ihn sogleich zurückkommen, und machte dem Chrysostomus darüber Vorwürfe — aber dieser lehnte allen Umgang mit jenem ab. Endlich ersuchte ihn die Kaiserin auf eine außerordentliche Weise darum, indem sie ihren Prinzen, Theodosius, der noch ein kleines Kind war, in der Kirche zu seinen Füßen hinlegte, und in dessen Namen flehte, wodurch sich der Patriarch zwar erweichen ließ, und in einer Predigt die Gemeine ermahnte, den Severianus wieder aufzunehmen, so wie dieser den folgenden Tag ebenfalls predigte, und die Aussöhnung bestätigte. Doch wurde dadurch der verborgene Groll zwischen beyden Bischöfen nicht ausgerottet. — Wer den Tillemont hat, der vergleiche seine Lobrede auf den Chrysostomus mit dem, was unser Geschichtschreiber am Schlusse dieses Theils von eben diesem Kirchenlehrer urtheilt. „Chrysostomus, sagt er, hat überaus stark auf die christliche „Nachwelt durch das Beyspiel seines Lebens, durch seine Lehr„art und seine Schriften gewirkt. Allein so sehr seine rühm„lichen und nachahmungswürdigen Seiten hervorglänzen, so „schwer ist es zu urtheilen, ob und worinn er getadelt wer„den müsse? Einige Fehler sind von einer gleichsam so heroi„schen Art, so schmeichelnd und beruhigend für denjenigen,

„der

„die sie in der redlichsten Absicht begeht, sie verwandt mit „Grösse und Erhabenheit der Seele in den Augen der Zu„schauer, auch oft von einem so scheinbar wichtigen Nutzen, „daß beynahe jedermann verführet wird, sie Tugenden zu nen„nen. Dahin gehört jene unerschrockene Freymüthigkeit, mit „der man über alles geradezu seine Meynung, die unange„nehmsten Wahrheiten auch am unschicklichen Orte, ohne „Maaß und Achtung für irgend eine Person, sogar zum „Schaden der Wahrheit, sagt; bloß, weil man sich einbildet, „die Wahrheit dürfe sich niemals scheuen, ans Licht zu treten; „die Heftigkeit gegen Andersdenkende, die man mit aller „Friedensliebe und Verträglichkeit vereinigen zu können glaubt, „weil es unverzeihlich sey, in wichtigen Angelegenheiten gelas„sen und kalt zu bleiben, auch der übertrieben hohe Begriff „von der Würde und dem Ansehen seines Standes, in Rück„sicht gegen andere Stände, selbst den obrigkeitlichen, weil „man dadurch eine desto lebhaftere Wirksamkeit im Guten zu „erlangen denkt. Chrysostomus hatte einen nicht geringen „Antheil von diesen Schwachheiten. Aber er verließ sich auf „das Bewußtseyn seiner guten, uneigennützigen, edlen Ab„sichten, auf seine Menschen- und Friedensliebe, auf die Vor„theile, welche er der Religion und Gottseligkeit verschaffte. „Mehr als Philosoph, und weniger als Mönch, oder doch „als ein von der Welt abgesonderter strenger Sittenrichter, „zu denken, würde für ihn ein ungemeiner Gewinn gewesen „seyn. Er arbeitete mit aller Anstrengung für Endzwecke, „über welche sich nichts Höheres denken läßt, sehr oft mit be„neidungswerthem Glücke, nicht selten unter Verirrungen „und Anstößen, und bleibt demohngeachtet der ehrwürdigste „Lehrer der alten Kirche."

Es ist in der That Schade, daß dieses vortreffliche Werk zu einer so großen Menge von Bänden anwächst, daß nur wenige Kandidaten und Prediger solches kaufen können. Für diese könnte es eine sehr fruchtbare Pastoraltheologie werden, woraus sie Beyspiele zur Nachahmung und Warnung schö-pfen könnten.

Yk.

9. Gi-

9. Gelehrtengeschichte.

Ueber die Academie zu Greifswald gegen Hrn. Kammerrath von Reichenbach, von C. E. Weigel — Stralsund, in der Langeschen Buchhandlung. 1787.

Der Herr von R. hatte in seinen patriotischen Beyträgen zur Kenntniß und Aufnahme des Schwedischen Pommerns Stück I. II. Stralsund 1784. III. IV. Greifswald 1785. V. VI. ebendaselbst 1786. eine nachtheilige Beschreibung von der Academie zu Greifswald geliefert, worüber die Academie höhern Orts eine Klage gegen den Hrn. von R. eingebracht, übrigens aber im Publico sich nicht gerechtfertiget hatte. Da der Hr. von R. sich darüber in einer Vorstellung an den Canzler der Akademie herausließ, (die im ersten Stücke des 1sten Bandes des Niederelbischen Magazins abgedruckt ist) und behauptete, daß in dieser Sache niemand competenter Richter sey, als das gelehrte Publikum, bey dem die Academie bislang die Rechtfertigung schuldig geblieben sey, so fand der Hr. Verfasser, als ein Lehrer der Akademie, sich bewogen, mit dieser Widerlegung der Reichenbachschen Anschuldigungen hervorzutreten, die jedoch nicht aus einem Auftrage der Akademie geschrieben, sondern blos ein Privatwerk von ihm ist. Er verlangt auch vom Publiko keinen Urtheilspruch, sondern will, wie er sagt, dasselbe nur dadurch bewegen, seine Meynung so lange zu suspendiren, bis die Entscheidung von den Obern erfolgt ist. Wir halten nun dafür, daß zwar, wenn es auf gesetzwidrige Facta, oder non Facta ankömmt, z. B. auf pflichtwidriges Betragen der Lehrer, als Versäumniß der Stunden, übeln Haushalt in Ansehung des Fonds der Academie, Präsentation untüchtiger Subjecte zu Professoren ꝛc. alsdenn nicht das Publikum, sondern der ordentliche Richter darüber zu entscheiden hat; daß aber doch auch über andere Punkte die Competenz des Fori dem Publico zum Theil allein, zum Theil in Concurrenz mit dem ordentlichen Richter zustehe, z. B. über die Celebrität oder Obscurität der Professoren, und über dasjenige, was die Academie

X. Ueber die Aufhebung der Leibeigenschaft im Meklenburgischen. Ein wackerer Aufsatz! Die Sache ist gut gestellt, und der Vortrag lebhaft und warm. Vom Ganzen dieses Magazins können wir uns nicht sonderlich viel versprechen, da dieses erste Stück schon so kümmerlich zusammengestoppelt ist. Auch erfahren wir, daß seit demselben nichts weiter erschienen sey, und also das Werk vermuthlich schon seine Endschaft erreicht habe.

Xh.

Des Herrn Abt Millot Universalhistorie alter, mittler und neuer Zeit. Aus dem Französischen. Mit Zusätzen und Berichtigungen von W. E. Christiani. Neunter Theil. 1787. Leipzig, bey Crusius. 1 Alphab. 9 Bogen, 8.

Mit diesem Bande wird das Milotsche Werk geendiget. Er enthält Ludwig XIV. Geschichte, und dann Ludwigs XV. Begebenheiten bis zum Aachener Frieden. Als eine Zugabe erscheint von Millot: Zustand der vornehmsten Veränderungen Asiens, nämlich von Sina, Japan, Persien, und Mogolistan, kurz und leicht von der Hand weggearbeitet, keine Geschichte, sondern etwas aus der Statistik dieser Reiche. Herrn Christianis Noten ersetzen manchen Mangel, und berichtigen manchen Fehler. Von eben diesen Gelehrten ist die nordische Geschichte mit Inbegriff Preußens, und die christliche Religionsgeschichte von 1590 bis 1748 beygeleget. Vielleicht setzet Hr. C. das Werk bis zum laufenden Jahre in Millots Manier fort. In der Vorrede beschränkt Hr. C. seine Absicht bey Beförderung der Uebersetzung dieser Universalhistorie darauf, daß er den Zugang zu der Geschichte dadurch erleichtere, und die scheint er erreicht zu haben.

Pe.

Neueste Reisen durch Schottland und Irrland, vorzüglich in Absicht auf die Naturgeschichte, Oekonomie, Manufakturen und Landsitze der Großen, aus den besten Nachrichten und neuen Schriften

zusam-

zusammengetragen, von D. J. J. Volkmann. Leipzig, 1784. 486 Seiten, 8.

Plan und Absicht der Volkmannischen Auszüge sind aus seinen vorigen Arbeiten zu bekannt, als daß wir nöthig hätten, hier noch etwas über den Werth des Unternehmens zu sagen. Für Reisende bleiben seine Sammlungen immer schätzbare Handbücher, und aus diesem Gesichtspunkte müssen sie, unsers Bedünkens, betrachtet werden, wenn man den Text richtig beurtheilen will. Wir nennen unsern Lesern noch die Quellen, aus denen er diesmal schöpfte. Sie sind, bey Schottland, Tour trough Great-Britain, Pennants Reisen, Tophams Briefe von Edinburg, und Johnsons Beschreibung der westlichen Inseln; bey Irrland Youngs und Twiß Reisen, nebst Watkinsons philosophischer Uebersicht Südirelands; und außer diesen bey beyden Büschings Geographie und Enticks gegenwärtiger Zustand des brittischen Reichs.

Heinrich Sanders, Professors am Gymnasium illustre in Karlsruhe, Beschreibung seiner Reise durch Frankreich, die Niederlande, Holland, Deutschland und Italien, in Beziehung auf Menschenkenntniß, Industrie, Litteratur und Naturkunde insonderheit. Erster Theil, voran eine Titelvignette von Geyser. Leipzig, 1783. 642 Seiten, 8. Zweyter Theil. 683 Seiten.

Wir wollen dem früh verstorbenen Verfasser weder den Beobachtungsgeist, noch das wohlwollende Herz, Eigenschaften, die ihm der Herausgeber dieser Reisen beylegt, unbedingt absprechen, allein überreden können wir uns unmöglich, daß der erstere weit umfassend gewesen sey, und das letztere etwas zur Unterhaltung beytrage. Für den Naturforscher ist vielleicht noch am besten gesorgt, obgleich alles auch sehr flüchtig angemerkt ist, für die übrigen Klassen von Lesern aber — wir zweifeln sehr, ob Jemand, er sey Philosoph, oder Litterator, oder blosser Liebhaber, sich ohne Ueberdruß durch diese zwey dicken Bände hier durcharbeiten wird. Man darf in Wahrheit nicht lange lesen, um zu bemerken, daß Sander für ei-

nen genauen und richtigen Beobachter zu schnell reiste, und, wie die meisten seiner Brüder, bey der Ausarbeitung seines Journals nicht hinlänglich überlegte, was für ihn und seine Freunde, und was für das Publikum wichtig sey. Wem in aller Welt kann es interessiren, zu wissen, daß den 1. Jan. 1776. in der schwedischen Kapelle zu Paris nach der Predigt, deren Disposition hier vollständig eingerückt steht, ein Paar neue Eheleute aufgeboten, und die Beichte zur Kommunion über 8 Tage, eine Stunde vor der Kirche, verkündiget wurde? Wer kann es für etwas Bemerkenswerthes halten, daß Villoison das Lateinische französisch aussprach, da es bekanntlich alle seine Landsleute thun? Oder wer mag öffentliche Paläste, Plätze, Gassen, über die jede etwas weitläuftige Geographie Auskunft giebt, ohne alle Zusätze und Berichtigungen nochmals beschrieben lesen? Solche Wiederholungen sind nur dann zu entschuldigen, wenn der Erzähler neue Seiten an den Gegenständen entdeckt, oder Resultate, die über den Geist und Geschmack der Nation neues Licht verbreiten, aus ihnen zu ziehen, oder, vermittelst einer glücklichen Darstellungsgabe, zu fesseln gelernt hat. Alle diese Fälle treten hier nur selten ein. Der Titel: Bemerkungen, (ein eigener, von den historischen Nachrichten abgesonderter Theil,) ist gerade der dürftigste des Buches. Einige zur Probe. S. 148 liest man unter der erwähnten Aufschrift: „Geht man Nachts über den Pontneuf, so machen die Lichter zu beyden Seiten am Wasser hinunter einen herrlichen Anblick." Solche Empfindungen äußert man bey Gelegenheit, sammlet sie aber unter keiner eigenen Rubrik. S. 268. „Da ich heute auf dem Felde wieder reinere, freyere Luft geathmet hatte, als ich sonst in der Stadt bekomme, so war mirs hernach desto empfindlicher, als ich wieder in die Stadt kam. In der Stadt kam mir gleich ein so häßlich stinkender, saurer Geruch entgegen, daß ich mich ordentlich entschließen mußte, (wie sonderbar gesagt!) die Nase wieder daran zu gewöhnen." Wozu inkommodirt man die Leser mit den alltäglichsten Bemerkungen, die Jeder, auch außer Paris, zu machen, Gelegenheit findet. S. 418. „Den Meerrettig richtet man zu Valenciennis mit Weinessig zu, aber er ist doch gut. Und am Fasttage Stockfisch dazu, ist auch kein schlechtes Futter." Wir wollen indeß hierdurch nicht allen Sanderschen Raisonnements ihren Werth abstreiten. Einige, z. B. die Schilderungen Th. I. S. 273 und 278. sind eben so wahr, als lebhaft; auch

auch würde sich das Grabmahl S. 216, wenn die Farben nicht zu stark aufgetragen wären, vielleicht vortheilhaft auszeichnen. Allein immer sind Bemerkungen von dem Gehalte so sparsam verstreut, als möglich, und selbst diese werden, so, wie das Ganze, durch kleine Unrichtigkeiten, falsche Folgerungen und Flecken in der Schreibart entstellt. Doch genug von einem bekannten Buche, dessen Anzeige für die Bibliothek zu spät einläuft. Uebrigens ist für den Leser, der in diesem Buche etwas nachschlagen will, weder ein Inhalt und Kolumnentitel, noch durch ein Register gesorgt worden.

Zb.

Christliche Kirchengeschichte von Johann Matthias Schröckh, ordentl. Lehrer der Geschichte auf der Universität Wittenberg. Zehnter Theil. Leipzig, bey Schwickert, 1785. 542 S. gr. 8.

Mit diesem Theile des schon längst bekannten und mit Beyfall aufgenommenen Schröckhischen Werkes fängt sich die Geschichte der besondern Religionsstreitigkeiten in dem Anfange des dritten Buchs vom zweyten Zeitraum an; worinn aber für dießmal nur die Origenianischen abgehandelt sind. Doch wußte der Verf. seine Leser, denen vielleicht eine trockene Erzählung dieser jämmerlichen Händel ekelhaft gewesen wäre, durch die Mannichfaltigkeit anderer kirchlichen Auftritte, die er mit denselben in eine natürliche Verbindung gebracht hat, wieder schadlos zu halten. Statt der einförmigen und ermüdenden Methode, mehrere Bände nach einander mit der Erzählung theologischer Streitigkeiten anzufüllen, wird mit denselben allemal das Leben der berühmtesten Lehrer, die einen vorzüglichen Antheil daran genommen haben, verbunden. Daher haben Epiphanius und Chrysostomus in diesem Theil eine sehr bequeme Stelle gefunden, und der Verf. hat dabey Anlaß genommen, von vielen merkwürdigen Schriften dieser Kirchenlehrer Auszüge zu machen, und von ihren Meynungen, Lehrarten, Methoden zu predigen und die Schrift zu erklären, so wie überhaupt von merkwürdigen kirchlichen Gebräuchen Nachricht zu geben.

In der Vorrede hat der Verf. eine litterarische Ausgabe, die er selbst nicht auskäsen konnte, vorgelegt. Sie be-

 trifft

trifft die französische Lebensbeschreibung des Chrysostomus von D. Gottfr. Hermant, welche die Franzosen einmüthig diesem Gelehrten beylegen, da doch in dem königlichen Privilegium Doctor Menard als Verfasser genannt wird. Die Auflösung dieser Aufgabe ist sehr leicht. Hermant war als Jansenist und als Schriftsteller der Universität zu Paris gegen die Jesuiten, diesem in Frankreich sonst so mächtigen Orden, verhaßt, und war genöthiget, damit seine Schriften desto leichter das Imprimatur erhielten, sich bald unter dem Namen St. Julien, bald unter einem andern, zu verstecken. Dießmal gefiel ihm der Name Menard. Dieß läßt sich schon aus dem Jöcher; noch umständlicher aber aus Bayle Art. Hermant und aus Brice description de la Ville de Paris ersehen.

Es wird unnöthig seyn, von einem so allgemein gelesenen Werk weitläuftig zu reden. Rec. will nur die Stellen bemerken, welche ihm die größte Aufmerksamkeit zu verdienen scheinen. Ueber das Werk des Epiphanius von den Ketzereyen wird (S. 90) in dem Abschnitt von dem Leben und den Schriften dieses Kirchenlehrers also geurtheilt: „Unverdrossnen Fleiß im Sammlen, viele Belesenheit und einen feurigen Eifer für die Religion, auch wider alles, was ihr Schaden zu verursachen scheint, der es daher bey ihrer Vertheidigung so gut zu machen sucht, als es immer ein ehrlicher Mann von sehr eingeschränktem Geiste wagen konnte: alles dieses darf man dem Verfasser nicht absprechen; wenn er nur auch dabey die edlere Bestimmung eines solchen Werks erfüllt hätte! Was man am meisten dabey bedauern muß, ist dieses, daß er, anstatt den Streitgeist und die Verketzerungssucht seiner Zeiten zu bändigen oder zu mildern, wie ein Mann von seinem Einflusse am ersten hätte thun oder doch versuchen können, denselben vielmehr angefeuert hat. Freylich muß man es auch verstehen, sich an seine Stelle zu setzen. Erzogen in Gesinnungen, ohne welche man in der Kirche dieser Zeit sein Glück nicht machen konnte, würde es ihm nicht allein die äußerste Anstrengung gekostet haben, freyere und gemäßigtere anzunehmen, sondern es ist auch wahrscheinlich, daß er mit denselben nicht durchgedrungen wäre. Ueberdieß aber mußte der so viele Jahre hindurch von der Welt abgesonderte, mit ihr wenig bekannte, gegen sich und diejenigen, welche ihn zum Führer wählten, überaus stren-

„ge

„ge Ansicht, auch eine gewisse Härte der Behandlung von al-
„lem, was seinen Grundsätzen geradezu widersprach, sich ei-
„gen machen, und mit einem Bewußtseyn von Ueberlegen-
„heit, das ihm aus dem Besitze der Rechtgläubigkeit zu ent-
„springen schien, auf seine Gegner herabsehen. Er konnte,
„wie andere seines Gleichen, gar nicht begreifen, wie es mög-
„lich sey, daß nicht jeder Christ in allen Stücken eben so, wie
„die katholische Kirche, lehrte. Daher giebt er sich auch
„oft in seinen Widerlegungen ein Ansehen, das eigentlich auf
„nichts beruht. Und doch würde der Schluß sehr übereilt
„seyn, der in unsern Tagen oft aus dergleichen Beyspielen ge-
„zogen wird, die Verfechter des katholischen Lehrbegriffs
„der alten Kirche wären lauter kurzsichtige und eingebildete
„Tröpfe, lauter verfolgende Wütriche gewesen; nur bey den
„Partheyen, welche von ihnen so schwarz abgebildet worden
„sind, sey Scharfsinn und Menschenliebe zu suchen.“ Eben
so billige und von nicht gemeiner Menschenkenntniß zeugende
Urtheile wird man in der Geschichte der Streitigkeiten über
die **Lehrsätze des Origenes** (S. 108—266) antreffen.
Z. E. S. 118 über den **Johannes**, Bischof von Jerusalem —
S. 121 f. vom **Rufinus**. — Ueber die Streitigkeiten selbst
urtheilt er, das Traurigste sey dabey gewesen, daß sie nicht
nur ein betrügliches Ansehen von Wichtigkeit hätten, sondern
auch ganz und gar keine Früchte für die Gelehrsamkeit, Re-
ligion oder Kirche hervorbrachten. Es scheine zwar bey dem
ersten Anblick, als wäre darüber so heftig gestritten worden,
ob die groben, dem **Origenes** beygemessenen Irrthümer,
durch andere Lehrer ausgebreitet werden dürften? Aber da-
von sey eigentlich die Frage nicht gewesen, denn diese Lehrer
hätten betheuert, daß sie an den gedachten Irrthümern gar
keinen Antheil nähmen; ja sie hätten sogar geleugnet, daß
Origenes dieselben vorgetragen habe. Alles sey auf persön-
liche geringfügige Zänkereyen hinausgelaufen; Verketzern und
Verketzerungen abzuwehren, sey alles gewesen, was man aus-
zuführen gesucht habe. **Origenes** sey freylich verhaßter wor-
den, als er je vorher gewesen war; aber die, welche solches
bewirkten, hätten sich durchaus als schlechtere Menschen, wie
ihre Gegner, ausgezeichnet. **Theophilus** von Alexandrien
(für den S. 219 durch einen Schreibfehler **Cyrillus** gesetzt
ist,) bekommt auch das Lob, das seine schändlichen Thaten
werth waren.

Den

Den übrigen Raum dieses Theils nimmt die Geschichte des Lebens und der Schriften des Chrysostomus ein. (S. 167—530.) Unter den Urtheilen über die Schriften desselben zeichnet sich insonderheit dasjenige aus, was (S. 510) über sein Werk vom Priesterthum gestellt wird. Einige vom geistlichen Stolz aufgeblasene Männer haben es dem ehrwürdigen Spalding verübelt, daß er ihnen den priesterlichen Charakter absprach. Nun tritt gar ein Geschichtschreiber auf, der den heiligen Chrysostomus tadelt, daß er in dieser Schrift von dem Begriff eines Priesterthums und eines Priesters ausgieng — von einem Bilde, das weder biblisch, noch christlich sey, denn die christliche Religion wisse nichts von eigentlichen besondern Priestern, und es sey einer ihrer Vorzüge vor der israelitischen, daß ihre Bekenner nichts davon wissen. Denn eben diese bildliche Vorstellung von christlichen Lehrern führet auch unvermeidlich zur Verminderung der Würde, Freyheit und Gleichheit aller Christen in der Annäherung zu Gott. Sie als Priester denken, heisse in der That, sie als eine Art von Mittelspersonen zwischen Gott und den übrigen Christen abbilden, ihnen das ausschließende Recht eines Opfers einer Fürbitte, einer Versöhnung für die letztern beylegen. Es wäre also zu wünschen gewesen, daß man die christlichen Lehrer immer in einer wahrern und lehrreichern, auch gewiß sehr ehrwürdigen und liebenswerthen Gestalt dargestellt hätte — als wachsame Gefährten und Begleiter der Christen auf dem Wege zur Glückseligkeit — als Führer derselben, die es dem größten göttlichen Anführer abzulernen suchen, wie die richtigste Erkenntniß Gottes, die darauf gebauete Tugend und Zufriedenheit immer mehr in der Welt ausgebreitet werden müssen — als sanft unterrichtende, aufmunternde, warnende, vorleuchtende Freunde, im Namen der Religion, bereit, auf jeden Augenblick durch dieselbe in Angelegenheiten des Geistes und Lebens Hülfe zu leisten — als Männer, welche das Christenthum in seiner ganzen Vortrefflichkeit und Wohlthätigkeit nicht nur zu entwickeln, sondern auch an sich selbst zu zeigen verstehen. Er tadelt auch des Chrysostomus schauderhafte Vorstellung vom heil. Abendmahl, welche auch in manche der alten Kirchenlieder und Communiongebete übergegangen ist; da doch die Absicht dieser Stiftung so wenig darauf gehe, Entsetzen und Zittern bey den Christen hervorzubringen, daß vielmehr keine andere Religionshandlung mit so starken Empfindungen der Liebe,

Freude

Freude und Dankbarkeit gegen den Erlöser vorgenommen werden sollte. Tellemont wird auch oft zurechtgewiesen; besonders S. 347. Dieser hatte zu übereilt aus einer von seinen Homilien geschlossen, daß dieser Kirchenlehrer ordentlich 100,000 Zuhörer gehabt habe, da doch Chrysostomus nichts weiter sagt, als daß es so viel Christen zu Antiochien gegeben, die sich von Zeit zu Zeit in der Kirche, wo er predigte, eingefunden hätten. Unter den kirchlichen Gebräuchen, davon Meldung geschieht, ist besonders dieser bemerkungswürdig, der auch in den Versammlungen der Methodisten herrschend seyn soll, und den schon im dritten Jahrhundert Paulus von Samosata von seinen Zuhörern gefordert hatte. Jetzt war es nämlich gewöhnlich, daß die Zuhörer ihre freudige Theilnehmung an Predigten auf mancherley Weise an den Tag legten. Bald riefen sie den Predigern laute Lobsprüche und Aufmunterungen zu, die Namen eines Rechtgläubigen, eines dreyzehnten Apostels und andere mehr, erklangen oft aus einem Munde, der zu unverständigem Tadel eben so bereit war, als zu unsinnigen Lobpreisungen. Bald wollten sie ihm zu erkennen geben, wie wohl sie den Vortrag des Lehrers verständen, daher fielen sie ihm, wenn er eine biblische Stelle anführte, ins Wort, und sprachen das aus, was noch zu der Stelle fehlte. Sie erhoben auch wohl ein ganz verworrenes Geschrey der Verwunderung und des Vergnügens, ohne eigene Worte, bewegten die Hände, sprangen in die Höhe, wehten ihre Schweiß- oder Schnupftücher herum, und nahmen noch andere Geberden und Stellungen vor. Chrysostomus und Augustinus, welche diese Ehrenbezeugungen in diesem Zeitalter am häufigsten empfiengen, verwarfen sie bald, bald suchten sie solche einzuschränken. Die Stellen aus den Chrysostomus und Augustinus muß man (S. 350 f.) selbst lesen. — Die erste Predigt des Chrysostomus am Geburtsfeste Christi, wovon S. 381 f. ein Auszug vorkömmt, giebt dem Verf. Anlaß, die ältern Spuren von dem Urspeung und Fortgang dieses Festes aufzusuchen; welches die von unsern Lesern, die mit dieser Geschichte noch nicht bekannt sind, S. 385—389 nachlesen können. — Die Erzählung von des Chrysostomus Verhalten bey Verwaltung seines bischöflichen Amtes zu Konstantinopel, ist ein Muster einer pragmatischen Darstellung; und man sieht daraus deutlich, wie es möglich war, daß Chrysostomus, den ein Mann, in dessen Händen alle Gewalt der Regierung war,

Eutropius, zum Bischof gemacht hatte — der wegen seiner Gelehrsamkeit, Beredtsamkeit und Tugend bewundert wurde, und sich durch seinen Ernst in rühmlichen Verbesserungen, durch seine Sitten, durch seinen Eifer für die Rechtgläubigkeit und für das äußerliche Religionsceremoniell auch die Liebe der niedern Stände erworben hatte — dennoch den Haß des Clerus und der Mönche sich zuziehen, die Gunst des Hofes verlieren, und das Opfer einer boshaften Kabale werden konnte. Bey aller Gerechtigkeit, die der Verf. übrigens dem Chrysostomus wiederfahren läßt, verschweigt er seine Fehler nicht. Er gesteht (S. 453) zu, daß er, durch seine vom Argwohn entfernte Gemüthsart hintergangen, Personen, die es nicht werth waren, sein Vertrauen geschenkt — und durch seinen Eifer für äußerliche Andachtsübungen den Aberglauben, der sich damals schon so mächtig regte, begünstiget habe. (S. 466.) Für die Ausbreitung des Christenthums und für die Verminderung sowohl der Heiden und Juden, als insonderheit der Ketzer, sey er auf eine Art besorgt gewesen, die ihn zwar nicht zu einem harten Verfolger gemacht; aber doch eine ausnehmende Religionsverträglichkeit nicht verstattet, und ihn den sogenannten Rechtgläubigen seiner Zeit sehr empfohlen habe. Hingegen wird billig an ihm gelobt, daß keiner unter den Lehrern der alten Kirche, von denen wir Schriften oder Predigten übrig haben, die Bibel auf eine so fruchtbare Art begreiflich und brauchbar für jedermann, und zugleich so beredt und einnehmend, zu erläutern gewußt habe, als er; unstreitig habe er sich nach dem exegetischen Muster des Origenes gebildet; aber er habe sein Gutes genützt, und sich vor seinen Fehlern gehütet; er liebe den Wortverstand, und gerathe selten auf Allegorien oder andere Spitzfindigkeiten. Am glücklichsten sey er durch seine griechische Sprachkenntniß, nähere Bekanntschaft mit den Sachen, Sitten und Lehren selbst, treffende Beobachtungen, auch durch eine gewisse Empfindung der Größe und Vortrefflichkeit des Christenthums, in seinen Homilien über das N. T. gewesen — vornehmlich aber in den Predigten über die Briefe Pauli. So sehr er auch eingesteht, daß Chrysostomus über der Begierde zu gefallen, oft weniger nützlich werde, seine Bilder und Vergleichungen, an denen er so reich ist, erkünstle, mit rednerischem Ueberfluß und ohne Noth ausmahle, in Declamationen verfalle, die bloß Gepräge und halbleerer Schall sind, und auf allerley Ausschweifungen verwandten Inhalts gerathe:

che: habe doch die alte Kirche keinen Lehrer aufzuweisen, der mit ihm in der weisen Geschicklichkeit des öffentlichen Religionsvortrages nur verglichen werden könnte. — Wie wenig Hr. Schr. den Advokaten des Chr. mache, sieht man auch daraus, daß er für wahrscheinlich hält, der Diakonus Serapio, dem Chr. wider sein Verdienst zu viel Zutrauen geschenkt habe, sey derjenige gewesen, der die Uneinigkeit zwischen dem Chr. und dem Bischof Severianus angefeuert habe. Serapio habe sich einst nicht die Mühe gegeben aufzustehen, als Severianus vorbeygieng, darüber sey dieser so aufgebracht worden, daß er ausgerufen habe: „Wenn Serapio als ein Christ stirbt, so ist Christus nicht Mensch geworden.“ Aus dieser Uebereilung habe Serapio eine Ketzerey gemacht, und vorgegeben, der Bischof habe die Menschwerdung Christi schlechtweg geleugnet. Severianus vertheidigte sich zwar; allein Chrysostomus glaubte seinem Diakonus mehr, und der große Hauſe wurde vollends gegen den Bischof erhitzt. Es kam so weit, daß dieser die Stadt verlassen mußte, entweder weil ihn der Patriarch vertrieb, oder durch einen Aufruhr des Volks genöthiget. Die Kaiserin Eudoxia, welche dem Bischof sehr gewogen war, ließ ihn sogleich zurückkommen, und machte dem Chrysostomus darüber Vorwürfe — aber dieser lehnte allen Umgang mit jenem ab. Endlich ersuchte ihn die Kaiserin auf eine außerordentliche Weise darum, indem sie ihren Prinzen, Theodosius, der noch ein kleines Kind war, in der Kirche zu seinen Füßen hinlegte, und in dessen Namen flehte, wodurch sich der Patriarch zwar erweichen ließ, und in einer Predigt die Gemeine ermahnte, den Severianus wieder aufzunehmen, so wie dieser den folgenden Tag ebenfalls predigte, und die Aussöhnung bestätigte. Doch wurde dadurch der verborgene Groll zwischen beyden Bischöfen nicht ausgerottet. — Wer den Tillemont hat, der vergleiche seine Lobrede auf den Chrysostomus mit dem, was unser Geschichtschreiber am Schlusse dieses Theils von eben diesem Kirchenlehrer urtheilt. „Chrysostomus, sagt er, hat überaus stark auf die christliche „Nachwelt durch das Beyspiel seines Lebens, durch seine Lehr„art und seine Schriften gewirkt. Allein so sehr seine rühm„lichen und nachahmungswürdigen Seiten hervorglänzen, so „schwer ist es zu urtheilen, ob und worinn er getadelt wer„den müsse? Einige Fehler sind von einer gleichsam so heroi„schen Art, so schmeichelnd und beruhigend für denjenigen,

„der

„der sie in der redlichsten Absicht begehe, sie verwandt mit „Grösse und Erhabenheit der Seele in den Augen der Zu„schauer, auch oft von einem so scheinbar wichtigen Nutzen, „daß beynahe jedermann verführet wird, sie Tugenden zu nen„nen. Dahin gehört jene unerschrockene Freymüthigkeit, mit „der man über alles geradezu seine Meynung, die unange„nehmsten Wahrheiten auch am unschicklichen Orte, ohne „Maaß und Achtung für irgend eine Person, sogar zum „Schaden der Wahrheit, sagt; bloß, weil man sich einbildet, „die Wahrheit dürfe sich niemals scheuen, ans Licht zu treten; „die Heftigkeit gegen Andersdenkende, die man mit aller „Friedensliebe und Verträglichkeit vereinigen zu können glaubt, „weil es unverzeihlich sey, in wichtigen Angelegenheiten gelas„sen und kalt zu bleiben, auch der übertrieben hohe Begriff „von der Würde und dem Ansehen seines Standes, in Rück„sicht gegen andere Stände, selbst den obrigkeitlichen, weil „man dadurch eine desto lebhaftere Wirksamkeit im Guten zu „erlangen denkt. Chrysostomus hatte einen nicht geringen „Antheil von diesen Schwachheiten. Aber er verließ sich auf „das Bewußtseyn seiner guten, uneigennützigen, edlen Ab„sichten, auf seine Menschen- und Friedensliebe, auf die Vor„theile, welche er der Religion und Gottseligkeit verschaffte. „Mehr als Philosoph, und weniger als Mönch, oder doch „als ein von der Welt abgesonderter strenger Sittenrichter, „zu denken, würde für ihn ein ungemeiner Gewinn gewesen „seyn. Er arbeitete mit aller Anstrengung für Endzwecke, „über welche sich nichts Höheres denken läßt, sehr oft mit be„neidungswerthem Glücke, nicht selten unter Verirrungen „und Anstößen, und bleibt demohngeachtet der ehrwürdigste „Lehrer der alten Kirche.“

Es ist in der That Schade, daß dieses vortreffliche Werk zu einer so großen Menge von Bänden anwächst, daß nur wenige Kandidaten und Prediger solches kaufen können. Für diese könnte es eine sehr fruchtbare Pastoraltheologie werden, woraus sie Beyspiele zur Nachahmung und Warnung schöpfen könnten.

Yf.

---

9. Gelehrtengeschichte.

Ueber die Academie zu Greifswald gegen Hrn. Kammerrath von Reichenbach, von C. E. Weigel — Stralsund, in der Langeschen Buchhandlung. 1787.

Der Herr von R. hatte in seinen patriotischen Beyträgen zur Kenntniß und Aufnahme des Schwedischen Pommerns Stück I. II. Stralsund 1784. III. IV. Greifswald 1785. V. VI. ebendaselbst 1786. eine nachtheilige Beschreibung von der Academie zu Greifswald geliefert, worüber die Academie höhern Orts eine Klage gegen den Hrn. von R. eingebracht, übrigens aber im Publico sich nicht gerechtfertiget hatte. Da der Hr. von R. sich darüber in einer Vorstellung an den Canzler der Akademie herausließ, (die im ersten Stücke des 1sten Bandes des Niederelbischen Magazins abgedruckt ist) und behauptete, daß in dieser Sache niemand competenter Richter sey, als das gelehrte Publikum, bey dem die Academie bislang die Rechtfertigung schuldig geblieben sey, so fand der Hr. Verfasser, als ein Lehrer der Akademie, sich bewogen, mit dieser Widerlegung der Reichenbachschen Anschuldigungen hervorzutreten, die jedoch nicht aus einem Auftrage der Akademie geschrieben, sondern blos ein Privatwerk von ihm ist. Er verlangt auch vom Publiko keinen Urtheilspruch, sondern will, wie er sagt, dasselbe nur dadurch bewegen, seine Meynung so lange zu suspendiren, bis die Entscheidung von den Obern erfolgt ist. Wir halten nun dafür, daß zwar, wenn es auf gesetzwidrige Facta, oder non Facta ankömmt, z. B. auf pflichtwidriges Betragen der Lehrer, als Versäumniß der Stunden, übeln Haushalt in Ansehung des Fonds der Academie, Präsentation untüchtiger Subjecte zu Professoren rc. alsdenn nicht das Publikum, sondern der ordentliche Richter darüber zu entscheiden hat; daß aber doch auch über andere Punkte die Competenz des Fori dem Publico zum Theil allein, zum Theil in Concurrenz mit dem ordentlichen Richter zustehe, z. B. über die Celebrität oder Obscurität der Professoren, und über dasjenige, was die Academie

in neuern Zeiten zur Masse menschlicher Kenntnisse und Aufklärung beygetragen hat; über die Sitten der jungen Studirenden; über die Menchlersche Geschichte; über die Vollkommenheit oder Unvollkommenheit der Einrichtung vermittelst deren die Akademie, selbst die Professoren präsentirt ꝛc., indem es hierüber, so viel die Facta betrifft, nicht auf Zeugen und Documente, sondern **Notorietät**, und übrigens auf **Vernunftgründe** ankömmt. Wir wollen uns jedoch unserer Stimme im Publico gerne begeben.

Non nostrum est tantas componere lites.

So sehr es einem rechtschaffenen Mann zu Herzen gehen muß, wenn er auch nur unter einem collectiven Namen, wenn nur sein Corps einer Pflichtvergessenheit beschuldigt wird, und so wenig wir die gerechte Sache des Hrn. Verf. in Rücksicht auf seine Person bezweifeln, um so mehr ist der gemäßigte Ton zu loben, welcher im Ganzen genommen in dieser Schrift herrscht. Nur würde es der Sache der Akademie Vortheil schaffen, wenn der Vortrag nicht so trocken und gedehnt wäre, nicht so lange, unförmliche, oft schwer verständliche Perioden hätte, und endlich die Darstellung weniger von der Manier einer prozessualischen Defensionsschrift an sich trüge.

Was kann z. B. der Leser davon denken, wenn der Verfasser die angeschuldigte Versäumniß der Collegien von den Professoren dadurch ablehnen will, daß er anführt: es sey eine **Neglectenstrafe**, das ist: ein gewisser Abzug vom Salair, als eine Geldstrafe für jede versäumte Stunde, festgesetzt, und nun alle die Verordnungen, worin selbige enthalten ist, nach Jahr und Tag vom 16ten **Jahrhunderte** an bis jetzt citiret, und **weil keine Neglectenstrafe eingekommen ist**, den *Fleiß* der Lehrer für erwiesen annimmt? Wir haben uns vielmehr gewundert, daß man noch 1775 gelehrte Männer so weit hat erniedrigen mögen, sie durch ein Mittel zum Fleiß anzuspornen, welches nicht sehr anständig zu seyn scheinet, als ein Mittel, das nur ins 16te Jahrhundert, und in die Zeiten hineingehört, da man noch taxatores lectionum auf Akademien hatte.

Pe.

Prakti-

Praktische Lebensbeschreibungen verstorbener und noch lebender Geistlichen, für Leser, die durch ihrer Mitmenschen Beyspiele lernen wollen. Stendal, bey Franzen und Große, 1787. 408 S. gr. 8.

Die Absicht des Herausgebers, pragmatische (oder wie er sich ausdrückt praktische) Lebensbeschreibungen rechtschaffener Geistlichen zu sammlen, ist gut und empfehlenswerth. In der That sind sie, wenn sie wirklich pragmatisch sind, belehrender und warnender, als alle Compendien der Pastoraltheologie. Sein Unternehmen verdient daher Empfehlung und Unterstützung aller derjenigen, die mit den Eigenschaften einer guten Biographie bekannt sind, und weder durch Haß noch Liebe geblendet ihren Mann in seiner wahren Gestalt zu schildern, vermögen. Bey Lebensbeschreibungen von noch lebenden Geistlichen möchte das leztere besonders schwer seyn. Eben deswegen wünschten wir, daß sich der Herausgeber mehr mit Biographien der Verstorbenen beschäftigen möge.

In diesem ersten Theile finden wir folgende Biographien: 1) **Joh. Rudolph Noltens**, Generalsuperint. der Altmark und Priegnitz (S. 1—24). 2) **Johann Ge. Walchs** zu Jena (S. 25—75). 3) **Joh. Ad. Steinmetzen**, Abts zu Klosterberga (S. 76—136), von **Valentin Schmidt**, Prorect. der Cöllnischen Stattschule zu Berlin. 4) **Bened. Wilh. Schmagers**, berufenen Pastors daselbst (S. 137—153). 5) **Joh. Fried. Fresenius** zu Schlitz (S. 154—178), von desselben Sohn **Friedr. Ant. Fresenius**. 6) **Tschirners**, Pastor zu Langenöls (S. 179—193). 7) **Ge. Laurentius Seidenbechers**, Predigers zu Unterneubrunn (S. 194—201). 8) **Joh. Julius Heckers** (S. 202—247). 9) **Joh. Gottfr. Niemanns**, Pastors in Parey (S. 248—292). 10) **Dan. Heinrich Purgolds**, Pfarrers zu Parchen im Magdeburgischen (S. 293—360). 11) **Ernst Gottlieb Woltersdorf**, zweyten evangelischen Predigers zu Bunzlau (S. 361—403). 12) **Joh. Lucas Woltersdorf**, Predigers bey der St. Gertrautskirche zu Berlin (S. 404—415). 13) **Jac. Conr. Baldamus**, Generalsuperint. der Grafschaft Mansfeld (S. 416—432). 14) **Ehrhard Andreas Frommanns**, Generalsuperint. des Herzogthums Magdeburg und Abt des Stiftes und Klosters Bergen (S. 433—455).

15) Ge. Wilh. Lüdeke, Frühpredigers und Adj. Minist. der Friedrichswerder- und Dorotheenstädtischen Kirche zu Berlin (S. 456 — 468).

Die Sammlung soll fortgesetzt werden; und der Herausgeber wünscht dergleichen praktische Biographien des Generalsuperintendenten Roth in Pommern, Ernesti's, des Göttingischen Walchs, Lilienthals, Dietelmaiers, Cotta's, Clemms, Winckleis, Göttens u. s. w. zu erhalten; aber wir bitten ihn, bey der Auswahl der etwa einlaufenden sorgfältiger und strenger zu seyn, als er bey dieser ersten Sammlung war — seitenlange Gemeinplätze, wie z. E. S. 12 in der Lebensbeschreibung Noltens und in der Woltersdorfischen öfters vorkommen, ohne Barmherzigkeit wegzuschneiden — solche, die so chrienmäßig und ekelhaft aufgesetzt sind, wie die Baldamische, oder so unbeträchtlich und so wenig lehrreich sind, wie die von J. Luk. Woltersdorf, und Ge. W. Lüdeke ganz wegzulassen — sich so unbedeutende Zusätze zu Lebensbeschreibungen, wie die von S. 114 bis 116. sind — zu verbitten — und uns dagegen viele zu liefern, die der Purgoldischen, Seidenbecherischen, Niemannischen und Heckerischen ähnlich sind. Hier und da möchte man auch bestimmtere und lehrreichere Anmerkungen finden, als die S. 33 befindliche ist. Besonders wären solche Anmerkungen bey Steinmetzens Leben nöthig gewesen, dessen rühmlicher Enthusiasmus für das Gute zuweilen in Fanatismus ausartete. Dies ist alles in seiner Biographie mit einer solchen Billigung erzählt, daß dabey ein warnender Wink nöthig gewesen wäre. Er hielt in Schlesien mit seinen Hausgenossen Betstunden; einige seiner Kirchkinder wünschten daran Theil zu nehmen. St. fand dabey einige Bedenklichkeit, weil damals den Protestanten alle Conventikeln bey Verlust ihrer Gotteshäuser verboten waren. Ein Bauer, gegen den er diese Besorgniß äußerte, gab ihm zur Antwort: Herr Pfarrer, sie haben ja vor acht Tagen geprediget, sie wollten für Gott und sein Wort Leib und Leben lassen. Diese gerade Antwort machte bey St. Eindruck. Er fragte zwey Gemeinglieder um ihr Gutachten, und zwey stimmten für, und die andern wider die Sache. Dies machte ihn ängstlich und bettlägerig; aber ein alter Prediger sagte ihm: Wenn es ihn der Herr heiße, so solle ers thun. Voll von dieser Vorstellung schlief er ein, und seine Phantasie

mahlte

mahlte ihm im Traum ein Bild, ganz seinen Wünschen angenehm. Dieser Stoß, sagt der Biograph, durfte nur noch hinzukommen, um ihn ganz zu bestimmen. Er hatte nun Beruf, ja eine höhere Aufforderung dazu, in seinem Hause besonders Erbauungsstunden anzustellen. Bey einer solchen Stimmung seiner Seele war es kein Wunder, daß auch seine Zuhörer auf einen solchen Ton gestimmt wurden, und daß (nach S. 86) einige von ihnen in Schwärmerey verfielen, Gesichter hatten, und übernatürliche Wirkungen erwarteten. Er nahm die Gabe der Vision, und der damit verbundenen Entzückung für göttlich an, belehrte sie aber zugleich, daß ihr Zustand sehr elend seyn müsse, weil Gott außerordentliche Mittel nöthig finde, da Ermahnungen und Lehren nicht hinlänglich zu ihrer Bekehrung wären. — Auch eine andere Stelle (S. 111) hätte für unvorsichtige Leser eine Anmerkung verdient. Man kann es nicht läugnen, daß er von Jugend auf an Träumereyen und Vorherbedeutungen (Vorbedeutungen) Geschmack fand, und sich dadurch leiten ließ; daß er Eingebungen einer höhern Hand erwartete, und zu finden hoffte, und, wenn seine Einbildungskraft sie ihm darstellte, sich dadurch bestimmen zu müssen glaubte. Man muß gestehen, daß ein gewisser Ton der Andächteley sich von ihm verbreitete, und daß seine Anhänger oft die eben so heiligen Berufspflichten ohne Noth hintansetzten, um die äußerlichen Merkmale der Frommen zu haben; aber wer kann bey seiner Absicht die Mißbräuche ihm zur Last legen, wenn die Summe des bewirkten Guten so vollzählig war? Gute Absichten können freylich, ihrer Natur nach, niemand zur Last gelegt werden, — aber doch die unschicklichen Mittel, die man zur Absicht benutzt — und bey welchem Menschen kann man sagen, daß die Summe des von ihm gewirkten Guten vollzählig sey?

Nun nur noch einige Bemerkungen! S. 179. ist, so wie in der ganzen Biographie, Tschirners Vorname ausgelassen. Er war nicht, wie hier steht, wirklicher Obersyndikus der schlesischen Landschaft — dies war nur Titel, eigentlich war er Sekretär der patriotischen Gesellschaft in Schlesien (S. Allg. D. Bibl. B. 61. S. 309) und er war es von 1770 bis 1775. Von seiner Pastoralamtsführung wird be-

merkte, er habe seine Gemeinde in Predigten mit der Natur bekannt gemacht; dies habe einigen Mißfallen verursacht, und ein benachbarter Amtsbruder habe sich dieses Umstandes bedient, seine Religion verdächtig zu machen. Da seine Kirche nach und nach leer geworden, so habe er die neue Lehrart gebraucht, daß er Sprichwörter gesammelt, auch wohl einige, zur Ausfüllung der Lücken selbst erdacht, und ihnen das Ansehen des Alterthums gegeben, und sie den biblischen Texten angepaßt habe, um durch Hülfe derselben seine Zuhörer auf Wahrheiten der Lebensweisheit aufmerksam zu machen — und dies habe ihm wieder Zuhörer gesammelt. — Die kluge Art, wie Tschirner das neue Gesangbuch bey seiner Gemeinde beliebt gemacht hat, verdient Nachahmung. Er fieng nicht mit Lobpreisungen desselben an; sondern las jeglichen Sonntag ein Lied daraus auf der Kanzel vor, das mit seinem Vortrag in Verbindung stand. Man fand es schön und wurde darauf aufmerksam. Er sagte, es sey aus dem Breslauer Gesangbuch (Berliner hätte bey manchen verdächtig seyn können; und es war wirklich bey Korn in Breslau verlegt) und man könne es für weniges Geld kaufen. Nun kauften es viele, und nahmen es mit dem alten in die Kirche; und so wäre, hätte Tschirner länger gelebt, die Einführung des neuen Gesangbuchs allmählich ohne Lärm bewerkstelligt worden. Vielleicht würden sich die lokalen Bedenklichkeiten, die Herr Pastor Niemann in seiner sehr gut geschriebenen und mit sehr fruchtbaren psychologischen Bemerkungen angestellten Lebensbeschreibung (S. 286) gegen die Einführung des neuen Gesangbuchs äußert, durch Nachahmung der Tschirnerischen Methode heben lassen. Purgolds Biographie war für den Recensenten Seelenweide. Man sieht daraus recht deutlich, wie der Verf. der Resultate seines mehr als 30jährigen Nachdenkens über die Religion Jesu das worden sey, was er ist — im Anfang wegen der gangbaren schlechten Beweise für die Wahrheit und Göttlichkeit des Christenthums — ein Naturalist — hernach ein Zweifler an der Lehre von der vertretenden Genugthuung, und durch das Lesen des Abbadie ein überzeugter Christ, der die Fähigkeit seines Verstandes nicht zum einzigen Maaßstab der Religionswahrheiten machte, sondern nur die Bibel, und nach derselben sein System läuterte. Was in der erstern Biographie S. 336 der nählende Ton des Höbels und S. 317. Nählen seyn soll — und noch dazu in einer Stelle, wo der Provinzialdialekt

ver-

verworfen wird — das mögen andere errathen. Die darauf folgende Lebensbeschreibung Ernst Gottlieb Woltersdorf sticht gegen die Purgoldische gewaltig ab. Das Beste darin ist die Geschichte des Bunzlauischen Waisenhauses, um welches sich Woltersdorf unsterbliche Verdienste erwarb. Folgende Anekdote hätte der Herausgeber wegstreichen sollen. Der junge Woltersdorf wurde zu Halle hypochondrisch — fand sich zum Gebet unmächtig, und das Wort Gottes machte bey ihm keinen Eindruck. Dieser Zustand blieb anderthalb Jahre; aber ein erfahrner Freund, sagt unser Biograph, lenkte ihn von seinen ohnmächtigen Selbstbesserungsbemühungen ab, und wies ihn allein auf Jesum — (eben als ob dieser nicht in seinem ganzen Evangelium unsre Selbstbesserung verlangte, oder gar dieselbe verschmähete.) und nun gelangte er zur süssen Gemüthsruhe. — Bald darauf heißt es: W. wäre beynahe ein Herrenhuther worden. Sapienti sat!

Yf.

10. Philologie, Kritik und Alterthümer.

Chr. G. Heynii opuscula academica collecta, et animadversionibus locupletata. *Vol. II.* Goettingae, ap. Dieterich. 1787. in 8. 446 Seiten.

Der Werth Heynischer Gelegenheitsschriften ist zu bekannt, als daß er unserer Auseinandersetzung bedürfte; wir zeigen blos den Inhalt dieses zweyten Bandes an, um die Liebhaber, welchen die einzelnen Abhandlungen etwa entfallen sind, darauf aufmerksam zu machen. Zuerst stehen 15 Abhandlungen über die Verfassung und Gesetze griechischer Pflanzstädte in Großgriechenland und Sicilien; dann folgen noch einige, über den Zustand der Wissenschaften und Künste im ältesten Griechenlande, über eine Handschrift des corporis iuris auf der Universitätsbibliothek, über das Alterthum der Arkadier; über römische Familienmünzen an der Zahl drey; zuletzt eine Rede bey dem Absterben des unsterblichen Münchhausen. Die

griechischen Pflanzstädte hat der Verf. nach ihrem Ursprunge in gewisse Klassen getheilt, weil eben daraus sich in Ansehung ihrer Religion und Staatsverfassung manches übersehen läßt, da sie hierin ihren Urhebern zu folgen gewohnt waren. Sie alle entsprangen, theils vom Dorischen, theils vom Achaischen, theils auch Chalcidischen Stamme. Unter den erstern haben die Lacedämonier Tarent und Heraklea; die Corinthier Syrakus nebst dessen Kindern, Hybla, Thapsus; die Rodier, Gela; die Messenier, Messana; die Cadier Lipara, gestiftet; hierzu lassen sich auch die Locrier zählen. Diese alle hatten eine erblich aristokratische Verfassung. Von den Achaiern kommen her Sybaris und Croton, nebst deren Töchtern, deren Verfassung sich der Demokratie näherte. Von den Chalcidiern also aus Jonischen Stamme, entsprangen Cemä, Naxus, Tauromenium, Rhegium, sie hatten aristokratische Verfassung, doch bestimmt nach dem Vermögen. Die Zeit der Berichtigung jeder Pflanzstadt wird hierauf angegeben; und Bemerkungen über die allgemeinen Ursachen von Gründung derselben, beschließen die Einleitung. In den ältern Zeiten war Ueberfluß an Menschen im Mutterlande, Ursache von Ausschickung der Pflanzer; nach der Olympiade hingegen bewogen innere Streitigkeiten, oder zwangen manche Partheyen sich auswärts Wohnsitze zu suchen. Nach Italien und Sicilien vorzüglich zu gehen, vermogte die Griechen vornehmlich, daß die Küsten von Asien und des schwarzen Meeres schon besetzt, diese Gegenden noch meist öde waren, und das Gerücht von der Fruchtbarkeit des Bodens sich schnell verbreitete. Eben diese Fruchtbarkeit, nebst dem hernach dazu kommenden Handel, erhob die Pflanzstädte in kurzer Zeit zu hohem Flor. Schon aus diesem wenigen erhellt, wie wichtig, ja durchaus unentbehrlich diese Abhandlungen jedem Forscher alter, nicht blos politischer Geschichte sind, als auf welche vorzüglich Rücksicht genommen ist, sondern auch der Geschichte der Wissenschaften und der Menschheit; weil der Verf. selbst tiefer Kenner der Wissenschaften, auch hierauf manchen Seitenblick wirft, und ohne Kenntniß politischer Geschichte sich pragmatische Geschichte der Wissenschaften nicht denken läßt. Nimmt man hierzu, daß der Verf. in strenger Befolgung der Gesetze historischer Kritik, die Nachrichten genau abwiegt, und so mit manche unzuverläßige Lagen und Erdichtungen späterer Zeiten aufdeckt: so gewinnt dadurch der Werth dieser Abhandlungen ein großes. Durch die neu hinzugekommenen

neuen Zusätze hat der Verf. sich neues Verdienst erworben, nicht zu gedenken, daß daraus erhellet, wie unermüdet er stets sich beeifert, in Berichtigung seiner Erkenntnisse fortzuschreiten, welches sonst manchen akademischen Lehrern nicht eben eigen ist. Hat man einmal seine Hefte ausgearbeitet: so pflegt man es meistens gern dabey bewenden zu lassen. Von der Aechtheit der Gesetze des Zaleukus, welche die Abhandlungen selbst nicht berührten, vielmehr stillschweigend vorauszusetzen schienen, handelt ein Zusatz so bündig und genau, als es die Natur des Gegenstandes zuläßt; er zeigt, daß die Nachrichten mit manchen Zusätzen späterer Zeiten auf uns gekommen, daher dem Zaleukus fremde Ideen untergeschoben sind. Mit aller der Genauigkeit wird auch bey den übrigen Abhandlungen verfahren, ja wo der Verf. jetzt aus erheblichen Gründen mit der ehemaligen Ausführung nicht zufrieden ist, zeigt er es unpartheyisch an; und bestätigt dadurch was ein Alter sagte: [illegible] αἱ δεύτεραι φροντίδες σοφώτεραι. Eine Warnung, die manchem jungen rüstigen, auch manchem vor sich zu sehr eingenommenen Schriftsteller, nicht zu oft kann gegeben werden!

Dr.

Horazens Oden, aufs neue verdeutscht von Karl Heinrich Jördens. Drittes und viertes Buch. Berlin und Stralsund, bey Lange, 1787. 1 Alphabet 3 Bogen, 8.

Der erste Band dieser Uebersetzung, der das erste und zweyte Buch der Oden enthält, ist im Anhange zum 37. bis 52. Bande der A. D. Bibl. 3te Abtheilung S. 1592. angezeigt worden. Ob wir gleich dieser Uebersetzung im Ganzen ihren Werth nicht absprechen, so können wir doch nicht ganz in die Lobsprüche einstimmen, die sie von jenem Recensenten erhalten hat, am wenigsten würden wir sie der Schmidtischen Uebersetzung so unbedingt vorziehen. Indeß gestehen wir gern, daß Hr. Jördens seine Vorgänger mit Ueberlegung genutzt, und sie in einzelnen Stellen auch übertroffen hat. Doch war das so schwer nicht, da Hr. J. sich weit weniger Fesseln auferlegt, und in einer Manier übersetzt hat, die das Mittel zwischen Prosa und einem bestimmten Rythmus hält.

 Wir

Wir setzen zur Probe und Vergleichung die 23ste Ode des 3ten Buchs her.

An die Phidyle.

Wenn du mit jedem Neumond aufgehabene Hände
Zum Himmel emporkehrst, ländliche Phidyle,
  Wenn du mit Weihrauch, mit heurigen Früchten
  Die Laren versöhnst, und einem gierigen Ferkel:
Wird nicht des Afrikus giftiger Hauch dem fruchtbaren
Weinstock schaden, den Saaten kein verderblicher
  Brand, und nicht den holden Kindern die tödtende
  Luft der Aepfeltragenden Jahrszeit.
Das geweihte Opferthier, welches in den
Eichenwäldern des schneeigten Algidus weidet,
  Oder auf Albas Triften sich nährt,
  Röthe mit seinem Nakken die Beile
Der Priester: dir ziemet es minder, durch Schaaren
Erwürgter Lämmer zur Huld die kleinen
  Götter zu reizen, wenn du mit Rosmarin
  Und zarter Myrte sie kränzest.
Wenn unbefleckt die Hand den Altar berühret,
Versöhnet kein kostbares Opfer die zürnenden
  Penaten mehr denn frommes Mehl, samt einem
  Körnchen knisternden Salzes.

Und einem gierigen Ferkel. Hr. J. hat nicht genug Rücksicht auf den verschiedenen Genius beyder Sprachen genommen. Was im Lateinischen zur Lebhaftigkeit beyträgt, macht oft im Deutschen einen Satz schleppend, und das ist hier mit diesem nachgezogenen Gliede des Perioden der Fall. Die tödtende Luft, ist zuviel für grave tempus. schneeigt. Die Endung igt oder icht zeigt an, daß eine Sache von der Art einer andern ist, Aehnlichkeit mit ihr hat, nicht aber selbst dazu gehört. So sagt man: ein dorniger Busch und: eine dornigte Untersuchung! Mit dem Nakken röthen, ist im Deutschen eine zu harte Metapher. Die 4te Strophe ist sehr schleierd übersetzt. Die Dunkelheit wäre ganz weggefallen, wenn der Uebersetzer das Te nihil attinet richtiger du hast nicht nöthig — oder auf ähnliche Weise gegeben hätte. Zur Huld zu reizen ist undeutsch.

Die Anmerkungen sind bey diesen beyden Büchern ausführlicher und reichhaltiger, (obgleich auch meistens zu wortreich

nicht und mit Sachen überladen, die oft mit der Materie wenig zusammenhängen) da sie im ersten Theile ohne Ueberlegung, und oft wörtlich aus den Schmidtischen Anmerkungen zusammengeschrieben waren. Jetzt hat Hr. J. auch Ramlern, Eschenburg und Jani gebraucht. Seine eignen Urtheile und Aussprüche sind oft nicht die gründlichsten. So verräth es z. B. nicht das feinste Gefühl für ächte Poesie, wenn Hr. J. die erste Ode des dritten Buchs eines der vortrefflichsten Meisterstücke nennt, welches die alte lyrische Poesie nur aufzuweisen habe, und ihr gar, nach der 29. Ode desselben Buchs den Vorzug vor allen übrigen Horazischen Oden beymißt. Beyde enthalten vortrefflich ausgedrückte moralische Sätze, aber in poetischer Rücksicht gehören sie unter die schwächsten des Dichters. Phantasie und Empfindung sind die Hauptingredienzien der lyrischen Poesie, und wie viel findet man davon in den beyden erwähnten Oden? Mit Recht wirft Home (1. Th. S. 17.) der ersten Mangel an Verbindung und Zusammenhang vor: es versteht sich, dichterische Verbindung. Auch Hr. Jani ruft bey dieser Ode aus: admirabilis est nobilissimae sententiae cum summa poeseos virtute coniunctio. Das klingt freylich prächtig genug, aber wie wenig ist jungen Leuten mit solchen tönenden Phrasen gedient. Ausrufungen, wie Schön! Vortrefflich! helfen weniger, als nichts, wenn man ihnen nicht zeigt, warum etwas Schön ist, und wie es so geworden ist. Wenigstens muß man ihnen auf die Spur helfen, wenn sie das Schöne selbst entdecken und fühlen sollen.

Drittes Buch. 1. Ode. V. 17. Wer über den Scheitel — Scheitel ist männlichen Geschlechts. Und warum Scheitel für Nacken cervix? Das letzte ist hier offenbar mahlerischer, indem man so gleichsam den Frevler voll Schrecken den Kopf zwischen den Schultern verbergen sieht. 2. Ode. V. 17. virtus repulsae nescia sordidae ist übersetzt: die Tugend frey von schimpflicher Weigerung. Allein jeder, der kein Latein versteht, wird sich das so erklären: „die Tugend, die sich nicht weigert, etwas zu thun, da die Weigerung schimpflich ist.“ 3. Ode. V. 8. Träfen die Trümmer ihn unerschrocken — das Adverbium unerschrocken kann hier so wenig stehen, als im Lateinischen für impavidum — impavide stehen konnte. V. 5. Des stürmischen Hadrias Gebieter — Hadria für adriatisches Meer ist unverständ-

ländlich und undeutsch. V. 12. Purpur durchglühenden Angesichts — sesquipedale verbum! purpureum os heißt strahlendes Antlitz. V. 17. Als im Rath der himmlischen Juno willfährig also begann — giebt in dieser Verbindung gar keinen Sinn. Wenigstens sagt es gerade das Gegentheil von dem, was Horaz sagt. Nicht Juno willfahrte den übrigen Göttern, eher diese, wenigstens zum Theil, ihr. Gratum elocuta consiliantibus Iunone Divis! 4. Ode. V. 20. Non sine Diis animosus infans, d. ist. ein Kind, dem die Götter Muth einflößten, übersetzt Hr. J. etwas possierlich: Ein nicht ohne die Götter beherztes Knäblein. V. 26. Acies kann nicht durch Schlacht übersetzt werden. Schlacht ist der Kampf zweyer Heere, hier aber ist blos von der Niederlage Eines Heers die Rede. Philippens Schlacht. Philippens klingt wie ein Nomen proprium. Den Ausdruck Fluchbaum hat Hr. J. wie manches andere, ohne hinlängliche Prüfung, von Schmidt entlehnt. Dieses zusammengesetzte Wort drückt keinesweges das devota arbos aus. Fluchbaum würde heißen, der zum Fluchen bequem und brauchbar wäre, nach der Analogie von Hebebaum. V. 44. Sustulerit sehr unedel durch aufrieb gegeben. V. 73. Tellus auf eigene Ungeheuer gestürzt — drückt den Text sehr schielend aus. Bey Tellus denkt man sich den ganzen Erdkreis, was aber hier nicht paßt. Auch steht im Lat. nicht Tellus sondern terra. eigene soll heißen selbsterzeugte Ungeheuer. 5. Ode. V. 28. lana medicata ist sehr seltsam durch getünchte Wolle gegeben. V. 30. Zage ein ganz neugeprägtes Wort für: ein Zaghafter, Feiger, iners. 7. Ode. V. 3. Mit tyrischer Waare beseeligt — das deutsche beseeligt paßt sich nicht so zu Waaren wie beatus zu merx. V. 23. 24. Doch daß Nachbar Enipeus über Gebühr dir nicht gefalle, solches verhüte — wie sklavisch, wie platt und undeutsch! 12. Ode. V. 14. neque pugno neque *segni pede* victus, übersetzt Hr. J. ganz wider den Sinn: Er im Faustkampf unbesieget, noch im trägen Wettlauf! (Diese Construction ist überdies ganz undeutsch. Es sollte heißen: Er im Faustkampf und im Wettlauf unbesiegt, oder: Er, weder im Faustkampf noch im Wettlauf besiegt.) Ein schönes Lob, im trägen Wettlauf nicht besiegt zu werden! Eben so seltsam sind im folgenden Vers die cervi fugientes agitato grege durch Hirsche gegeben, die in gedrängten Reihen fliehen. Was wäre das für eine Kunst, Hirsche

zu

zu treffen, die in gedrängten Reihen stehen? 13. Ode. Nichts thut in der Poesie unangenehmere Wirkung und nichts macht sie schleppender, als die zu häufige Wiederkehr der Vorwörter, die einen Besitz anzeigen. V. 6 f. dir röthet mit seinem purpuren Blute dein kühlendes Gewässer. 19. Ode. V. 1. Wie weit entfernt vom Inachus Codrus lebte — quantum distet. Es ist nicht von Meilen, sondern von Jahren die Rede. 20. Ode. insignem Nearchum. Den gleissenden Nearch. Gleissend wird nur von falschem, betrügerischem Glanz gebraucht. 21. Ode. V. 5. Welcherley Natur der Massiker auch sey, den du bewahrst. Hr. Jördens folgt hier der Erklärung des Hrn. Jani, die aber alles gegen sich hat. Aus dem Zusammenhange und der vorigen Strophe ist es deutlich, daß Bentleys Erklärung die richtigere ist, nach welcher nomen hier so viel, als Zweck, Gebrauch bedeutet. 25. Ode. V. 3. In welchen Hölen vernimmt die Welt mein Lied des erhabenen Cäsars unvergängliche Glorie zu den Sternen gesellen und Jupiters Rathe? Wie undurchdringlich dunkel! Vernimmt gesellen, diese Wortfügung ist höchst undeutsch. — Kaum kann es ein Druckfehler seyn, wenn allemal statt deß (dessen) des steht. — Viele Anmerkungen erläutern Dinge, die keiner Erläuterung bedürfen. Ist es nicht lächerlich, wenn zu den Worten Naß des Himmels die Note gemacht wird: d. h. der Regen? — Hieran mag es genug seyn zum Beweise, daß wir das Buch mit Aufmerksamkeit durchgegangen sind, und daß es noch vieler Verbesserungen in jeder Rücksicht bedarf.

Nr.

Bion, Moschus, Anakreon und Sappho. Aus dem Griechischen. Neue Uebersetzung in Versen. Berlin und Libau, bey Lagarde und Friedrich, 1787. 8. 8 Bogen.

Diese Uebersetzung ist theils in gereimten, theils reimlosen, meistens jambischen und trochäischen, Versen abgefaßt, und hat, wie der Verf. selbst im Vorberichte weislich bemerkt, vor allen ihren Schwestern den Vorzug, vier der beliebtesten Dichter, die bisher allemal einzeln, oder gar nur stückweise

weise erschienen, vereint darzustellen. Ob diese Vereinigung gerade zu den beneidenswerthesten Vorzügen der Ausgabe gehört, bezweifeln wir billig. Vielleicht wäre der Uebersetzer besser gefahren, wenn er den Fleiß, den er vier Dichtern zugleich geschenkt hat, auf einen einzigen unter ihnen verwendet hätte. Wie seine Arbeit itzt ist, wird sie die Bemühungen seiner Vorgänger, wenigstens die schönen anakreontischen Stücke in Ramlers Blumenlese, schwerlich in Vergessenheit bringen. Am meisten hat uns sein Urtheil über das Grab des Adonis befremdet. Er glaubt, unter allen Stücken sey ihm dies vorzüglich gelungen, und doch verliert, wir mögen auf den Ausdruck oder aufs Versmaaß sehn, keins in Vergleichung mit dem Originale so sehr, als dies. Wir heben zum Beweise die vorzüglichste Stelle des Gedichts aus. Venus, über das frühe Erblassen ihres Geliebten jammernd, spricht also:

O welch feindliches Geschick
Wehret dir das kurze Glück,
Einen kleinen Augenblick
Zu erwachen, aufzuschließen
Deine Augen, mich zu küssen
Nur so lange nicht zu küssen,
Als ein Kuß der Liebe lebt.
Ganz, o ganz in dich verwebt,
Hätt' ich diesen Kuß verschlungen,
Wär er in mein Herz gedrungen,
Hätt' ich ihn in mich gezogen,
Deine Liebe eingesogen u. s. w.

Welch eine Sprache für ein Gedicht, das ganz Pathos, ganz Leidenschaft ist! und unter allen Sylbenmaaßen, warum gerade das schielendste, unkräftigste? Sollte man den Griechen, nach dieser Probe, nicht für den elendesten Schwätzer, seine Venus nicht für eine gedungene Nänienfängerin halten? Wie sehr aber das Original verwässert ist, kann man schon daraus schließen, weil aus fünf griechischen Versen nicht weniger, als — zwölf deutsche geworden sind. Hier noch ein anakreontisches Lied, das 25.

Wenn ich Weinsaft trinke,
Schlafen alle Sorgen.
Was frag' ich nach Kummer,
Was nach Leid und Sorgen?

Ster-

Sterben muß ich, willig
Oder nicht: — was soll ich
Mich darüber quälen!

Doch genug! Papier und Presse sollen nicht zum zweytenmal unschuldig leiden. Wer sich ganz von dem Werthe dieser Arbeit überzeugen will, vergleiche die 40ste Ode Anakreons aus Ramlers Blumenlese mit der Uebersetzung des Ungenannten. Letztere wird ihn zugleich lehren, daß Amor nicht, wie vordem, Pfeile, sondern — Stacheln schleudert.

Zh.

Griechisch-deutsches Lexicon über das neue Testament, nebst einem Register über Luthers deutsche Bibel, welches auch Ungelehrte in den Stand setzt, dies Wörterbuch zu gebrauchen, und sich über Dunkelheiten der deutschen Bibel Raths zu erholen, von D. Carl Friedrich Bahrdt. Berlin, bey Vieweg, 1786. Median Octav. 750 Seiten.

Was wir aus diesem Wörterbuch des Hrn. Bahrdts machen sollen, wissen wir selbst nicht recht, sind auch im Entscheiden etwas furchtsam geworden, da der Herausgeber nicht von dem Haufen gegen ihn gedungener Recensenten, sondern vom Publikum beurtheilt seyn will. Wir mögten nicht gern das Papier damit verschwenden, auf jedem Blatt zu zeigen, wie er Krebsen copirt habe. Er tadelt Krebsen, daß er in den Stellen, wo der Leser gerade am sehnlichsten Licht und Befriedigung wünschte, unbrauchbar sey. Denn Krebs handelte als ehrlicher Philologe, und mengte keine Bahrdtische Lehrsätze in ein critisches Wörterbuch — und dafür wird jeder ihm danken — denn sonst stünden wir in Gefahr, von jeder Secte und Religionsparthey ein anderes Lexicon zu erhalten, oder eines jeden Privatmeynung in Büchern zu lesen, die für die reine Sprachkunde gewidmet seyn sollen. Zuletzt gäbe dann auch jeder eine andere Grammatik heraus. — Bahrdt verspricht in der Vorrede, seine Leser in den Stand zu setzen, die Erklärung des neuen Testaments nicht mehr auf Treue und Glauben der Lexikographen, oder ihrer Lehrer anzunehmen, sondern mit eigenen Augen zu sehen, was für Begriffe

griffe und Lehrsätze im neuen Testament enthalten, oder nicht enthalten sind. Es soll ein Lexicon für Ungelehrte seyn, denen zu Gefallen er auch die griechischen Worte deutsch hingesetzt hat. — Aber sehen denn die Leser nun mit eigenen Augen? Der arme Ungelehrte, der nicht einmal griechisch lesen kann, soll doch wohl nicht dadurch Critiker werden? — also muß er Nachbether der Bahrdtschen Erklärungsart seyn, er kann sich allenfalls die Worte, wie sie deutsch ausgedruckt sind, auswendig lernen, und den Commentar dazu — und dann ist er, nach Hrn. Bahrdts Versicherung, aufgeklärt. Wir mögen uns bey diesen großen Versprechungen nicht länger aufhalten. Ich wähle mir doch Krebsens Lexicon, oder das was Schleußner herausgeben wird. Denn Lesen kann ich — und bin auch hier sicher, daß ich jede Erläuterung nicht ohne Beweis annehmen darf, stehe auch nicht in Gefahr, daß mir in dem Vehikel eines Lexicons ein einseitiges System oder ein verzerrter Sinn der Schriftstellen, der mit ihrem sonstigen Sprachgebrauch nicht bestehen kann, eingeflößt wird —

De.

Catulli carmen de nuptiis Pelei et Thetidis cum versione Germanica *C. T. Eisenschmidt*, in usum tironum illustravit *C. G. Lenz*. Altenburgi, 1787. 8. 13 Bogen.

Unsre jungen Humanisten scheinen auf dies Katullische Gedicht eine ganz vorzügliche Liebe geworfen zu haben, die um so viel befremdender ist, da es von Seiten der Komposition nichts weniger, als vortrefflich, genannt werden kann, und blos durch einzelne schöne Details gefällt. Wir wissen nicht eigentlich, was Hr. Lenz zur Bearbeitung dieses Stückes bewogen hat, (denn das auf dem Titel stehende in usum tironum ist dermalen von keiner Bedeutung mehr,) wider den Willen der Musen hat er indessen nicht gearbeitet. Seine Anmerkungen sind weder so leer an Gehalt, wie die Döringischen, noch so überreich an Citaten, wie die von Mitscherlich, und verrathen durchgehends einen gebildeten Geschmack und feineres Dichtergefühl. Zum Beweis, daß wir diesen philologischen Versuch unsrer Aufmerksamkeit werth halten, mögen folgende Erinnerungen, die uns beym Durchlesen

lesen aufgestossen sind, dienen. V. 9. Der Antheil, den die Dichter Minerven an den Argonautenzug nehmen lassen, scheint uns aus dem Gefahrvollen der Unternehmung, am begreiflichsten. Entschlossenheit und Klugheit waren die besten Führerinnen auf diesem weitaussehenden Zuge. Vers 14. Schwerlich ist bey feri vultus, an maris truculentiam, oder an crines feritatem prae se ferentes zu denken. Daß die Nymphen ihrer natürlichen Freundlichkeit vergassen, war wohl kein Wunder. Noch hatte sie kein Seefahrer aus ihren ruhigen Wohnsitzen aufgeschreckt. V. 22. Optatum tempus geht wohl nicht auf die Vermählung des Peleus, als wodurch die übrigen Helden um nichts glücklicher wurden, sondern überhaupt auf das Interesse, welches die Götter an der Expedition nahmen, und auf ihre Freundschaft für die Helden. V. 34. Eine unnöthige Erinnerung, daß das Gesicht der vorzüglichste Spiegel der Leidenschaften sey. Eine ähnliche triviale Bemerkung hat sich der Verf. V. 145. zu Schulden kommen lassen. V. 61. Daß prospicit Evoe für prospicit Bacchum stehe, dünkt uns ungemein hart, und hätte unstreitig durch Parallelstellen sollen erwiesen werden. Freylich ist Skaligers Erklärung noch seltsamer, aber vielleicht ist die Stelle verdorben, vielleicht schrieb der Dichter: Quem Minois ocellis, saxea ut effigies bacchantis, prospicit, eheu! prospicit — den Ariadne, einer versteinerten Mänade ähnlich, mit ihren Augen verfolgt, ach! nur verfolgt, nicht zurückruft. So Dido beym Virgil Aen. 4, 654. Felix, heu nimium Felix. V. 110. Weder Lenneps noch des Herausgebers Muthmassung gefällt uns. Der erste that wenigstens sehr unrecht, wenn er die Umwandlung des saevum in taurum eine lenem mutationem nannte. Der Vers ist auch ohne das eingeflickte taurum vollkommen deutlich. V. 113. tenue dünkt uns ein blosses Epitheton ornans, und die Erklärung Hrn. L. ein wenig zu subtil und gesucht. V. 124. Wir zweifeln sehr, daß die Frage quinam perhibent? sich jedem Leser aufdringen werde. Perhibent ist so viel, als die, den Dichtern so gewöhnliche, Formel fama est, und zeigt an, daß man hier eine Sage der Vorwelt anführe. V. 129. Die Behauptung, tollere sey dasselbe, was recingere ist, mußte erwiesen werden. Die Beyspiele, daß Mädchen zuweilen veste recincta schliefen, entscheiden hier so wenig etwas, als die Stelle Ovids. Noch sind wir Döringens Meynung; und warum sollte denn Katull nicht eben

so gut haben schlafen können, wie so viele seiner Mitbrüder im Apoll? Freylich rettet Hrn. Degens Einfall den Dichter von dem Verstoße wider die psychologischen Gesetze; aber unbedeutend und müßig bleibt der Vers vor, wie nach. V. 138. Und warum mußte denn Virgil, wie er velles credere schrieb, gerade an das Katullische vellet mitescere denken? Uns dünkt, er würde so geschrieben haben, wenn ihm auch Katull hierin nicht vorgegangen wäre. V. 142. Abermals viel zu künstlich. Der eine Dichter stellt den Jupiter als nachsichtig gegen die Meyneidigen, der andre als zu strafen zehend vor, je nachdem er diese, oder jene Vorstellung zu seiner Absicht bequem findet. V. 157. Die Erklärung von dulcis vita liegt, so viel wir einsehen, in dem supremo tempore des 151sten Verses. Von den Freuden der Liebe ist hier so wenig die Rede als Lucret. 2. 996. und anderwärts. V. 183. Unstreitig ist die Bedeutung, die Vossius hier dem lentus beylegt, die richtigere. Lentus bezeichnet (man vergleiche Hrn. Heyne zum Virgil Aen. 3. 384.) alles, was sich beugen läßt, doch auch lentare für flectere. — Es würde leicht seyn, eine gleich große Anzahl glücklich interpretirter Stellen unsern Lesern mitzutheilen, wofern wir ihnen das Vergnügen, sie selbst zu entdecken, entziehen wollten. Wundern müssen wir uns übrigens, wie der Herausgeber Hrn. Eisenschmidts elende hexametrische Uebersetzung konnte abdrucken lassen. Wollte er vielleicht jungen Leuten an ihr zeigen, wie sie nicht übersetzen sollen? oder geht es ihm, was wir zu seiner Ehre nicht glauben mögen, wie vielen unsrer Philologen, in denen die Vorliebe für das Lateinische das Gefühl für ihre Muttersprache erstickt?

Wr.

---

11. Erziehungsschriften.

Nachrichten für Kinder aus Schnepfenthal von C. G. Salzmann. Leipzig, 1787. bey Crusius. 18 Bogen in 8. mit vielen eingedruckten Kupfern.

Herr

Herr Salzmann ist unerschöpflich in Erfindung neuer Gegenstände, womit er die lesende Jugend durch seine Feder unterhalten kann. Hier eröffnet er wieder eine neue Reihe von Bänden eines Lesebuchs für Kinder. Er schreibt in der Vorrede, daß bisher fast alle Pädagogen darin einig gewesen wären, alle Lehren für Kinder in Geschichte einzukleiden, und darzu entweder Erdichtungen, oder Erzählungen aus den vorigen Zeiten, oder Nachrichten aus dem gegenwärtigen Zeitalter gewählt hätten. Deswegen habe er nun einen vierten Weg geöffnet, wahre Geschichte einer gegenwärtig lebenden Gesellschaft. Er macht nehmlich in diesem Bande den Anfang, die Geschichte seiner Niederlassung und Anbauung in Schnepfenthal zu erzählen, und kommt damit bis zu Aufrichtung seines Erziehungshauses, und dem ersten Gebrauch des durch eine Röhrenfahrt dahin geleiteten Brunnens. Das hätte nun freylich, wenn dem Verf. blos um seine Rechtfertigung vor dem größern Publikum zu thun gewesen wäre, auf eine weit kürzere Art geschehen können; allein der V. wollte seine Schnepfenthaler Geschichte nicht zur Notiz der Alten, sondern als einen Text zur gelegentlichen Belehrung der Jugend schreiben. Daher nutzt er die ihm eigene Art, auch die geringsten Vorfälle lehrreich für die Jugend, und gleichsam aus allem Geld zu machen. Er bekennt die Verlegenheiten, in die er oft gerathen ist, und die Schwierigkeiten die er gefunden hat, und nutzt sie, das Nachdenken bey seinen jungen Lesern zu erwecken, wie und durch welche Mittel er sich daraus gerettet habe, beschreibt die verschiedenen Handarbeiten, die bey einem Hausbau zusammenwirken müssen, aufs deutlichste, hauptsächlich durch die eingedruckten Zeichnungen der vornehmsten Bauwerkzeuge, und erweckt dadurch von manchen Geschäften des bürgerlichen Lebens deutliche Begriffe, wo sich manche Alte mit dunkeln Vorstellungen zu begnügen pflegen. Er erklärt, daß ihn die Sorge für seine Familie zuerst auf den Wunsch gebracht habe, Dessau mit einem Landgut zu verwechseln, um sie daselbst mit Zuziehung anderer Kinder besser erziehen zu können; (man sollte nun freylich meynen, als Lehrer in Dessau könne ihm dazu auch die Gelegenheit nicht gefehlt haben; auch möchte es mancher widersprechend finden, daß er gleich nach seiner Ankunft in Schnepfenthal einen Privatlehrer für seine Kinder angenommen, und also daraus folgern, daß er seine eigene Zeit und Kräfte für andre

Speculationen aufgehoben habe) ob er gleich von seinem geerbten Vermögen keine zehn Morgen Landes, geschweige denn ein Landgut, habe erkaufen können. Er wählte aber doch das Herzogthum Gotha zur Ankaufung seines Landguts, reißte 1783 dahin, bekam von dem Herzog 4000 Thaler, und nachher den Platz zu seinem Erziehungshaus, geschenkt. Er überließ einem Freund das Geschäfte, der ihm denn Schnepfenthal für 8000 Rthl. kaufte, das er noch nicht gesehen hatte. Er reißte nun mit seiner Familie von Dessau ab, und fand eine Menge Wirthschaftsbedürfnisse anzuschaffen und Verbesserungen zu veranstalten, Schneewässer von dem Keller zu leiten, Teiche auszuführen und zu besetzen, einen Gemüsgarten anzulegen, Vieh und Ackergeräthe zu kaufen u. s. w. welches alles dem Verf. Gelegenheit zu nützlichen Belehrungen giebt. Er ließ Mist, den die Heerde auf dem Wege fallen läßt, in seinen Karpfenteich bringen, und rechtfertigt diese Wirthschaftlichkeit damit, daß ja Gott auch in seiner Naturhaushaltung die verächtlichsten Dinge nutze, aus Ausdünstungen Wolken sammle, und aus vermodernden Thierkörpern Gras wachsen lasse. Sein Betragen bey der Auswahl und Erwerbung eines Platzes zum Bau des Erziehungshauses, und bey der Sorge, demselben das nöthige frische Wasser zu geben, beschreibt er zwar etwas zu weitläuftig, aber doch lehrreich, um Begriffe und Vorsichtsregeln bey dem Bauwesen zu erwecken. Besonders hat er das Geschäfte des Wasserwägens, um zu wissen, ob ein Wasser genug Fall habe, um hergan geleitet zu werden, ganz deutlich beschrieben. Sehr zu verzeihen ist ihm die Ausschweifung, zu der ihn der Eifer über die Vogelfänger bringt, die, wie er schreibt, um einer Mandel Käse willen, im Frühjahre gern den ganzen Thüringer Wald vogelleer machten. Es folgen Belehrungen über Steinbrechen, Holzfällen, Röhrenlegen und Mauerführen, mit Zeichnungen der dazu gehörigen Werkzeuge versehen, u. s. w.

Wir zweifeln nicht daran, daß Eltern, die die vorigen Salzmannschen Schriften für ihre Kinder lehrreich gefunden haben, und nicht eben Ursache haben, das Geld für die Anschaffung eines neuen Buchs zu überrechnen, das ihren Kindern nützlich seyn kann, nicht auch diese Nachrichten aus Schnepfenthal in ihre Kinderbibliotheken aufnehmen werden. Es kann also wohl dem V. an Aufmunterung nicht fehlen;

diese

diese Nachrichten fortzusetzen. Aber dennoch möchten vielleicht die Freunde seiner Schriften wünschen, daß es ihm gefällig seyn möchte, die Fortsetzung dieser Nachrichten nicht zu offenbar durch Beyziehung zu vieler, zur Geschichte von Schnepfenthal und der dasigen Erziehungsanstalt gar nicht gehörigen, Nebensachen auf mehrere Bände anzulegen. Wir rechnen dahin in diesem Theil, die Gespräche mit Hirten und Taglöhnern, eine Schatzgräbergeschichte (bey Gelegenheit der Schätze an Versteinerungen, die er in seinem Steinbruch gefunden), den Besuch einer Schwärmerin, die Erzählungen von einem in der Nachbarschaft entstandenen Brand, und geschehenem Selbstmord, die Anpreisung seines Wunderpflasters und seiner bittern Tropfen, und dergl. mehr. Zwar haben alle die Ausschweifungen bey ihrer Geringfügigkeit, dennoch eine lehrreiche Anwendung: allein wenn es blos darum zu thun ist, aus einem Vorfall nutzbare Belehrungen für die Jugend zu ziehen; so dürfte man nur die Geschichte eines jeden Tags beschreiben. Nichts ist so unerheblich, was der Erzieher nicht zur Lehre und Warnung nutzen kann. Noch eine Anmerkung sey uns erlaubt zu machen: der V. erklärt es nicht nur ausdrücklich zu seiner Absicht, sondern führt auch im Buche selbst seine jungen Leser zu wiederholten malen darauf, daß sie aus seinem Beyspiele lernen sollen, daß sich der Mensch durch Nachdenken und Vertrauen auf Gott aus allen seinen Verlegenheiten retten, und alles möglich machen könne. Das möchten wir nun wirklich so allgemein nicht behaupten. Wer andre Menschen nicht nach sich beurtheilt, sondern sie nimmt, wie er sie in den mancherley Lagen des menschlichen Elends findet, der wird wohl wahrnehmen, daß es Verlegenheiten und Sorgen giebt, aus denen kein Nachdenken retten kann. Wer sich freylich bewußt ist, mit seiner erwerbenden Feder Geld verdienen zu können, den darf sein Nachdenken nur auf einen Gegenstand führen, um sich das Geld das ihm fehlt, zur Fortsetzung eines Unternehmens zu verdienen. In diesem Fall sind aber doch nur wenige Menschen. Wenn freylich nur der Lauf natürlicher Dinge zu nutzen oder zu leiten ist, als Wasser ab- oder herbey zu leiten; da kann das Nachdenken einem vernünftigen Mann [illegible] weisen. Eben so ist es mit dem Vertrauen auf Gott. Wenn ein Mensch auf diesen Muth den Stand, wozu er erzogen war, und worin er gegenwärtig lebt, darum weil er ihm nicht länger behagt, verlassen, sich nach eigner Phantasie neue Pläne zu [illegible]

Speculationen aufgehoben habe) ob er gleich von seinem geerbten Vermögen keine zehn Morgen Landes, geschweige denn ein Landgut, habe erkaufen können. Er wählte aber doch das Herzogthum Gotha zur Ankaufung seines Landguts, reiste 1783 dahin, bekam von dem Herzog 4000 Thaler, und nachher den Platz zu seinem Erziehungshaus, geschenkt. Er überließ einem Freund das Geschäfte, der ihm denn Schnepfenthal für 8000 Mfl. kaufte, das er noch nicht gesehen hatte. Er reiste nun mit seiner Familie von Dessau ab, und fand eine Menge Wirthschaftsbedürfnisse anzuschaffen und Verbesserungen zu veranstalten, Schneewasser von dem Keller zu leiten, Teiche auszuführen und zu besetzen, einen Gemüsgarten anzulegen, Vieh und Ackergeräthe zu kaufen u. s. w. welches alles dem Verf. Gelegenheit zu nützlichen Belehrungen giebt. Er ließ Mist, den die Heerde auf dem Wege fallen läßt, in seinen Karpfenteich bringen, und rechtfertigt diese Wirthschaftlichkeit damit, daß ja Gott auch in seiner Naturhaushaltung die verächtlichsten Dinge nutze, aus Ausdünstungen Wolken sammle, und aus vermodernden Thierkörpern Gras wachsen lasse. Sein Betragen bey der Auswahl und Erwerbung eines Platzes zum Bau des Erziehungshauses, und bey der Sorge, demselben das nöthige frische Wasser zu geben, beschreibt er zwar etwas zu weitläuftig, aber doch lehrreich, um Begriffe und Vorsichtsregeln bey dem Bauwesen zu erwecken. Besonders hat er das Geschäfte des Wasserwägens, um zu wissen, ob ein Wasser genug Fall habe, um hergau geleitet zu werden, ganz deutlich beschrieben. Sehr zu verzeihen ist ihm die Ausschweifung, zu der ihn der Eifer über die Vogelsänger bringt, die, wie er schreibt, um einer Mandel Käse willen, im Frühjahre gern den ganzen Thüringer Wald vogelleer machten. Es folgen Belehrungen über Steinbrechen, Holzfällen, Röhrenlegen und Mauerführen, mit Zeichnungen der dazu gehörigen Werkzeuge versehen, u. s. w.

Wir zweifeln nicht daran, daß Eltern, die die vorigen Salzmannschen Schriften für ihre Kinder lehrreich gefunden haben, und nicht eben Ursache haben, das Geld für die Anschaffung eines neuen Buchs zu überrechnen, das ihren Kindern nützlich seyn kann, nicht auch diese Nachrichten aus Schnepfenthal in ihre Kinderbibliotheken aufnehmen werden. Es kann also wohl dem V. an Aufmunterung nicht fehlen, diese

diese Nachrichten fortzusetzen. Aber dennoch möchten vielleicht die Freunde seiner Schriften wünschen, daß es ihm gefällig seyn möchte, die Fortsetzung dieser Nachrichten nicht zu offenbar durch Beyziehung zu vieler, zur Geschichte von Schnepfenthal und der dasigen Erziehungsanstalt gar nicht gehörigen, Nebensachen auf mehrere Bände anzulegen. Wir rechnen dahin in diesem Theil, die Gespräche mit Hirten und Taglöhnern, eine Schatzgräbergeschichte (bey Gelegenheit der Schätze an Versteinerungen, die er in seinem Steinbruch gefunden), den Besuch einer Schwärmerin, die Erzählungen von einem in der Nachbarschaft entstandenen Brand, und geschehenem Selbstmord, die Anpreisung seines Wunderpflasters und seiner bittern Tropfen, und dergl. mehr. Zwar haben alle die Ausschweifungen bey ihrer Geringfügigkeit, dennoch eine lehrreiche Anwendung: allein wenn es blos darum zu thun ist, aus einem Vorfall nutzbare Belehrungen für die Jugend zu ziehen; so dürfte man nur die Geschichte eines jeden Tags beschreiben. Nichts ist so unerheblich, was der Erzieher nicht zur Lehre und Warnung nutzen kann. Noch eine Anmerkung sey uns erlaubt zu machen: der V. erklärt es nicht nur ausdrücklich zu seiner Absicht, sondern führt auch im Buche selbst seine jungen Leser zu wiederholten malen darauf, daß sie aus seinem Beyspiele lernen sollen, daß sich der Mensch durch Nachdenken und Vertrauen auf Gott, aus allen seinen Verlegenheiten retten, und alles möglich machen könne. Das möchten wir nun wirklich so allgemein nicht behaupten. Wer andre Menschen nicht nach sich beurtheilt, sondern sie nimmt, wie er sie in den mancherley Lagen des menschlichen Elends findet, der wird wohl wahrnehmen, daß es Verlegenheiten und Sorgen giebt, aus denen kein Nachdenken retten kann. Wer sich freylich bewußt ist, mit seiner erwerbenden Feder Geld verdienen zu können, den darf sein Nachdenken nur auf einen Gegenstand führen, um sich das Geld das ihm fehlt, zur Fortsetzung eines Unternehmens zu verdienen. In diesem Fall sind aber doch nur wenige Menschen. Wenn freylich nur der Lauf natürlicher Dinge zu nutzen oder zu leiten ist, als Wasser ab- oder herbey zu leiten; da kann das Nachdenken einen vernünftigen [illegible] weisen. Eben so ist es mit dem Vertrauen auf Gott. Wenn ein Mensch auf diesen [illegible] den Stand, wozu er erzogen war, und worin er gegenwärtig lebt, darum weil er ihm nicht länger behagt, verlassen, sich nach eigner Phantasie den Plan zu einem

andern Lebensart machen, und auf das blosse Vertrauen auf Gott, ohne vorher zu wissen, daß er darzu ein Kapital geschenkt, und ein andres geborgt bekommen werde, ein Landgut kaufen wollte; so würde ihn dieses falsche Vertrauen auf eine Vorsehung sehr irre führen. Darum erfordert die Anwendung dieses Gemeinsatzes eine gewisse Behutsamkeit und eine genauere Bestimmung.

Zf.

Neujahrsgeschenk für liebe Kinder, von Philippine Engelhard, geborne Gatterer. Göttingen, bey Dieterich. 1787. 84 Seiten. 8.

Die Verf. hatte die rühmliche Absicht dem kleinen Alter manche nöthige Belehrungen, Warnungen, Vorsichtigkeitsregeln und überhaupt gute Gesinnungen auf eine angenehme Art beyzubringen. Diese Absicht hat sie ohnstreitig in gegenwärtigen Gedichten, welche aus Liedern und Erzählungen bestehn, größtentheils erreicht. Sachen und Schreibart sind diesem Alter angemessen. Indessen würde doch die strengere Kritik manches noch dabey zu sagen haben. Bald würde sie manches Gedichtchen zu leer, bald manche Moral nicht natürlich und treffend genug, bald manchen Gedanken matt oder fremd oder nachgeschleppt oder nicht bestimmt genug finden, bald mehr Correktheit, Eleganz, oder Harmonie wünschen, welche letztere man in Gedichten dieser Art desto mehr verlangt, je weniger übrige Poesie darin herrschen kann. Doch Damen auf dem Parnaß dürfen so wie Damen in der Welt Galanterie verlangen und erwarten.

Dz.

Ueber die Erziehung der patrizischen Familien von Bern. Zwey Stücke. gr. 8. Zürich, 1786.

Der V. scheint ein Weltmann von gesunder Urtheilskraft und vielen Kenntnissen zu seyn. Er entwickelt die Fehler des öffentlichen, besonders akademischen Unterrichtes in B. sehr gut, und zeigt, daß durch ihn, wie er jetzt beschaffen ist, (besonders da er den Bedürfnissen der Zeit so wenig angemessen ist) die

End-

Endzwecke [illegible] nicht erreicht werden, auf die doch in Bildung guter Staatsmänner und Lehrer der Religion gearbeitet werden muß. Seine Vorschläge zu Verbesserungen sind freylich nicht ohne Lücken, und werden oft nicht durch genugsame, und hinlänglich einleuchtende Gründe unterstützt. So ist z. B. sein Beweis, daß die polemische Theologie mit der Naturhistorie (worin Beziehung auf Gottes Daseyn und Eigenschaften genommen werden sollte,) zu vertauschen sey, zum Theil sehr lichtvoll und bündig, zum Theil auch in mancher Beziehung fehlerhaft. Daß die philosophische Moral mit der christlichen verbunden werden kann und soll, ist wahr, aber doch von dem Verfasser nicht so ganz befriedigend gezeigt worden. Auch würde er zu viel bewiesen haben, wenn er den Satz auch im Betreff des Unterrichts aller solcher die nicht zu Volkslehrern bestimmt sind, geltend machen wollte: warum soll philosophische Moral überhaupt nicht sowohl als das Naturrecht, besonders gelehrt werden, und für aufgeklärtere Staatsbürger überhaupt nützlich werden können? Sehr betrachtenswerth scheint uns, was er von der Unzweckmäßigkeit der Anführung künftiger Landgeistlichen zum Studium der Klassiker sagt. Die Gründe, die auch schon von andern vorgebracht worden sind, verdienen beherziget zu werden.

Gzf.

Moralische Bibliothek für den jungen deutschen Adel. Zweyter Theil. 1786. Dritter und letzter Theil. Liegnitz und Leipzig, bey Siegert. 1787.

Recensent bezieht sich auf das, was im 2ten Stücke des 73sten Bandes der allg. deutsch. Bibliothek von dem 1sten Theile dieser moralischen Bibliothek gesagt worden ist. Die adeliche Erziehung hat ihre ganz eigene große Schwierigkeiten! Das Naturgefühl von der Gleichheit der Menschen wird gewöhnlich schon in der Kinderseele erstickt! das Junkerchen, das auf der Welt noch nichts thun sollte, als gehorchen, will nicht nur schon befehlen, sondern befiehlt auch wirklich. Der Verf. verdient Dank, daß er zum Besten des jungen Adels diese Sammlung fortsetzt. Die historischen, moralischen und andere Beyspiele, welche in diesen beyden Theilen erzählt sind, sind zweckmäßig.

Der zweyte Theil enthält: 1) eine Zugabe zum Ernst und Scherz über den Adel und den Adelstolz. 2) Zugabe zum Ernst und Scherz über Müßiggang und Unwissenheit des Adels. 3) Fortsetzung von Ernst und Scherz über das adliche Landleben. 4) Briefe an einen jungen Officier. 5) Ernst und Scherz über den Zweykampf. 6) Beyspiele zur Lehre und Warnung für junge Officiers.

Der dritte und letzte Theil enthält: 1) die Fortsetzung der Beyspiele zur Lehre und Warnung für Officiers. 2) Beyspiele zur Lehre und Warnung für junge Juristen, Kameralisten und Politiker. 3) Reden an eine Versammlung von jungen Civilisten. 4) Gedanken über das Hofleben in Briefen an den Herausgeber. 5) Beyspiele zur Lehre und Warnung für künftige Hofmänner. 6) Ueber die Gallomanie. 7) Ernst und Scherz über die Gallomanie. 8) Der eingeschränkte Luxus, eine Erzählung. 9) Eine Rede über die Religion.

Ef.

Deutsche Zeitung für die Jugend und ihre Freunde; aufs Jahr 1787. Erstes, zweytes, drittes und viertes Quartal.

Auch in diesem Jahrgang ist die Beckerische Jugendzeitung das Werkzeug gewesen, tugendhafte Gesinnungen, Patriotismus und nützliche Kenntnisse zu verbreiten, edle Handlungen und Thaten der Menschenliebe aus der Dunkelheit des Bürgerstandes oder eines stillen Dorfes hervorzuziehen, Aberglauben und Vorurtheile zu bestreiten, bürgerliche und religiöse Mißbräuche aufzudecken, Despotismus zu rügen, und Menschen mit Menschen näher bekannt zu machen. Mit Vergnügen bemerkt man, Freymüthigkeit und Eifer für jedes Gute, so wie Richtigkeit in den Urtheilen zu gleichen Schritten fortgehen. Wir wollen von allem diesen einige Proben ausziehen. In der allgemeinen Uebersicht der Begebenheiten des vorigen Jahrs, bemerkt er bey Oesterreich die moralischen Folgen des daselbst geduldeten und geschützten diebischen Büchernachdrucks auf den Charakter der Wiener, und meynt, ob nicht vielleicht die häufigen Versuche Bancozeddeln nachzumachen, durch das gedeihliche Handwerk des Büchernachdruckens möch-

[illegible] werden seyn. Auch rügt er den Widerspruch der den Muhamedanern gestatteten freyen Religionsübung mit der verweigerten Duldung der Deisten und des Uebergangs der Katholiken zu einer andern Kirche; ingleichen die Beybehaltung des Lotto und der Thierhetze, bey Aufhebung andrer Mißbräuche. Auffallend ist die Zusammenstellung der Bayrischen Begebenheiten. Daß der Herzog von Wirtemberg einer barbarischen Kaufmannsgesellschaft, die Menschenhandel treibt, Truppen für Geld überlassen werde, kann er anfangs nicht glauben, gesteht aber zuletzt, daß es leider wahr sey. Ein Holzschnitt stellt einen Nachdrucker auf dem Bengel einer Buchdruckerpresse reitend, vor, mit der Drohung, daß jeder erwiesene Räuber dieser Art, auf die Art in dieser Zeitung verewigt werden solle. Wiederholter Eifer wider das landverderbliche Lotto und die Fürsten und Magistrate die es dulden. Vermuthungen, daß die Form des Manipulirens jesuitische Beziehungen habe, und der ganze Unfug in Verbindung mit gewissen geheimen Gesellschaften stehe. Von den Streitigkeiten der deutschen Erzbischöfe, so wie auch den Unruhen in Achen und in den Niederlanden werden unterrichtende Nachrichten gegeben. Leben des Hevelius bey Gelegenheit der Feyer seines Sterbetags. Von dem nachtheiligen Einfluß der strengen Contrebandgesetze an der Böhmischen Gränze auf den Charakter der Einwohner. Beyspiel eines guten Erfolgs der Maywürmer. Latwerge im tollen Hundsbiß, nebst Bemerkungen, daß das Mittel bereits in Schröders thesauro pharmacologico von 1677 angegeben sey. Schöne Betrachtungen über die Sammlung zum Andenken des Herzog Leopold von Braunschweig. Unter den schlechten Menschen, die zur Beschämung ausgestellt werden, sind auch einige Prediger im Vogtland, die den Teufel bannen wollen. Rüge der ärgerlichen Holzschnitte in dem Erfurter Katechismus. (Er ist nicht der einzige seiner Art. Die Figuren zu dem Hennebergischen sind noch schändlicher.) Doch ist auch dieser Band nicht ganz frey von Unerheblichkeiten, die füglich interessantern Artikeln hätten Platz machen können. Wir rechnen dahin die Nachrichten von den Dicklern Bauern in Diepholz, von dem Betragen der Bauern in einer Hessischen Dorfkirche (denn so was geschieht ja wohl allenthalben), von Cantatwurf, von einem Bauer zu Pforzheim, von den Vorschriften eines Schulmeisters an der Donau u. s. w. Mit Vergnügen sehen wir, daß die Zahl der [illegible]

 und

und Subscribenten auf des Verf. Noth- und Hülfsbüchlein schon auf mehr als 12000 gestiegen ist.

Besonders ist das letzte Quartal dieses Jahrgangs vorzüglich reich an fleißig ausgearbeiteten, erheblichen und lesenswürdigen Artikeln, die diese Zeitung zu einem immer höhern Rang unter unsern deutschen Zeitschriften erheben. Wir rechnen dahin: die scandalöse Ehestandsgeschichte des Herrn von Kornmann, als ein Beyspiel von der Verdorbenheit der Sitten, und vom Despotismus der Großen in Frankreich, die der Verf. mit dem etwas übertriebenen Grundsatz anfängt, daß die Leser darin Ursache finden würden, der Vorsehung zu danken, daß sie uns als Deutsche, und nicht als Franzosen haben gebohren werden lassen; und mit dem Wunsch beschließt, daß doch wohl eine denkende deutsche Schönen keine, einem so lasterhaften Menschen, als der Verf. des Figaro ist, zu Ehren erfundene und benennte Mode nicht nachahmen mögen. Ferner die actenmäßige Darstellung des jetzigen Verfalls und der innern Streitigkeiten der kaiserl. freyen Reichsstadt Nürnberg; zwey aus den Originalschriften ausgezogenen Nachrichten, die die Leser jeder andern Zeitung mit Nutzen werden brauchen können. Ueberdem zeichnen sich in diesem Vierteljahr noch aus, der Berichte von der Grausamkeit einer adelichen Mutter in Preußen, die ihr eignes Kind zu todt gehauen hat, der auch in das Journal v. u. f. Deutschland aufgenommen worden ist, auf deren Bestrafung man Ursache hat neugierig zu seyn, und der Brief an Hrn. H. Weishaupt von einem seiner Schüler, Danzer, der nach Verscheuchung der Illuminaten als Mauergeselle in Sachsen sein Brod verdient, die Nachricht von der Freygebigkeit der Juden zu Berlin gegen die Abgebrannten zu Neu-Ruppin, wo man ihnen weder Aufenthalt noch Durchgang verstattet, und viele andre Artikel mehr. Wir verbinden damit die

Ephemerides Lipsicae anni 1787. — in officina Goeschenia.

blos um den Schluß derselben anzukündigen. Was wir bey der Anzeige des vorigen Jahrgangs vorher sagten, daß diese lateinische Zeitung wegen ihrer elenden, zwecklosen Einrichtung, und hauptsächlich wegen der langen Zeit, die der V. zur Uebersetzung seiner trivialen Zeitungsartikel ins Lateinische

nöthig

nöthig hatte, [illegible] lange würde bestehen, und den Bey-
fall, mit dem ihre Veranstaltung anfangs aufgenommen wur-
de, würde behaupten können, ist bald genug richtig eingetrof-
fen. Die Zeitung hat aus Mangel der Abnehmer müssen
geschlossen werden; und der Verf. gesteht selbst im letzten
Blatt, daß solche von mehr als 210 auf 130 gefallen sind,
so daß sie der Verleger nicht ohne seinen Schaden habe fort-
setzen können. Offenbare Ungerechtigkeit aber ists, wenn der
Verf. die wahre Ursache davon, die blos in ihm allein liegt,
verkennt, und dargegen den verderbten Geschmack unsers der
Latinität abgeneigten Zeitalters anklagt. Wäre dieses, so
würde die lateinische Zeitung bey ihrer Ankündigung gar keine
Subscribenten gefunden haben. Da sie aber solche bey ihrem
hohen Preise dennoch gefunden, aber gleich im andern Jahr
wieder verlohren hat, so muß es wohl daher kommen, daß
sie die allgemeine Erwartung von ihrer vortheilhaften Ein-
richtung zum Schulgebrauch getäuscht hat.

Ag.

12. Handlungs- und Finanzwissenschaft.

Georg Friedrich von Lamprecht, — Lehrbuch der Technologie oder Anleitung zur Kenntniß der Handwerke, Fabriken und Manufakturen. Halle, Hemmerde, 1787. 8. 504 Seiten ohne Dedic. und Register.

Jede Beurtheilung einer Schrift sollte davon abhängen, ob durch diese Arbeit der Gegenstand, dem sie gewidmet ist, und das Feld der Wissenschaft gewonnen hat. Bey einem Lehrbuch erstreckt sich dieses insbesondere auf Entscheidung der Frage: Ist der Umfang der Wissenschaft und ihre einzelnen Theile richtiger bestimmt, ihre Uebersicht durch eine bessere Lehrmethode erleichtert, das wahrhaft Nützliche von dem Ueberflüßigen getrennt? — mit einem Wort, der Weg zu der Wissenschaft zugleich gangbarer, vortheilhafter und anmuthiger gemacht worden? An diese Grundsätze erinnert Rec. um [illegible]

urtheile

urtheilung des vor sich habenden neuen Kompendiums, zu welcher ihn die Vergleichung der Arbeit des Verf. mit denen seiner Vorgänger — unter welchen Jung und Beckmann zuerst, vielleicht allein aufzuzählen sind — am leichtesten hinführen wird.

Der Verf. trägt in der That den Preis der Vollständigkeit vor seinen Vorgängern in gewisser Rücksicht davon. Er handelt ungleich mehrere Gegenstände ab, als Beckmann, und selbst als Jung, der diesen schon hierinne übertrift. Allein gleichwahl ist Recens. hier nicht vollkommen befriedigt. Verschiedene Handwerker, die der Verf. sowohl mit Beckmann und Jung gemein, als andre, die er vor ihnen voraus hat, würde er in jedem Lehrbuch der Technologie, das doch nur in jeder Art der Künste die vorzüglichsten aufstellen kann und darf, nicht vermißt haben. Dahin zählt Rec. Alaun- und Vitriolsieden (Kochsalz- Salpeter- und Zucker- und Pottaschsiederey waren hinlänglich, um von den Salzbereitungen einen Begriff zu geben), Scheidewasserbrennerey, Bereitung der Schmelztiegel, Fayence und Steingut, Gypsbrennerey, Oelschlagen, türkisches Papier, Oblatennudelmacherey &c. Diese Beschäftigungen sind zum Theil auch in den größten Ländern nur einzeln gangbar, und also weniger wichtig, als andre, theils stehen andre neben ihnen, die ihre Beschreibung überflüßig machen. Und doch würden wir die meisten derselben nicht ungern an ihren Stellen gesehen haben, wenn wir nicht bemerkten, daß dieses auf Kosten andrer Handwerker und Künste geschehen wäre, die entweder gar nicht, oder in einem allzu kleinen Raum eingeschränkt hier auftreten, woraus zwischen den einzelnen Theilen des Werks ein unangenehmes Mißverhältniß entsteht. Dieses findet vorzüglich in Ansehung der Metallarbeiten statt (wir hoffen nicht, daß sie der Verf. für die unwichtigsten der von ihm aufgestellten Künste gehalten hat); sie insgesammt sind auf S. 303 bis 365, also auf 63 Seiten abgefertigt, mit Inbegriff der Meßingsbrennerey, Nadelfabrik und Münzkunst, denen allein 17 S. gewidmet werden. Die Salzbereitungen hingegen haben ohnerachtet der weit geringern Anzahl ihrer Zweige, 55, die Brennereyen 50 S. erhalten.

Rec. möchte den Verf. nicht gerne beschuldigen, daß er sich hierzu durch seine Vorgänger habe verführen lassen, die vorzüglich der sonst so vortrefliche und mit so weitläuftigen Kennt-

[illegible] begabte Beckmann, diese Künste eben so wenig der Bearbeitung gewürdigt haben. Allein er wird auf diesen Gedanken nothwendig dadurch geführt, daß er ihn beyden fast immer Schritt für Schritt folgen sieht. Die ganze Eintheilung seines Systems ist von Jung (dies billigen wir ganz bis auf einige Abänderungen, von denen wir nachher etwas bemerken werden) entlehnt. Die allgemeine Technologie folgt den Beckmannischen Sätzen, und die Beschreibungen der meisten einzelnen Handwerker hält sich bald an Jung, bald an Beckmann, bald ist sie aus beyden zusammengesetzt. Bey Beschreibungen von Handwerkern, die, wenn sie einmal deutlich abgefaßt sind, keine große Aenderungen erlauben, würde dieses in der That keine Klage verdienen? Allein es hat hier den Nachtheil gehabt, daß der Verf. an einigen Orten die Sache ohne Noth weitschweifiger machte, und dadurch sogar zuweilen kleine Irrthümer zu Schulden kommen ließ. So sagte Beckmann S. 6. §. 3: „Seit dieser Zeit entstanden in Deutschland römisch geformte Zünfte“ rc. Unser Verf. aber §. 59, wo er die Beckmannischen gedrängten Sätze umschreibt, sagt: „die älteste bekannte dieser Zünfte, welche man schon bey den alten Griechen und Römern findet.“ Dieser historische Verstoß ist auffallend. Handwerkszünfte fand man bey den Römern eigentlich nicht: wohl aber tribus, d. i. Abtheilungen der Bürger, die unsern Zünften der Handwerker ähnlich waren. Wie der Verf. sonst den Beckmannischen Vortrag, ohne ihn reichhaltiger zu machen, umschreibet, zeigt die Vergleichung der §. 131, 133, 156, 756, 758, mit Beckmann S. 367, §. 20, S. 368, §. 21, S. 374, §. 6, S. 43, §. 4, S. 44, §. 4, N. 3. und viele andere Stellen.

Indessen sind diese Erinnerungen in der That nur von wenigem Gewichte. Es sind andre Theile seines Werks, wo noch ungleich größere Mängel zu bemerken sind.

Wenn die Technologie sowohl zur allgemeinen als zur besondern Kenntniß der Handwerker und Künste führen soll, so wäre eine Uebersicht aller Gattungen derselben (so wie sie Beckmann nicht vollkommen nach Rec. Sinn liefert) nothwendig. Nur durch sie, wenn sie zweckmäßig eingerichtet ist, lernt der angehende Technolog die verschiedenen Zweige menschlicher Beschäftigungen, ihre Verbindung unter einander, und ihren Bezug auf Staatswohl kennen. Dann erst kann er die Kenntnisse ihrer einzelnen Gattungen gehörig anwenden, und

dann

darin erst kann er beurtheilen, was seinem Vaterland und dem Ort, wo er künftig wirken soll, fehle, was dort noch einzuführen möglich und unmöglich ist, u. s. w. — Eben so haben wir auch bey einzelnen Kompendien der Technologie vorzüglich Rücksicht auf technologische Statistik des Landes, dem sie zunächst bestimmt sind, gewünscht. Durch sie würden die Lehrbücher dieser Wissenschaft, die sich jetzt fast nur einander ausschreiben müssen, einen ganz vorzüglichen Werth nicht allein für die Lehrlinge derselben, sondern auch für den auswärtigen Leser bekommen. Auch an diesen Weg, sein Werk vollkommner zu machen, hat der Verf. nicht gedacht; man findet nichts besonders genanntes von dem preussischen Staate. Bey aller Schwierigkeit, die dieses Unternehmen hat, müßte es doch in den preußischen und brandenburgischen Staaten viel leichter werden, als in andern Ländern.

Am allerwichtigsten ist indessen ohne Zweifel der Vorwurf, der den Verf. wegen Unbestimmtheit und auffallender Unrichtigkeit vieler Begriffe und Sätze, vorzüglich in den Vorbereitungslehren und in dem allgemeinen Theil der Technologie, trifft. Gleich im §. 4. sind Technologie, Kunstgeschichte und Stadtwirthschaft, fast als gleichbedeutende Worte neben einandergestellt. Die Definition der Technologie selbst ist unlogikalisch. Wir wollen, da ohnstreitig das wichtigste Stück jeder Schrift, die Definition ihres Gegenstandes ist, sie näher betrachten: „Die T. ist diejenige Wissenschaft, welche die Grundsätze und Mittel lehrt, nach „welchen und durch welche alle diejenigen Naturalien, die in „dem Zustand, in welchem die Natur sie uns gab, entweder „gar keinen, oder nur einseitigen Nutzen haben, auf die beste „Weise dergestalt verarbeitet werden, als es zur Befriedigung „menschlicher Bedürfnisse verschiedner Art erforderlich ist, mit „Ausnahme derjenigen Verarbeitungen, die blos und allein „einen arzneilichen Gebrauch gewähren.“ — „Naturalien, „die noch in dem Zustand sind, in welchem die Natur sie uns „gab,“ ist doch wohl tautologisch. Produkte der Natur (diesen Ausdruck würden wir dem Wort: Naturalien, das in einer andern Bedeutung weit bekannter und gebräuchlicher ist, vorziehen), die schon auf irgend eine Art umgeschaffen, d. i. deren Bestandtheile mit andern vermischt, oder von einander getrennt worden sind, nennt wohl niemand mit Recht noch Naturalien. Ueber dieses sind sie in ihrem natürlichen Zustand,

stand, keineswegs das allein, was den Fleiß des Handwer-
kers beschäftigt. Oft sind dieses schon wirkliche Kunstproduk-
te, z. B. Metalle, Malz, Lumpen, Garn ꝛc. Davon
sagt aber die Definition nichts. Sie schränkt dadurch die
Wissenschaft auf die einfachsten Verarbeitungen der Naturpro-
dukte ein. — Ob die Naturprodukte vor ihrer Verarbeitung
„gar keinen oder nur einseitigen Nutzen“ haben? kümmert
uns hier nicht. Oft haben auch die Produkte der Kunst nur
einen sehr einseitigen und eingeschränkten Nutzen, und auch
Naturprodukte, die einen mehrseitigen Nutzen haben, sind
der Verarbeitung durch den Künstler und Handwerker unter-
worfen. — „Menschlicher Bedürfnisse verschiedner Art.“
Der Zusatz: „verschiedner Art,“ ist ganz überflüßig. Der ge-
brauchte Plural: Bedürfnisse, bezeichnet schon den Inbegriff
mehrerer Arten. — Und endlich, warum sind die Verar-
beitungen, die auf arzneilichen Gebrauch abzielen, ausge-
schlossen? Wird es nicht inkonsequent seyn, alle Destillations-
bereitungen, bey denen die nämlichen Grundsätze statt haben,
die sogar oft von den nämlichen Personen ausgeübt wer-
den, dahin zu rechnen, wo man die Apothekerkunst aus-
schließt? Ist der Gebrauch von Arzneyen (Sprachkenner
werden auch das Wort: arzneylich, schwerlich billigen) nicht
auch Bedürfniß des Menschen? Wir sehen nicht, was der
Verf. zur Rechtfertigung seines Verfahrens anführen könnte.
Man müßte nothwendig, wie oft geschehen ist, und im ge-
meinen Leben auch oft geschieht, Chemie und Apotheker-
kunst mit einander verwechseln. — Rec. geht nun zu eini-
gen andern Bemerkungen. Im §. 13 werden freye und me-
chanische Künste einander entgegengesetzt. Dieser Unterschied
wird billig verworfen; aber überhaupt ist nicht begreiflich,
wie man mechanische Künste diejenigen nennen kann, bey wel-
chen die Zunftverfassung eingeführt ist. Rec. glaube nicht,
daß sich der Gebrauch dieses Worts in dieser Bedeutung über-
haupt rechtfertigen läßt; aber, wenn man auch dieses zuge-
ben wollte, so ist es doch Pflicht jedes Schriftstellers, den
Gebrauch eines Worts lieber zu gewissen Grenzen zurückzu-
führen, als die Unbestimmtheit desselben durch sein eignes
Beyspiel zu vermehren. Hier konnte überdieses das gute
Wort, zünftig, sehr schicklich gebraucht werden. — Im §. 18
sind von allgemeiner und besonderer Technologie Begriffe ange-
geben, die nicht ganz befriedigend sind. Viel natürlicher füh-
ren diese Ausdrücke zu den Bedeutungen, auf welche §. 23
hin-

hinweist. — Unter den Eintheilungen der Handwerker §. 85, finden wir 2) in grobe und feine, und 6) in nothwendige und entbehrliche, da diese Bestimmungen von so ungewissen Grenzen und so ganz relativ sind, so sind sie wohl unnütz und unphilosophisch. — Noch ein auffallendes Beyspiel von Inkonsequenz giebt §. 428. Die Handwerker, die sich mit Bereitungen auf dem trocknen Weg beschäftigen, sind hier definirt, als diejenigen, „in denen, ohne dem Hülfsmittel flüßiger Körper, das Feuer und andre natürliche Kräfte — dergestalt auf feste Körper wirken, daß daraus Befriedigungsmittel menschlicher Bedürfnisse entstehen.“ Demnach setzt der Verf. Pech und Theer unter die Destillationsbereitungen, und es ist unbegreiflich, warum er eben hier von Jung abweicht. — Eben so wenig gehört nach der Definition §. 322, das Papiermachen unter die Filzbereitungen. Wir übergehn die kleinen Unrichtigkeiten in den Beschreibungen der Handwerker selbst, weil wir uns dadurch zu weit geführt sehen.

Ungerecht aber würde es seyn, wenn wir von den wahren Vorzügen dieses Werks schweigen wollten. Außer der Ausweisung auf eine größere Anzahl Handwerker, die wir bereits erwähnt haben, zeichnet es sich noch von andern Werken dieser Art durch die zwar nicht ganz vollständige, aber doch sehr brauchbare Litteratur aus. Auch die Vorbereitungslehren enthalten viel nützliches für den angehenden Technologen, das man in den bisher gekannten Compendien vermißt, und das Register ist sehr vollständig und brauchbar abgefaßt.

Ak.

Vorschläge Waisenhäuser vortheilhaft einzurichten, und ohne Kosten zu unterhalten. Frankfurt und Leipzig, bey Fleischer, 1787. 109 S. in 8.

Vorschläge dieser Art entstehen aus dem Mangel aller Kenntnisse, die zu einer guten Einrichtung eines solchen Instituts erforderlich sind. Der Verfasser macht einen Anschlag auf 900 Kinder, welche auf 100 Weberstühlen arbeiten sollen: jedes Kind verdient dabey nach Abzug des gekauften Garns alle Tage einen Thaler, und verbraucht im ganzen Jahre etwa 22 Thaler. Wenn man zeigen kann, daß jedes Kind

im

im Stande ist, sich selbst überflüssig zu erhalten; so bedarf es keiner Waisenhäuser, jeder Leineweber wird sich der verlassenen Kinder mit Freuden annehmen.

Aph.

13. Vermischte Nachrichten.

Anhang zur Athalia. 39 Seiten, 8.

„Die Musik der Athalia, sagt Hr. Cramer, ist nicht blos „dazu bestimmt, in (bey) Vorstellungen einen Theil des vor„trefflichen dramatischen Ganzen auszumachen, das je aus „der vereinigten Kraft der Dichtkunst und Tonkunst entspros„sen ist; sondern, weil der Städte nicht viel sind, wo eine „so beträchtliche Kosten erfordernde Aufführung geschehen „kann, auch dazu, in Concerten gehört zu werden.“ Er, und Herr Kapellmeister Schulz fürchteten nur, daß das Lückenhafte, welches durch die Zerreißung der Chöre aus dem Zusammenhange (man zerreißt nicht, sondern man reißt etwas aus dem Zusammenhange) entstehen müßte, dem Vergnügen der Hörer schaden würde. Als Hr. S. deshalb vorigen Winter in Berlin aufführte, so ließ er es in dem dazu ausgegebenen Texte nicht blos die Poesie der Chöre abdrucken, sondern auch den vier Abtheilungen einen kurzen Inhalt des Aktes beyfügen, den die jedesmaligen Chöre beschließen. Da es Hrn. Cramer (wie er sagt), nicht gleichgültig seyn kann, wofern die Athalia künftighin oft in Concerten gegeben werden soll, ob sie von ihrer poetischen Seite (für die unser Mann eine etwas starke väterliche Liebe zu haben scheint) als Skelett erscheine oder nicht; manche Vorsteher eines Concerts aber vielleicht die Zeit, die Lust, bisweilen auch die Gabe nicht besitzen, einen gehörigen Auszug aus den Akten des Stücks voranzuschicken: so hat er selbst diese Mühe über sich genommen, und liefert hier ein Muster, wie er in solchen Fällen den Text der Chöre abgedruckt zu sehen wünschte.

„Und hier (fährt nun Hr. Cramer fort, nachdem er „den ausführlichen Auszug in Extenso eingerückt hat) könnte „ich denn freylich dasjenige, was ich für die Besitzer und Freunde

„der Athalia nachzuholen hatte, beschließen, wenn nicht ein
„Angriff in Hrn. Nicolais allgemeinen d. Bibliothek,
„durch den ich für mein Verdienst, a) das classische Werk der
„französischen Bühne und die deutsche Theatermusik mei-
„nen Landsleuten gegeben zu haben, belohnt worden bin,
„mich endlich einmal über ihn, und über seine liebenswürdi-
„gen kritischen Freunde, ein Wort der Dankbarkeit und
„Freundschaft anzubringen nöthigte."

Jeder unbefangene Leser, der sich der Beurtheilung der Cramerschen Uebersetzung der Athalia im 73sten Bandes 1. Stücke der allgem. deutsch. Biblioth. S. 141 u. s. w. erinnert, dürfte sich mit Recht wundern, wie Hr. C. diese Recension einen Angriff nennen könne: er dürfte schwerlich begreifen, warum er gerade diese so ruhige, und — wie wir weiterhin zu beweisen hoffen — mehr schonende als strenge Anzeige zur Veranlassung genommen, den Groll, den er gegen Hrn. Nicolai, den diese Recension weiter nicht angehet, als daß er sie abdrucken ließ, auf dem Herzen hatte, auszulassen, und diese Recension zum Vorwande dazu zu nehmen. Die Verwunderung aber wird hinwegfallen, wenn er nur überlegt, daß gerade die mittelmäßigsten Scribenten, diejenigen, denen es am meisten an Sinn und Gefühl für das wahrhaft Große, Schöne und Vollendete, mit Einem Worte, für das Ideal in ihrer Kunst oder Wissenschaft, und an Augen für ihre eigenen Mängel und Unvollkommenheiten fehlt, zugleich auch die reizbarsten Scribenten sind, die sich gegen jeden, selbst den gelindesten Tadel bäumen, so wie sie die empfindlichsten sind, jeden, auch den billigsten, Tadel nicht, wie sie

a) Nicht die mittelmäßige, sondern die vortreffliche Uebersetzung eines vortrefflichen Werkes, ist ein Verdienst, und dieses Verdienst maßt sich der bescheidene Uebersetzer der Athalia für diesmal mit Unrecht an. Doch, auch die deutsche Theatermusik hat Hr. C. seinen Landsleuten gegeben. Gegeben! das klingt sehr prächtig, allein es heißt hier nicht mehr als herausgegeben, und was das für ein Verdienst sey, eine solche Arbeit, (der es, auch ohne seine Beyhülfe, bey einem Manne von Talenten, gewiß nicht an Mitteln gefehlt haben würde, in die Welt zu kommen) herauszugeben, das begreifen wir nicht.

sie holten, aus der Unvollkommenheit ihrer Werklein, sondern aus schlechten Nebenabsichten herleiten und erklären zu wollen. Und so wird er sich nicht mehr über die wilde Hitze, fast möchten wir sagen, über die Wuth wundern, mit welcher Hr. Cramer, (auch einer aus diesem zahlreichen Heere,) über seinen Recensenten und den Herausgeber der Bibliothek herfällt, die doch beyde unschuldig daran sind, daß seine Uebersetzung nicht das ist, wofür er sie hält, und von andern gehalten wissen will.

Denn man glaube nur ja nicht, daß die mittelmäßigsten und aufgeblasendsten Schriftstellerchen, die im seeligsten Genusse ihres theuern Ichs zu schwimmen scheinen, deshalb ganz von dem nagenden Wurme des Autorgewissens frey wäre. Gewiß nicht, denn ihr ganzes Betragen spricht laut für das Gegentheil. b) Wahre, innere Ueberzeugung von der Gerechtigkeit und Güte seiner Sache hat zu ihrer steten Begleiterinn eine Heiterkeit und Ruhe, die nichts stören, noch zwingen kann, ihren Platz einer kindischen, aufbrausenden Hitze und Rachsucht abzutreten. Wer von dem Werth seiner Arbeit wirklich überzeugt ist, und überzeugt seyn kann, der stellt sie öffentlich dem Publiko aus, läßt sich beurtheilen und bekritteln, recht und links, klug und dumm, billig und hämisch, sanft und strenge. Das eine reizt ihn nicht zu lautem Jubel, das andere nicht zu Zorn und Rache. Er schweigt in jedem Falle, und überläßt es der Zeit, dieser unerbittlichen, aber desto gerechtern Richterinn, seinen Namen im Tempel des Ruhms auszulöschen, oder tiefer einzugraben. Er weiß, daß jeder falsche, erkaufte oder erbettelte Glanz doch nur einige wenige, und auch diese nur auf kurze Zeit blenden kann. Nicht so der blos eitle Schriftsteller, der vor den Augen der Welt gerne recht groß scheinen möchte, auch wenn er das mittelmäßigste Werklein ans Licht bringt, das, seiner Natur nach, nicht Anspruch auf dauernden Ruhm

b) Ein bekannter französischer Dichter hat diese sehr richtige Bemerkung also ausgedrückt:

Notre esprit a sa conscience.
De sa faiblesse on ne fait point l'aveu,
Mais on la sent; on est juste en silence — —
On ne se trompe point, on veut tromper les autres.

geben kann. Nichts ist lustiger, als die Drehungen und Wendungen zu beobachten, die die gekränkte Eigenliebe eines solchen Schriftstellers nimmt, sich einen Ruhm zu erhalten, der noch nicht einmal gewonnen ist; wie er in seinem blinden Eifer nicht gewahr wird, daß er selbst die Hauptkarte seines Spiels verräth. Bey jedem, auch dem kleinsten Tadel fährt er erschrocken und wild auf. Mit Einem Worte, fürchtet er, gnathe eine Zeile, mit einer Zeile eine Seite, und mit dieser das Ganze in Gefahr zu fallen. Für ein so baufälliges Ding muß er also doch wohl sein eigenes Machwerk halten. Sein erster Gedanke ist, nicht den Grund oder Ungrund des Tadels zu untersuchen, die Gründe für seine Sache zu entwickeln, oder wenn er keine tauglichen findet, seinen Irrthum zu gestehen, und zu verbessern, sondern, seinem Tadler auf den Leib zu gehen. Er ist begieriger auf das Gesicht und den Namen seines Gegners, als auf seine Gründe. Sein ganzes Bestreben ist, ihn vor der Welt als einen incompetenten, oder bestochenen, heimtückischen, schikanirenden Richter zu verschreyen.

An alle dem hat es denn auch Hr. Cramer nicht fehlen lassen. Da es ihm nicht um Kritik, sondern um Lob zu thun war, da er sich nicht die Mühe geben mochte, (vorausgesetzt, daß er es überhaupt im Stande wäre,) etwas vorzügliches zu leisten, aber doch so gern das Ansehen haben mochte, etwas vorzügliches geleistet zu haben; so mußte er sich, zu Erreichung seines Endzwecks freylich alles erlauben, dessen sich ein Mann von geringerer Prätension, aber reellerm Verdienste geschämt haben würde. Er mußte sich Schmähungen, Prahlereyen, Verdrehungen, nichtssagende Instanzen, kurz alle Kunstgriffe verzeihen, durch welche ein mittelmäßiger Schriftsteller eine schlechte Sache gut zu machen glaubt. Wir wollen unsere Behauptungen der Reihe nach erweisen.

Herr Cramer erlaubt sich Schmähungen, Schimpfreden, und die plumpsten Ausfälle. Er spricht (S. 25) „von periodischen Schreyern, die in ihrer Namenlosigkeit „sichs gern anmassen möchten, Repräsentanten des Publikums zu seyn. c) — S. 26. von Peräsonnements der „biblio-

c) Nichts zeugt deutlicher von blinder Hitze und Verleumdungssucht, als einen schon hundertmal vorgebrachten und

„bibliothecarischen [illegible] — S. 27. Ich er-
„wartete freylich vor Hrn. Nicolais Foro verläumdet zu
„werden, wie ich das von jedem Federstriche erwarte,
„den ich thue.“ (Der gute Mann scheint jeden seiner Fe-
derstriche für sehr wichtig zu halten, da doch kaum bemerkt
wird, ob er etwas schreibt oder nicht.) „Allein dessen versah
„ich mich doch nicht, daß es mit so viel Sinnlosigkeit ge-
„schehen würde. d) — Dieser Söldling aus dem Aus-
„ruferhaufe hat nicht den Witz zu begreifen, wie deutlich
„man seine bey sich vorausbestimmte Absicht verräth,
„wenn man nur eine erste Seite durchließt, einige schiefe
„Chicanen vom Zaune bricht, und alsdann das Ganze, an
„dem ein listigerer Stöber wohl einige wahre Mängel hätte auf-

und widerlegten Vorwurf noch einmal zu wiederholen. Wo
haben sich je die Recensenten der allg. deutsch. Bibl. zu Re-
präsentanten des Publikums aufgeworfen? Sie sind
nichts, und wollen nichts seyn, als Referenten beym Pu-
bliko. Eben so falsch und noch lächerlicher ist die Beschul-
digung des Esprit de Corps, den Hr. C. mit andern sei-
nes Gleichen den Verfassern der Bibliothek macht, die
durch ganz Deutschland zerstreut leben, und von denen die
meisten vielleicht nicht Einen oder zwey ihrer Mitarbeiter
nur dem Namen nach kennen.

d) Die Ausflucht aller mittelmäßigen und schlechten
Scribenten! „Das wußte ich vorher, daß ich verläumdet
werden würde.“ Wenn Hr. C. doch einen Grund ange-
ben wollte, aus dem es sich begreifen ließe, wie ein Mann
ohne Einfluß und Bedeutung, wie doch Hr. Cramer der
kleine unstreitig ist, einer ganzen Gesellschaft Gelehrten
(denn Hr. C. erwartete auf alle Fälle [d. h. von jedem
Recensenten, dem der Zufall die Anzeige der Athalia zu-
führen konnte] verläumdet zu werden) ein Dorn in den
Augen werden konnte? Rec. lebt über 60. Meilen von
Hrn. C. entfernt, er hat ihn nie gesehen, nie die geringste
Verbindung, nie den geringsten Zwist mit ihm gehabt, er
war ihm bis auf einige Blätter seiner Schriften ganz un-
bekannt, ganz gleichgültig — — Was hätte er für Ursa-
che, Cramern den kleinen verläumden zu wollen? Wer
Gründe anführt, verläumdet ohnedem nicht.

„[illegible] können, zum [illegible] [illegible] verdankt. e) —
„S. 30. Wenns überhaupt einmal Herrn Nicolai und seinen
„Gesel-

e) Wie tief ist Hr. C. hier im Irrthum! Just umgekehrt, just um allen Verdacht einer absichtlich ausgesuchten Stelle zu vermeiden, und aus wahrer Schonung wählten wir den Anfang. Daß dieses nicht leere Worte sind, hoffen wir unsern Lesern durch einige Proben, wie es tiefer hinein in der verdeutschten Athalia aussieht, zu beweisen. Den Raum zu schonen, können wir den Tadel nicht immer detailliren; doch denken wir, bey den Stellen, die wir anführen werden, soll es weder bey Kennern noch bey blossen Liebhabern nöthig seyn.

> Faut-il, Abner, faut-il vous rappeller le cours
> Des prodiges fameux accomplis *en nos jours*.

Hr. C. S. 7. Muß ich dich aufs neu'
> An jener (Wunder, steht 5 Zeilen voran) lange Reih' erinnern, welche *Magst*,
> *Dass wir es schauten*, in Erfüllung ging —

Racine: L'impie Achab detruit, et de son sang trempé
> Le champ que par le meurtre il avoit usurpé.

Hr. C. sagt dafür: an jenem Berg
> Der Rebe, der *sein* (des Berges?) Blut vergiessen sah,
> Weil *Naboth seine* dort rann? — wie [illegible]gend! wie poetisch!

Racine: Les morts aprés huit ans sortent-ils du tombeau?

Hr. C. Giebt nach acht Iahren noch das Grab
> Den Raub zurück, *den's hält?*

Racine: *Ioad.* Si du sang de nos Rois quelque goutte échappée,

Abner.

Ioad. He bien? Que feriez vous?

Abner.

O! jour heureux pour moi!

Hr. C. A. Wär nur ein Tropfe jenes Blutes uns
> Entronnen dem Verderben.

Joad.

„[illegible] wäre, [illegible] einer [illegible]
„ens, Schriften zu [illegible], so würden sie manche an-
Oo 4 wend-

Jago.
Und was würdest,
Wenns also wäre, du
Abner.
Thun? O dann Heil,
Heil meinen Tagen! — — (Eine gedankenlosere Nachahmung der Lessingischen Feinheiten des Dialogs läßt sich nicht denken.)

Hr. C. Ganz allein war noch Ahasja übrig, und *die* ihm
Sein Weib gebahr. — Wie soll man, das die hier auflösen? durch diejenigen, die ihm — oder diejenige, die — ist von Ahasjas Kindern oder von seiner Schwiegermutter die Rede? Racine spricht nicht so sprachwidrig:

Okosias restoit seul avec ses enfans.

Racine: reine homicide. Hr. C. Sie, die *Blutige!* —

Hr. C. Der *Bändiger Aegyptus* sah nicht so
Auf Pharao herab. —

Wer nicht weiß, daß Aegyptus der deutsche Genitiv der lateinischen Benennung von Aegypten ist, der mag sehen, was er aus dem Aegyptus und seinem Charge machen kann. Racine sagt:

Moïse à Pharaon parut moins formidable.

Dieser Vers ist freylich sehr verständlich, allein nach Hrn. Cs. Theorie mattherzig prosaisch: Herrn Cs. Uebersetzung ist freylich unverständlich, dafür aber auch desto poetischer auf kleincramerische Art!

Athalia erzählt beym Racine einen Traum, in welchem ihre Mutter Jsabel ihr erschienen:

Son Ombre vers mon lit a paru se baisser.
Et moi je lui tendois les mains pour l'embrasser.
Mais je n'ay plus trouvé qu' un horrible melange
D'os et de chair meurtris et trainés dans la fange,

Des

„wendbare Stellen finden. Z. B. über die [illegible].
„On sait, qu'il y a des *sottises*, qu'un homme d'esprit
„ne

Des lambeaux pleins de sang et des membres affreux,
Que des chiens devorans se disputaient entre eux.

Schon diese Beschreibung ist mehr ekelhaft als schrecklich, nun aber höre man erst, wie Hr. C. sie verschönert, oder nach seinem Ausdrucke, wie er den éclat der päbstlichen tiare ins Urim und Thummim des Hohenpriesters verwandelt hat!

— ich, die Hände
Sie zu umarmen *ringend*, fand nichts mehr
Als — schrecklich! — ein Gemisch von Blut, Gebein,
Von Fleisch, in Fetzen, und in Schlamm
Gewälzt, und Hunde, die den *grausen Fraß*
Mit *scheusslichem* Gebell *zerwühlten* —

Racine: Mais cet *Enfant fatal* Abner —

Hr. C. ganz gegen den Sinn: Doch dieses *Unglückskind* —

Racine: . . . . Vous savez —
Que la seule équité regne en tous mes avis.

Hr. C. Zwar weißt du —
Wie nur Billigkeit *In, was ich rathe, herscht*.

O wie nützlich würde es für Hrn. C. seyn, wenn er noch ein paar Jahre bey Hrn. Adelung in die Schule gienge!

Abner à Mathan.
Et vous, qui lui (au malheureux) devez des entrailles de pere —
Le sang à votre grè coule trop lentement?

Hr. C. Und Du — Dir rinnt stets
Ihr Blut zu langsam?

Das heißt: dir sind sie zu phlegmatisch! Man muß die Stelle im Zusammenhang lesen, um das Lächerliche dieser Uebersetzung ganz zu fühlen. Auch bey folgenden Stel-

"ne peut pas être. On ne leur demandera pas même „leur nom. Toute question embarassante est indiscrè-„te.

Einfalt ist es durchaus nöthig, wenn es klar werden soll, wie sehr Hr. C. sie verhunzt hat.

Athalie. Est-ce là votre fils? *Jos.* Qui? Lui Madame?

Athalie. Lui!

Hr. Cramer. *A.* — ist *der da* dein Sohn?
Jos. Der da, o Königinn? *A. Hm! Der da?*
Diesen meyn' ich!

Racine. *Ath.* je prétens vous traiter comme mon propre fils.
Joas. Comme votre fils? *A.* Oui. Vous vous taisez? *J.* Quel Pere
Je quitterois! —

Hr. C. *Ath.* Sey *als wie* mein Sohn. *Joas.* Als wie
Dein Sohn? *Das wäre!* Welchen Vater
Verließ ich *denn!* und . . . . . .

Hier ist auch die leichteste Spur der Empfindung und Naivetät verwischt — man müßte denn das platte Das wäre! dafür gelten lassen.

Racine: je le charmois par ma dexterité. Verschönert von Hr. C. *Glatt* wie Oel — *scholl* ihnen meine Stimme —

S. 90. *Ioad* — — *rostlos* glänzen da
Der Schwerdter viel noch, *die vom Blute roth*
Philistas, David, alt und lebenssatt
Der Heerschaaren Herren widmete —

Die vom Blute roth Philistas — ist das Deutsch? Wer ist vom Blute Philistas roth? David oder die Schwerdter? In der letzten Zeile hat es Hrn. C. beliebt den Jambus zur Abwechselung mit dem Trochäus zu vertauschen.

In der 3. Sz. des 4. A. muntert Joad die Priester auf, dem unmündigen, hülflosen Joas beyzustehen. Er verheimlicht die Gefahr nicht, die sie laufen, allein er trauet auf Gott. Vor allen bittet er sie zu bedenken, daß ganz Israel auf diesem Knaben ruhe: Songez qu'en cet Enfant tout Israel réside. Diesen und den vorigen Gedanken

[illegible] f) — S. 51. Vor der gesunden Critik eines Mannes, [illegible], beuge ich mich sehr tief (und das jure meritoque); „ich

[illegible] ziehe Hr. C. mit unbegreiflicher Geschmacklosigkeit in Einen zusammen:

Doch unser Hort ist *Gott*, *und der*
Gedanke, *dass* das ganze Heil von Iuda
Auf diesem Kleinen ruhe — Ein schöner Trost!

Bis hieher legten wir unsern Lesern nur einzelne Zeilen vor, jetzo wollen wir noch eine größere Stelle neben das Original setzen, aus der sich die Manier des Uebersetzers besser beurtheilen lassen wird. In der eben angeführten Szene giebt der Hohepriester Joad dem Joas folgende Vermahnungen:

O mon fils de ce nom j'ose encor vous nommer,
Souffrez cette tendresse, et pardonnez aux larmes
Que m'arrachent pour vous de trop justes allarmes.
Loin du trône nourri, de ce fatal honneur
Helas! vous ignorez le charme empoisonneur.
De l'absolu pouvoir vous ignorez l'yvresse,
Et de laches flatteurs la voix enchanteresse.
Bientot ils vous diront que les plus saintes loix,
Maitresses du vil peuple, obeissent aux Rois;
Qu'un Roi n'a d'autre frein que sa volonté même;
Qu'il doit immoler tout à sa grandeur suprême;
Qu'aux larmes, au travail le peuple est condamné,
Et d'un sceptre de fer veut être gouverné;
Que s'il n'est opprimé, tôt ou tard il opprime.
Ainsi de piege en piege et d'abyme en abyme,
Corrompant de vos moeurs l'aimable pureté.
Ils vous feront enfin haïr la verité,
Vous peindront la vertu sous une affreuse image.
Helas! ils ont des Rois égaré le plus sage.

Welche vortreffliche Verse! Man braucht sie nur zweymal zu lesen, und sie prägen sich dem Gedächtniß auf immer ein. Nun höre man, wie Hr. C. sie in seine lahmen Jamben zerstückelt, die man hundertmal lesen, und doch nicht behalten wird:

Mein

[illegible], wo es der [illegible] Stelle [illegible] Vollkommenheit ([illegible] an [illegible]mäßigkeit) noch
fehlt.

Mein Sohn — noch nenn' ich dich bey diesem
Geliebten Nahmen, *denn* es thränt für dich
Mein Aug' in zugerechter Sorge (ein besorgtes Auge?); ach!
Du! Kind! das fern vom Thron erzogen ward,
In unschuldsvoller Einsamkeit: noch kennst
Du dieser täuschenden, misleitenden,
Giftvollen Ehren Zauber nicht! noch nicht
Der feilen Schmeichler Stimme. Aber ach!
Bald wird auch dir die Brut es *kund thun*, *dirs*
Erzählen (warum nicht auch noch zu wissen thun, benachrichtigen, hinterbringen etc.?) dass die heiligsten Gesetze, sie,
Zaum nur dem Pöbel sind; dass, wer den Thron
Bekleidet, sie beherrscht! nicht andre Zügel
Erkennt, als seinen Willen! Alles, Alles
Der eignen Größ' und Hoheit opfern muss!
Dass nur zu Thränen, nur zum Frohn das Volk
Verdammt ist; nur regiert will seyn durch Macht,
Mit eisernem, *blutvollem* Scepter! dass, wenn es
Nicht unterdrücken soll, es unterdrükt
Muss werden! (eine schöne Construction!). O mein Sohn! so *glitte* dann
Dein Fuss von *Schling'* in *Schling'* (eine schöne Metapher) ach, von
Abgrund zu Abgrund fort (Aus einer Schlinge in die andere, aus einem Abgrund in den andern fortgleiten!); so trübte sich
Die Unschuld deiner Sitten; so entstellte
Das reine Bild der Tugend sich in dir:
Wenn du *die* Sünder hörtest — Haben sie
Der Weisesten der Könige nicht *so*
Verleitet? — — —

Ist hier nur noch Ein Funke, Ein Ton von der hinreißenden Beredsamkeit, Poesie und Harmonie des Originals? Solche Alexandriner in solche Jamben zu übersetzen, ist ein [illegible] widersinniges Unternehmen, als wenn man ein
Stück

„fehlt (Macrus. weiß es auch: allenthalben.) aber solch ein „Critikbeflißner kanns mir nicht sagen. g) — S. 32. Die „Biblio-

Stück von Shakespeare in Alexandriner übersetzen wollte. Wir möchten eben nicht behaupten, daß der Alexandriner die schicklichste Versart für das Trauerspiel überhaupt wäre, gewiß aber ist er es für das Trauerspiel nach französischem Zuschnitt, in dessen ganze Einrichtung er gleichsam verflochten ist. Der Uebersetzer, der seinem Original diesen das Ohr füllenden Vers nimmt, nimmt ihm zugleich eine seiner wesentlichen Eigenheiten, und vermischt Gattungen, die sich nicht vermischen lassen. Daß jeder Vers einen ganzen Gedanken ausführt, und der Sinn sich immer zu Ende des Verses schließt, ist meistens ein wahrer Fehler in der dramatischen Versification, hier aber, wo ein alter Mann einem jungen Fürsten Lebensregeln auf die nachdrücklichste Art einschärfen, und ihn von den Gefahren seines Standes unterrichten will, ist diese Einrichtung der Verse eine wahre, große Schönheit. Daß aber Hr. C. sich davon nichts träumen ließ, beweist seine Uebersetzung hinlänglich. Denn auch in seiner Versart hätte er das Original wenn gleich nicht erreichen, doch ihm sehr nahe kommen können. Wie viel sich in unserer Sprache überhaupt in dieser Rücksicht möglich machen läßt, beweist Göthens Iphigenia. Aber Göthe und unser kleiner Cramer! — So viel wird hoffentlich genug seyn, die Leser zu überzeugen, daß Rec. bey seiner Anzeige nicht aus vorausbestimmten Absichten sich blos bey den ersten Zeilen der Uebersetzung verweilte. So wie die angeführten Stellen sind, so ist fast das Ganze, und die angefochtene Recension ist also nicht verläumderisch, sondern vielmehr schonend, und nur allzu gelinde.

f) Was kann klarer seyn? des Hrn. C. Uebersetzung von der Athalia für ein sehr mittelmäßiges Stück Arbeit ausgeben — freylich es ist une sottise, qu'un homme d'esprit *ne peut pas* dire. Aber daß Hr. C. sich dieses Compliment selbst ins Gesicht sagt, c'est une sottise que Mr. Cramer *peut* bien dire.

g) Ueber den unglücklichen Spötter! Rec. ist allerdings ein Critikbeflissener; er hat die Regeln der Kunst, die

er

„Bibliothek, worin man die Raben so gerne frey spricht, und „die Tauben mit Censur plagt.“ (Nicht die Tauben, sondern die aufgeblasenen Frösche, die plaudernden Aelstern, und die dummdreisten Spatze.) „S. 32. Er (der Rec.) führe „in Zukunft keine so thörlichen Reden: von einer Schule, „in der ich meinen Schwulst und meine Finsterniß erlernt. h) „In der Mahlerey kenne ich wohl Schulen, die römische, die „flamändische u. s. w. aber in der Dichtkunst? . . . doch ich „versteh! Es wird öfter in der Berliner Bibliothek auf eine „gewisse Schule angespielt. Auf eine gewisse Schule! „Eine gewisse Emilia?“ sagt der Prinz zu Marinelli. „Doch „nicht Emilia Galotti? denn von der könnte nur ein Narr „so reden!“ Zu dieser Schule des Schwulstes und der Finsterniß gehören die kleinen Namen: Klopstock, mein Vater, Gerstenberg, die Stollberge, Voß,“ (welcher Abstand, wenn man bey diesen Namen den kleinen Hrn. Cramer stellt!) „und andere. Aber es war von jeher das „Schicksal der Ersten unter den Mahlern, daß Ryparographen sie anfeindeten. Was sagte das Urtheil Roms und „Frankreichs zu den Pantiken und Cottinau, die es zur „Schande machten, von der Schule Virgils, der Schule „Boileaus zu seyn? Was sagt das Deutsche von den Johann Christophen Gottscheden und Adelung, ominuses Vornamens, i) den Trillern und berliner Rezensenten, die es nicht vertragen wollen, daß man zur Schule „Klop-

er ausübt, schon längst studirt, und studirt sie noch, ohne sich durch solchen Studentenwitz irre machen zu lassen. Wir sollten meinen, es wäre doch besser, sich einer Wissenschaft und Kunst, mit der man sich beschäftigt, zu befleißigen, als übertriebene Ansprüche auf — talentenlose Unwissenheit zu gründen.

h) Er, Herr Cramer, führe ein andermal die Worte eines Andern nicht so thörlich an. Wo hat Rec. gesagt, daß er seinen Schwulst und seine Finsterniß erlernt habe?

i) Wie lebhaft muß der Witz eines Mannes seyn, der solche Aehnlichkeiten entdecken kann! Jammer Schade, daß der Spaß schon einmal da gewesen ist. S. Vorrede zur Achalia.

„Klopstocks gehöre. k) — S. 33. Man unterscheidet zu „selten den brauchbaren Schriftsteller von dem guten; den „[illegible]fleißigen Sammler fremder Gedanken und Bemerkungen „vom Erfinder und Selbstdenker. Hält man nicht sogar den „Verfasser der Beschreibung Berlin und Potsdams für einen „guten Schriftsteller, weil er uns ein guter Cicerone „durch die Merkwürdigkeiten dieser Städte ist. l) — S. „34. Der Ecolier. — S. 36. Wer mir bey der Aufdeckung „dieser Chicanen einwenden wollte, daß es sehr überflüßige „Arbeit sey, einen solchen Schwätzer lächerlich zu machen, „dem hätte ich nur etwa folgendes zu antworten. Es fällt „schwer, wenn man so lange geschwiegen hat," (der sonderbare Mann macht doch alles von sich so wichtig. Wozu hat er denn geschwiegen?) „und immerfort auf einerley nichts-

„würdi-

k) Hr. C. ist ein kläglicher Sophist, der seinen schiefen Behauptungen nicht einmal den Schein der Wahrheit zu geben weiß. Wie ist es einem Rec. der allg. d. Bibl. eingefallen, dem Hrn. Klopstock oder einem andern der hier genannten treflichen Männer Schuld geben zu wollen, als giengen sie darauf aus, eine eigne Schule zu stiften. Noch weniger ist Klopstocks je anders, als mit der Achtung, die seinen Verdiensten gebührt, directer oder indirecter Weise erwähnt worden. Mehr als Ein Philosoph, Dichter und Künstler hat Sekten und Schulen veranlaßt, ohne es nur im geringsten zu beabsichtigen. Die Anspielungen dieser Art, die hie und da in der Bibliothek vorkommen, betreffen, wie gleich der Augenschein lehrt, nur gewisse Leute (die man so nennen kann, ohne ein Narr zu seyn) die sich an jene berühmte Männer andrängen, sich gern das Ansehen geben möchten, als ob sie gemeinschaftliche Sache zusammen hätten, und die Fehler jener verdienstvollen Männer nachahmen und übertreffen, ohne die geringste ihrer Schönheiten erreichen zu können. Hierunter gehört auch vorzüglich unser Cramer qu. der sich viel dünkt, wenn er sich neben Klopstock stellen kann.

l) Verdient so etwas einer Zeile Antwort? welcher vernünftige Mann wird nicht die elende Chicane eines Mannes verachten lernen, der das ganze Gewicht eines berühmten Namens durch sein sinnloses Wörtchen [illegible] denkt.

„würdige Art in einer periodischen Schrift behandelt wird,
„die ihrer unseligen Vollständigkeit m) wegen Leser fin-
„det, manchem leichtgläubigen Nachbeter fremder Urtheile in
„die Hände geräth, und durch ihre beständigen, [illegible]-
„sten Behauptungen wenigstens auf eine Zeitlang schaden
„kann n) — es fällt schwer, alsdann nicht auch einmal zu re-
„den. — S. 37. So häufig schon öffentlich zergliedert, ge-
„stäupt, und der Armseligkeit der Angriffe, die er auf die
„edelsten Männer Deutschlands, die Glieder der gewissen
„Schule thun läßt, überführet; sollte er" (Hr. Cr. meint den
Herausgeber der allg. d. Bibliothek) „nicht endlich einmal,
„zum Besten und für die Ehre dieses Büchersaals, seines
„Lieblingskindes, auf dem allein sein unsterblicher
„Ruhm sich stützt, besorgter werden? Man könnte es
„hoffen, wenn man seine Stirn nicht kennte, die nie
„wegen einer Antwort in Verlegenheit ist; und sogar
„Wieland und Voß zu begegnen wußte. Kann er aber so
„eingeschränkt seyn, wirklich zu glauben: Angriffe dieser Art
„erreichten bey einem Mann von Sinn, der der Zufriedenheit
„dieser Schule genießt, ihren Zweck? Dem Angefeinde-
„ten, nach der edlen Terminologie, ein unangenehmes
„Stündchen zu machen. Feinde dieser Art sind überlästig
„allenfalls, aber nie gefährlich. Denn welcher Selbstden-
„kende erkennt nicht gleich ein ganzen Abkunft dieses Unge-
„ziefer der Critik? — Es fliegt überall zu, wo es schim-
„mert, und beschmeißt den Kronleuchter so gut wie die
„Lichte

m) Unseelige Vollständigkeit? Unmöglich kann Herr C. so viel darunter leiden, als Recensent. Hätte die un-seelige Vollständigkeit es nicht erfordert, so wäre Hrn. C. unbedeutende Arbeit gewiß unangezeigt geblieben, und der Rec. hätte ein langweiliges Buch und ein ekelhaftes Pamphlet weniger zu lesen gehabt.

n) Hrn. C. ist es also doch um den Beyfall von leicht-gläubigen Nachbetern fremder Urtheile zu thun? Wirken die Recensionen der allg. deutsch. Bibl. nur auf solche Leute, wie können sie ihm, dem der Beyfall der Kenner, die nur ihrem eigenen Urtheil folgen, gewiß ist, wie können sie ihm schaden? Ists wirklich so, warum stellt er sich denn so gar ungeberdig?

„Lichtputze." (Dieser Witz ist freylich nicht weit her, desto rühmlicher aber die Hrn. Cramer so selten anwandelnde Bescheidenheit, die ihm erlaubt, sich mit einer Lichtputze zu vergleichen) „Nicolai aber hätte freylich, ertappt auf diesen kühnlichen Afterreden seiner Genossen, gar heilsame Clausulas salvatorias für sich bereit. Es gibt einige Leser, die gutherzig genug sind, sie gelten zu lassen; und andere die klug genug sich stellen, als ließen sie sie gelten. Da Voß sie zu beantworten verschmähte, so will ich es hier thun. Er ist nicht Verfasser dieser Recensionen, sondern nur ihr Verleger. Aber er rühmt sich des Verdiensts seiner Bibliothek; sollte er nicht auch ihr Unverdienst tragen? Wie sauer würde seine Mine nicht seyn, wenn man den Gelehrten Nicolai mit dem Buchhändler Nicolai verwechselte, und ihn zu den gewöhnlichen Verlegern gesellte, die ihre Sonne aufgehen lassen über Gutes und Böses in der deutschen Litteratur, und wohl den Merkur kennen, aber keine von den Musen? Als Gelehrter aber, weiß er das Lessingische Landsgesetz nicht; das bey ähnlicher Gelegenheit über Klotzen gegeben ward: Wer in seiner Kneipschenke morden läßt, u. s. w. — „Er maaßt sich keine einschränkende Gewalt über die Gelehrten an, die er zu Tribunalrichtern über Deutschlands Schriftsteller setzt." Aber doch über ihre Wahl? Und wenn man denn sieht, wie bestimmt, wie fortdauernd, er für die Glieder der Schule seine kritischen Wespen zu wählen versteht, von denen er weiß, und will, daß sie stechen sollen; was folgt aus dieser Bemerkung? — „Er liest vor dem Abdrucke viele dieser Recensionen nicht einmal." Weislich, aber desto schlimmer! Wie klüger, wie besser für ihn, er verschonte uns mit der Waschhaftigkeit seiner polemischen Wortdiarrhöen, mit seinen Sebaldiaden und Bunkliaden, seinen Tempelherrnromanen, der Sandwüste seiner Reise durch Deutschland, und — läse dafür das Manuscript zur allgemeinen Bibliothek! o) — — —"

Und

o) Gesetzt nun, Hr. N. thäte, was Cramer der kleine hier unbescheiden genug von ihm verlangt, er ließe alles was er thut, liegen, und läse das Manuscript der Allg. D. Bibl. — wozu könnte das dienen? Läßt es sich denken, daß er alle Recensionen nach seinem Gefallen än-
dern

Und das wäre der Ton, die Sprache, die Gesinnungen und Ausdrücke eines Mannes, der sich mit dem Gefühl einer gerechten Sache gegen einen Kunstrichter (selbst sogar, wenn es ein ungerechter seyn sollte) vertheidigte, und Vorwürfe zurückwiese, von deren Unzulänglichkeit er wirklich durch haltbare Gründe überzeugt wäre? Oder ist es nicht vielmehr die Sprache eines jungen Mannes, dessen gekränkter, unmäßiger Dünkel; wie ein unbändiges Füllen vorn und hinten ausschlägt, und mit blinder Wuth und Bosheit; allein mit eben so großer Ohnmacht, alles was ihm in den Weg kömmt, über den Haufen zu rennen sucht? Verdient ein Mann, der so zu Werke geht, Widerlegung? Er um seinetwillen gewiß nicht: allein es giebt Personen, denen die Unpartheylichkeit und Freymüthigkeit der A. D. B. beschwerlich fällt, die daher von gefährlichen Angriffen, die seit einigen Jahren auf die A. D. Bibl. geschehen wären, träumen; und diesen wollten wir bey dieser Gelegenheit an einem redenden Beyspiele zeigen, was für Leute gemeiniglich diese Geg-

ner

dern könnte? Würden sich das alle 120 oder 130 Mitarbeiter gefallen lassen? Und gesetzt, sie wollten sich es auch gefallen lassen — soll Hr. N. den Recensenten, die ein Buch mit Aufmerksamkeit gelesen haben, nicht trauen; sondern seinem eigenen Ermessen, ohne die Bücher gelesen zu haben? Doch wohl nicht. Welche unvernünftige Forderung wäre es aber, Hrn. N. zuzumuthen, alle Bücher, die in der A. D. B. recensirt werden, und noch dazu die Recensionen zu beurtheilen? Da müßte er ein viel größerer Polyhistor wirklich seyn, als sich Cramer der Kleine zu seyn dünket. Herr Nicolai könnte also, wenn er selbst alle neue deutsche Bücher beurtheilen wollte und könnte, lieber gleich die A. D. B. allein schreiben. Er ist aber zu bescheiden, um die Meynungen aller 130 Mitarbeiter nach seiner eigenen Meynung ummodeln zu wollen, sondern wählt nach seiner besten Ueberzeugung Recensenten, von denen er aus Gründen glaubt, daß sie der Sache gewachsen sind, und läßt sie ihre Urtheile verantworten. Wird wohl bey irgend einem recensirenden Journale anders verfahren? Hat noch jemand Heynen zugemuthet, alle Recensionen in den Göttingischen gelehrten Zeitungen zu verantworten?

ner der Bibliothek sind, und wie viel es mit ihren Angriffen auf sich hat. Solche Gegner machen der Bibliothek Ehre, nicht aber Schande. Sie sind ein Beweis, daß den mittelmäßigen und schlechten Scribenten widerfährt, was Rechtens ist. Ein kritisches Forum, von dem kein mittelmäßiger Schriftsteller weiter appellirt, würde ein sehr verdächtiger Gerichtshof seyn.

Aber nicht allein im Schimpfen und Schmähen sucht Hr. Cramer seines Gleichen, auch im Selbstlobe ist er Maitre passé. Unsere Leser mögen selbst urtheilen, ob die Art und Weise, wie er von sich, seiner geringen Arbeit, und den Urtheilen seiner Freunde darüber spricht, nicht diesen Namen verdient? Ist es etwas anders, als unverständiges Selbstlob, wenn ein Schriftsteller den Ungrund eines öffentlichen Urtheils über sein Werk dadurch zu beweisen glaubt, daß er mit triumphirender Miene erzählt: „seiner Uebersetzung sey die Ehre einer Aufführung wiederfahren, deren „kein anderes Nationalschauspiel sich zu rühmen habe." — „Schröder habe ihm versprochen, seine Uebersetzung, die er „ihm gleich nach ihrer Vollendung vorgelesen, auf die Hamburger Bühne zu bringen" — einigen Stelle voll Schmeicheleyen aus Privatbriefen seiner Freunde abdrucken läßt? p)

Wie

p) Hr. von Gerstenberg schreibt: „Der ist zu beklagen, der, ohne zu wissen, wie ihm geschieht, vor diesem „Kinde Ihrer Liebe vorübergeht; er ist nicht etwa krank an „den Augen und Ohren seiner Seele und seines Leibes; es „wäre vergebens, ihm den Staar zu stechen, oder ein „neues Trommelfell vorspannen zu wollen: er ist ein Abgeschiedener unter den Lebendigen; er geht schon „hier in die Verwesung über." Wir armen Leute, die wir vor dem Lieblingskinde des Hrn. C. vorübergehen, ohne daß wir wissen, wie uns geschieht! Ohnmöglich kann ein so feiner Kenner, von so bewährtem Geschmacke, wie Hr. v. G. so etwas im Ernste gesagt haben. Jedes Lob in hyperbolischen Ausdrücken wird dem Manne, der nicht ganz ein Sklav der Eigenliebe ist, verdächtig vorkommen, und dann gerade am meisten, wenn es von einem Kenner herrührt — allein das Glück von gewissen Leuten scheint eben darin zu bestehen, daß sie keinen Sinn für eigne Mängel

Wie tief muß der Mann in Eigenliebe versunken seyn, der nicht einsehen kann, wie wenig solche Privaturtheile von Freunden, (und die vielleicht die Eitelkeit des Verf. kennen, und sie schonen wollen), in Briefen an den Verf. selbst geäusſert, auf das **Urtheil des Publikums**, das mit eigenen Augen sehen will, zu wirken im Stande ist? Welcher mittelmäßige, welcher schlechte Schriftsteller dürfte nicht dem Publiko Beyfall abtrotzen — welcher Kunstrichter würde je ein strenges Urtheil mit Grund ausgesprochen haben, wenn günstige Urtheile in Privatbriefen von Freunden und Personen, mit denen man in Verbindung steht, den Werth von Schriften bestimmen, und öffentliche Urtheile unbefangener, kaltblütiger Richter zu Boden schlagen könnten? Die poetische Litteratur aller Nationen hat gegen Einen vortrefflichen und guten Dichter gewiß zwanzig mittelmäßige Reimer und hundert Stümper aufzuweisen: dieses Verhältniß aber würde auf Einmal umgekehrt werden, wenn alle diese mittelmäßsigen und elenden Scribenten weiter nichts nöthig hätten, um für gute und vortreffliche Schriftsteller zu gelten, als die panegyrischen Briefe ihrer Freunde, oder solcher, auch großer Männer drucken zu lassen, an die sie sich drängten, und die aus Gefälligkeit, aus Bequemlichkeit, und andern leicht zu begreifenden und zu entschuldigenden Gründen, den ungestümmen Lobsüchtigen, gern ein paar allgemeine, unbestimmte und übertriebene Lobsprüche hinwarfen? Welch ein zahlloser

gel und Schwächen, und keine Witterung für Persiflage haben. — Auf einen noch höhern Ton ist Hrn. **Wolfs** Panegyr gestimmt. Er wäre nun zu entschuldigen, und verdiente sogar Beyfall, wenn er, als ein Musiker, nur blos die **Musik** gemeint, und die **Poesie** so nebenher genommen hätte. „Gott, ruft er aus, welch ein heiliger „Schauer läuft mir beym Durchspielen und Durchsingen „dieser **himmlischen Poesie** und **Composition** durch „alle Adern. Ich empfinde, daß ich in der **ruchlosesten** „**Welt** dennoch Gefühl für Religion habe. **Wenn es** „**Wieland und Bertuch nicht zuwider ist**, will ich „im deutschen Merkur darüber etwas nur stammeln." Es geht nichts über die Indiscretion, von solchen freundschaftlichen Briefen einen solchen öffentlichen Gebrauch zu machen.

Schwarm wäßriger Reimer Frankreichs würde nicht auf den poetischen Lorber gerechte Ansprüche haben, wenn z. B. ein schmeichelhafter Brief von **Voltaire** (mit denen er bekanntlich, so wie auch mancher große deutsche Schriftsteller, gar nicht karg war) den Stümper über den Stümper zu erheben vermöchte? Nichts, sollten wir meynen, wäre klärer als das, und wir möchten wohl wissen, wie derjenige den Vorwurf der Prahlerey von sich ablehnen könnte, der **Privatbriefe seiner Freunde** oder Bekannten zu **Herolden seines Ruhms** machen will? Kein Urtheil, auch des größten Mannes, beweißt etwas, wenn es nicht durch Gründe unterstützt ist, am allerwenigsten beweisen Urtheile in den Briefen an den Verfasser eines Werks etwas. Sie sind Complimente, und nichts mehr.

Hr. **Cramer** führt also, wie gesagt, Stellen aus Briefen der Herren **Gerstenberg, Voß, Wolf, Naumann, Reichard** und **Salieri** an, um den **Trumpf** darauf setzen zu können: „So haben Männer von Genie, Richter in der „Kunst über **Schulz** und mich geurtheilt, und so läßt Nicolai über mich schreiben." Kann man sich eine elendere Verdrehung des Streitpunkts denken? Kann etwas handgreiflicher eingerichtet seyn, den Lesern Sand in die Augen zu streuen? Sollte man aus diesem gravitätischen Epiphonem nicht schließen, die Briefe **aller** dieser angeführten Männer beträfen Hrn. C. Uebersetzung wo nicht allein, doch wenigstens eben so viel als Hrn. **Schulzens** Musik? Und doch ist Hr. **Voß** der einzige, der blos von ihm spricht, und mit freundschaftlicher Nachsicht darüber urtheilt. Das was Hr. **Naumann** über Hrn. Cs Arbeit sagt, ist so ziemlich kalt, obgleich nur desto gerechter. q) In den Briefen der Herren **Reichard** und **Salieri** ist die Rede mit keinem Worte von ihm. Was sollen nun aber Urtheile über Hrn. **Schulzens** vortreffliche Musik, deren in der Recension gar nicht erwähnt wor-

q) „Durch ihre Uebersetzung, schreibt Hr. **Naumann**, „hat die Musik, meines Erachtens mehr gewonnen, als „verloren. An **manchen** Orten haben Sie den magern „Ausdruck des Franzosen körnigter gemacht, und vielleicht „errathen, was Schulz empfunden und gedacht." Weniger kann man einem eigenliebischen Versemacher, den man gerade nicht beleidigen mag, nicht sagen.

worden, hier? Was hat ein Urtheil über einen mittelmäßigen Text und eine vortreffliche Musik nur irgend mit einander gemein? Ist es etwas Besseres, als ein kleinlicher Autorkniff, hier die Musik, die auf einen französischen Text gemacht ist, mit ins Spiel zu mischen, um nur Veranlassung zu bekommen, eine Reihe berühmter Namen anführen zu können, die den Lesern imponiren, und der prahlerischen Austrufung: „So haben Männer von Genie über mich geurtheilt, „und so läßt Nicolai über mich schreiben!“ desto mehr Gewicht und Nachdruck geben sollen? Heißt das etwas anders, als den Lesern Sand in die Augen streuen wollen? In der That, es giebt doch keinen elendern Schlupfwinkel, den die gekränkte Eigenliebe eines kleindenkenden Schriftstellers ungenützt lassen sollte.

Wir wollen nun hören, was Hr. Cramer gegen einzelne Behauptungen des Rec. vorbringt. Zu den Worten: (S. 141, am angeführten Orte) **wir übersehen den häßlichen Hiat** x. macht er die Glosse: „Sehr gütig! nur als wenn „ein Hiatus ein immer zu vermeidender, zu vermeiden mög„licher Fehler wäre.“ (wie gedrängt, wie körnig Herr C. schreibt: **ein immer zu vermeidender, zu vermeiden möglicher!**) die Fälle werden sehr selten seyn, wo der Hiat in einer Sprache, wie die deutsche, deren Wörter sich größtentheils auf Consonanten endigen, und in einer so freyen Versart, wie der fünffüßige Jambus ist, durchaus nicht zu vermeiden wäre. Und ist der gegenwärtige etwan ein solcher Fall? „als wenn der dramatische Dialog vornehmlich ihn „nicht oft verstattete?“ Warum oft? Einige kleine Nachlässigkeiten verzeiht man billig in einem langen Werke, aber jede Licenz, die oft vorkömmt, wird unverzeihlich. Wie sollte der dramatische Dialog ihn mehr, als eine andere Art von Gedichten vertragen? Gerade das Gegentheil. Ein Hiat erschwert die Aussprache, die Pflicht des dramatischen Dichters aber ist, den Schauspielern die Declamation so viel möglich zu erleichtern. Daß der Hiat bisweilen eine wahre Schönheit sey, und dem Ausdruck der Leidenschaft und Empfindung sehr zu statten komme, wer wird das läugnen? Was aber frommte es im vorliegenden Falle, die Sprachorgane des Schauspielers gleich in der zweyten Zeile auf die Folter zu spannen, und ihn zu nöthigen, eine Pause zwischen zwey Wörtern zu machen, zwischen welchen sie durchaus nicht statt

 haben

haben kann? „als wenn die Unannehmlichkeit desselben sich „nicht durch gehörige Declamation völlig heben lies?“ Wir wünschten den Schauspieler wohl zu hören, der dies (versteht sich ohne Affectation) vermöchte. Der Recens. sagte: „aber „das eingeflickte auch ich.“ Hr. C. erwidert: „nicht einge„flickte, sondern nur hinzugekommene.“ O der eklen Rechthaberey! Was unnöthiger Weise, und sogar gegen den Sinn des Originals hinzukömmt, heißt auf deutsch eingeflickt. — Offenbar, sagte Rec., liegt der Nachdruck auf den Worten jo viens — „offenbar, sagt C. liegt kein Nachdruck darauf, „sondern, wenn ich Racinen chicaniren wollte, würde ich sa„gen: es sey das zweytemal ein Flickwort gebraucht, um die „Länge des Alexandriners zu füllen.“ Einem Manne von so stumpfen Gefühle eine feine Nüance begreiflich zu machen, wäre vergebliche Mühe. Jeder Mensch von gesundem Verstande und nur mittelmäßiger Einsicht in die französische Sprache mag zwischen Hrn. C. und dem Rec. Richter seyn: wir bemerken nur den abgeschmackten Widerspruch, in den Hr. C. sich hier verwickelt. Wenn kein Nachdruck auf den Worten jo viens liegt, (wie er will) so stehen sie offenbar einmal ganz überflüssig, und sind also auf deutsch Flickwörter. Und doch soll es Chicane seyn, sie dafür auszugeben! Kein Wunder, daß Hr. C. nicht versteht, was andere Leute wollen, weiß er doch selbst nicht, was er will.

— will mit euch,
Der alten feyerlichen Sitte treu,
Dies Fest, den Tag begehn. • —

„Wie undialogisch (sagte der Rec.) sind hier die Worte „geordnet, wie unnatürlich ist die Pause und das Einschiebsel „nach Euch! Die richtige Folge wäre:

will,
Der alten feyerlichen Sitte treu,
Mit euch dies Fest, den Tag begehn. •

„Vortrefflich! (erwidert Hr. C.) Die richtige Folge wäre „auch: μῆνιν οὐλομένην ἄειδε; da es aber nicht in den Hexame„ter geht, so ist auch die richtige Folge: μῆνιν ἄειδε οὐλομένην.“ — — Sollte man fast nicht glauben, der Mann, der eine solche Instanz vorzubringen im Stande ist, könnte in seinem Leben von der ganzen Iliade nicht mehr als die erste Zeile gelesen haben? Läßt sich denn nur die geringste Parallele zwi-

schen

schen der Wortfolge der griechischen und deutschen Sprache ziehen? Und, wenn das auch wäre, ist denn hier von der grammatikalischen Wortfolge die Rede? Also ist kein Unterschied zwischen der Sprache der Epopöe und des Drama? Also darf sich das Drama alle Inversionen, alle Enjambements erlauben, die der Epopöe erlaubt sind? Es ist unmöglich in weniger Worten mehr Ungereimtheiten zu sagen.

Verrath und Meuterey ist ihrem Sinn
Für den Altar dein Eifer.

Man versuche es, und sage Jemand diese Zeilen vor, ob er sie auf das erste — ob er sie auf das zweyte — ob er sie auf das drittemal verstehen wird? Wenn sie verständlich werden sollen, muß man sie durchaus rückwärts lesen.

4. 3.
Verrath und Meuterey | ist ihrem Sinn
2. 1.
Für den Altar | dein Eifer!

O des feinen Kenners, der sich einbildet, man dürfe die Prosa nur auf den Kopf stellen, um erhabene Poesie daraus zu machen!

Von dieser Art sind die Einwürfe und Vertheidigungen des Hrn. Cramer durchgängig. Wir wollen es aber an diesen Proben genug seyn lassen. Ohne den oben angegebenen Grund würden wir uns bey diesem höchst unbedeutenden Pamphlet nicht im geringsten verweilt, noch ein paar Blätter mit Aufdeckung von Lächerlichkeiten und Widersprüchen verderbt haben. Wir werden übrigens schwerlich wieder einen Angriff, den Hr. C. in dieser Sache auf die allg. d. Bibl. thun möchte, ausführlich zurückweisen. Statt aller Antwort werden wir unsern Lesern bey jedem erneuerten Ausfall ein Dutzend Cramerscher Schönheiten, von der Art, wie wir sie in der Note c) mittheilten, zur mehrern Bestätigung unsers Urtheils, vorlegen. Wir haben nunmehr die verdeutschte Athalia mehrmals durchgelesen, und sind überzeugt, daß es uns nie an Stoff fehlen wird, unser Versprechen zu erfüllen, gesetzt auch Hr. C. wiederholte seinen Angriff zehn und zwanzigmal.

Zum Beschluß setzen wir noch folgende Stelle aus Herrn Cs Broschüre, Hrn. HR. Adelung betreffend, her, die seine

Beurtheilungskraft mehr als alles, was sich sonst darüber sagen ließe, charakterisiren kann. „So sehr aufgefordert sage „ich mein Urtheil über Hrn. Adelung rund heraus: ich halte, und Mehrere die Stimmen haben, nicht blos zu haben „glauben, mit mir, dieses größten Sprachforschers angepriesenes Buch, für eins der schlechtesten, die je über den „Stil geschrieben sind. Wenn freylich das ein Verdienst ist, „bey unzählbaren schiefen Behauptungen, falschen Bestimmungen, irrig gewählten Beyspielen, dreist ausgewürfeltem Tadel der ausgemacht treflichsten Stellen „unserer Sprachveredler, aus den tausend Rhetoriken, Aesthetiken und Theorien, die wir in allen Sprachen besitzen, „die tausend und einte in einem Stile zusammenzuflicken; der „nicht wäßrigter, lahmer und ekler seyn, nicht mehr, als „er thut, nach den Zeiten schmecken kann, wo wir anfiengen, „uns eine Schriftsprache, eine hochdeutsche Mundart, „der Ausdruck des Philosophen! zu bilden; so gestehe ich, hat „Adelung ein solches Verdienst in der vollen Bedeutung des „Worts. Dies zu beweisen erforderte ein Buch, dessen Adelungs Buch nicht werth wäre. Wer aber eine Anzahl Belege meiner Behauptung kennen will, der lese nur selbst „die Recension nach, die mit so leisem Tritte, mit so streichelnder Liebkosung in der Bibliothek, worinn man „so gern die Raben freyspricht, und die Tauben mit „Censur plagt," (ach lieber Gott, ein Mann wie Adelung, der Rabe, und Cramer der kleine, die Taube, bey Adelung unläugbares Verdienst, das man noch verehrt, wenn man dieses sonst verdienten Gelehrten Meynung nicht beypflichten kann; bey Cramern dem kleinen hingegen nichts als Dünkel) „über das Werk ihres Lieblings sich befindet. Mit alle dem würde ich so „unverantwortlich" nicht gewesen seyn, „die Majestät dieses größten Sprachforschers auch nur durch „ein Wörtchen zu kränken, wäre nicht sein Stolz," (ach lieber Gott, Cramer der kleine, will jemand des Stolzes bezüchtigen. Er, der so stolz daher trabt!) „seine Sucht, wo „er nur kann, die besten Schriftsteller der Nation zu necken, „seine Bestrebung, mit diesen nie zweifelnden Machtsprüchen viel Edles in unserer Sprache zu verdreben, so „groß, als sein Geschmack schlecht, und sein Urtheil „stumpf ist. Der Sanftmüthige betrachtet die große Lesewelt, als eine Welt sehr mannichfaltiger Geschöpfe, der so „wohl der Schierling als die Aloe zur Nahrung dient. Warum

„auch wollte man nicht allerley Gewächse des Feldes hulden, „wenns die Mannichfaltigkeit der Natur so will? Nur, so „bald Aloen ausgejätet werden, um Schierling zu pflanzen, „dürfen endlich Gärtner sich rühren. Demohngeachtet meine „ich nicht, (denn solche Einschränkungen, die sich von selbst „verstehen, sind gleichwohl nöthig) durch dieses Urtheil Hrn. „A. übrigem Verdienste in den Weg zu treten. Er schlafe „ruhig auf seinen Lorbeern der unverdroßnen Kompilator„emsigkeit! Diese können da grünen, auch wo alles an„dere Verdienst fehlt!!!" Ach! wie wohl würde es um unsern kleinen Cramer stehen, wenn er nur den vierten Theil von Adlungs wahren Verdiensten hätte! Wir wünschen Herrn Cramer dem kleinen wohl zu leben, und ein wenig Selbsterkänntniß. Er hat sie sehr nöthig.

Nt.

Der deutsche Zuschauer, herausgegeben von Freunden der Publizität. XII. Heft. 1786. XIII. XIV. Heft. 1787.

Diese periodische Schrift erhält sich auch nach dem Abtritt des Herrn Winkopp bey seinem Werthe. Es fehlt freylich manchen in diesen Heften mitgetheilten Aufsätzen Neuheit und Interesse, indessen wird doch der Leser durch andre interessante Aufsätze schadlos gehalten. Es scheint auch, daß sich die itzigen Herausgeber bey ihrer Freymüthigkeit diejenige Behutsamkeit zur Vorschrift gemacht haben, die den Freunden der Publicität schon von der gesunden Vernunft empfohlen wird, und vom Hrn. Winkopp so oft bey Seite gesetzt wurde. N. 34, im XII. Hefte, fortgesetztes Schreiben eines Reisenden durch die Pfalz, enthält gute historische Erläuterungen zu einer vor 100 Jahren in Frankenthal wegen der wieder eingeführten katholischen Religion gehaltenen lateinischen Jubelpredigt über Math. I, 1. N. 35. Ueber die ersten Bitten des Erzb. von Cölln. Die Statuten der Stiftskirche zu S. Andreas in Cölln thun dieses Rechts der Erzbischöfe schon 1342 Erwähnung. Man findet, daß die Erzbischöfe die Preces nachher auf alle Stifter, oft unumschränkt, ertheilt haben. Erst seit dem Breve Benedikts XIII. 1724, also erst seit 60 Jahren ist der Clerus im Besitze der Freyheit, gegen welche der itzige Erzbischof die

„zu seyn schien. Die Jesuiten, in großer Verlegenheit, such-„ten die einzige schwache Seite des Regenten aus. Er war „orthodox, war andächtig; sie spielten ihm also in einer gün-„stigen Stunde durch einen verkappten Ordensfreund ein „Verzeichniß von allen jenen Männern in die Hände, die sie „der Freydenkerey, des Indifferentism, und überhaupt zu „freyer Gesinnungen gegen die katholische Kirche beschuldig-„ten. Aber das Verzeichniß wurde zerrissen, und da der „Fürst am Camine saß, von ihm in das Feuer geworfen. „Bald darauf starb dieser Fürst, man weiß nicht, ob durch „Unwissenheit oder teuflische Bosheit seiner Aerzte. Gleich „mit der folgenden Regierung zog der verschlagenste und li-„stigste Loyolit Knarf, eilends von Miehnam nach Nech-„nam, nahm die glänzendeste Rolle des Hofbeichtvaters, „und versprach seinen Brüdern goldene Zeiten. Knarfs „Sieg wurde vollkommen. Er herrschte über den Fürsten „und über das Ministerium, die Jesuiten vertrieben bald al-„les, was ihnen zuwider war, und auch die Illuminaten." — Hätte diese Erzählung eben so gewisse Bestätigung vor sich, wie sie nach allen zusammentreffenden und in einander passenden Umständen hohe Wahrscheinlichkeit vor sich hat, so wäre ihre Bekanntmachung zur rechten Zeit geschehen. 3) Churfürstlich sächsische Staatseinnahme und Ausgabe vom Jahre 1778. Die ganze Einnahme beträgt 6,779,727 Rthlr. 17 ggr. 8½ pf. und die Ausgabe 6,634,153 Rthlr. 3 ggr. 11 pf. also bleibt ein reiner Ueberschuß von 145,574 Rthlr. 13 ggr. 9½ pf. 4) Memorialien und Einlagen des Baron (itzt russischen Fürsten) von Salis, während dessen Aufenthalt in Wien 1772. Das unsinnigste Zeug, das Produkt der sonderbarsten Geistesverwirrung, kaum dieses neuen Abdruckes werth. Das merkwürdigste, nach der Versicherung des Herausgebers, ist, daß sich der russische Fürst, um die Vereinigung der reformirten und katholischen Religion bey dem rechten Flecke anzufangen, neben seiner noch lebenden reformirten Gemahlin auch noch mit einer katholischen Dame verehelichen will. Das XIV. Heft enthält neue und bekannte, mehr und weniger interessante Sachen unter einander. Nach dem 7ten Aufsatze, welcher römische Plusmacherey überschrieben ist, beträgt nach einer aus einem alten 1523 gedruckten Buche: „Was bebstliche Heyligkeyt aus teutscher Nation jährlicher Annata und ein iedes Bisthums und Abtey besonders taxirt rc." gezogenen Taxe die Total-

summe

summe der von 1317 — 1786 aus den deutschen Erz- und Bißthümern nach Rom gegangenen Gelder 23,803,389 Fl. (ohne daß alle Bißthümer in dieser Taxe angegeben sind) und aus den Probsteien und Abteien, 9,608,964 Fl. Der neunte Aufsatz, getreue Schilderung Schlesiens, würde anziehender und interessanter seyn, wenn nicht à la Mercier getreu geschrieben wäre. Der Verf. schüttet seine Galle über Mängel und Verdorbenheiten aus, die in Breslau zuverläßig nicht allein zu Hause, auch gewiß daselbst eben so wenig, wie an andern Orten, allgemein sind. Seiner den Jenaischen inquisitoribus reipubl. litterariae, wie er die Verf. der allg. L. Zeitung nennt, gegebenen, und mit den Haaren herbey gezogenen Abfertigung ohngeachtet, müssen wir ihm doch sagen, daß der ganz einseitige Blick, die zu stark aufgetragenen Farben, sein ganzes Gemälde zweideutig machen. Die guten Berliner müssen das ganze Sittenverderbniß Schlesiens auf sich nehmen, und beynahe scheint es uns, daß der Verf. nie in Berlin gewesen sey, und den allgemeinen Charakter des Berliner Publikums nach dem Charakter eines und des andern in der Provinz erschienenen Individuums beurtheilt haben müsse. 10) **Reichsstadt Köllnische Anstalten zur Befriedigung Römischkatholischer Sittenbedürfnisse.** Die Stadt Kölln faßt nur 25000 Seelen, und doch 126 Kirchen und Kapellen, 23 Gnadenbilder und 169 Reliquien, zu welchen Andachten sind, in sich. Die sichtbare Absicht, auch der itzigen Herausgeber, Intoleranz, Schwärmerey und Aberglauben auszurotten oder wenigstens zu demüthigen, wird allemal das wichtigste Verdienst dieses Journals bleiben.

Fe.

1) Les Aventures de *Ioseph Pignata*. Neu bearbeitet und mit einem vollständigen Register der im Buche vorkommenden Wörter versehen von M. Konrad Mannert, Lehrer an der Schule zu S. Sebald. Nürnberg, bey Grattenauer, 1786. 18 Bogen, 8.

2) Lecture pour les jeunes gens, qui aprennent le François par *I. V. Meidinger*, Maitre des Lan-

Langues Françoise et Italienne. *Tom. I. II.* à Francf. chez l'Auteur et chez les principaux Libraires de villes de l'Allemagne. 1787. 18 Bogen, 8.

3) Fabeln zur bequemen Uebersetzung ins Italienische mit einer Phraseologie. Dresden, bey Gerlach. 3 Bogen, 1786. 8.

4) Briefe auf verschiedene Fälle zur bequemen Uebersetzung ins Italienische. Dresden, bey Gerlach. 4 Bogen, 1786. 8.

Nr. 1. Man hat nützlichere Lesebücher für die Anfänger in der französischen Sprache, in denen für die Unterhaltung und den Unterricht weit besser gesorgt ist, als in gegenwärtigem, ziemlich langweiligen Mitteldinge zwischen Roman und wirklicher Geschichte. Indeß beweist diese neue Ausgabe wenigstens, daß doch immer noch Nachfrage nach diesem Buche seyn muß, und der Verleger verdient Dank, daß er es doch in einer nicht ganz unverbesserten Gestalt wieder erscheinen läßt. Der Text ist von Druckfehlern gereinigt, und statt der Anzahl Wörter und Phrasen mit der deutschen Uebersetzung unter dem Texte der vorigen Ausgaben, findet man hier nur von jedem Verbo den Infinitiv angegeben. Das Ganze ist zu größerer Bequemlichkeit in Kapitel getheilt, und mit Aufschriften versehen, die die Neugierde junger Leser reizen können. Einige eingeschaltete, unnütze Erzählungen hat Hr. M. ganz weggelassen. Bey einem flüchtigen Durchblick haben wir doch manches bemerkt, was der Herausgeber hätte weglassen können. So z. B. wenn eines Gemäldes von Vasari erwähnt wird, *qui représentoit la très sainte conception.* In einem Buche für Kinder sollte billig nichts stehen, was man ihnen nicht zu erklären im Stande ist. Angehängt ist ein vollständiges Verzeichniß aller im Buche vorkommenden Wörter, in welchem sich Anfänger ans Nachschlagen gewöhnen können.

Nr. 2. Die allgemeine Ausbreitung der französischen Sprache in Deutschland, mit der es dahin gediehen ist, daß

alle

alle Kinder, die nur einige Erziehung erhalten, darin unterwiesen werden, macht eine Menge Lesebücher für Anfänger nöthig. Freylich sind die allerwenigsten zweckmäßig eingerichtet, allein die französischen Sprachmeister, die oft mit der Sprache, die sie andre lehren wollen, selbst nur sehr wenig vertraut sind, und zum Theil überhaupt sehr unwissende Leute sind, greifen nach dem ersten Buche, das ihnen vorkömmt, und so geschieht es, daß selbst die schlechtesten Bücher dieser Art ihre Käufer finden, und wohl gar wiederhohlte Auflagen erleben. Gegenwärtige Sammlung gehört zu den ganz gewöhnlichen Kompilationen, wo alles ohne Plan zusammengerast und neben einander gestellt ist. Der erste Theil enthält einen trocknen Auszug aus der Bibel alten und neuen Testamentes, der jungen Leuten wenig behagen wird. Der zweyte Theil unter der Aufschrift: Variétés historiques enthält Anekdoten- und Characterzüge aus der alten und neuen Geschichte, Nachrichten von Sitten und Gebräuchen, und einige aber sehr superficielle Kenntnisse aus der Geographie, Naturgeschichte und Mathematik, Bonmots, Schwänke, auch einige Verse, alles aus sehr bekannten Büchern genommen, und schon hundertmal gedruckt.

Nr. 3. und 4. Gewiß ist das Uebersetzen in fremde Sprachen eines der besten und wirksamsten Mittel, sich in kurzer Zeit eine Fertigkeit und gründliche Kenntnisse in denselben zu erwerben. Die Aussuchung solcher zu übersetzenden Stücke, die der Fähigkeit und dem fortschreitenden Wachsthum der übersetzenden Schüler angemessen sind, erfordert Zeit und Ueberlegung, und das Dictiren derselben ist ein schädlicher Zeitverlust. Man thut also wohl, sich zu diesem Endzweck gut veranstalteter Sammlungen zu bedienen: unter diese Rubrik aber gehören die beyden hier angezeigten Schriftchen gewiß nicht. Schon das erbärmliche Deutsch würde sie aus den Händen aller jungen Leute entfernen heißen, deren Geschmack man nicht gleich in der Wurzel verderben will. Noch ein großer Fehler ist der, daß die italienischen Wörter und Phrasen gleich unter den Text gesetzt sind. Dies ist zwar für den Schüler sehr bequem, allein diese Bequemlichkeit widerspricht dem Endzweck des Unterrichts. Weit besser, man läßt junge Leute die Wörter im Wörterbuche nachschlagen. Auf diesem Wege prägen sich die Bedeutungen derselben desto tiefer ins Gedächtniß, und wird ein Antrieb für sie, dieselben zu behalten,

halten; um des verdrüßlichen Nachschlagens in der Folge immer mehr überhoben zu seyn.

Za.

Anmerkungen und Erinnerungen über Herrn Professor Morizens Briefe aus England, von einem Deutschen, der auch einmal in England gewesen ist, an Herrn I. G— — in Berlin. Göttingen, bey Kübler, 1785. 3½ Bogen, 8.

Unser Urtheil über Hrn. M. Reisen kennt der Leser schon aus der A. D. Bibl. 71sten Bandes erstem Stück. In der Hauptsache stimmen mit demselben die vorliegenden Blätter sehr überein. Da wir aber nicht so genau gehen konnten: so treffen sie freylich mehr Blössen, Unrichtigkeiten und Uebereilungen an. Inzwischen scheint doch Hrn. M. bisweilen etwas zu viel zu geschehen. Gestiefelte und gespornte Parlamentsglieder sah Wanzdorf ja auch im Unterhause. Wendeborn ebenfalls gedenkt der englischen Geistlichkeit nicht am rühmlichsten. Und wenn sich gleich Hr. M. oft genug vergalloppiret: so laufen dennoch die Erinnerungen des Anmerkers nicht minder oft auf Sylbenstechen, Wortklauben und wahre Bagatellen hinaus.

Nb.

Freudenlied der Jünger Lavaters in Bremen. Bremen, 1787. 8 Seiten, gr. 8.

Lavaters Reise nach Bremen, sein Aufenthalt in dieser Stadt, sein auffallendes, sonderbares Betragen, seine Einführung des Magnetismus daselbst — mit Einem Worte die ganze Veranlassung dieser drolligen Satyre ist allgemein bekannt. Gegen Thorheiten dieser Art ist Spott, und zwar Spott in dieser Einkleidung, das kräftigste und beste Gegenmittel. Die ungezwungene komische Laune, die feine Ironie, der treffende, beißende Witz, die drolligen Einfälle, die glückliche Wahl, und eben so glückliche Benutzung des Sylbenmaaßes — alles zeigt den ungenannten Verf. dieses kleinen Gedichts, als einen vorzüglich guten Kopf, mit keinem gemeinen

meinen Talent für die Satyre. Ist dieses Stück gar nur ein erster Versuch, so kann man sich desto gewisser noch viel Gutes von ihm versprechen, und einen gefährlichen Widersacher der Thoren, Schwärmer und Abentheurer aller Art in ihm erwarten. Fliegende Blätter kommen immer nur dem kleinsten Theil des lesenden Publikums in die Hände, und verlieren sich bald wieder; besonders in Deutschland, wo auch die glücklichsten Versuche dieser Gattung nur ein ephemeres Glück machen, belacht, vergessen, und nicht so, wie bey unsern witzigen Nachbarn, gesammlet und aufbewahrt werden. Die allgem. deutsche Bibliothek hat sichs von jeher angelegen seyn lassen, vorzügliche Stücke der Art dem Untergang zu entreißen, und gegenwärtiges Gedicht verdient es gewiß so gut, als eins. Wir setzen es also ganz her.

1.

Wie schön leucht't uns von Zürich her
Der Wunderthäter Lavater
Mit seinen Geistesgaben!
Sein neues Evangelium,
Hat uns bezaubert um und um,
Thut blöde Seelen laben.
Wunder, Plunder,
Magnetismus, Prophetismus,
Zaubercuren, Zeigen seines Fingers Spuren.

2.

Was war das für ein Freudenschein!
Als er zu uns trat mitten ein,
Die Jüngerschaft zu grüßen.
Im liebetrunkenen Genuß
Kam Herz und Seele zum Erguß,
In eins mit ihm zu fließen.
Kinder, Sünder,
Matadoren, weise Thoren,
Groß und Kleine, Taumelten als wie vom Weine.

3.

Da ward mit sonderlicher Ehr,
Als obs der Dalailama wär,
Dem theuren Gast hofiret.

Das Institut,*) das große Faß**)
Man ihm zu zeigen nicht vergaß,
Und was nur Bremen zieret.
Damen Kamen,
Wo er weilte, Wo er eilte,
Ihm entgegen, Bettelten um Kuß und Segen.

4.

Mit Segen und mit neuer Lehr
Die Kirchen, Häuser, Gassen er
Thät mildreich überströmen.
Gleichwie Pabst Pius thät in Wien,
Also agiren sah man ihn
In unserm lieben Bremen.
Leise, Weise,
Im Gedränge Von der Menge
Hinzuschreiten, thät man ihm zur Demuth deuten.

5.

Ach! aber er nicht bleiben wollt!
Es half kein Weihrauch und kein Gold,
Kein Bitten, kein Bemühen.
Das Heimweh ihm sein Herz besaß,
Auch mußt' in Deutschland er fürbaß
Das Land umher durchziehen.
Klüglich, Füglich
Hochzuschweben, Sich zu geben
Anzuschauen, Großen Herrn und großen Frauen.

6.

Bevor er uns gab das Valet,
Ihm stiften wollte der Prophet
Ein ewiges Gedächtniß.
Was er an seiner Frau gethan,
Bracht er bey uns wohl auf die Bahn,
Den Jüngern zum Vermächtniß.

Ren-

*) Nicht das Armeninstitut, sondern das berühmte physicalische; jenes gereicht Bremen blos zum Nutzen, dieses aber zu besonderer Zierde.

**) In einem bekannten großen Weinlager in der Neustadt. Es soll auf die 180. Oxhoft enthalten.

Rennend, Brennend
Nach der Ehre Der Gaßnere
Und der Schröpfer, Neuer Wunderdinge Schöpfer.

7.

Ein Jungfräulein, sonst frisch und roth,
Lag hülflos und in großer Noth;
Es konnt' im Schlaf nicht sprechen.
Alsbald der theure Wundermann
Mit Hand und Mund das Werk begann,
Zu heilen ihr Gebrechen:
Schaue, Traue,
Gratiosa Dolorosa,
Auserlesen! Auf mein Wort, du sollst genesen!

8.

Mit diesem Trost er von ihr wich,
Und einen Jünger wählte sich,
Das Werk hinauszuführen.
Das war ein Mann nach seinem Sinn,
Voll Glauben und voll Kindersinn,
Den thät er instruiren:
Gläube, Treibe,
Was ich lehre, Mir zur Ehre,
Dir zur Krone, Der Vernunft zum Spott und Hohne!

9.

Die Freude ließ den Arzt nicht ruhn,
Daß ihm gelingen sollte nun
Wohl hier in unsrer Mitten
Die Desorganisation;
Und zur Manipulation
Ward ungesäumt geschritten.
Mir nichts! Dir nichts!
Obs vernünftig, Oder zünftig:
Solche Zweifel Lehrt Philosophie und Teufel.

10.

Und sehet! welch ein Gaudium!
Die Schläferinn, die vor war stumm,
Spricht nun wie ein Orakel:

Und jedermann, dem es behagt,
Der kommt, und gafft, und horcht, und fragt,
Und preiset solch Mirakel!
Eilig, Treulich,
Arzt und Hirte, Graduirte,
Hoch in Ehren, Glauben, sehn und sich bekehren.

11.

O Wunderschlaf! o Zauberey!
Was Meister in der Arzeney
Nicht zu ergründen taugen,
Lehrt kranken Jungfern Phantasie;
Durch dicke Wände sehen sie
Wohl mit verschloßnen Augen;
Kennen, Nennen,
Was geschrieben, Weil den Lieben
Guten Dingern, Augen sitzen in den Fingern.

12.

Zwinget die Saiten in Cithara,
Und machet süße Musica,
Mit Pauken und Drommeten!
Gelehrter Männer Fingerspiel,
Und Intuitionsgefühl
Aus Mädchen schaft Propheten.
Singet! Springet!
Jubiliret! Triumphiret!
Laßt vor allen Vivat Lavater! erschallen!

13.

Ihr Aerzte singet und seyd froh!
Weil euch hinfort das A und O*)
Darf keinen Kummer machen.
Besingert nur die Mädchen all;
Sie sind doch klüger tausendmal
Im Schlaf, als ihr im Wachen.
Heil euch! Weil euch
Sonder Fehlen Werden wählen
Alle Schönen, Die nach Hülf und Trost sich sehnen!

Nt.

*) $\frac{a}{o}$

Journal aller Journale. Hamburg, bey Gabron und Comp. Erster Jahrgang. Januar bis December, 1786. 12 Stücke in 6 Bände abgetheilt, das Stück ohngefähr zu zwölf Bogen, groß 8.

Die Herausgeber des Journals aller Journale haben den rühmlichen Zweck, aus vielen europäischen periodischen Schriften, moralischen, physikalischen, statistischen und historischen Inhalts, Auszüge zu liefern; aber ihr Plan ist viel zu ausgedehnt; er hätte entweder blos die deutschen oder blos die ausländischen umfassen sollen.

Es würde diesmal zu umständlich seyn, alle die guten oder unterhaltenden Stücke in diesem vor uns liegenden ersten Jahrgange anzuführen, und unser Urtheil beyzufügen; wir wollen daher nur aus jedem Band eins von den ausländischen Stücken anzeigen, das uns besonders gefallen hat, als im ersten Heft des ersten Bandes, die Betrachtungen des Grafen von Mirabeau über den Orden des Cincinnatus, Auszug aus *considerations sur l'ordre de Cincinnatus*. Im zweyten Band zweyten Heft, Auszug aus *voiage en Espagne par M. le Marquis de Langle*. Im dritten Band erstem Heft: Kurzgefaßte Nachricht von der Sekte der Quaker oder Freunde, aus dem Englischen. Im vierten Band viertem Heft: D. Percival's Gedanken und Gründe über das Empfindungsvermögen der Pflanzen, aus the European Magazine. Im fünften Band erstem Heft: *Bhagvat Geeta*, oder Gespräch zwischen *Greeshna* und *Arjoon*, aus dem Sanskritischen, oder der Braminensprache übersetzt. Im sechsten Band zweytem Heft: Beschreibung von China durch den Abt Grosier, aus dem Französischen.

Dieses sind nun zwar, wie gesagt, nicht die einzigen Aufsätze die gelesen zu werden verdienen; aber bey einer solchen Menge aus- und inländischen Zeitschriften kam es nur auf guten Geschmack in der Auswahl an, und dem zu Folge hätten gar manche Abhandlungen und Briefe wegbleiben und nützlichere an ihre Stelle gesetzt werden können; denn so sind z. B. die Briefe des Ritters von Boufflers im ersten Band erstem Heft, Geschwätz und Tändeley; die Abhandlung

über das Glück der Weiber im sechsten Band erstem Heft, verworrene Gedanken und unrichtige Begriffe; die Weltfreiheit ihr Zustand, Wachsthum und Verfall im sechsten Band, zweitem Heft, ein sehr mittelmäßiges Stück, u. s. w.

Die Anekdoten sind größtentheils gut gewählt; zum Beyspiel die im dritten Band erstem Heft, von dem vermummten Mann, der König Karl I. von England enthauptet, und andere. Die Briefe über das Hamburger Theater nehmen zu viel Raum ein; denn ob sie schon manche schöne Bemerkung über die Bühne und über Theaterstücke überhaupt enthalten, so sind sie doch im Ganzen, da das Journal aller Journale auch außer Hamburg gelesen werden soll, zu örtlich.

Die Gedichte hätten füglich wegbleiben können; sie kommen uns vor wie die Schlußseufzerlein in Reimen, die manchen alte ehrliche Landpfarrer zur Erbauung seiner Gemeine an seine bessere Predigt flickt, weil der gute Mann seine Poesie vielleicht sonst nirgend unterbringen konnte.

In den Melodien zu einigen dieser Gedichte gesellt sich gleich und gleich.

Der Druckfehler sind eine Menge, und oft sind sie lustig genug, z. B. lernen wir, daß Petrarch viel Sonaten (statt Sonnette) gemacht habe; und Sprachfehler haben wir nicht wenigen bemerkt, zumal in den Uebersetzungen, z. E. im ersten Band S. 82 jeder der verbündeten *Cincinnati.* — S. 136 ich habe m i ch die Zeit vertrieben. — S. 141 ich kam ziemlich beschmutzt bey einer schönen Dame. — Im dritten Band S. 281 nun ist die Reihe an dich. — Im fünften Band S. 211 mir würde dessen Weite abschrecken — und so unzählige, fast auf jeder Seite.

Bisweilen hat man fremde Wörter vermeiden wollen, und solche dafür gesetzt, die ganz ungewöhnlich sind, z. B. im ersten Band S. 281 als er die Truppen b e f a h l (kommandirte) — und doch ist das Wort Kommando beybehalten worden. Ueberhaupt hat es oft das Ansehen, als wären die Uebersetzungen von einem Ausländer gemacht, der in der deutschen Sprache noch nicht völlig geübt wäre.

Sa.

Lava-

Lavaters Protokoll über den Spiritus Familiaris Gablidone. Mit Beylagen und einem Kupfer. Frankfurt und Leipzig, 1787. 6 Bogen, 8.

Ein neuer Beweis von Lavaters (nicht kindlicher, sondern kindischer) Leicht- und Schnellgläubigkeit, seinem Hange, alles was nur irgend den Schein des Wunderbaren hat, ohne weitere Untersuchung, für Wirkung übernatürlicher Kräfte anzunehmen, und es sogleich der Welt, oder wenigstens der großen Schaar seiner Auserwählten, mit einem Ecce, novum miraculum! als einen Gegenstand der Bewunderung und Glaubensübung vorzulegen. Der Herausgeber verdient für die öffentliche Bekanntmachung dieses schon lange im verborgenen, besonders in Lavaters vertrautem Zirkel, herumgegangenen Lavaterschen Aufsatzes wirklich Dank. Solche Possen und Gaukeleyen schaden mehr, wenn sie im Manuscript als eine Seltenheit mit geheimnißvoller Miene von Hand zu Hand gegeben werden. So bald sie durch den Druck für jedermann feil werden, verlieren sie auf einmal ihren eingebildeten Werth. Man belacht sie einen Augenblick, und vergißt sie dann auf immer. Die geschwornen Vertheidiger Lavaters aber, die jede seiner Schwächen, jede, selbst die unverzeihlichsten Uebereilungen beschönigen und rechtfertigen, werden hier keine leichte Arbeit bekommen. Der Betrug ist eben so offenbar und in die Augen springend, als seine Leichtgläubigkeit, und sein Eifer, dieses äusserst abgeschmackte Zeug bekannt zu machen, unbegreiflich ist. Die Sache selbst diese.

Ein Graf von Th. in W. (s. Berl. Monatsschrift Febr. 1788. S. 172.) ein Herr von dem besten Herzen, aber mit einem großen natürlichen Hange zur Schwärmerey, war wegen seines Standes, seiner Denkungsart, und seiner Verbindungen gewissen Leuten wichtig genug, um sich an ihn zu drängen, und seine schwache Seite zu nutzen. Zur Mittelsperson wählten sie einen gemeinen schlechten Abentheurer, der ehedem ein Taschenspieler gewesen war, und von dem Grafen selbst für einen niedrig denkenden unwissenden Kerl erkannt wurde. Dennoch ward er für das Organ eines Geistes ausgegeben, und als solches geehrt und geschätzt. Der Geist Gablidone, der durch ihn redete, stand (wie er sagte) seit 10 Jahren in genauer Verbindung mit ihm. Er

rühmte sich einer anschauenden Erkenntniß desselben, und konnte es unter andern wahrnehmen, wenn der Geist den Namen Jesu küßte. Weil er seine Aussprüche in Zahlen vortrug, so ward er der Rechner genannt. Er versprach, den Grafen, in den Orden der Magier aufzunehmen; allein er machte so viel Anstalten und Vorbereitungen, und fieng, wenn nur das geringste vorgebliche Versehen geschehen war, die ganze Verhandlung wieder von vorne an, so daß er endlich nach 12 Jahren starb, ohne daß der Graf seine Absicht erreicht hatte. Auf einer Reise in die Schweiz 1781 besuchte der Graf Lavatern, und bat ihn um sein Urtheil über Kabbala und Magie. Statt ihm die Thorheiten und Gefahren, die mit diesen Gaukeleyen verbunden sind, einleuchtend zu machen, ließ sich Lavater lehrbegierig alles von Gablidone und Masson erzählen, faßte den Unsinn in ein weitläuftiges Protokoll zusammen, und sandte es, gleich als ob es die wichtigsten, authentischsten Nachrichten enthielte, an den Zirkel seiner Anhänger herum. So ist dieser Aufsatz, der von dem Herausgeber bekannt gemacht wird, entstanden. Die Einleitung, mit der er ihn begleitet, verdient gelesen und beherzigt zu werden.

Wir zeichnen aus dem Lavaterschen Protokolle einige der merkwürdigsten Stellen, mit Lavaters Worten des Verfassers aus.

Gablidone gab sich durch den Mund des Rechners für den vor Christi Geburt schon abgeschiedenen Geist eines jüdischen Cabbalisten oder Magiers aus. Seine Beschäftigung mit magischen Wissenschaften, sagte er, habe ihm den bittersten Haß, besonders von seinem Vater, zugezogen, und er, aufgebracht von dem verfolgenden Ueberfall seines Vaters, der ihn eben in einer magischen Operation beschäftigt fand, habe ein magisches Schwerdt, dessen bloßes Aufheben gegen einen Menschen ohne weitere Berührung schnell tödtend gewesen, gegen seinen Vater aufgehoben, und ihn auf der Stelle getödtet; dafür sey er nach seinem Tode mit der Buße belegt worden, acht Rechnern oder ähnlichen Magiern viele Jahrhunderte jedem in besonderen Stunden zu Gebote zu stehn, und ihnen auf alle Fragen, die sie thun würden, ohne auf irgend eine Weise diese Fragen selbst zu veranlassen, oder ihren freyen Willen zu lenken, nach bester Möglichkeit und nach vorgegangenen gewissen Ceremonien zu antworten oder sonst

zu

[illegible]. Es wären neben ihm noch sechs, mithin sieben solche dienstbare Geister, die über und unter sich jeder eine Menge anderer hätten, die entweder von ihm, oder von denen er abhange. Einer davon habe dem Mahomed als Taube, ein anderer beym delphischen Orakel Dienste geleistet. (Solche kindische und doch äußerst verfängliche Fragen kann Lavater seinen Freunden mit der ernsthaftesten Miene erzählen, ohne das geringste dabey zu erinnern. Wortkargheit kann doch gewiß nicht der Grund davon seyn.) Der Graf fragte den Rechner bald lateinisch, bald griechisch, bald englisch, bald hebräisch; in welcher Sprache sie sprachen, in derselben war auch die Antwort dictirt. (Das wäre freylich kein kleines Wunder, wenn die Sache wirklich an dem wäre, oder, gesetzt auch, daß sie ihre vollkommene Richtigkeit hätte, wenn bewiesen werden könnte, daß der Rechner die vielen Ceremonien und Umschweife, womit er alles, was er that und sprach, begleitete, und die vergönnte Zwischenzeit, nicht dazu gebraucht habe, sich bey den Personen, von denen er höchst wahrscheinlich nichts als der Abgesandte war, Raths zu erholen.) Wenn etwas verlohren gegangen, so sagte ihnen Magnanephton (der magische Name des Rechners: die Veränderung des Namens ist bekanntlich ein altes Herkommen in der weitläuftigen Familie der Magier, Kabbalisten, Goldmacher, Taschenspieler, Beutelschneider u. s. w.) sogleich, wo es war, wenn es nehmlich nicht gestohlen war. Denn, sagte Gablidone, es geziemet den Christen nicht, den Dieben nachzuforschen, und sich in die Versuchung zu setzen, entweder sich an ihnen zu rächen, oder das Gestohlne wieder zu verlangen. (Verzweifelt naiv! für einen so grossen Verehrer des Namens, der Person und des Kreuzes Christi (S. 37) Gablidone sich auch ausgiebt, so hält er es doch für einen erlaubten Kniff, den Bekennern seines Namens, aus zärtlicher Vorsorge für Freund Magnanephton und seine Collegen, einen blauen Dunst vorzumachen.) Gabl. konnte auch bisweilen von dem Zustand der Verstorbenen Nachricht geben. So erzählte er: jedes Individuum von Insekt oder Grashalm stehe unter der positiven Aufsicht eines Spiritus (wie sinnlos!) und dem Geiste des letztverstorbenen Kaisers Franz, sey, ohne daß er sich seiner vormalichen Kaiserschaft erinnere, die Aufsicht über alle Schneckenhäuslein vom Nord bis Süd übergeben, welche er vermittelst vieler ihm untergeordneter Geister mit aller Dexterität ver-

 walte.

walte! — Sündenbekänntnisse und Verzeichnisse und Psalmengebete müßten immer bey jeder magischen Operation vorangehen. (Wer sieht nicht deutlich die Hand, die hier im Spiele war? Wer erkennt hier nicht den Geist der schlauen, hinterlistigen Rotte, der an nichts mehr liegt, als die Geheimnisse aller Personen von Wichtigkeit und Einfluß durch alle Mittel und Wege auszukundschaften?) Der Graf und einer seiner Freunde verlangten einmal von Gablidone, er sollte sein eignes Bildniß auf Papier zeichnen. Der Geist willfahrte ihnen, und sie bekamen ein mit Wasserfarben schnell und kühn, und meines (des Hrn. P. Johann Caspar Lavater) Bedünkens, denn *** hatte es mit sich nach Zürich gebracht, um es mir zu zeigen, ganz originelles, obgleich flüchtig hingeworfenes Bild des armen Gablidone (das Bild! eines Geistes! O Lavater! O gesunde Vernunft!) ein gerade vor sich hinsehendes Sehergesicht, ein klein rund schwärzliches Käppchen auf dem Scheitel, ziemlich große, offne ungestarrte Augen u. s. w. Im Ganzen ist bey aller Rohheit, der bey Wasserfarben auf einem nicht liegenden, sondern stehenden Blatte wohl nicht auszuweichen war (Hr. Lav. vergißt, daß der Mahler ein Geist war?), das Gesicht wacker, keck, sehr natürlich und ganz anders gezeichnet, als ein gemeiner menschlicher Mahler zeichnen würde. (O Lavater, Lavater, quae te dementia cepit! Das Bild war also von keinem menschlichen Mahler gemahlt, sondern von einem Geiste, von Gablidone? Nun komme jemand, und läugne, daß Lavater der zügelloseste Schwärmer unsers Jahrhunderts sey, und behaupte, daß er den Glauben an Geisterwirkungen und Zauberey nicht habe, daß er ihn nicht, so viel bey ihm steht, in andern zu nähren und zu verbreiten suche?)

Der König von Preussen hat auch einen Rechner gehabt, der ihm im vorletzten Krieg (dieser Aufsatz ist 1781 geschrieben) erstaunliche Dienste geleistet haben soll. Die Geister waren ihm sehr gewogen, nun aber haben sie ihn, weil er überhaupt keinen Glauben hat, verlassen. — Der Graf versicherte, noch eine beschmutzte Serviette zu besitzen, in der eine von einem unsichtbaren Wesen eingebrannte Menschenhand sichtbar sey. Vom Magnanephron habe er den Talisman noch bey seinen Lebzeiten erhalten, aber zur wirklichen Rechner- oder Meisterwürde fehle ihm nur noch

[illegible] magische Instruction, die er nach Gablidones Aussage, von einem andern Magus, dessen magischer Name Masson sey, erhalten würde. — Die Erscheinung dieses Masson hat der Graf bis jetzt, aber leider! vergeblich erwartet. — Solche elende, die menschliche Vernunft schändende Possen konnte [illegible] sich erzählen lassen, aufschreiben, und als merkwürdige Nachrichten an seine Freunde schicken? Die Beylage B enthält eine buchstäbliche Probe von der vorgeblich überirrdischen Weisheit und dem hohen Sinn des Gablidone. Aus den von ihm dictirten Papieren gezogen, wovon wir auch unsern Lesern etwas mittheilen wollen.

„Damit ihr wisset, daß auch aus der Verdammniß eine Erlösung sey, und diese, habe ich gesagt, müsse wider den Willen der Gottheit geschehen, das ist, wie der höchste Magus (Gott Christus seyn. Mahomed war, wie wir eben gehört haben, auch ein Magus, also mit Christus von einer Categorie, und dieser letzte nur im Rang über ihm!) „[illegible] Menschheit durch die Welt hat kommen müssen, so „war eine Vorhölle, darinn war kein Unterschied; und wie „in einer [illegible] Gnadenzeit die Gefangenen pflegen los„gelassen zu werden, so war damals das göttliche Beyspiel, „und weil dazumal nur ein Ostopfer, und die Menschen so „[illegible], so ist der magische Gott in die Hölle gestiegen, „und hat die Väter, die nach ihm sämmtlich geseufzt, erlöset, „und diese Vorhölle, woraus sie erlöst worden, ist nun zum „zweyten Ort, nämlich zum *Purgatorium* geworden, und „der Verdammnißort würde erst nach seiner Himmel„fahrt gemacht. Die Gottheit, sagen die Magi, und ich „glaube es auch, bestehet [illegible] in einem △, welcher „eines in sich Körperliches ausmacht. Der Geist, sagt „die gesammte Magie, es wird ein □ aus diesem △ ent„stehen, so hin muß ein Theil dermaleinst aus diesem △ in „einen Körper ausgehen, welcher zur weitern Erlösung, „wenn dies alles aufgehört, dienen muß. Data weiß die „gesammte Gottheit nichts davon" (aber Gablidone weiß es?) „und wenn also eine nochmalige Erlösung nach aller ma„gischer Meynung dereinst unfehlbarlich und wahrhaft im „Vorderheil zu ergründen, so, sage ich, ist noch eine „Gnadenzeit für die Verdammten, dahin verweise ich ihre „Erlösung, und nach dieser wird keine Verdammniß mehr seyn.

„Es

„Es wird auch diese kleine ohne Ausführung derer Texten an„gebrachte Explication in manche Gedanken verleiten: und „wer viel eingesehen, wird nichts begreifen." (Ein schöner Trost!) „Sohin wird er nicht in Abrede stellen, daß „ich recht gehandelt habe, wenn ich sage, sie werden wider „den Willen der Gottheit erlöset werden; denn wenn „zum erstenmale die zweyte Person den Kelch von sich schaf„fen könnte, so wäre die Erlösung im Willen der Gottheit „richtig; der Vater hat müssen Gewalt anthun, und „hernach ist es allererst vollzogen worden. Nun zeugen alle „Cherubinen und Seraphinen: der Geist wird zwiefach das „△ in das □ stellen, und oben im Spitz die Theilung durch „einen liegenden Strich machen."

Kann man sich abgeschmacktern Unsinn und rasendere Gotteslästerungen denken? So tief konnte Lavater sinken, so sehr Vernunft und Anstand verläugnen, daß er der Anpreiser solches schändlichen Unsinns wurde! Das beygefügte Kupfer soll den Grafen von Th. vorstellen, sieht ihm aber, wie der Herausgeber versichert, gar nicht ähnlich. Um die Figur herum sieht man eine Menge mystischer Zeichen und Symbole, deren Deutung wir andern überlassen, und verschiedene Deutungen, die uns hierbey einfielen, lieber unterdrücken. Der Graf in sitzender Stellung streichelt einen Löwen. Auf einem ruhigen Meere schwimmt ein Delphin: darüber steht ein Regenbogen mit dem Worte Mapaz, ein Adler mit einem Zweige und dem Worte Virns, eine Pyramide mit Characteren, ein Schwerdt mit der Zahl 45, eine Harmonika u. s. w. Diese letztere dient zum Beweis, daß die magischen und mystischen Betrüger nichts unbenutzt lassen, was ihre Herrschaft über schwache, leicht bewegliche Personen verstärken kann. „Dieses Instrument, sagt die Erklärung, „wie sie von den Anhängern der Sache gegeben wird, ist bey „der Arbeit nöthig." Welches jeder leicht begreifen wird, der die Wirkung dieses Instruments kennt. Auch Mesmer bediente sich desselben. S. Berl. Monatsſ. Febr. 1788. und Herrn Röllig's merkwürdiges Fragment über die Harmonika. Berlin 1787. Man hat dem Rec. versichern wollen, Herr Röllig selbst sey damals mit seiner Harmonika bey den Naepharolon gewesen, wohin sich auch das beziehe, was Herr Röllig im gedachten Fragment von einer merkwürdigen mystischen Einweihung sagt, wobey er mit seiner Harmonika

monika gebraucht worden. Ob es wirklich so ist, kann der Rec. nicht entscheiden.

Za.

Magdeburgisches Magazin vom Jahre 1786. Magdeburg, in der Pansaischen Buchdruckerey. 4.

Recensent hat nur die drey letzten Quartale dieser Wochenschrift vor sich liegen, welche im Jahr 1786 wöchentlich in zwey Blättern von einem halben Bogen herausgekommen ist, aber auch bereits in dem nehmlichen Jahre (wie wir am Schluß aus einer Anzeige ersehn), vermuthlich aus Mangel von Pränumeranten wieder aufgehört hat. Indessen versprechen die Herausgeber sie wieder anzufangen, und nur eine Pause zu machen, um Materialien zu sammlen.

Eine solche Wochenschrift muß aus einem ganz anderen Gesichtspunkte, wie eine andere periodische Schrift betrachtet werden. Sie soll nicht die Masse der menschlichen Kenntnisse vermehren, neue Wahrheiten hervorbringen, sondern nur den schon vorhandenen Vorrath der eigentlichen Litteratur (so wie der hausirende Krämer die Waaren einer Fabrik) durch Detailhandel im Publico verdebitiren; sie soll gewisse Kenntnisse aus den höhern Regionen der Gelehrsamkeit in das bürgerliche Leben herabziehen, und wie weiland Socrates, die Weltweisheit vom Himmel herab zu den Sterblichen rufen; dabey Sittenlehren mit mehreren Vehikeln ins menschliche Herz hineinbringen. Ihr Terrain ist nicht der Schreibtisch des Gelehrten; sie ist zunächst für den unstudirten Mittelstand, muß aber auch selbst für den Handwerker nicht unverständlich seyn. Je mehr sie in Wein- und Bierhäusern, in Clubs und Wochenstuben, auf Hochzeiten und in Gildegelagen sich herumtreibt, je mehr dieser oder jener Aufsatz derselben das Gerede des Tages ist, desto größer ist ihr Verdienst. Gemeinnützigkeit, Mannichfaltigkeit, Localität, Faßlichkeit und Anmuth im Vortrage, mit einer nicht zu gedrungenen Kürze, müssen also ihre wesentlichen Eigenschaften seyn. Eine Wahrheit, eine Notiz kann tausendmal gesagt seyn, und sie ist für den bey weitem größten Theil ihrer Leser noch neu. Nach diesem Maaßstabe muß sie denn auch von der Kritik gemessen

messen werden, und darnach finden wir dieses Werk sehr zweckmäßig eingerichtet. Nur hätte man wohl gethan, die Manier anderer dergleichen Wochenblätter nachzuahmen, und sie mit einem Intelligenzblatt zu verbinden. Diese Verbindung hat in manchen Ländern unglaublich viel Nutzen gestiftet; Kenntnisse aller Art haben sich so gleichsam durch eine Hinterthür eingeschlichen, und die Philosophie kam unter einer fremden Firma ins Comptoir des Kaufmanns, der nur nach mercantilischen Neuigkeiten suchte.

Die Ueberschrift einiger Aufsätze wird unsere Behauptungen schon zum Theil rechtfertigen.

Ein Spaziergang am Wärder. Ueber Magdeburg und dessen ältere Geschichte. Erfindungen und frühere Geschichte des Getraidebaues. Desgleichen einige Erzählungen und Anecdoten. Soldatenlied für das Lengefeldische Regiment. Am Geburtstage Friedrichs des Zweyten. Freudenlied der Preußen. Ueber die Bepflanzung der Heerstrassen mit jungen Obstbäumen. Rollens Leben. Ueber die Behauptung: man muß die Jugend austoben lassen. Holdefreunds Nachricht von einem bey dem Dorfe Ansleben entdeckten Begräbnißhügel. Einige Fabeln. Magdeburgische Anecdoten. — Ueber das frühzeitige Begraben. Ueber die Erleuchtung Magdeburgs. Saldern. — Verschiedene Briefe über Magdeburg (die wohl interessanter seyn könnten, wenn der Verfasser sich mehr um Materialien bemühet hätte). — Geschichte des Wittenbergischen Vielfrasses, Jacob Kahle. — Ueber die Luftschiffkunst, von Montgolfier. — Vom Ursprung der Kartoffeln und deren Verbreitung. — Ueber den Winteraufenthalt der Schwalben. — Ueber vorsichtiges Verhalten beym Gewitter. — Der Landmann in Preußen ist der glücklichste unter allen Landleuten in Europa. — Vorschlag zu einem kleinen deutschen Wörterbuch für Deutsche. Anwachs der preußischen Monarchie unter dem Hause Hohenzollern. — Auszug aus der Kriegsgeschichte Magdeburgs im dreyßigjährigen Kriege, (diese Geschichte hätten wir ausführlicher erwartet, da der Verfaßer an Ort und Stelle dazu die Materialien leicht auffinden konnte. Interessant war uns die Anecdote von dem bekannten Otto Guericken, der damals Rathmann und Ingenieur war. Seine Gefangenschaft ward dadurch sehr leidlich, daß er einem kaiserlichen Officier eine Taschenuhr repariren konnte. Von den wenigen

in

in den Dom geflüchteten Einwohnern, die Tilly verschonte, verloren doch noch mehrere bey dem Transport ins Lager das Leben; andere wurden unterwegens auf den Dörfern als Sclaven verkauft. Die benachbarten Gegenden kauften auf diese Weise viele Magdeburger an sich, und schenkten ihnen die Freiheit. — Die ganze aus Magdeburg zusammengebrachte Beute ward doch noch endlich ein Raub des Feuers, das im Tillyschen Lager ausbrach. — Als sich auf den Ruinen einige Einwohner wieder anbaueten, war die Hungersnoth zu Zeiten so groß, daß die Aermeren Aas vom Schindanger holten, und es verzehrten. Doch erholte sich der Ort unter fortwährenden Bedrängnissen ziemlich bald, insonderheit auch durch die großen auswärtigen Collecten). Beschreibung einer Brockenreise. — Aufklärung und Bildung der Deutschen durch Karl den Großen. — Vom Ursprung und Verbreitung des Kaffee. — Nachricht von den Magdeburgischen Armenanstalten. — Warnung vor giftigen Kräutern. — Charakterzüge aus dem Leben Friedrich II. — Ruhm des menschlichen Verstandes aus den Erfindungen. — Erfindung der Steinpappen in Schweden. — Anfang der Lehre Luthers in Magdeburg. (Nachdem ein Magdeburgischer Mönch, Namens Miriz, ein Schuster Friz Hans, ein Halberstädtischer Prediger und ein Helmstädtischer Mönch die Sache vorbereitet hatten, kam ein alter Tuchmacher nach Magdeburg, der sich unweit der Statue Kaisers Otto hinsetzte, und Luthers Lieder sang und verkaufte. Da ihn die katholische Parthie im Rathe arretiren ließ, kam es zum Aufstande, und dadurch zur Reformation. — Nur der Dom und die Schuster blieben noch katholisch. — Als Luther in Magdeburg predigte, hängten sich die Zuhörer an den Fenstern, weil die Kirche nicht mehr fassen konnte.) — Vorschläge wider das Rauchen der Küchenschornsteine. — Friedrich Wilhelm, der Deutsche.

Gerne hätten wir einige Nachrichten über den ältern Nahrungs- und Gewerbezustand, insonderheit die Handlung von Magdeburg, zumal in hanseatischen Zeiten (wovon ungeachtet der Zerstörung, ein aufmerksamer Beobachter an Ort und Stelle doch noch wohl etwas Merkwürdiges hätte auffinden können) in diesem Wochenblatte gelesen; es ist jedoch dies Fach bisher ganz leer geblieben.

Pe.

Blätter vermischten Inhalts. Erstes Heft. Oldenburg, 1787. 96 Seiten, 8. Zweytes Heft. 84 Seiten.

Ein neuer Zuwachs zu den Zeitschriften unsers Jahrzehents. Diese Blätter werden besonders für Bürger und Landmann abgefaßt — nicht unlöblich, aber wegen des herabzustimmenden Styls auch nicht leicht. Die Absicht geht dahin, über Gesinnungen, Handlungen, Gewohnheiten, Aberglauben, Irrthümer, Grundsätze der Erziehung der Kinder Bemerkungen mitzutheilen, mit den brauchbaren Werken der Natur und Kunst die Leser bekannt zu machen, von den Mitteln zur Gesundheitspflege, von Verbesserungen der Künste, Gewerbe und andern zweckmäßigen Sachen Nachrichten zu geben. — In diesem Hefte finden sich 11 Aufsätze: 1) Ueber zwey neue Oldenburgische Verordnungen das Armenwesen und den Proceß betreffend. 2) Aus der letzten ein Auszug dessen, was die Partheyen angeht. 3) Ein paar Bemerkungen für die Armenväter, vom Hrn. von Halem. Sie müssen nämlich besonders dahin sehen, daß Handwerker, Taglöhner durch Krankheit nicht in tiefste Armuth gerathen, daß letztere von ihrem Sommerverdienst zur Winternahrung ersparen, und sie müssen zweytens die Armen zur Arbeit anhalten, der Faulheit mit Ernst Grenze setzen. 4) Ueber Hauscuren und Hausmittel in dasigen Gegenden, vom Hrn. D. Gramberg. Die Cur des Scharlachfiebers wird hiebey sehr gut vorgetragen, und nachher jedes Hausmittel beurtheilt, welches der gemeine Mann anzuwenden pflegt. — Ein sehr guter Aufsatz. 5) Von den Fehlern der Kinderzucht (aus Feddersen's Sittenbuch). 6) Kurze auf Erfahrung gegründete Anleitung zur Bienenzucht, vom Hrn. Forstmeister Ahlers, wozu eine Kupfertafel gehört. Man kann die Kunstgriffe der Bienenwärter daraus sehr gut erlernen, welches der Zweck dieser Abhandlung war. 7) Was der alte Jürgen sagt — Sehr vernünftige Klugheitsregeln für den Landmann, größtentheils aus dem Philosophen für die Welt. 8) Erzählung von einer großen Wasserfluth. 9) Tabelle über das Verhältniß des Oldenburgischen kleinen Courants gegen Gold. 10) Geschichten zum Nutzen und Vergnügen aus Gözens Allerley. 11) Rechtskräftige Entscheidungen um die Leser mehr Vorsicht in bürgerlichen Geschäften zu lehren, vor unnützen Kosten

Kosten zu warmen u. s. w. vom Hrn. v. Halem. 12) Ist noch eine Einladung zum Einsenden zweckmäßiger Aufsätze.

Im zweyten Heft sind folgende Aufsätze: 1) Die Menschen werden besser, gegen den gewöhnlichen Ausruf bejahrter Menschen, daß die Vorzeit besser war. Man trifft richtige Beurtheilung darin an. Indessen hat jede Sache ihre verschiedenen Seiten, welche man betrachten kann. Daß es jetzt in der Welt manchen Betrachts sicherer und besser wohnen sey, als vor mehrern Jahrhunderten, müßte nur der bezweifeln, welcher der Geschichte ganz unkundig ist; allein in allen Gegenden und Ländern kann dieß wohl nicht zutreffen, man müßte sonst alles für Fabel halten, was die neueste Geschichte sagt. Also wäre dieß besser seyn, doch nur lokal, so wie es ist. 2) Ueber einige Nachläßigkeiten und Fehler der Eltern in der Erziehung, welche auch der geschickteste Lehrer nicht wieder gut zu machen im Stande ist. — Die Eltern verbergen ihre eignen Fehler vor den Kindern nicht, und diese ahmen jene nach. Sehr wahr gesagt von Hrn. Kandidat Ueltzen. 3*a*) Eine Berechnung, wie sich eine verhältnißmäßige Anzahl Heidschaafe gegen hiesiges Hornvieh in einem Jahre benutzen lasse, vom Hrn. Kammerrath Meier. — Unter gleichen Umständen des guten Gedeihens bringt das Hornvieh aller Orten mehr Nutzen als die Schaafe. 3*b*) Berechnung wegen Gebrauch der Zugochsen gegen Pferde, aus sichern Erfahrungen, von Ebendemselben. — Die Ochsen haben in Gegenden, wo sie so gut als Pferde gebraucht werden können, unleugbare Vorzüge. 4) Krankheit aus Aberglauben. Eine Krankengeschichte von Hrn. D. Gramberg, welche beweiset, wie schädlich der Aberglaube und wie wirksam die Einbildungskraft auf die körperlichen Kräfte sey. — Sehr trefflich, den Landmann auf die Folgen seines Aberglaubens aufmerksam zu machen. 5) Nachricht von dem Anbau neuer Wohnungen oder Kötherenen in der Voigtey Zwischenache vom Hrn. Justizrath von Negelein. 6) Anfrage, wie der Hanf am vortheilhaftesten und besten gebaut und bearbeitet wird. 7) Fortsetzung des 1. Art. im 1. Heft. 8) Nachrichten von rechtskräftigen Entscheidungen zu Nr. 2. des 1sten Hefts vom Hrn. Kanzleyrath von Halem. 9) Wie entstehen Gewitter, und wie hat man sich bey denselben zu verhalten? Ein sehr unterrichtender Aufsatz vom Hrn. Subkonrektor Kruß, dessen Fortsetzung folgen wird. 10) Ueber und wider den Glauben an Gespenster. Ein Gespräch und eine

Erzählung. 11a) Trompeterdurst der Vorzeit. 11b) Frauendurst nach dem Kirchgange, aus alten Nachrichten. 12) Mittel, die Garben auf dem Felde gegen Regen zu schützen, aus Campens Reise. 13) Anfrage wegen der Stallfütterung und des Hockenpflugs.

Man muß gestehen, daß dieß eine sehr nützliche und unterhaltende Sammlung ist. Die beyden ersten Hefte enthalten sehr gute Abhandlungen, welche frey von Prätension und Gelehrtentand, für den schlichten Menschenverstand eigentlich bestimmt sind.

J.

Nachrichten.

Was schon längst in dieser Bibliothek gewünscht worden ist, nämlich ein möglichst vollständiges Verzeichniß aller einzelnen historischen Abhandlungen und Aufsätze in unsern zahllosen periodischen Schriften, scheint endlich in Erfüllung gehen zu wollen. Mit Vergnügen erwähnen wir daher der Ankündigung eines Repertoriums über die allgemeinern deutschen Journale und andere periodische Sammlungen für die Erdbeschreibung und Geschichte von Herrn J. S. Ersch in Jena. Die geographischen und historischen Aufsätze sowohl, als auch kürzern Nachrichten die in den Journalen enthalten sind, werden theils nach einer bequemen geographischen, theils nach alphabetischer Ordnung registriret, und wo es nöthig ist, mit kurzen Anmerkungen begleitet.

* * *

Die verwittwete Frau Pastorin Patzke, zu Magdeburg kündigt einen Band von ihres verstorbenen Ehemanns vorzüglichsten ungedruckten Predigten auf Pränumeration an.

Beför-

Beförderungen.

1788.

Der zweyte Lehrer der Arzneykunst zu Bützow, Hr. Hofrath Spangenberg, ist mit einer ansehnlichen Gehaltsvermehrung und mit Vorbehalt seiner Professur und Ancienetät, als Leibarzt der verwittweten Herzogin von Meklenburg nach Rostock abgegangen.

Hr. Professor Hasse zu Königsberg ist, mit Beybehaltung seiner orientalischen Professur, zum vierten Professor der Theologie, mit Zulage, ernannt worden.

Die erledigte Stelle des verstorbenen Professors Gattenhof in Heidelberg ist durch Hrn. Succarini, Doktor und und bisherigen Oberamtsphysikus zu Mosbach in der Art besetzt worden, daß künftig Hr. Professor Tebel Chemie und medicinische Materie, Hr. Professor Oberkamp Physiologie und Pathologie, Hr. Professor May Praxis und Hebammenkunst, und Hr. Succarini Chirurgie, Anatomie und Botanik vortragen werden.

Hr. Professor Hagemann geht als wirklicher Hof- und Kanzleyrath in die Königl. Justizkanzley nach Celle.

Todesfälle.

1788.

Am 25sten Februar starb in Prag Hr. Johann Joseph Trottmann, Doktor der Rechte und ordentlicher Professor der praktischen Rechtsgelehrsamkeit, wie auch Königl. Fiskaladjunct, im 43sten Jahr seines Lebens.

Am 28sten Februar starb zu Königsberg in Preußen Hr. D. Andreas Johann Orlowius, erster ordentlicher Professor der Arzneywissenschaft, als Rektor der Universität, in seinem 53sten Lebensjahre.

Im Februar starb zu Greifswalde Hr. D. Bernhard Friedrich Quistorp, erster Professor der Theologie bey dortiger Universität und Generalsuperintendent über Schwedisch-Pommern und Rügen, im 70sten Jahr seines Alters.

Am 2ten März starb in Zürich Hr. Salomo Geßner, der größte deutsche Idyllendichter, im 58sten Jahr seines Lebens.

Am 10ten März starb der durch einige Schriften lateinischen und andern Inhalts bekannte Stadtpfarrer zu Alsfeld im Hessischen und Inspektor der dazu gehörigen Diöces, Herr Johann Georg Gottlieb Schwarz, ehemaliger außerordentlicher Professor der Theologie und Prediger zu Gießen, in einem Alter von 54 Jahren.

Zu Anfang des Aprils starb, viel zu früh für Unterricht und Aufklärung, Hr. Philipp Julius Lieberkühn, zweyter Inspektor der evangelischen Schulen und Rektor des Elisabethanischen Gymnasiums zu Breslau, in seinem 34sten Lebensjahr.

Druckfehler.

Im LXXX. Bande I. Stück.

Seite 130. Zeile 7. von unten Kotzenbue l. Kotzebue.

Im LXXX. Bande II. Stück.

S. 433. Z. 17. Donner l. Dorner. S. 575. la Harpus l. la Harpe's.

